Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde : Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten

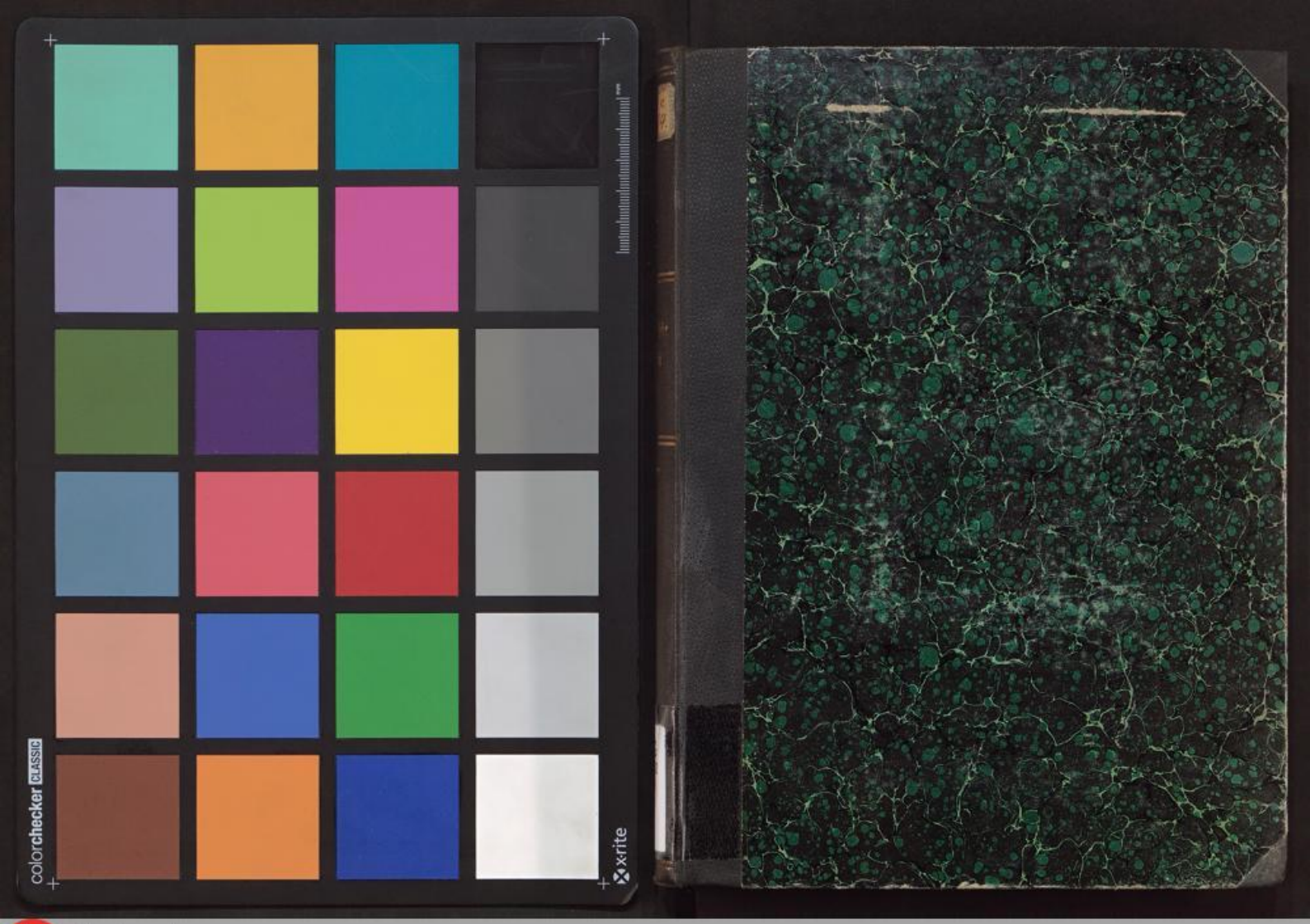
1910

Perthes, Bernhard

Gotha, 1910

urn:nbn:de:gbv:46:1-16171

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

V. 2. c 3484

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde

Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten

Unter Mitwirkung der

Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland

und der

Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland

und in Verbindung mit

Albert Bachmann-Zürich, Otto Behaghel-Gießen, Gustav v. Bezold-Nürnberg, Alois Brandl-Berlin, Felix Dahn-Breslau, Kuno Francke-Cambridge (Mass.), Paul Fredericq-Gent, Julius Goebel-Urbana, Ill., Siegmund Günther-München, Friedrich Hahn-Königsberg, Karl Theodor v. Heigel-München, Hermann v. Ihering-S. Paulo, Raimund Kaindl-Czernowitz, Hendrik Kern-Utrecht, Max Koch-Breslau, Gustaf Kossinna-Berlin, Gottfried Kurth-Rom, Karl Lamprecht-Leipzig, Marion Learned-Philadelphia, Arnold Luschin v. Ebengreuth-Graz, Georg v. Mayr-München, Eugen Mogk-Leipzig, Rudolf Much-Wien, Joseph Partsch-Leipzig, Albrecht Penck-Berlin, Johannes Ranke-München, Dietrich Schäfer-Berlin, Aloys Schulte-Bonn, Ernst Seraphim-Riga, Friedrich Teutsch-Hermannstadt, Hermann Wagner-Göttingen

herausgegeben von

Paul Langhans

Neunter Jahrgang

1910

Gotha: Justus Perthes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde

Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten

Unter Mitwirkung der

Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland und der Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland

und in Verbindung mit

Albert Bachmann-Zürich, **Otto Behaghel**-Gießen, **Gustav v. Bezold**-Nürnberg, **Alois Brandl**-Berlin, **Felix Dahn**-Breslau, **Kuno Francke**-Cambridge (Mass.), **Paul Fredericq**-Gent, **Julius Goebel**-Urbana (Ill.), **Siegmund Günther**-München, **Friedrich Hahn**-Königsberg, **Karl Theodor v. Heigel**-München, **Hermann v. Ihering**-S. Paulo, **Raimund Kaindl**-Czernowitz, **Hendrik Kern**-Utrecht, **Max Koch**-Breslau, **Gustaf Kossinna**-Berlin, **Gottfried Kurth**-Rom, **Karl Lamprecht**-Leipzig, **Marion Learned**-Philadelphia, **Arnold Luschin v. Ebengreuth**-Graz, **Georg v. Mayr**-München, **Eugen Mogk**-Leipzig, **Rudolf Much**-Wien, **Joseph Partsch**-Leipzig, **Albrecht Penck**-Berlin, **Johannes Ranke**-München, **Dietrich Schäfer**-Berlin, **Aloys Schulte**-Bonn, **Ernst Seraphim**-Riga, **Friedrich Teutsch**-Hermannstadt, **Hermann Wagner**-Göttingen

herausgegeben von

Paul Langhans

FG 0602-9

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

9. Jahrgang 1910

Gotha: Justus Perthes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Freunde und Mitarbeiter der „Deutschen Erde".

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Theobald Fischer** in Marburg a. L.
Mitherausgeber der „Deutschen Erde"
† 17. September 1910
(s. „Deutsche Erde" 1910, S. 129).

Prof. Dr. **Max Beheim-Schwarzbach** in Ostrau bei Filehne
† 22. Juli 1910 in München.

Karl Bolle in Berlin-Treptow, früher in Rio de Janeiro
† 5. September 1910.

Dr. **Viktor Hantzsch** in Dresden
† 12. November 1910.

Prof. Dr. **Ernst Martin** in Straßburg i. E.
† 13. August 1910.

Prof. Dr. **Karl Schirren** in Kiel
† 11. Dezember 1910
(s. „Deutsche Erde" 1911, S. 1).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhalts-Übersicht.

(D. d. = Deutsch.)

Aufsätze und Mitteilungen.

Allgemeines.

Familienforschung als nationale Aufgabe im Ausland. Von Dr. Ernst Devrient. 46.

Die Namen der D. bei fremden Völkern (mit 1 Karte). Von Dr. Franz Winterstein. 76.

Pflanzen- und Völkergrenzen. Von Prof. Dr. Rudolf Scharfetter. 163.

Aloys Schulte (mit 1 Abb.). Von Archivrat Dr. Hans Witte. 1.

Dietrich Schäfer (mit 1 Abb.). Von Geh. Archivrat Dr. Georg Wolfram. 65.

Ein neues Werk über Martin Behaim. Von Dr. Vikt. Hantzsch (†). 116.

Lubor Niederles Stellung zum Deutschtum. Von Prof. Julius Koblischke. 117.

Theobald Fischer † (mit 1 Abb.). Von Prof. Dr. Max Georg Schmidt. 129.

Gotha und die Deutschkunde (mit 4 Abb.). Vom Herausgeber. 133.

Anton Ohorn (mit 1 Abb.). Von Dr. Bernhard Rost. 161.

Wilhelm Groos (mit 1 Abb.). Von Geh. Ober-Regierungsrat Wilhelm Haape. 217.

Die Deutschkunde auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der d. Geschichts- und Altertumsvereine und auf dem d. Archivtag in Posen am 6.—10. September 1910. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 240.

Europa (mehrere Länder und Völker).

D. Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse (Schluß). Von Dr. Willi Peßler. 5.

Die Namen der D. bei fremden Völkern (mit 1 Karte). Von Dr. Franz Winterstein. 76.

Pflanzen- und Völkergrenzen. Von Prof. Dr. Rudolf Scharfetter. 163.

Deutsches Reich.

D. Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind. Ein Beitrag zur d. Ethnologie. (Schluß.) Von Dr. Willi Peßler. 5.

Fünfundzwanzig Jahre Wirksamkeit des Allgemeinen D. Sprachvereins (mit 1 Karte). Von Dr. Günter Saalfeld. 113.

Die Grenze zwischen D. und Tschechen im Böhmerwald. Von Dr. Max Mayr. 131.

Engadiner Auswanderung nach Deutschland. Von Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos. 142.

Über die Muttersprache der Schulkinder im Kreise Tondern I. Nach Ottsen. 13.

Wallonen und Flamen in Stade. 13.

Der angeblich slawische Ursprung Ruhlas. Von Prof. Dr. Fuckel. 24.

Die Wenden im „Posener Weinland". 24.

Die Tätigkeit der Kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Moritz Gehre. 89.

Gotha und die Deutschkunde (mit 4 Abb.). Vom Herausgeber. 133.

Die Namen der Havel als geschichtliche Zeugnisse. Von Prof. Julius Koblischke. 148.

Märkisch-westfälische Ortsnamen. Von Prof. Dr. Theodor Imme. 151.

Der Einfluß der d. Literatur auf die amerikanischen Zeitschriften. Von Prof. Dr. Albert Beyer. 155.

Germanische Siedlungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Bericht des Ptolemäus. Von Prof. Dr. Ludwig Schmidt und Prof. Friedrich Langewiesche. 194.

Die d. Wesserorte. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 195.

Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 195.

Die Deutschkunde auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der d. Geschichts- und Altertumsvereine und auf dem d. Archivtag in Posen am 6.—10. September 1910. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 240.

Österreich.

D. Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse (Schluß). Von Dr. Willi Peßler. 5.

Zur Sprach- und Schulkarte von Mähren und Schlesien (mit 1 K. u. 3 Abb.). Von Dr. Franz Perko. 9.

Was leisteten die D. in Österreich für ihr Volkstum im Jahre 1908, was ihre Gegner? (mit 1 Karte). Von Karl Reinold. 98.

Die Grenze zwischen D. und Tschechen im Böhmerwald. Von Dr. Max Mayr. 131.

Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der D. in Mähren und Schlesien. Von Prof. Dr. Hugo Herz. 167.

Die Iglauer Sprachinsel. Von Dr. Ant. Altrichter. 219.

Zur Geschichte der d. Siedlungen und des d. Rechts in Polen und Galizien. Von Prof. Dr. Raimund Kaindl. 226.

Erfolge des Deutschtums in der Bukowina. 149.

Der niederösterreichische Tschecheneinschlag. Von Leopold Ricek. 196.

Benachteiligung der D. Niederösterreichs auf dem Gebiet des staatlichen Mittelschul- und Lehrerbildungswesens gegenüber Polnisch-Galizien und Tschechisch-Böhmen. Von Leopold Ricek. 241.

Ungarn.

Das Verbreitungsgebiet der d. Sprache in Westungarn (mit 4 Karten). Von Dr. Richard Pfaundler. 14, 35, 67, 134, 175, 221.

D. Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse (Schluß). Von Dr. Willi Peßler. 5.

Lutz Korodi (mit 1 Abb.). Von Saxo-Hungaricus. 33.

Die D. in Syrmien. 90.

Statistische Übersicht über die Bevölkerungsbewegung in der Gemeinde India, Kom. Syrmien. Von cand. jur. Stefan Kraft. 152.

Die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos. 199.

Schweiz.

Engadiner Auswanderung nach Deutschland. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos. 142.

D. Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse (Schluß). Von Dr. Willi Peßler. 5.

Italien.

Hohenstaufische Denkstätten in Apulien (mit 9 Abb.). Von Geh. Archivrat Prof. Dr. Walter Friedensburg. 82.

Das Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom (mit 1 Abb.). Von Geh. Archivrat Prof. Dr. Walter Friedensburg. 57.

Die d. Nationalkirche Santa Maria dell'Anima in Neapel (mit 1 Abb.). Von Geh. Archivrat Prof. Dr. Walter Friedensburg. 57.

Frankreich.

Das Deutschtum in Paris. Von Prof. Dr. Heinrich Schoen. 48, 72.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Niederlande.

Wallonen und Flamen in Stade. 13.

Dänemark.

Das Barbarossa-Lied auf Island (mit 1 Notenblatt). 21.

Schweden.

D. Niederlassungen in Schweden. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 56.

Rußland.

Die d. Literatur zur allgemeinen Geschichte der Wolgakolonien. Von Dozent Adolf Lane. 18, 53.

Die Bereſaner d. Kolonien in Südrußland (Fortſetzung). Von Pater Konrad Keller. 104.

Die d. katholiſchen Kolonien auf der Bergſeite der Wolga in Rußland. Von Pater Konrad Keller. 184.

Zur Geſchichte der d. Siedlungen und des d. Rechts in Polen und Galizien. Von Prof. Dr. Raimund Friedr. Kaindl. 226.

D. Tuchmacherkolonie in Poltawa. Von C. E. Gleye. 24.
Die d. Slobode in Moskau. Von C. E. Gleye. 56.
D. Adel in Rußland. Von C. E. Gleye. 91.
Arbeiten des Erſten Baltiſchen Hiſtorikertages zu Riga 1908. Von Friedrich v. Keußler. 153.
Arbeiten und Ergebniſſe des Erſten und Zweiten D.-Baltiſchen Lehrertages 1907 und 1908 in Riga. Von Friedrich v. Keußler. 154.
Das livländiſche Landesgymnaſium Birkenruh (mit 1 Abb.). Vom Herausgeber. 193.

Aſien.

Die d. katholiſche Heidenmiſſion in Britiſch-Indien. Von Dr. Eduard Wagner. 232.

Das Deutſchtum in Japan. Von Prof. K. Alberti. 145.
Die Namen der D. bei fremden Völkern (mit 1 Karte). Von Dr. Franz Winterſtein. 76.

Afrika.

Die Namen der D. bei fremden Völkern (mit 1 Karte). Von Dr. Franz Winterſtein. 76.
Die D. Schule in Pretoria. Von Moritz Schanz. 115.

Nordamerika.

Prof. Fauſts preisgekrönte Arbeit „Das d. Element in den Vereinigten Staaten“ (mit 1 Karte). Von Prof. Dr. Albert J. W. Kern. 235.

Leopold Markbreit (mit 1 Abb.). Von Dr. C. E. Gleye. 97.
Namen der D. in Amerika. Von Erneſt Bruncken. 150.
Der Einfluß der d. Literatur auf die amerikaniſchen Zeitſchriften. Von Prof. Dr. Albert Beyer. 155.
Die Siebenbürger Sachſen in den Vereinigten Staaten. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos. 199.

Mittelamerika.

Eine d. Kolonie auf Jamaika. 22.
Noch eine vergeſſene d. Siedlung in Weſtindien. Von Dr. C. E. Gleye. 115.

Südamerika.

D. Kulturarbeit in Argentinien. Von Dr. Walter Hauff. 109.

Gegenwärtiger Zuſtand der d. Kolonie Pozuzo in Peru. Von A. Jentſch. 23.
Der Anteil der d. Jeſuiten an der wiſſenſchaftlichen Erforſchung Amerikas. Von Prof. Dr. Adam Klaſſert. 200.
Der Anteil der D. an der geographiſchen und geologiſchen Erforſchung der Republik Chile. Von Dr. Hellmuth Polakowsky. 243.

Statiſtik der Deutſchen.

Deutſches Reich.

Über die Mutterſprache der Schulkinder im Kreiſe Tondern I. 15.
Tätigkeit der Kgl. Anſiedlungskommiſſion in Weſtpreußen und Poſen 1909. 89.

Öſterreich-Ungarn.

Das Verbreitungsgebiet der d. Sprache in Weſtungarn. 14, 35, 67, 134, 173, 221.

Die wirtſchaftliche und ſoziale Bedeutung der D. in Mähren und Schleſien. 167.

Die Iglauer Sprachinſel. 219.

Die D. in Syrmien. 90.
Statiſtiſche Überſicht über die Bevölkerungsbewegung in der Gemeinde Indja, Kom. Syrmien. 152.
Der niederöſterreichiſche Tſchecheneinſchlag. 196.

Frankreich.

Das Deutſchtum in Paris. 48, 72.

Ruſſiſches Reich.

Die Bereſaner d. Kolonien in Südrußland. 104.
Die d. katholiſchen Kolonien auf der Bergſeite der Wolga. 184.

Aſien.

Das Deutſchtum in Japan. 145.

Amerika.

Die Siebenbürger Sachſen in den Vereinigten Staaten. 199.

Lebensabriſſe deutſchkundlicher Forſcher und deutſcher Führer im Auslande.

Mit Bildniſſen:

Aloys Schulte. Von Archivrat Dr. Hans Witte. 1.
Lutz Korodi. Von Saxo-Hungaricus. 33.
Dietrich Schäfer. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Georg Wolfram. 65.
Leopold Markbreit. Von Dr. Carl Erich Gleye. 97.
Theobald Fiſcher †. Von Prof. Dr. Max Georg Schmidt. 130.
Anton Ohorn. Von Dr. Bernhard Roſt. 161.
Wilhelm Groos. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Wilhelm Haape. 217.
Philipp Franz v. Siebold, der Erforſcher Japans. Von Dr. Viktor Hantzſch (†). 28.
Theodore Van den Broek. Von Prof. Dr. Rudolf Blume. 30.
Franz Daniel Paſtorius (1651—1719). Von Dr. Vikt. Hantzſch (†). 63.
General Peter Mühlenberg. Von Prof. Dr. Rudolf Blume. 65.
Johann Cornies. Von H. van der Smiſſen. 96.
Martin Behaim. Von Dr. Viktor Hantzſch (†). 116.
Ludwig Harms. Von Dr. Oskar Rückert. 207.

Mitteilungen der Zentralkommiſſion für wiſſenſchaftl. Landeskunde von Deutſchland.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Hahn.

1. Volkskundliche Hefte der „Forſchungen zur d. Landes- und Volkskunde“. 56.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutſchkunde.

a) Nach Stichwörtern in geographiſcher Anordnung.

Allgemeines.

Allgemeines. Geſchichte der germaniſchen Völker. 58.
—. Geſchichte der Raſſenforſchung und der Theorie der Germanenheimat. 91.
—. Die Brüdermiſſion in Wort und Bild. 91.
—. Der Getreidebau im d. und römiſchen Altertum. 92.
Allgemeines. Pläne zur Begründung oſtindiſcher Kompanien in Harburg und Stade. 92.
—. Aus germaniſcher Vorzeit. 156.
—. Die Slawen, das älteſte Volk Europas. 157.
—. Privilèges commerciaux accordés par les Rois de Portugal aux Flamands et aux Allemands. 157.
—. Miſſionsatlas der Brüdergemeinde. 201.
—. Anfänge der neuhochd. Schriftſprache vor Luther. 245.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsches Reich.

Deutschland. Römerspuren und Römerkriege im nordwestl. ~. 93.
Norddeutschland. Abarten des altsächsischen Bauernhauses. 93.
Ostmarken. Ostmärkische Städtepolitik. 94.
Preußische Ostmarken. Geschichte des d. Ritterordens. 58.
—. La Question polonaise. 158.
—. Schlesisch-polnische Grenzfehden. 202.
Ostdeutschland. Staat und Kultur im Zeitalter der ostd. Kolonisation. 120.
Westpreußen. Die Westfalen in Danzig. 94.
—. D. Besiedlung des Kreises Dirschau. 120.
Posen. D. und Polen in Birnbaum. 25.
—. XIII. Jahresbericht des Evangelischen Vereins für Waisenpflege in der Ostmark. 202.
Schlesien. Die oberschlesischen Polen 1905. 202.
—. Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. 203.
—. [D.] Geschichte Oberschlesiens. 205.
—. Die Sprache der Tiroler in ~. 247.
Deutscher Südosten. Besiedlung des d. Südostens. 60.
Brandenburg. Die Schweizer Kolonie in der Mark. 25.
Mecklenburg. Mecklenburgische Geschichte. 93.
—. Rundlinge in ~. 245.
Schleswig-Holstein. Helgoland und seine Sprache. 157.
Schleswig. Nationalitäten im Kirchspiel Diöl. 59.
—. Geschichte Nordalbingiens. 201.
—. D. oder Dänen als Gründer von Flensburg. 246.
Holstein. Holsteinische Ortsnamen. 201.
Mitteldeutschland. Siedlungskunde des Ostharzes. 201.
Thüringen. Slawische Vorposten im Herzen Mitteldeutschlands. 59.
Provinz Sachsen. Siedlungskunde des Havelwinkels. 246.
Sachsen. Geographische Studien über die Waldhufenansiedlungen in ~. 119.
Nordwestdeutschland. Germanische Siedlungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser. 119.
Hannover. Was bedeutet der Name Lüneburg? 119.
Westfalen. Die Polenfrage im Ruhrkohlengebiet. 158.
Süddeutschland. Bayrische und schwäbische Ortsnamen auf -ing und -ingen als historische Zeugnisse. 59.
Bayern. Die Ortsnamen des Aischtals. 203.
—. Die Ortsnamen des Pegnitztals und des Gräfenberg-Erlanger Landes. 203.
Baden. Die Ortsnamen des Großherzogtums ~. 247.
Elsaß. Der d. Gedanke im Elsaß von 1815 bis 1890. 25.
—. Die d. und französische Sprache im ~. 25.
—. Zur elsässischen Lage und Frage. 25.
Lothringen. Die alten Territorien des Bezirks ~. 204.

Österreich-Ungarn.

Österreich. Kolonisationstätigkeit des Hochstifts Freising in den Ostalpenländern. 26.
—. Österreich. 120.
Algäu. Die Walser im ~. 248.
Böhmen. Die Besiedlung des Böhmerwaldes. 248.
Mähren. Geschichte des [d.] Gymnasiums zu Iglau. 204.
—. Brünner Vornamen. 204.
Tirol. D. Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. 26.
—. Tirol und Vorarlberg. 204.
—. Die Sprache der Tiroler in Schlesien. 247.
Steiermark. Geschichte der [d.] Stadt Cilli. 159.
Krain. D. Volkstracht in ~. 205.
Galizien. Kalender des Bundes der christl. D. in ~ für 1910. 26.
—. Geschichte der neueren d. Ansiedlung in ~. 60.
—. Geschichte der d. Stadtverfassung Krakaus. 94.
—. Das Zisterzienserkloster Mogila als Stätte d. Kulturarbeit. 95.
—. Biala, eine d. Stadt in ~. 121.
—. Geschichte des d. Rechts in ~. 121.
—. Das d. Ansiedlerhaus in ~. 205.
—. Kalender des Bundes der D. in ~ für 1911. 248.
Ungarn. Geschichte der Stadt Weißkirchen. 61.
—. Die Heanzen. 159.
Slawonien. D. Haus- und Familienkalender für Syrmien 1910. 95.
—. Entstehung einiger d.-evangelischer Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen k. k. Militärgrenze. 121.
Siebenbürgen. Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal. 27.
—. Alte d. Bergwerkskolonien im Norden Siebenbürgens. 60.
—. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. 95.
—. Hermannstadt in ~. 159.

Übriges Europa.

Schweiz. La Suisse et la question des langues. 61.
—. Enquête en Suisse sur les régions linguistiques allemandes, françaises, italiennes et romanches. 61.
—. Les Colonies Vallaisannes de l'Oberland Bernois. 96.
—. Sind wir Deutsche? 122.
Italien. D. Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. 26.
—. D. Denkstätten in ~. 27.
—. Geschichte der d. Nationalkirche in Rom Santa Maria dell' Anima. 28
—. La casa villereccia di Sappada. 122.
—. Termini geografici dialettali di Gressoney. 206.
Rußland. „Volksfreund", ein neuer Volkskalender für die D. an der Wolga für 1910. 62.
—. Johann Cornies, Züge aus seinem Leben und Wirken. 96.
Rußland. D. Bauernkolonien in ~. 159.
Ostseeprovinzen. Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft. 206.

Asien.

Zentralasien. Mitarbeit der Brüdermission an der Erforschung Zentralasiens. 62.
Japan. Ph. Fr. v. Siebold. 28.

Afrika.

Südafrika. Die Hermannsburger in ~. 123.
—. Louis Harms als Missionsmann. 207.
—. Die Wurzeln der kapholländischen Volksüberlieferungen. 207.

Nordamerika.

Kanada. Geschichte und Tüchtigkeit des Deutschtums in ~. 208.
—. Deutschland und Kanada. 208.
Vereinigte Staaten. Drei Jahrhunderte d. Lebens in Amerika. 29.
—. History of German Immigration in the United States and Successful German-Americans and Their Descendants. 62.
—. The Life of Francis Daniel Pastorius, the founder of Germantown. 63.
—. The Mennonites of America. 96.
—. The Mecklenburg Declaration of Independence as mentioned in Records of Wachovia. 125.
—. D. Vereinswesen usw. in Neuyork. 160.
—. Pennsilvanien im 17. Jahrhundert und die ausgewanderten Pfälzer in England. 209.
—. Früchte d. Arbeit in Idaho. 209.
—. 1609—1909. The Dutch in New Netherland and the United States. 209.
—. Nationale Erziehung in den ~. 210.
—. Die D. im Bürgerkrieg. 210.
Pennsilvanien. General Peter Mühlenberg. 63.
—. Pennsilvanien im 17. Jahrhundert und die ausgewanderten Pfälzer in England. 209.
Wiskonsin. The Story of Father Van den Broek, O. P. 30.

Südamerika.

Südamerika. Das Deutschtum in ~. 211.
Brasilien. Landeskunde der Vereinigten Staaten von ~. 211.
—. D. Exporthandbuch für ~. 211.
—. D.-evangelisches Volkstum in Espirito Santo. 212.
—. D. Wirtschaft in Rio Grande do Sul. 212.
Chile. D. Kolonisation in ~. 124.

---

b) Nach den zugrunde liegenden Werken in abcischer Folge der Verfasser.

A., The Story of Father Van den Broek, P. O. 30.
Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga 1908. 155.
Baasch, Pläne zur Begründung ostindischer Kompanien in Harburg und Stade. 92.
Bakowski, Chronik von Krakau. 229.
Baragiola, La casa villereccia di Sappada. 122.
Baß, D. Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. 26.
Beck, Die Ortsnamen des Aischtals. 203.
—, Die Ortsnamen des Pegnitztals. 203.
Behaghel, Die d. Weilerorte. 195.
Bieder, Geschichte der Rassenforschung und Theorie der Germanenheimat. 91.
Biereye, Geschichte Nordalbingiens im 10. Jahrhundert. 201.
Blocher, Sind wir D.? 122.
Böhm, Geschichte der Stadt Weißkirchen. 61.
Bolle, Siedlungskunde des Havelwinkel. 246.
Brandstäter, Märkisch-westfälische Ortsnamen. 151.
Brasilien. D. Exporthandbuch für ~. 211.
Brawer, Galizien wie es an Österreich kam. 230.
Bredt, Die Polenfrage im Ruhrkohlengebiet. 158.
Broesike, Die oberschlesischen Polen 1905. 202.
Bruckner, Hermannstadt in Siebenbürgen. 159.
Bruhns, Geographische Studien über die Waldhufenansiedlungen in Sachsen. 119.
Bürger, Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile. 124.
Bujak, Studien über die Besiedlung Kleinpolens. 227.
Chmiel, Die städtischen Siegel von Krakau, Kasimierz u. Kleparz. 229.
Coolidge, Los Colonies Vallaisannes de l'Oberland Bernois. 96.
Cronau, Drei Jahrhunderte d. Lebens in Amerika. 29.
Csallner, Alte d. Bergwerkskolonien im Norden Siebenbürgens. 60.
Dachler, Die Heanzen. 159.
Dainelli, Termini geografici dialettali di Gressoney. 206.
Denucé, Privilèges commerciaux accordés par les Rois de Portugal aux Flamands et aux Allemands. 157.
Dermott, Eine d. Kolonie auf Jamaika. 22.
Dmowski, La Question polonaise. 158.
Dörrenberg, Römerspuren und Römerkriege im nordwestlichen Deutschland. 93.
Dohm, Holsteinische Ortsnamen. 201.
Eiffe, Früchte d. Arbeit. 209.
Epp, Johann Cornies. 96.
Esterreicher, Neue Quellen zur Geschichte der d. Stadtverfassung Krakaus. 94.
Estnische Gesellschaft, Verhandlungen der ~, XXII. 206.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Faust, The German Element in the United States. 235.
Fördertreuther, Die Algäuer Alpen, Land und Leute. 248.
Fries, The Mecklenburg Declaration of Independence as mentioned in Records of Wachovia. 123.
Fritze, Beiträge zur Geschichte d. Altertums. 59.
Fuckel, Der angeblich slawische Ursprung Ruhlas. 24.
Galizien. Kalender des Bundes der christl. D. in ~ für 1910. 27.
Goodnight, German Literature in American Magazines prior to 1846. 155.
Gradmann, Der Getreidebau im d. und römischen Altertum. 92.
Griebsch, Nationale Erziehung in den Vereinigten Staaten. 210.
Grünberg, Der d. Gedanke im Elsaß von 1815 bis 1890. 25.
—, Die d. und französische Sprache im Elsaß. 25.
—, Zur elsässischen Lage und Frage. 25.
Gubo, Geschichte der [d.] Stadt Cilli. 159.
Gutjahr, Anfänge der neuhochd. Schriftsprache vor Luther. 245.
Haccius, Die Hermannsburger in Südafrika. 123.
Haertel, German Literature in American Magazines 1846 to 1880. 155.
Hanslik, Biala, eine d. Stadt in Galizien. 121.
Hantzsch, Der Anteil der d. Jesuiten an der wissenschaftlichen Erforschung Amerikas. 200.
Haushofer, Tirol und Vorarlberg. 204.
Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden. 247.
Henry, La Suisse et la question des langues. 61.
—, Enquête en Suisse sur les régions linguistiques allemandes, françaises, italiennes et romanches. 61.
Heuser, Pennsilvanien im 17. Jahrhundert und die ausgewanderten Pfälzer in England. 209.
Huch, General Peter Mühlenberg. 63.
Kaemmel, Die Besiedlung des d. Südostens. 60.
Kaindl, Das d. Ansiedlerhaus in Galizien. 205.
Kalender des Bundes der christlichen D. in Galizien für 1910. 27.
Kaufmann, Die D. im Bürgerkrieg. 210.
Knötel, [D.] Geschichte Oberschlesiens. 205.
Kötzschke, Staat und Kultur im Zeitalter der ostd. Kolonisation. 120.
Kohlrausch, D. Denkstätten in Italien. 27.
Kutrzeba, Verfassungsgeschichte Polens. 228.
—, Geschichte des Handels und Kaufmannstandes in Krakau. 228.
Lane, D. Bauernkolonien in Rußland. 159.
Langewiesche, Germanische Siedlungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser. 119.
Learned, The Life of Francis Daniel Pastorius. 63.
Lothringen. Die alten Territorien des Bezirks ~. 204.
Lozinski, Geschichte der neueren d. Ansiedlung in Galizien. 60.
Lutz, Entstehung einiger d.-evangelischer Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen k. k. Militärgrenze. 121.
Marković, Die serbisch-orthodoxe Kirchgemeinde zu India im Jahre 1900. 152.
Miller, Geschichte und Tüchtigkeit des Deutschtums in Kanada. 208.
Missionsatlas der Brüdergemeinde. 201.
Mohr, Flensburgs Ursprung. 246.
Muszkowski, Die Stadtbefestigung Krakaus. 229.
Neisser, Deutschland und Kanada. 208.
Netherland Chamber of Commerce, 1609—1909, The Dutch in New Netherland and the United States. 209.
Niederle, Die slawische Welt. 117.
Oehler, Geschichte des d. Ritterordens. 58.
Österreich. 120.
Ostmärkische Städtepolitik. 94.
Ostmark. XIII. Jahresbericht des Evangelischen Vereins für Waisenpflege. 202.
Ottsen, Der Kreis Condern I. 15.
Pastor, Aus germanischer Vorzeit. 156.
Peretz, Die d. Slobode in Moskau. 56.
Peßler, Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses. 95.
Ptašnik, Geschichte des Handels und Kaufmannstandes in Krakau. 228.
Puffer, Besiedlung des Böhmerwaldes. 248.
Raditke, D. und Polen in Birnbaum. 25.
Ravenstein, Martin Behaim, his life and his globe. 116.
v. Reichenbach, Geschichte des [d.] Gymnasiums zu Iglau 1775 bis 1848. 204.
Reuter, Geschichte des Kirchspiels Viöl. 59.
Riezler, Bayrische und schwäbische Ortsnamen auf -ing und -ingen. 59.
Rio Grande do Sul. D. Wirtschaft in ~. 212.
Rossijew, D. Tuchmacherkolonie in Poltawa. 24.
Rothert, Die Westfalen in Danzig. 94.
Rothpletz, Tirol und Vorarlberg. 204.
Schmidlin, Geschichte der d. Nationalkirche in Rom Santa Maria dell' Anima. 28.
Schmidt, L., Allgemeine Geschichte der germanischen Völker. 58.
Schmidt, J., Kalender des Bundes der D. in Galizien für 1911. 248.
Schmitz, Schlesisch-polnische Grenzfehden. 202.
Schneider, Die Schweizer Kolonie in der Mark. 25.
Schonken, Die Wurzeln der kapholländischen Volksüberlieferungen. 207.
Schubert, Der niederösterreichische Tschecheneinschlag. 196.
Schullerus, Rumän. Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal. 27.
Schultz, Geschichte des Kreises Dirschau. 120.
Schultze, D. Vereinswesen in Neuyork. 160.
Schulz, Siedlungen des Warnowgebiets in Mecklenburg. 245.
Schulze, Die Brüdermission in Wort und Bild. 91.
Schwager, Die katholische Heidenmission der Gegenwart. 232.
Sellin, Landeskunde der Vereinigten Staaten von Brasilien. 211.
v. Siebold, Ph. Fr. v. Siebold. 28.
Siebs, Die Sprache der Tiroler in Schlesien. 247.
—, Helgoland und seine Sprache. 157.
v. Skal, History of German Immigration in the United States. 62.
Smid, D. Volkstracht in Krain. 205.
Smith, The Mennonites of America. 96.
Smolski, Niemcy w Galicyi. 231.
—, Kolonie i stosanki niemieckie w Galicyi. 231.
Söderberg, Handelsbeziehungen zwischen Schweden und Deutschland. 56.
v. Sokolowski, Krakau im 14. Jahrhundert. 226.
Stark, Deutschböhmische Ansiedlungen in Ostösterreich. 252.
Steffen, Der Anteil der D. an der geographischen und geologischen Erforschung Chiles. 243.
Stein, Geschichte der D. in Stockholm. 56.
Steinhuber, Das Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom. 67.
Stowik, Die Slawen, das älteste autochthone Urvolk Europas. 157.
Sulisz, Geschichte des d. Rechts in Galizien. 121.
Syrmien. D. Haus- und Familienkalender für ~ 1910. 95.
Teutsch, Bilder aus der vaterländischen Geschichte. 95.
Tokarz, Galizien unter Joseph II. 230.
Toll, Die d. Nationalkirche Santa Maria dell' Anima in Neapel. 57.
Tomkowicz, Das Zisterzienserkloster Mogiła als Stätte d. Kulturarbeit. 95.
v. Traunfels, Brünner Vornamen. 204.
Treblin, Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. 205.
Vallentin, Das Deutschtum in Südamerika. 211.
Völker, Anfänge der evangelisch-d. Gemeinde zu Faleszczyki in Galizien. 232.
Volksfreund, ein neuer Volkskalender für die D. an der Wolga. 62.
Wendebourg, Louis Harms als Missionsmann. 207.
Wernicke, D.-evangelisches Volkstum in Espirito Santo. 212.
Witte, Mecklenburgische Geschichte. 93.
Wittstock, Unsere Volksgenossen in Amerika. 199.
Wolga. Der „Volksfreund", ein neuer Kalender für die D. an der ~. 62.
Wüstenhagen, Beiträge zur Siedlungskunde des Ostharzes. 201.
Zachorowski, Ältere Kolonisationsgeschichte Polens und Ungarns. 228.
Zahnbrecher, Kolonisationstätigkeit des Hochstifts Freising in den Ostalpenländern. 26.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

Von Tony Kellen, Hofrat Prof. Dr. Anton Ghorn, Pastor Hermann Faulhaber, Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos, Dr. Otto Seidl, Prof. Reinhold Macke, Dr. Wilhelm Rohmeder, Prof. Dr. Raimund Friedr. Kaindl, Prof. Dr. Nathanael Bonwetsch.

Oberschlesien. Der Mutter Blut. 213.
Preußische Wallonie. Die Statuendame. 31.
Elsaß. Hohentann. 124.
—. Die goldene Brücke. 124.
Böhmen. Auf treuer d. Wacht. 31.
Tirol. D. Frauen in Welschland. 213.
Ungarn. Götzendämmerung. 125.
—. Die Glocken der Heimat. 213.
—. Der kleine Schwab. 214.
Bukowina. D. Volkslieder aus der ~. 213.
Rußland. Christian Bode. 214.
Vereinigte Staaten. Festzeitung des Schwabenvereins Chikago für das 33. Cannstatter Volksfest. 214.
Brasilien. Die „Mucker". 31.
Eden, Die goldene Brücke. 124.
Ewart, Hohentann. 124.
Festzeitung des Schwabenvereins Chikago für das 33. Cannstatter Volksfest. 214.
Kaindl, D. Volkslieder aus der Bukowina. 213.
Kurpiun, Der Mutter Blut. 213.
Lambrecht, Die Statuendame. 213.
Müller-Guttenbrunn, Götzendämmerung. 125.
—, Die Glocken der Heimat. 213.
—, Der kleine Schwab. 214.
v. Salburg, D. Frauen in Welschland. 213.
Schild, Auf treuer d. Wacht. 31.
Schupp, Die „Mucker". 31.
v. Wahlberg, Christian Bode. 214.

Deutschkundliche Zeitschriftenschau.

1. Verein für das Deutschtum im Ausland. 126.
2. Alld. Verband. 126.
3. D. Ostmarkenverein. 126.
4. Verein Südmark. 126.
5. Verein Nordmark. 126.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

Allgemeines. 128, 215.
Deutsches Reich. 64, 215.
Österreich-Ungarn. 32, 128, 215.
Schweiz. 215.
Niederland, Belgien und Luxemburg. 215.
England. 216.
Frankreich. 216.
Italien. 216.
Russisches Reich. 64, 216.
Rumänien. 216.
Balkanhalbinsel. 216.
Asien. 216.
Vereinigte Staaten von Nordamerika. 32, 216.
Brasilien. 216.
Argentinien. 216.
Übriges Südamerika. 216.

Ethno-geographische Karten des Deutschtums.

Europa. 126.
Deutsches Reich. 126.
Österreich. 127.
Ungarn. 127.
Rußland. 127.
Asien. 127.

Quellennachweise zur Deutschkunde.

Allgemeines. 64, 128, 215.
Deutsches Reich. 64.
Norddeutschland. 215.
Schleswig-Holstein. 64, 215.
Nordwestdeutschland. 64.
Mitteldeutschland. 215.
Sachsen und Thüringen. 64.
Preußische Ostmarken. 64, 215.
Süddeutschland. 64.
Österreich-Ungarn. 32, 128, 215.
Böhmen. 32, 128.
Mähren. 32, 128.
Schlesien. 32, 128.
Galizien. 32, 128, 215.
Bukowina. 128.
Ungarn. 32, 128, 215.
Siebenbürgen. 32, 128, 215.
Schweiz. 215.
Niederland, Belgien und Luxemburg. 215.
England. 216.
Frankreich. 216.
Italien. 216.
Russisches Reich. 64, 216.
Ostseeprovinzen. 64, 216.
Übriges Rußland. 64.
Rumänien. 216.
Balkanhalbinsel. 216.
Asien. 216.
Vereinigte Staaten v. Nordamerika. 32, 216.
Nordatlantische Staaten. 32.
Östliche Binnenstaaten. 32.
Westliche Binnenstaaten. 32.
Südstaaten. 32.
Brasilien. 216.
Argentinien. 216.
Übriges Südamerika. 216.

Karten und Pläne.

(Soweit nicht anders vermerkt, vom Herausgeber.)

Allgemeines und Europa.

Die Namen der D. bei fremden Völkern. 1 : 20 Mill. Tafel 11
Begleitworte S. 76.

Deutsches Reich.

Die Zweigvereine des Allgemeinen D. Sprachvereins 1910. 1 : 2 500 000 16
Nebenkarten: Zweigvereine des Allgem. D. Sprachvereins in fremden Erdteilen.
Zweigvereine in Südösterreich 1 : 5 Mill.
Begleitworte S. 115.

Österreich-Ungarn.

Sprach- und Schulkarte von Mähren und Schlesien. 1 : 375 000. Entworfen von Dr. Franz Perko 1
Begleitworte S. 9.
Das Verbreitungsgebiet der d. Sprache in Westungarn. 1 : 200 000. Entworfen von Dr. Richard Pfaundler. Taf.
Blatt I: Gespanschaft Ödenburg 6
Begleitworte S. 14, 35.
Blatt II: Gespanschaft Wieselburg 21
Begleitworte S. 134.
Blatt III: Gespanschaft Eisenburg 27
Begleitworte S. 175.
Blatt IV: Gespanschaft Preßburg 26
Begleitworte S. 221.
Die Arbeitsgebiete der Schutzvereine in Österreich. 1 : 2 500 000 17
Begleitworte S. 98.

Amerika.

D. Siedlungen längs der Grenzlinie 1775 zu Beginn des nordamerikanischen Freiheitskrieges . . . 39
Begleitworte S. 235.

Bildbeilagen.

Allgemeines.

Aus Schreibers volks- und heimatkundlichen Bau- und Aufstellbogen: 1. Großbauernhof auf den bayrischen Alpen (Isartal), 2. Oberlausitzer Weberdorf an der sächsisch-böhmischen Grenze . . . . . Tafel 10
Hermann Wagner, dem Mitherausgeber der „D. Erde", zum 70. Geburtstag 12
Zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes: Justus Perthes, der Gründer des Verlags der „D. Erde" . . 22
Die älteren Mitarbeiter von Justus Perthes auf deutschkundlichem Gebiet: Adolf Stieler, Heinrich Berghaus, August Petermann, Karl Vogel 23
Die Geographische Anstalt von Justus Perthes, Justus Perthes' erste Wandkarte zu Beginn der Flottenbewegung 24
Justus Perthes' D. Kolonialwandkarten: 1. Schutzgebiete in Afrika, 2. Schutzgebiete in der Südsee 25
Univ.-Prof. Dr. Gustav Groß, zur 30jährigen Jubelfeier des D. Schulvereins in Wien 1880—1910 36

Österreich-Ungarn.

Ansicht des sächsischen Weberdorfes Heltau bei Hermannstadt . 4
Das Kirchenkastell von Heltau in Siebenbürgen 13
Aus dem d. Dorfe Kunzendorf bei Biala in Galizien: 1. D. Schulvereinsschule, 2. D. Burschen und junger Mann . . 18
Bilder aus Biala: 1. Wilmesauer Stube im Bialaer Städtischen Museum, 2. Übergang von Bielitz nach Biala 19
Aus dem bis 1647 niederösterreichischen „Viertel Unter Wienerwald": 1. Burgruine Landsee (Landesehre), 2. Burg Schleining mit dem schwarzen Turm in der Mitte 28
Die Walser im Algäu: 1. Altes Walserhaus bei Mittelberg im Algäu, 2. Wohnhaus im d. Tessiner Dorf Bosco (zum Vergleich), 3. Walserin von der Alpe kommend (Algäu) . Taf. 37
Aus D.-Galizien: 1. Kolonie Landestreu bei Kalusz, 2. Schule und Kirche in Engelsberg bei Wygoda 38

Frankreich und Belgien.

Vom Marktplatz von Veurne, dem letzten Städtchen im flämischen Belgien unweit der französischen Grenze 8
Der Belfried der flämischen Stadt St. Winoks-Bergen (Bergues) in Französisch-Flandern 14
Die „Hallen" am Marktplatz von Ypern 20
Reste der Abtei St. Winok in Bergen (Franz.-Flandern); Turm der St. Nikolauskirche in Veurne 29
Turmlose Kirche in Grevelingen (Franz.-Flandern); Das „Haus der D." in Bouvignes 30

Skandinavien.

Das Lied von Kaiser Friedrich Rotbart auf Island. Übersetzung von Prof. Paul Herrmann 5

Italien.

Äußeres der d. Nationalkirche in Rom Santa Maria dell'Anima 3
Hohenstaufen-Bauten in Apulien:
1. Castel del Monte, 2. Kastell der Sarazenenfestung Lucerna 3. Eingangstür (Hauptportal) zum Castel del Monte, 4. Vorderansicht des Kastells von Gioia del Colle 15
Aus den d. Sprachinseln in Oberitalien: 1. D. Ehepaar aus den „Sieben Gemeinden", 2. Das d. Dorf Macugnaga am Gorner Horn (Monte Rosa) 31

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordamerika. Taf.
Titelblatt der ersten in Amerika gedruckten d. Bibel 2
Reiterstandbild des Generalmajors Franz Sigel in Neuyork . . 7

Südamerika.
Aus den d. Kolonien in Mittelbrasilien:
1. Der d. Flecken Campinho mit evangelischer Kirche, 2. Das Städtchen Porto do Cachoeiro de Santa Leopoldina . . . 32
3. Neues evangelisches Pfarrhaus der d. Kolonie Santa Leopoldina I, 4. Blick auf das Kirchengrundstück der d. Kolonie Santa Leopoldina I, 5. D.-evangelische Kirche und Pfarrhaus in der Kolonie S. José de Petropolis 33
Aus den d. Kolonien in Südbrasilien:
1. Junge d. Urwaldsiedlung, 2. Einwandererhaus in Elsenau 34
3. Straße in dem d. Kolonienstädtchen Santa Cruz, 4. Evangelisches Pfarrhaus in der d. Kolonie Hamburgerberg . . 35

Bildnisse führender Deutscher.

Seite
Aloys Schulte 1
Reiterstandbild des Generalmajors Franz Sigel in Neuyork . Taf. 7
Lutz Korodi 33
Hermann Wagner, dem Mitherausgeber der „D. Erde", zum 70. Geburtstag . . . . . Taf. 12
Dietrich Schäfer 65
Leopold Markbreit 97
Justus Perthes, der Gründer des Verlags der „D. Erde", zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes in Gotha . . . . . Taf. 22
Theobald Fischer † 129
Anton Ohorn 161
Univ.-Prof. Dr. Gustav Groß, zur 50jährigen Jubelfeier des D. Schulvereins in Wien, 1880—1910 . . . . . Taf. 36
Wilhelm Groos 218

Abbildungen.

Allgemeines. Seite
Friedrichs III. Doppeladler 28
Titelblatt der ersten mit d. Lettern gesetzten Zeitung in Amerika 29
Titelbild des „D. Kolonialatlas" 133
Justus Perthes' erstes Verlagszeichen 144
Titelbild von „Petermanns Geographischen Mitteilungen" . . 144

Deutsches Reich.
Hauptgebäude der evangelischen Waisenanstalt Neuzedlitz . . 202

Österreich-Ungarn.
D. Volksschule in Königsfeld bei Brünn 10
Fünfklassige d. Volksschule in Paulowitz bei Olmütz . . . 11
D. Schulvereinsschule in Schwanenberg bei D.-Brodek . . . 12
Gepräge eines d. Hauses im Sandezer Gebiet 26
Josephinisches Haus in Unterbach (Galizien) 205
Josephinisches Haus in Unterbach (Galizien): Grundriß . . 206

Italien.
Friedrichs III. Doppeladler 28
Der jetzige Sitz des Collegium Germanicum in Rom 57
Palast Friedrichs II. in Foggia 83
Manfredonia 85
Das Kastell von Manfredonia 85
Fenster im Hofe des Castel del Monte 87
Kastell von Oria 88

Russisches Reich.
Das Livländische ritterschaftliche Landesgymnasium Birkenruh bei Wenden 193

Amerika.
Titelblatt der ersten mit d. Lettern gesetzten Zeitung in Amerika 29
Das deutschamerikanische Lehrerseminar in Milwaukee (Wiskonsin) 30
D. Ansiedlerwohnhaus in der Kolonie Rio Pardinho (Rio Grande do Sul) 183
D. Geschäftshaus mit Kaffeestampfe in Espirito Santo . . . 211
D. Kolonistenhaus in Bairo Pimeboly (Espirito Santo) . . . 212

Berichtigung.

Auf Seite 241, rechte Spalte, Zeile 15 ff., muß es heißen: „Und mein Vortrag über die Methode der historischen Nationalitätenforschung erlaubte mir auch, mit kurzen Worten auf diese Dinge einzugehen. Das konnte aber den fehlenden besonderen Vortrag nicht ersetzen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

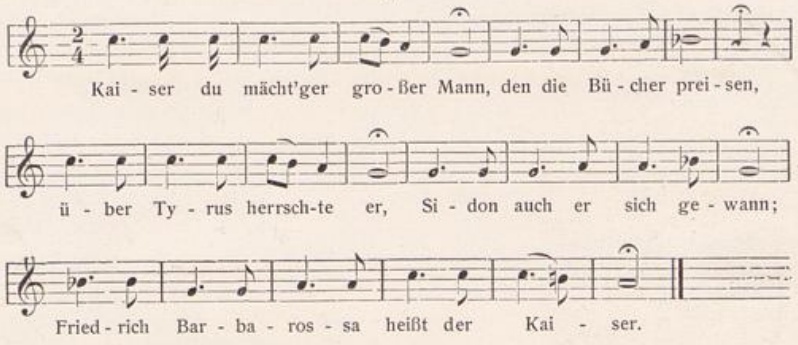
Das Lied von Kaiser Friedrich Rotbart

(Barbarossa- oder Friðreks-Kvaeði)

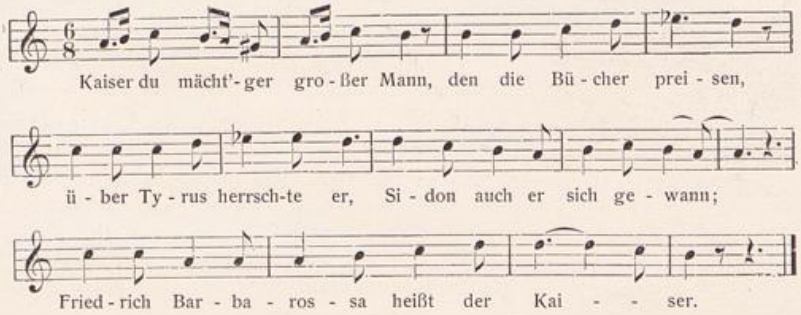
auf Island

(Übersetzung von Prof. Paul Herrmann)

Melodie von *Sigurður Jónasson.*



Melodie von *Pjetur Guðjonsson.*



Aus: Herrmann, Island

Leipzig: Wilh. Engelmann

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aloys Schulte.

Zwar nicht speziell oder auch nur in erster Linie der Deutschforschung obliegend, darf Aloys Schulte doch in dieser Sammlung biographischer Skizzen nicht fehlen, weil das Deutschkundliche ihn überall, wo immer es ihm auf seinen Forscherwegen begegnete, unwiderstehlich angezogen hat. Und keineswegs nur vorübergehendes, an der Oberfläche der Dinge haftendes Interesse, sondern tiefes Eindringen in wichtige Fragen unseres völkischen Daseins, fördernde Anregung und tatkräftige Mitarbeit ist es, was wir ihm in weit höherem Maße zu danken haben, als es bei den Hochschullehrern des Geschichtsfaches bis jetzt die Regel ist.

Abb. 1.

Aloys Schulte

geb. 2. August 1857 zu Münster i. W.

Es war wohl der langjährige Aufenthalt in Deutschlands wiedergewonnener Westmark, der dem Sohne der westfälischen Erde unter den mannigfaltigen bis heute fortdauernden, ja jetzt wieder zu erneuter Stärke gesteigerten Reibungen germanischen und romanischen Kulturlebens den Sinn für das Nationale belebte und läuterte. Und als er an dem hier so besonders stark rinnenden Strome geschichtlicher Überlieferung aus der Zeit alter deutscher Herrlichkeit sich hatte sattrinken, an dem großen Werke seiner Befreiung von dem bedeckenden Schutt der Jahrhunderte hatte mitwirken dürfen; als er mit echt niedersächsischer Zähigkeit einen Weg gesucht und gefunden hatte, auf dem er des überquellenden Reichtums des Urkundenschatzes der altehrwürdigen Stadt Straßburg Herr werden konnte, da wollte es ein in zwiefacher Hinsicht glückliches Schicksal, daß er mit Michael Richard Buck, dem Altmeister der oberdeutschen Flurnamenforschung, in enge persönliche und bald auch in verwandtschaftliche Beziehungen trat. In dieser Zeit sehen wir sein Interesse für Nationalitätserscheinungen zum erstenmal greifbare Formen annehmen in seiner Untersuchung über kelto-romanische Bevölkerungsreste, deren Dauer bis in verhältnismäßig späte Zeit er für die höchsten und entlegensten Teile des Schwarzwaldes nachzuweisen suchte. Diesem Gebirge hatte ihn nach seiner Straßburger Zeit (1880—83) seine dienstliche Stellung am Fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen (1883—85) und am Großherzogl. badischen Archiv zu Karlsruhe (1885—93) und seine erste akademische Lehrtätigkeit, die er sogleich als ordentlicher Professor in Freiburg i. Br. antreten durfte (1893—96), besonders nahe gebracht.

Auch später waren es die Bevölkerungsfragen des Gebirgslandes, von denen sich Schulte am stärksten angezogen fühlte. Aber er wandte sich jetzt südlicheren Gegenden zu. An den schwer zu lösenden Rätseln, die die Hochalpen in ihren höchsten, noch von einem harten Geschlecht von Viehzüchtern bewohnten Tälern stellen, hat er bis in die Gegenwart gearbeitet, nicht allein anregend, sondern mit unverkennbarem Erfolg an der Lösung mitwirkend. Die große Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gabe, die ihm in der Darstellung des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien gestellt war, mußte seinen Blick auf die Alpenpässe lenken und damit auf die besonders interessanten, damals noch wenig geklärten Siedlungsvorgänge, wie sie sich in diesen Gebirgsgegenden erst in verhältnismäßig später Zeit abgespielt hatten. Sie mit erschlossen und in den großen Zusammenhang der Siedlungsvorgänge des mittleren Alpengebiets eingefügt zu haben, ist Schultes unbestreitbares Verdienst (vgl. Deutsche Erde 1902, S. 26, Nr. 21 u. 22).

Und von diesen Gebieten spätmittelalterlicher deutscher Siedlung auf bis dahin fast menschenleerem Boden im Bereich älterer romanischer Ansässigkeit führte ja nur ein Schritt, ja diese Siedlungsvorgänge selber, hinüber in die Gebiete Oberitaliens, in deren heute vielfach kaum noch erkennbaren deutschen Bevölkerungsresten manche immer noch die Überbleibsel der großen germanischen Völkerwanderung sehen wollen. Hier Übertreibungen und voreiligen Verallgemeinerungen entgegenzutreten (vgl. Deutsche Erde 1905, S. 51 ff.), war Schulte, dem inzwischen als Leiter des Kgl. preuß. Historischen Instituts zu Rom (1901—03) Italien vorübergehend zur Heimat geworden war, besonders berufen.

Wirtschaftliche Vorgänge, die hier wohl überwiegend erst in verhältnismäßig später Zeit ein Übergreifen deutscher Siedlung auf altromanischen Boden bewirkten, haben — nicht in dieser in sich abgeschlossenen Weise, sondern als Minderheiten den Fremden beigemischt — noch in viel weitere Ferne deutsche Volksbestandteile vordringen lassen. Wie die Handelsbeziehungen der Hanse deutsche Kaufleute und Handwerker weithin über die nordischen Lande verbreiteten, so haben die oberdeutschen Städte ihre Pioniere in den fernen Süden gesandt. Über diese städtische, kaufmännische Kolonisationsbewegung verdanken wir Schulte die mannigfachsten Aufschlüsse nicht allein für Italien, sondern auch für wichtigere Städte des französischen Sprachgebiets, wie Genf, Lyon, Avignon. Und wie das Haus der Fugger emporkam, welche Bedeutung es in Venedig und dann in Rom durch seine Verbindung mit der päpstlichen Kurie gewann, können wir erst jetzt, dank seiner ebenso mühsamen wie erfolgreichen archivalischen Forschung, genauer überblicken (vgl. Deutsche Erde 1907, S. 109, Nr. 92).

So kann man wohl sagen, daß in diesem Gelehrtenleben mit seinem fast unstät anmutenden Wandern von der westfälischen Heimat nach Straßburg und weiter über Donaueschingen nach Karlsruhe, Freiburg, Breslau, Rom und endlich nach Bonn, mit seinen vielen, von den verschiedensten Seiten wirkenden Anregungen und Anforderungen, als ein Bleibendes doch das Interesse für die Ausbreitung und die Schicksale deutschen Volkstums namentlich in seinen nicht rein volksmäßigen, sondern durch bestimmte Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse hervorgerufenen vorgeschobensten Siedlungen und Niederlassungen sich heraushebt.

Füllt es auch bei weitem nicht dieses Gelehrten reiche und mannigfache Tätigkeit[1]) aus, die weit über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausgeht, so wollen wir doch dankbar sein, wenn er ihm auch ferner in alter Weise treu bleibt.

Archivrat Dr. Hans Witte in Schwerin i. M.

---

1) Sie mag wenigstens durch Aufzählung seiner wichtigsten, größeren Werke hier angedeutet werden: Die sog. Chronik des Heinrich von Rebdorf. Münster 1879. — Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Bd. III u. IV, Straßburg 1884 u. 1888. — Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten. Innsbruck 1887. — Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—97. Zwei Bände, Karlsruhe 1892. — Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig. Zwei Bände, Leipzig 1900. — Die Fugger in Rom 1495—1523. Zwei Bände, Leipzig 1904. — Kaiser Maximilian I. als Kandidat für den päpstlichen Stuhl 1511. Leipzig 1906.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind.

Ein Beitrag zur deutschen Ethnologie.

Von

Dr. **Willi Peßler** in Hannover.

(Mit Sonderkarte 12 des Jahrgangs 1909.)

Besondere Abkürzungen: D. E. = Deutsche Erde, D. d. = Deutsch, Dt. = Deutschtum, Forsch. = Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Gr. = Grenze, K. = Karte.

(Schluß.[1])

Verbreitung geistiger Eigenschaften.

Über die Verbreitung geistiger Eigenschaften gibt es überhaupt noch keine Karten, und doch würden sie sich nicht schwerer herstellen lassen als die somatischen, wenn man, wie dort ausgewählte Körpermerkmale, so hier bestimmte Teile des Denkens, Fühlens und Wollens durch Fragebogen festlegte. Natürlich wäre der Wissenschaft nur durch die exakte Erforschung wirklich faßbarer Geistesäußerungen gedient; daher ist es Sache vorheriger psychologischer Überlegung, die erfolgverheißenden auszusuchen. Vielleicht eignet sich der Komplex des vorziehenden Wollens (Lieblingsgericht, -beschäftigung, -vergnügen, -farbe, -blumen) dazu, den Anfang zu machen; denn erstens bekommt der Forscher hier ganz bestimmte runde Antworten und wird zweitens durch den doch immerhin auch unterhaltenden Gegenstand seiner Untersuchung vor allzuleicht eintretender Ermüdung geschützt (fünf Tage in einem Strich, mehr unermattete Volksforschung will W. H. Riehl einem nicht zugestehen und zutrauen). Auch die musikalische Begabung läßt sich objektiv feststellen (z. B. Unterscheidungsfähigkeit, absolutes Tongedächtnis, Intervallgedächtnis). Auf den Einwurf, daß all dieses sehr von der Gelegenheit, es zu betätigen, von der Übung usw. abhänge und schon allein deswegen nicht zur Rekonstruktion frühgermanischer Stammesverhältnisse beitragen könne, bin ich gefaßt. Denn ersteres gebe ich in vollem Maße zu, letzteres strebe ich vorläufig nicht an. Was wir zunächst und immer wieder brauchen, sind Tatsachen. Erst wenn diese vollständig bekannt sind, kann der Entwicklungsgedanke, den wir prinzipiell aufs höchste bewerten, seinen Triumpf feiern. — Die Ethno-Geographie gibt sich einstweilen gern mit dem Bilde der Gegenwart zufrieden; welches von zwanzig Jahrhunderten diesen, welches jenen Strich dazu gezeichnet hat, das sind curae posteriores, welche die Historiker ernstlich beschäftigen werden. So viel ist sicher: Im allgemeinen neigen wir D. dazu, Erscheinungen unseres heimischen Stammes ein viel zu hohes Alter zuzuschreiben und auf diese Weise unbewußt sie und damit unser eigenes begrenztes Stammestum mit einem Nimbus zu umgeben. — Der Reichtum mancher d. Landschaft an Geistesgrößen (z. B. Thüringen-Obersachsen mit Bach, Luther, Leibniz, Wagner, Lessing) im Gegensatz zu anderen (z. B. Westfalen) läßt sich für die Ethno-Geographie, der es auf das Allgemeine, Typische, das gesamte Volkstum ankommt, nicht ohne weiteres verwerten. Doch seien an Karten genannt: S. R. Nagel, „Deutscher Literaturatlas; die geographische und politische Verteilung der d. Dichtung in ihrer Entwicklung" (Wien und Leipzig 1907); August Schleußinger, „Literaturk., Übersicht der Heimatsorte d. Dichter und Prosaiker" (München 1906); Walter Simon, „D. Ruhmesk." 1:2 Mill. (Königsberg 1905) mit Geburtsorten aller berühmten D., zugleich klare, aber nicht zuverlässige Übersicht des d. Sprachgebiets; dieselbe als Wandkarte in acht Blättern 1:700000 (Königsberg 1904) „zur Belebung des d., geschichtlichen und geographischen Unterrichts"; ebenso Karl Ludwig, „Heimatsk. der d. Literatur" 1:4 Mill. (Wien 1906). Dagegen lassen Karten wie Ernst Hasses „Analphabeten-K. des D. Reichs" 1:5 Mill. (Andree-Peschel 25[a]), wo vorwiegend die polnischen Regierungsbezirke Posen, Bromberg und Marienwerder am schlechtesten wegkommen (10—15 v. H. der Mannschaften ohne Schulbildung), und Eugen Würzburgers Karte „Die Kriminalität in den einzelnen Verwaltungsbezirken des Königreichs Sachsen" (Zeitschr. des Kgl. sächs. Statist. Büros LII, Heft 4, Dresden 1906), wo.

1) Anfang siehe Heft 7 und 8 des Jahrgangs 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bezirke mit dem höchsten Hundertsatz der wegen gefährlicher Körperverletzung Verurteilten das oberfränkische Volksgebiet des Vogtlandes ausfüllen, unmittelbar einen Schluß auf die Geistesbeschaffenheit der Bevölkerung zu[1]).

Mundartgrenzen.

Am deutlichsten prägt sich der Geist in der Sprache aus, deren Verbreitung daher der psychischen Ethno-Geographie angeschlossen wird. Mundartgrenzen sind zumeist auch Volkstumsgrenzen, weswegen sie aber noch lange nicht Stammesunterschiede zu sein brauchen. Von den Hauptbestandteilen der Sprache ist bisher der Lautstand eingehend, der Wortschatz kaum kartiert. Der beschränkte Raum zwingt mich zu einer kurzen Aufzählung. P. Piper, „Dialektk. von Deutschland bis um 1300" 1:4700000 (Kettlers Zeitschrift I, K. 4); „Die d. Dialekte" in Behaghel, „Geschichte der d. Sprache" (Pauls Grundriß, Bd. I), in E. H. Meyer, „D. Volkskunde" (Straßburg 1898), R. Günther, „D. Lautlehre und Sprachgeschichte" 1:7 Mill. (Leipzig 1908) und in O. Weise, „Die d. Volksstämme und Landschaften" (Leipzig 1905); mit genauer Angabe der Unterarten: „K. der d. Mundarten" von Otto Bremer 1:5250000 (Brockhaus' Konversationslexikon) und Emil Maurmann (Meyers Konversationslexikon). Der umfangreiche „Sprachatlas des D. Reiches" von Wenker und Wrede 1:1 Mill. stützt sich auf zahlreiche Fragebogen; er ist in zwei Exemplaren, in Marburg und in Berlin, vorhanden. Seine Ergebnisse wurden in Form von Berichten im „Anzeiger für d. Altertum" fortlaufend veröffentlicht und erscheinen seit 1908 in Wredes Sammlung „Dialekt-Geographie". Möchte doch das D. Reich dem Sprachatlas recht bald einen Hausatlas und einen anthropologischen Atlas folgen lassen. Darauf wird man dann den vergleichenden Volkstumsatlas des D. Reiches schaffen können, der sämtliche ethno-geographischen Ergebnisse zusammenfaßt und für die d. Ethnologie (Deutschkunde) von unermeßlicher Bedeutung sein wird.

Für Niederdeutschland: R. Andree, „Die Südgr. der niederd. Sprache" 1:1500000 (Globus LIX, S. 29, 1891); Bohnenberger, „Vorläufiges zur niederd. Sprachgr. vom Harz bis zum Rothaargebirge" 1:600000 (Zeitschr. für hochd. Mundarten IV, S. 241); Karte der Sprachgrenze 1:160000 in J. Schmelzers „Unterschiede zwischen dem süderländischen und siegerländischen Wortschatz" (Diss. Münster 1906); „Die Gr. zwischen Hoch- und Plattd. nördlich von Kassel" 1:500000 (D. E. 1902, S. 22); Haushalter, „Die Sprachgr. zwischen Mittel- und Niederd. von Hedemünden bis Staßfurt" 1:300000 (Halle 1883) und „Sprachk. des niederd. und des hochd. Gebiets östlich der Elbe" um 1450 und 1884 (Halle 1886); Langhans, „Die Gr. zwischen Mitteld. und Niederd. in Ostelbien" 1:1500000 (D. E. 1904, K. 5); „Südgr. der niederd. Sprache" 1:2200000 in Paul Schwartz' „Heimatkunde der Provinz Brandenburg" (Breslau 1903); „Verbreitung der Volksstämme und Sprachen" auf der preußischen Seenplatte 1:1 Mill. in Alois Bludau, „Oberland usw." (Stuttgart 1901, S. 176) und Johann Stuhrmann, „Das Mitteld. in Ostpreußen" (Progr. Nr. 26 des Kgl. Gymnasiums zu Deutsch-Krone 1894/95). Es wäre höchste Zeit, daß die von Heinrich Fischer so hübsch angeregte stufenweise Darstellung der niederd. Sprachgrenze (D. E. 1904, S. 65) mit feinem kartographischen Takt ausgeführt würde. — Innere Unterschiede: J. te Winkel, »De noordnederlandsche Tongvallen«, K. 1 u. 2 (Tijdschrift van het Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootschap, II. Serie, XVI, 1, Leiden 1899); V. Fris, »Kaart der taalgrens in België en Noordfrankrijk« 1:1 Mill. (Neerlandia, Juni- u. Juli-Nr., Dortrecht); Jellinghaus, „K. der niederländischen Mundarten" 1:1500000 (Forsch. des Vereins für niederd. Sprachforschung V, 1892); Bremer, „Mundarten- und Staatsgrenzen in Nordwestdeutschland" 1:3750000 (D. E. 1902, S. 3); Jakob Ramisch, „Studien zur niederrheinischen Dialekt-Geographie" 1:160000 (Diss. Marburg 1906) und mit drei Pausblättern in Wredes Dialekt-Geographie, Heft 1 (Marburg 1908); Erich Leihener „Wupperthal, Dialektgrenzen" 1:100000 (Cronenberger Wörterbuch; Wredes Dialekt-Geographie, Heft 2, Mar-

1) Als ein Hauptzug des d. Volkscharakters ist oft der Mangel an Nationalgefühl und die Neigung zu Eigenbrödelei und Weltbürgertum genannt. Als ein neuer Beleg hierfür kann sogar die Tatsache gelten, daß wir außer der „Deutschen Erde" keine einzige wissenschaftliche Zeitschrift haben, welche ausschließlich das gesamte d. Volkstum behandelt. Unsere sämtlichen in Betracht kommenden Zeitschriften dienen entweder der allgemeinen Ethnologie und der allgemeinen Volkskunde der ganzen Erde oder der Volkskunde eines engbegrenzten Bezirks innerhalb des großen Deutschgebiets. So sind wir D. selbst in dieser Beziehung entweder Kosmopoliten oder Lokalpatrioten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burg 1908); Tümpel, „Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebiets" 1:925000 (Paul und Braune, Beiträge VII, 1, Halle 1879); Babucke, „Die Grenze zwischen mi und mik" (Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung VII, 1881), Haushalter, „Die Mundarten des Harzgebiets" 1:600000 (Halle 1884); Damköhler, „Zur Charakteristik des niederd. Harzes" (Halle 1886) und „Die germanischen Formen auf dem niederd. Harze" (Wolfenbüttel 1887), Richard Loewe, „Die Dialektmischung im Magdeburgischen" 1:2500000 (Diss. Leipzig, Norden 1889) mit der wichtigen Grenze zwischen st und št; ein Kärtchen der Salzburger Kolonien an der Scheldemündung 1:110000 steht D. E. 1902, S. 52. Im Buchhandel nicht erhältlich ist G. Wenkers „Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland" 1:800000 (Straßburg 1881, Trübner); er ist der Vorläufer des großen Reichsatlas und wurde, als die Forschung auf das ganze Reich ausgedehnt wurde, regierungsseitig eingezogen, wie mir der Verfasser mitteilt. Der Deutschkundler tut gut daran, das Werk in Bibliotheken einzusehen, um von den verschiedenen Ausbreitungsmöglichkeiten völkischer, vornehmlich sprachlicher Erscheinungen ein Bild zu bekommen.

Für Mitteldeutschland: G. Wenker, „Sprachk. der Rheinprovinz" 1:925000 (in „Das rheinische Platt", Düsseldorf 1877); P. Engels, „K. des Übergangsgebiets (zwischen Niederfränkisch und Mittelfränkisch)" 1:400000 („Zur Grenze der Lautverschiebung", Diss. Münster 1904); Heilig, „Ostfränkische Mundart des Taubergrundes" 1:320000 (Bremers Grammatik, Bd. V, Leipzig 1898); Hertel, „Sprachk. von Thüringen" (in „Thüringer Sprachschatz", Weimar 1895); Emil Böhmer, „Soonwald mit Nahethal" 1:160000 und „Niederrhein" 1:250000 in der „Sprach- und Gründungsgeschichte der pfälzischen Colonie am Niederrhein" (Wrede, D. Dialekt-Geographie, Heft 3, Marburg 1909); Spieß, „Henneberger Mundart" (Wien 1873), „Die Mundarten um das Fichtelgebirge" 1:2 Mill. in Haushalters Mundarten des Harzgebiets (Halle 1884); Frickhinger, „Die Grenze des fränkischen und schwäbischen Idioms" im Ries (Beitr. z. Anthropol. Bayerns VIII, 1889), Bohnenberger, „Die alemannisch-fränkische Grenze Donon-Lech" (Zeitschr. f. hochd. Mundarten VI, H. 3 u. 4).

Für Süddeutschland: „K. der elsässischen Mundarten" 1:330000 (Martin und Lienhart, Els. Wörterbuch, Straßburg 1906); Haag, „Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes" (Reutlingen 1898); Fischer, „Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart" (Tübingen 1895), 28 nach Plan und Ausführung erstklassige Karten; K. Braun, „Zwei K. zur vergleichenden Darstellung der Mundarten in der Umgebung von Heilbronn a. N." 1:100000 (Beil. zum Jahresber. der Oberrealschule 1906); A. John, „K. des nordgauischen Sprachgebiets" 1:400000 („Sitte, Brauch und Volksglaube im d. Westböhmen", Prag 1905); Blattner, „Mundarten des Kantons Aargau" (Brugg 1896); Brenner, „Mundarten in Bayern" (Bayer. Bibliothek XVIII, Bamberg 1890).

Auf lexikalische Unterschiede gehen von den Genannten nur Wenker-Wrede und Fischer nebenbei ein. Unabhängige Wort-Geographie aber trieb bisher nur Schwartz (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1895, K. 4), der auf einer Karte des Havellandes plattd. Wortzonen einträgt; wenn er dann aus diesen auf vorslawische Germanenreste schließen will, so dürfte er darin kaum Nachfolger finden. In Ostelbien, in Niedersachsen und in Franken habe ich selbst ausgedehnte wortgeographische Untersuchungen gemacht, deren Ergebnis ich bald zu veröffentlichen hoffe.

Ortsnamen.

Zum Wortschatz im weiteren Sinne gehören auch die Ortsnamen, die schon früh als Stammeskennzeichen angesprochen sind. Neuere Forschungen lehren, daß manche allen Germanen gemeinsam sind, andere nur eine besondere Art der Ansiedlungsgruppe bezeichnen, wieder andere nur bestimmten Kolonisationsperioden angehören und daß sie erst ethnologisch verwertet werden können, wenn eine historische Prüfung der Quellen (besonders der ältesten Namensform) und eine geographische der Bodenbeschaffenheit (die „Lokalprobe") vorhergegangen ist. Zahlreich sind die fesselnden Karten noch nicht: „heim und ingen" in Mitteleuropa zu Adolf Schiber, „Die fränkischen und alemannischen Siedlungen" (Straßburg 1894); Hansen, „Alte Ortsnamen der Zimbrischen Halbinsel" 1:5 Mill. (D. E. 1902, S. 72); Gloy, „Nordalbingien" (Forsch. VII, 3); v. Kalben, „Die geographischen Namen Kalwe in Europa" (Zeitschr. des altmärkischen Geschichtsvereins XXX, 1903) und „Ortsnamen im Kreise Stuhm" (ebenda); Kupka, „Die slawische Besiedlung der Altmark" (Stendaler Beiträge des Altmärkischen Museumsvereins, Bd. II), wo die Grenze des Sachsen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hauses mit der Grenze der polabischen Flurnamen zusammenfällt; W. Diemer, „K. zur Siedlungsgeographie des Vogelsbergs" 1:100000 (Geogr. Mitteilungen aus Hessen, Heft 5, Gießen 1908) mit drei zeitlich verschiedenen Ortsnamengruppen, die farbig unterschieden werden; Meiche, „Die Herkunft der d. Siedler im Königreich Sachsen nach Ortsnamen und Mundarten" (D. E. 1905, K. 3); M. Treblin, „Die Besiedlung des Fürstentums Schweidnitz in slawischer Zeit" 1:200000 und „Die Besiedlung des Fürstentums Schweidnitz" 1:200000 („Beiträge zur Siedlungskunde", Darstellungen zur schlesischen Geschichte, Bd. VI, Breslau 1908, K. 3 u. 5); Heeger, „Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen" (Landau 1900); J. Schwender, „Verteilung der Ortsnamen im Steigerwald" („Der Steigerwald", Forsch. XVII, 1, S. 80, Stuttgart 1908); Witte, „Elsaß, Ortsnamen -heim" 1:300000 (Forsch. X, 4); Vierling, „Die slawischen Ansiedlungen in Bayern" (Beiträge z. Anthropologie XIV, K. 6; danach D. E. 1903, S. 121, „Ortsnamen -wind in Franken" 1:1500000), derselbe „-ing-Orte der Oberpfalz" 1:400000 (ebenda XV, K. 6), Miedel „-ingen-Orte im bayer. Schwaben" (Allgäuer Geschichtsfreund XI, S. 29); Mondschein, „-ing-Orte in Niederbayern" 1:400000 (Beiträge XV, K. 5); Weber, „-ing-Orte in Oberbayern" 1:400000 (Beiträge XIV, K. 4); Firbas, „-ing-Orte im Manhartsbergviertel" 1:400000 (Forsch. XVI, 5, K. 6), Snethlage „Die Endung -lage in Ortsnamen" (Mitt. des Vereins für Geschichte von Osnabrück 1903, S. 128). — Personennamen sind bislang nur von Witte (D. E. 1905, K. 1) kartiert und dienen ihm zur Auffindung „Wendischer Bevölkerungsreste in Mecklenburg".

Die erfolgreich getriebene Ortsnamenforschung braucht also nur vervollständigt zu werden, während die Wort-Geographie begonnen, die Geographie der geistigen Eigenschaften erst angeregt werden muß.

Siedlungen und Sachen.

Leichter als der somatische und physische Teil seines Gebiets wird dem Ethno-Geographen die Bearbeitung der dritten Abteilung, der Sachen, da sie sich begrifflich leichter fassen und abgrenzen lassen. Die wichtigsten Sachen sind Schutz- und Wohnanlage der Siedlung, Haus, Gerät. Linien und Zonen von Befestigungen, soweit sie bereits kartiert sind (Limes Romanus, der Limes vom Niederrhein nach Fahne, in Ostholstein nach Bangert), können hier billig übergangen werden, während die wenigen Karten über Siedlungsformen hier unbedingt genannt werden müssen: Als erster bildete Meitzen („Siedlung und Agrarwesen") die Dorftypen ab, 1:2 Mill., ihn zusammenfassend Schlüter, 1:12 Mill. (Geogr. Zeitschr. VI, K. 5), und selbständig in seinen „Siedelungen im nordöstlichen Thüringen" (Berlin 1903), K. 6, die äußere Gestalt der Siedlungen 1:200000 und K. 5 „Geschichte der Besiedlung" im gleichen Maßstab. Auf dem VII. Internationalen Geographenkongreß 1899 (Taf. 1) gab Meitzen die Übersichtskarte „Älteste prähistorische Siedlung: Verbreitung der Dolmen und Pfahlbauten" (Abb. 1) und „Die Grenze zwischen keltischer und germanischer Siedlung" (Abb. 5). Ostholstein wird in Gloys (Forsch. VII, 3) „Nordalbingien" behandelt, die Altmark 1:850000 von v. Kalben (30. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, Magdeburg 1903, S. 149), Nordbraunschweig 1:500000 in Andrees Braunschweiger Volkskunde, K. 12; hier sind es fast überall die Rundlinge, die erforscht sind, da sie noch am leichtesten zu erkennen waren; ihre Herkunft ist noch nicht ganz geklärt.

Den meisten Anklang hat die Haus-Geographie gefunden, die nunmehr in großem Maßstabe und zielbewußt getrieben wird. An Meitzens Karte 1:12 Mill. (Das d. Haus, 1882), die Mitteleuropa behandelt, schlossen sich Brandis Sachsenhausgrenze in Ostfalen (Mitt. des Histor. Vereins zu Osnabrück XVIII, K. 2), Andrees Sachsenhausgrenze in Braunschweig (Braunschw. Volkskunde S. 179) und Mielkes Haustypen in Brandenburg 1:2 Mill. (Globus Bd. LXXXIV, Heft 1), sowie meine Abgrenzung des altsächsischen Bauernhauses (Braunschweig 1906) über Tausende von Dörfern mit drei Karten 1:300000 und sein Gebiet in Pommern im selben Maßstab (Globus, Bd. XC, Nr. 23); ein Gesamtbild „Haustypengebiete im D. Reiche" 1:2500000 versuchte ich in dieser Zeitschrift (D. E. 1908, K. 3) zu geben. „Die Unterarten des altsächsischen Bauernhauses" 1:2 Mill. hatte ich für meinen Vortrag auf der Lübecker Tagung des Gesamtvereins der d. Geschichts- und Altertumsvereine (1908) auf zwei Karten zusammengestellt und habe sie mit mehr Einzelheiten auf zwei Textkärtchen „Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses" 1:6 Mill. (Archiv für Anthropologie 1909, Bd. VIII, Heft 3) gegeben; die Karte „Haustypengebiete an der Nieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

elbe" 1:600000 („Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe" in Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte 1909, Nr. 1, K. 1) ist eine Ergänzung dazu. Für den Süden kartierte Dachler Gehöftformen in Niederösterreich 1:880000 (Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1897) und gab dem „Bauernhaus in Österreich-Ungarn" (Dresden 1906) die wertvolle Hausformenkarte 1:3350000 bei, die 1909 mit kurzen Begleitworten als „K. der österreichischen Bauernhausformen" zweifarbig und übersichtlicher für sich erschienen ist (Supplementheft 6 der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XV).

In engster Beziehung zum Hause stehen die Giebelzierden, die bisher nur von Brandi kartographisch niedergelegt sind „Die Grenze zwischen Pferdeköpfen und Säulen" im Osnabrückschen (a. a. O. K. 2); soeben ist auch mein „Versuch einer K. der niederelbischen Giebelziergebiete" 1:600000 (Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, K. 2) erschienen. Von anderen Sachen sind nur die Totenbretter kartiert durch M. Eysn für Salzburg (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1898, K. 1, S. 205), Kulturformen durch Erwin Hanslik für die Westbeskiden 1:600000 (Pet. Mitt., Erg.-H. 158, K. 4). Erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung von Hausrat und Ackergerät müssen sich anschließen. Fast ausschließlich Sachen sind auch auf archäologischen Karten dargestellt (z. B. Lissauers treffliche Leistung „Äxte und Nadeln" 1:2500000); doch könnten diese höchstens zu einer etwaigen „Paläo-Ethno-Geographie" gerechnet werden und müssen daher hier übergangen werden.

Der Versuch, für ein und dieselbe Landschaft mehrere Volkstumsmerkmale in ihrer Verbreitung festzulegen und miteinander zu vergleichen, ist meines Wissens bislang noch nicht gemacht. Es wäre das die Aufgabe der vergleichenden Ethno-Geographie. „Ethno-geographische Karten des Amtes Ritzebüttel" 1:200000 habe ich im ganzen 10 auf einem Blatte (Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, K. 3—12) vereinigt und dabei hauptsächlich Teile des Bauernhauses, Mundart in Laut und Wort und sogar das Temperament der Bevölkerung ins Auge gefaßt. Das gesamte d. Sprachgebiet wird in „Vier Karten zur vergleichenden d. Ethno-Geographie" behandelt, die meinem Vortrag auf der 50. Versammlung d. Philologen und Schulmänner (Graz 1909) zugrunde lagen: 1. Körper-Geographie, Beispiel: Verbreitung der Färbung; 2. Psycho-Geographie, Beispiel: Versuch einer Gruppierung der Volkscharaktere; 3. Sprach-Geographie, Beispiel: Die Hauptmundarten nach Lautstand und Satzmelodie; 4. Sach-Geographie, Beispiel: Verbreitung der Haustypen. Noch deutlicher wirkt die Vereinigung mehrerer Volkstumswellen auf ein und derselben Karte; man kann noch schneller vergleichen, Abweichungen und Übereinstimmungen fallen sogleich ins Auge und die Abstufung des Volkstums nach Kernland und Randgebieten wird dadurch erst recht klar; ein solcher Versuch ist meine Karte „Ethno-geographische Wellen des Sachsentums" (Wörter und Sachen, kulturhistor. Zeitschrift 1909, Bd. I, Heft 1, S. 57).

Die beigegebene Karte stellt aus dem vorgeführten reichen Kartenmaterial das Wichtigste zusammen. Sie zeigt Gewinn und Verlust am Rande des d. Sprachbodens und vergleicht von inneren Unterschieden die Körper-, Sprach- und Hausgrenzen. Hierbei zeigt sich die höchst überraschende Tatsache, daß diese, wenn auch von einem „Zusammenfallen" keine Rede sein kann, Annäherungen aufweisen, die auffallend sind (an der Wupper vollständig gleich, an der Murg und Altmühl parallel): Das altsächsische Bauernhaus liegt innerhalb des blonden Menschentypus, dieser innerhalb der niederd. Sprache! Der oberd. Haustypus bleibt hinter der oberd. Sprachgr. parallel zurück, die ihrerseits Beziehungen zur Nordgr. des braunen Typus nicht verkennen läßt. Alle Abweichungen davon werden, wenn man sich die Besiedlungsgeschichte vergegenwärtigt, weniger merkwürdig.

Wir stehen am Schluß. Schon dieser flüchtige Überblick zeigt, daß die Ethno-Geographie bei bewußter planmäßiger Zusammenfassung eine der schönsten Wissenschaften werden kann, die zugleich der Anthropogeographie, Ethnologie, Volkskunde und Geschichte in hohem Grade hilfreich ist. Jünger braucht man ihr nicht erst zu werben, denn deren Zahl ist (wenn auch oft unbewußt) schon sehr groß. Bringen doch historische, volkskundliche und ethnologische Zeitschriften fast in jeder Nummer den Wunsch nach geographischer Abgrenzung ihres Forschungsgegenstandes zum Ausdruck. Als Beispiel sei es nur erlaubt, Worte aus Eugen Mogks ganz ausgezeichnetem Programm „Wesen und Aufgabe der Volkskunde" (Mitt. des Verbandes d. Vereine für Volkskunde, Nr. 6,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

November 1907) anzuführen: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß man durch solche vergleichende Methode zu recht bedeutenden Ergebnissen kommen kann. Deshalb ist eine Verfolgung des Ausbreitungsgebiets volkskundlicher Zeugnisse unbedingt notwendig. Die Ergebnisse lassen sich am übersichtlichsten darstellen durch eine Karte, aus der die Grenzen sofort ersichtlich sind."

Nachtrag.

Wie mir mitgeteilt wird, sind ähnliche Zusammenstellungen von Richard Andree bereits 1879 im Archiv für Anthropologie und 1885 in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde erschienen. Die ersten ethno-geographischen Karten in Schulatlanten sind in der Geographischen Anstalt von Velhagen u. Klasing, die damals unter Andrees Leitung stand, ausgeführt.

Während des Druckes sind mir noch folgende Karten, die für die d. Ethno-Geographie Bedeutung haben, bekannt geworden:

I. Außengrenzen des Deutschtums.

a) Geschlossenes Sprachgebiet.

1. Im Ganzen. F. Winterstein, „Weltsprachenkarte" („Die Verkehrssprachen der Erde", Frankfurt a. M. 1908); Paul Langhans, „Deutsche Erde" mit den Wohnsitzen der D. und den d. Schutzgebieten (D. E. 1908, K. 10) und „Deutsche Erde, Verbreitung der D. über die Erde" (D. E. 1909, K. 4), beide in Form von Ansichtskarten und mit Aufdruck des d. Bevölkerungsanteils in jedem Lande; derselbe, „D. Sprachgebiet in Mitteleuropa" 1:1 Mill. (D. E. 1909, K. 6), ebenfalls als Postkarte.

2. Grenzstrecken. α) Westen: Nikolaus Warker und Paul Langhans, „Belgisches Luxemburg", d. Ortsnamen und d. Sprachverteilung 1900, 1:200000 (D. E. 1909, K. 6). — „Verbreitung der französischen Muttersprache in Elsaß-Lothringen" („Die Bevölkerung Elsaß-Lothringens", herausg. vom Statistischen Büro, Straßburg 1908). — Paul Langhans, „D.-Lothringens Sprachenkarte 1905", 1:200000 (D. E. 1900, K. 3). — L. Gauchat, „Historische Entwicklung und heutiger Verlauf der d.-französischen Sprachgrenze in der Schweiz" 1:125000 (Geogr. Lexikon der Schweiz, 17. Fasz., S. 77, Neuenburg 1907). — V. Attinger, „Sprachenkarte der Schweiz" 1:1500000 (ebenda, S. 112).

β) Süden: V. Attinger, „Kanton Graubünden, Sprachen" 1:960000 (Geogr. Lexikon der Schweiz, Lief. 75). — Derf., „Heutige Verbreitung der Rätoromanen in der Schweiz" 1:950000 (ebenda). — E. Blocher, „Sprachkarte des Wallis" 1:1500000 („Aus dem Sprachleben des Wallis" in Alemannia, Heft 1/2, S. 92, Freiburg 1904). — W. Rohmeder, „Das Dt. in Südtirol" 1:1200000 („Die ehemalige Ausdehnung des Dts in den italienischsprachigen Bezirken Tirols", Innsbruck 1908). — Martin Wutte, „Krain, Sprachenkarte" 1:200000 (D. E. 1909, K. 1).

γ) Osten: Paul Langhans, „Die Tschechen in der Nordwestecke Niederösterreichs" 1:100000 (D. E. 1909, K. 8) und „Die Schönhengster Sprachinsel" 1:350000 (D. E. 1908, K. 9). — D. Schulverein, „Die Schönhengster Sprachinsel" 1:300000 (Wien, Freytag u. Berndt). — „Die Trebnitzer Sprachgrenze" 1:200000 (D. E. 1908, S. 206). — O. Wenzelides, „Die Sprachgrenze in Westschlesien" 1:288000 (Der getreue Eckart, Juni 1908, S. 131). — P. Krische, „Provinz Posen nach dem Anteil der Polen, Masuren und Kassuben" 1:2600000 („Die Provinz Posen", Staßfurt 1907, K. 1). — P. Langhans, „Die Provinzen Posen und Westpreußen" 1:500000 („Zwanzig Jahre d. Kulturarbeit", Haus der Abgeordneten, 1907). — L. Bernhard, „Die polnische Kurve in Westpreußen" 1:975000 („Das Netz der polnischen Banken", Leipzig 1907, K. 2).

b) Ausschlüsse.

W. Ahr, „Die D. im Auslande" 5 Teilkarten (Verhandlungen des D. Kolonialkongresses 1905). — „Völkerkarte von Südosteuropa" 1:5500000 (J. v. Pflugk-Harttung, „Weltgeschichte", Berlin, Ullstein). — Paul Langhans, „Die D. im Tosa-Tal" 1:925000 auf der Karte „Die ehemals d. Gemeinden in Piemont" (D. E. 1909, K. 10). — Martin Wutte, „Verbreitung der d. Sprache im österreichischen Küstenland" 1:730000 (D. E. 1909, K. 11). — Paul Langhans, „Nordsiebenbürgen, d. Siedlung in Gegenwart und Vergangenheit" 1:200000 (D. E. 1908, K. 11). —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

BIBLIA,

Das ist:

Die

Heilige Schrift

Alten und Neuen

Testaments,

Nach der Deutschen Uebersetzung

D. Martin Luthers,

Mit jedes Capitels kurtzen Summarien, auch beygefügten vielen und richtigen Parallelen;

Nebst einem Anhang

Des dritten und vierten Buchs Esrä und des dritten Buchs der Maccabäer.

Germantown:

Gedruckt bey Christoph Saur, 1743.

Aus: Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika

Berlin: Dietrich Reimer

Titelblatt der ersten in Amerika gedruckten deutschen Bibel

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Derselbe, „Russische Ostseeprovinzen, d. Vereine und Vereinsschulen" 1:2 Mill. (D. E. 1908, K. 8). — Wettstein, „K. der Komark Blumenau und der benachbarten Munizipien" 1:1 Mill. („Brasilien und das d.-brasilische Blumenau", Leipzig 1907).

c) Einschlüsse.

„Die Polen im westlichen Preußen am 1. Dezember 1905" 1:2750000 (Brösike, „Die Polen im westlichen Preußen", Zeitschr. des Kgl. preuß. Statist. Landesamts 1908, Abt. IV, K. 1). — L. Ricek, „Kroatensiedlungen im inneralpinen Becken Niederösterreichs" 1:600000 (D. E. 1908, S. 136). — D. Schulverein in Wien, „Drei kroatische Ansiedlungen in Südmähren" 1:3500000 (Der getreue Eckart 1908, Dez.-Heft).

II. Innengrenzen des Deutschtums.

a) Sprache.

M. v. Unwerth, „Die schlesischen Teilmundarten" 1:1500000 („Die schlesische Mundart", Breslau 1908, K. 1; Siebs und Hippe, „Wort und Brauch", Heft 3). — Derf., „Dialektgrenzen in Mittelschlesien" 1:500000 (ebenda, K. 2).

b) Sachen.

C. Diercke, „Südost- und Nordwestgrenzen des sächsischen Bauernhauses" im Atlas „K. zur Heimatkunde der Provinz Hannover", Blatt 7: Bodenbenutzung.

Zur Sprach- und Schulkarte von Mähren und Schlesien.

Von

Dr. **Franz Perko** in Nürschan (Böhmen).

(Mit einer Sonderkarte s. Tafel 1 und 3 Abbildungen.)

Die kartographische Darstellung des gesamten Schulwesens von Böhmen, welche vom Verfasser im Jahre 1905 für dieses Land herausgegeben wurde, hat in politischen und Schulkreisen lebhaftes Interesse hervorgerufen[1]). Die diesem Hefte beigegebene Sprach- und Schulkarte von Mähren und Schlesien stellt eine Ergänzung dieser Arbeit dar. Da eine eingehende Sprachkarte Mährens und Schlesiens seit dem Jahre 1890 nicht erschienen ist[2]), dürfte die vorliegende Karte, deren sprachliche Einzeichnungen auf Grund der letzten Volkszählungsergebnisse vom Jahre 1900 erfolgt sind, außer den engeren Interessenten auch weiteren Kreisen willkommen sein.

Während in Böhmen das deutsche Sprachgebiet den Kern des slawischen Landesinnern allseitig umschließt und im Norden, Westen und Süden in das geschlossene deutsche Sprachgebiet Deutschlands, Ober- und Niederösterreichs übergeht, hängen in Mähren nur der deutsche Süden und der deutsche Norden (rot) mit dem großen deutschen Sprachboden zusammen. Größere Sprachinseln, wie die um Brünn, Iglau und Olmütz, nebst einigen kleineren werden allenthalben vom tschechischen Gebiet (gelb) umgeben. Die größte Sprachinsel der Sudetenländer, das Schönhengsterland, dessen Verwaltung zwischen Böhmen und Mähren geteilt ist, wird nur durch einen schmalen Streifen tschechischen Gebiets von dem deutschen Nordmähren sprachlich gesondert.

In Schlesien ist der westliche größere Anteil bis auf ein namhaftes Gebiet im Süden von Troppau deutsch, der östliche überwiegend polnisch (grün) und nur gegen Mähren finden sich tschechische Gaue, wogegen das Gebiet um Teschen und die nach Galizien übergreifende Sprachinsel Bielitz-Biala deutsche Mehrheiten aufweisen.

In dem Gebiet um Mährisch-Ostrau mit den Gemeinden Hruschau, Schönichl und Wirbitz in Schlesien, Mährisch-Ostrau, Witkowitz und Oderfurt in Mähren macht keine der drei Nationen über

1) Kommissionsverlag von Gustav Neugebauer in Prag, Graben.

2) Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien im Jahre 1890. Von Franz Held. 2 Karten. Brünn, Hofbuchhandlung Karl Winiker.

50 v. H. der ortsansässigen Bevölkerung aus, weshalb dieser Teil in rot-gelb-grünen Schraffen angelegt erscheint.

Auf der Karte sind die einzelnen Schulen ihrer sprachlichen Eigenart nach durch farbige Kreisflächen bzw. Ringelchen auseinander gehalten. Im Gegensatz zu Böhmen sind die Wohnsitze der Nationalitäten in Mähren und Schlesien nicht scharf getrennt und infolgedessen deutsche Schulen (rot) im überwiegend tschechischen und polnischen Sprachgebiet ziemlich zahlreich vorhanden, doch geht die Zahl dieser Schulen mit dem Abbröckeln deutscher Minderheiten zurück; das tschechische (gelb) sowohl als auch das polnische (grün) Schulwesen in Ostschlesien gewinnt hingegen an Ausdehnung. Utraquistische Schulen (schwarze Ringelchen) werden aufgelassen, dennoch überwiegt deren Zahl die im benachbarten Böhmen.

Abb. 2. **Deutsche Volksschule in Königsfeld bei Brünn**
(1900: 682 Deutsche, 8418 Tschechen).
Als Schulvereinsschule 1883 errichtet, öffentliche Schule seit 1891.

Die Angaben über das Schulwesen sind teils dem Schematismus der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen der k. k. Statistischen Zentralkommission in Wien entnommen, teils der letzten Statistik über die österreichischen Unterrichtsanstalten, die ebenfalls von der k. k. Statistischen Zentralkommission herausgegeben wird; doch ist der Stand sämtlicher Schulen aus den Jahresberichten der k. k. Landesschulräte von Mähren und Schlesien bzw. der k. k. Statthalterei in Brünn und der k. k. Landesregierung in Troppau bis zum Jahre 1910 ergänzt, so daß die Schulkarte der Ausdehnung des Schulwesens im Jahre 1909 entspricht.

Jede Schule bzw. Schulgruppe jeder selbständigen Gemeinde ist durch ein Kreiszeichen kenntlich gemacht, welches für öffentliche Schulen voll, für private halbvoll mit roter, gelber oder grüner Farbe ausgefüllt ist. Die Schulgruppen als Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien und Realschulen, Handels- und Gewerbeschulen usw. sind durch Merkzeichen in den Kreisflächen auseinander gehalten, der Rang der Schulen oder deren Gruppen als Lehranstalten niederer, mittlerer oder höherer Ordnung ist durch die verschiedene Größe des Kreiszeichens ausgedrückt, während für mehrere Schulen einer Gruppe oder eines Ranges in einem Orte noch die betreffende Ziffer neben dem Kreiszeichen ausgewiesen ist, und endlich ist die Zahl der aufsteigenden Klassen ersichtlich gemacht. Die selbständigen Gemeinden ohne Schulen sind ebenfalls auf der Karte verzeichnet. Alles weitere in der Zeichenerklärung der Karte selbst.

Mähren ist in bezug auf das Volks- und Bürgerschulwesen in 25 deutsche und 36 tschechische Schulbezirke eingeteilt. 20 Schulbezirke haben die Deutschen und Tschechen gemeinsam, und zwar Auspitz, Brünn-Stadt, Brünn-Land, Datschitz, Göding, Hohenstadt, Ungarisch-Hradisch-Stadt, Iglau-Stadt, Iglau-Land, Kremsier-Stadt, Mährisch-Kromau, Littau, Neutitschein, Olmütz-Stadt, Olmütz-Land, Mährisch-Ostrau, Mährisch-Trübau, Mährisch-Weißkirchen, Znaim-Stadt, Znaim-Land. Nur deutsche Schulbezirke sind Hotzenplotz (liegt in Schlesien, gehört aber politisch zu Mähren), Nikolsburg, Römerstadt, Mährisch-Schönberg und Sternberg; nur tschechische Boskowitz, Ungarisch-Brod, Mährisch-Budwitz, Gaya, Holleschau, Ungarisch-Hradisch-Land, Kremsier-Land, Groß-Meseritsch, Wal.-Meseritsch, Mistek, Neustadtl, Prerau, Proßnitz, Tischnowitz, Trebitsch und Wischau. Die Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schulen verteilen sich in Mähren auf 732 deutsche, 1860 tschechische und 10 utraquistische neben 9 deutschen und 14 tschechischen einklassigen Exposituren. Von sämtlichen Volksschulen ist mehr als ein Drittel einklassig, deutscherseits 259, tschechischerseits 547. An Bürgerschulen zählt man 88 deutsche und 131 tschechische, an Kindergärten 173 deutsche und 134 tschechische; private Volksschulen haben die Deutschen 39, private Bürgerschulen 5, die Tschechen 35 bzw. 12, die Polen je eine Schule; außerdem wirken noch drei utraquistische Volksschulen privater Natur.

In den deutschen Volks- und Bürgerschulen waren 121305 bzw. 12648, in den tschechischen 309016 bzw. 16598 Kinder untergebracht; auf eine Volksschule bzw. eine Schulklasse entfielen bei den Deutschen 162 bzw. 62, bei den Tschechen 166 bzw. 68 Kinder.

An öffentlichen Mittelschulen bestehen 14 deutsche und 16 tschechische Gymnasien, 16 deutsche und 17 tschechische Realschulen, weiter an privaten eine deutsche, drei tschechische und zwei utraquistische gymnasiale Lehranstalten, endlich zwei deutsche und ein tschechisches Mädchenlyzeum privaten Charakters. An öffentlichen Lehrerbildungsanstalten verfügt das Land über zwei deutsche und drei tschechische für männliche, über eine deutsche und zwei tschechische für weibliche Lehrkräfte; außerdem bestehen eine deutsche, eine utraquistische und zwei tschechische Lehrerinnenbildungsanstalten privater Natur neben drei deutschen und fünf tschechischen Fortbildungskursen für Lehrkräfte.

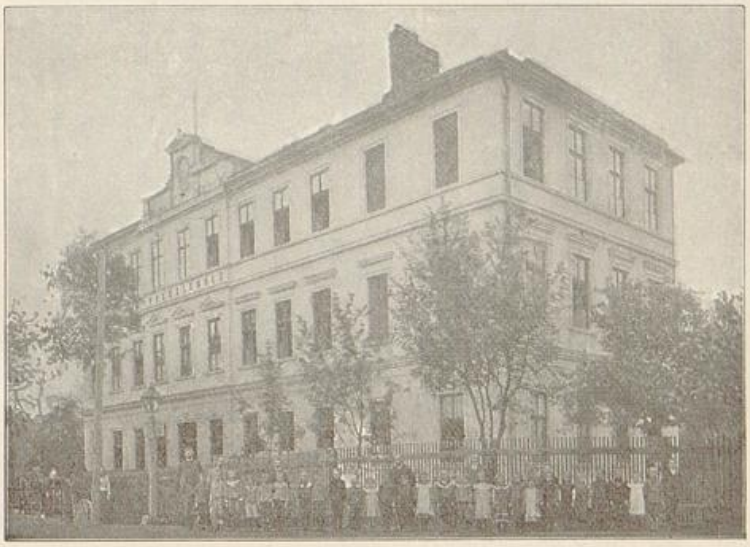


Abb. 5. **Fünfklassige deutsche Volksschule in Paulowitz bei Olmütz**
(1900: 753 Deutsche, 358 Tschechen).
Als Schulvereinsschule 1883 errichtet, öffentliche Schule seit 1887/88.

Das Fachschulwesen ist ebenfalls reichlich gegliedert. Für den Gewerbestand werden unterhalten je zwei deutsche und tschechische Staatsgewerbeschulen, je fünf deutsche und tschechische sowie zwei utraquistische Fachschulen mittleren Ranges, 52 deutsche, 114 tschechische und 2 utraquistische gewerbliche Fortbildungsschulen nebst zwei deutschen Schulen, sechs tschechischen und einer französischen, welch letztere nur für Mädchen bestimmt ist.

Den Handelsinteressen dienen je zwei deutsche und tschechische Handelsakademien, acht deutsche und sechs tschechische Handelsschulen, sieben deutsche und zwölf tschechische kaufmännische Fortbildungsschulen, endlich eine solche tschechische nur für Mädchen.

Der Landwirtschaft stehen auf beiden Seiten je zwei Mittelschulen, sechs deutsche landwirtschaftliche Schulen, neun tschechische und eine utraquistische mit ganzjährigem Unterricht, sowie 8 deutsche und 23 tschechische mit halbjährigem Unterricht zur Verfügung.

Die Hochschulen sind in Brünn durch eine deutsche und eine tschechische Technik vertreten, außerdem befinden sich an den Bischofsitzen in Olmütz eine theologische Fakultät und in Brünn eine theologische Diözesanlehranstalt, beide für die Heranbildung katholischer Seelsorger.

Schlesien zerfällt in bezug auf das Bürger- und Volksschulwesen in zwölf Schulbezirke, von denen Troppau-Stadt, Friedek-Stadt, Bielitz-Stadt, Freiwaldau, Freudenthal und Jägerndorf deutsch, Bielitz-Land, Freistadt, Teschen, Friedek-Land, Troppau-Land und Wagstadt überwiegend slawisch sind. Die Schulen sind je nach der Unterrichtssprache deutschen bzw. tschechischen oder polnischen Bezirksschulinspektoren zugeteilt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Schlesien stellt sich das Verhältnis der deutschen zu den tschechischen Bürgerschulen öffentlichen Charakters wie 29:3, das der deutschen zu den tschechischen, polnischen und utraquistischen öffentlichen Volksschulen wie 240:135:170:32. Private Bürgerschulen haben nur die Deutschen, und zwar 8, an privaten Volksschulen verfügen die Deutschen über 29, die Tschechen und Polen über je 5; außerdem besteht eine utraquistische private Volksschule. Die Zahlen der einklassigen Exposituren verhalten sich bei Deutschen, Tschechen und Polen wie 4:2:5, die der Kindergärten wie 47:18:9. Drei Kindergärten werden utraquistisch geführt.

Die Mittelschulen sind durch zwei Gymnasien bei den Deutschen und je eines bei Tschechen und Polen, durch eine Realschule bei den Deutschen vertreten. Zwei deutsche öffentliche Lehrerbildungsanstalten und eine tschechische, eine deutsche öffentliche Lehrerinnenbildungsanstalt und zwei deutsche private Lehrerinnenbildungsanstalten sorgen für die Heranbildung von Lehrkräften.

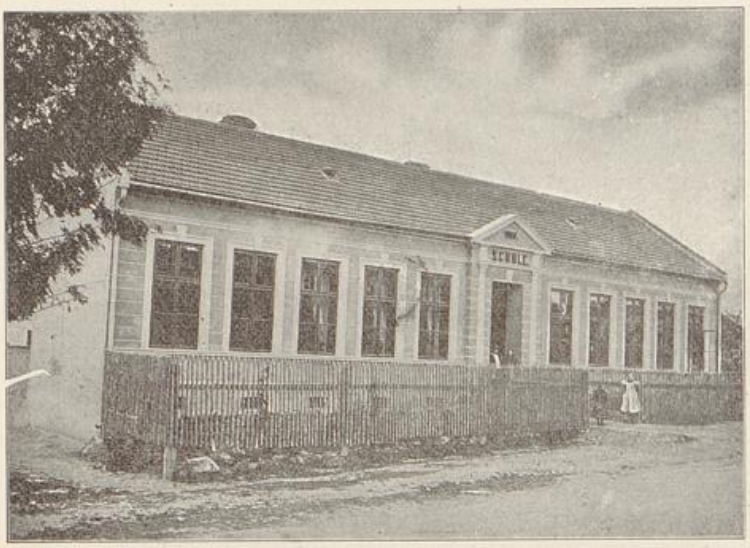


Abb. 4. **Deutsche Schulvereinsschule in Schwanenberg bei Deutsch-Brodek,** errichtet 1890 (1900: 170 Deutsche, 38 Tschechen).

Während die Polen über keine Fachschulen in Schlesien verfügen, besitzen die Deutschen eine Staatsgewerbeschule, 6 gewerbliche Fachschulen und 33 gewerbliche Fortbildungsschulen, die Tschechen 2 gewerbliche Fachschulen und 10 gewerbliche Fortbildungsschulen. Die Handelsschulen sind bei den Deutschen mit fünf, bei den Tschechen mit zwei, die kaufmännischen Fortbildungsschulen mit drei bzw. zwei Anstalten vertreten.

Der Verlauf der Sprachgrenze in der Karte ist streng nach der Mehrheit der deutschen bzw. tschechischen Bevölkerung auf Grund der letzten Volkszählung vom Jahre 1900 eingetragen.

In Mähren standen 675492 Deutsche 1727270 Tschechen und 15560 Polen im Jahre 1900 gegenüber. Während sich der Anteil der Deutschen vom Jahre 1880 bis 1890 ziemlich gleich geblieben ist (1880: 29,38 v. H., 1890: 29,37 v. H.), nahmen die Deutschen von 1890 bis 1900 absolut nur um 11324 Personen zu, so daß der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung auf 27,91 v. H. herabsank. Die Tschechen hingegen sind von 70,34 auf 71,35 v. H., die Polen von 0,22 auf 0,64 v. H. gestiegen. Dieser relative Rückgang des Deutschtums wurde durch Abwanderung, geringen Geburtenüberschuß und Abbröckeln deutscher Minderheiten hervorgerufen. So betrug der gesamte Wanderverlust in Mähren im Jahrzehnt auf 1900 3,32 v. H., für das deutsche Gebiet allein weit mehr. Weiter sind mit Ausnahme der Landeshauptstadt die größeren deutschen Städte nur wenig gewachsen. Die Zahl der rein nationalen Ortschaften ist im Steigen, woran aber die Deutschen nur sehr geringen Anteil haben. Von 83 Gerichtsbezirken Mährens sind nur 13 rein deutsch, d. h. der Anteil der Tschechen erreicht nicht ein Fünftel; 9 sind überwiegend deutsch (50—80 v. H. D.), 12 überwiegend tschechisch (50—80 v. H. Tsch.), 49 rein tschechisch (0—20 v. H. Deutsche). Die relativ starke Zunahme der Polen ist durch eine starke Einwanderung in das Ostrauer Kohlen- und Industriegebiet bedingt, in welchem sogar die Tschechen auf Kosten der Polen relativ zurückgingen.

In Mähren befinden sich zahlreiche politisch selbständige Judengemeinden, deren Mitglieder sich großenteils zur deutschen Umgangssprache bekennen und deutsche Schulen unterhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch stärker ist in den letzten Jahren das Deutschtum in Schlesien zurückgegangen, und zwar haben die Deutschen namentlich an die Polen verloren, während die Tschechen ihren Besitzstand ziemlich gleich erhalten haben.

In diesem Kronland standen 296571 Deutsche 146265 Tschechen und 220472 Polen im Jahre 1900 gegenüber; noch 1880 betrug der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung 48,91 v. H., 1890 nur mehr 47,76 v. H., bis 1900 ging er auf 44,68 v. H. herunter, während die Tschechen von 22,02 auf 22,04 v. H., die Polen aber von 30,21 auf 33,22 v. H. gestiegen sind. Die deutschen Verluste sind merkwürdigerweise ausschließlich durch den Rückgang der Bevölkerung im rein deutschen Gebiet des westlichen Landesteils durch Abwanderung bedingt worden, während sich die deutschen Minderheiten in Ostschlesien gehalten haben. Immerhin sind von den 27 schlesischen Gerichtsbezirken noch 15 rein deutsch (über 80 v. H. Deutsche), drei Gerichtsbezirke sind gemischt, die übrigen rein slawisch, davon sechs rein polnisch, drei überwiegend tschechisch.

In Schlesien liegen in vier Gerichtsbezirken 43 selbständige Gemeinden, die politisch zu Mähren gehören, und zwar im Gerichtsbezirk Hennersdorf 8 Gemeinden mit 9218, im Gerichtsbezirk Hotzenplotz 23 Gemeinden mit 12364, im Gerichtsbezirk Troppau 11 Gemeinden mit 7169, im Gerichtsbezirk Wagstadt eine Gemeinde mit 995 Ortsanwesenden.

Am 31. Dezember 1910 findet in Österreich die vierte Volkszählung statt, bei welcher wie bei den früheren Zählungen, nach den internationalen Vereinbarungen die Umgangssprache erhoben werden wird, wogegen die Slawen die Volkszugehörigkeit angeben wollen. Im Anschluß an diese Zählung wird auch das Schulwesen in sämtlichen Kronländern der Monarchie statistisch verwertet werden. Wahrscheinlich dürften diese Zählungen in Mähren und Schlesien ein weiteres Vordringen der Tschechen und Polen ergeben, was durch den größeren Geburtenüberschuß bei den Slawen, die stärkere Kindersterblichkeit in den Industriebezirken und den größeren Städten, welche zumeist im deutschen Gebiet liegen, die weitere Industrialisierung dieser Gebiete, wodurch slawische Brotsucher angelockt werden, und endlich durch die namhafte Abwanderung aus den deutschen Gebirgsgegenden bedingt wird. Auf beiden Seiten werden bereits umfassende private Vorkehrungen getroffen, um die nationalen Minderheiten in bezug auf die Umgangssprache in ihrer tatsächlichen Kopfzahl erscheinen zu lassen.

Über die Muttersprache der Schulkinder im Kreise Tondern I (ohne höhere Schulen) am 1. Mai 1905 gibt Ottsen in seinem Buche „Der Kreis Tondern" (Tondern, S. Matthiesen) eine Zusammenstellung. Danach waren insgesamt vorhanden 10902 Schulkinder, von denen als Muttersprache angaben 3816 Deutsch, 4746 Dänisch und 2169 Friesisch. Im einzelnen ist folgendes bemerkenswert. Im Kirchspiel Leck scheint das Verschwinden des Friesischen besiegelt zu sein, nur 26 von 676 Schulkindern gaben es noch als Muttersprache an; Enge ist schon überwiegend deutsch (135 : 48 friesisch), ebenso Niebüll (210 : 172) und Stedesand (94 : 28), während in Deezbüll sich die beiden Sprachen bei den Kindern noch die Wage halten (69 : 74); dagegen spricht die Jugend der Kirchspiele Dagebüll, Emmelsbüll, Fahretoft, Horsbüll, Klanxbüll, Lindholm, Neugalmsbüll und Risum noch weit überwiegend zu Hause Friesisch. Auf Sylt hat die deutsche Sprache infolge des großen Fremdenverkehrs bereits die erste Stelle inne, 541 gegen 382 Friesisch und 56 Dänisch, besonders die junge Stadt Westerland zeigt ein Überwiegen des Deutschen (344 : 108 : 27). Auch Föhr hat als Ganzes bereits überwiegend deutschsprechende Schulkinder (643 deutsche, 468 friesische, kein dänisches mehr!), doch entfallen auf das Kirchspiel St. Nikolai (Wyk!) allein 402 deutsche und nur 23 friesische. Die Insel Amrum zählte sogar 76 deutsche gegenüber 160 friesischen Schulkindern. In den ursprünglich dänischen Dörfern südlich von Tondern hat die deutsche Kindersprache sehr zugenommen; sie hat die Mehrheit schon in den Kirchspielen Karlum und Klixbüll erreicht, fast die Hälfte in Medelby (121 : 133). In den städtischen Orten lag das Verhältnis von deutscher zu dänischer Muttersprache bei den Schulkindern folgendermaßen: Tondern 401 : 179, Hoyer 56 : 229, Lügumkloster 85 : 297.

Wallonen und Flamen in Stade. Infolge der bitteren Enttäuschungen, die die aus den Niederlanden vom Herzog von Alba vertriebenen Reformierten in Hamburg erlebten, wanderten ihrer viele nach Stade aus, wo bereits einige Jahre vorher englische aus Antwerpen geflüchtete Kaufleute sich ansässig gemacht hatten. Zahlreiche Flüchtlinge aus den Niederlanden, meist dem Handwerkerstand angehörig, schlossen sich an. 1588 wurde die »Eglise Belgique de Stade« errichtet, die auch in Hamburg eine Anzahl Mitglieder zählte. Bis Ende 1589 wurde nur französisch gepredigt, von da ab auch flämisch infolge Zuwanderung zahlreicher Flamen. Nach und nach schmolz aber die Mitgliederzahl der Gemeinde zusammen, da das aufstrebende Hamburg seine Anziehungskraft ausübte. 1601 begann der Auszug, 1619 hörte die wallonische Kirche Stades auf zu bestehen. An ihre Stelle trat die reformierte Gemeinde zu Altona (Gesch.-Blätter des Deutschen Hugenotten-Vereins XII, Heft 7/8).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von

Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten[1]).

I. Allgemeines.

Von den 2135000 Deutschen, welche bei der letzten Volkszählung nach dem Stande vom 31. Dezember 1900 in den Ländern der ungarischen Krone gezählt wurden, lebt weitaus der größte Teil in mehr oder weniger ausgedehnten, zusammenhanglosen Sprachinseln, welche durch das Sprachgebiet aller Volksstämme des Königreichs verstreut sind.

Nur die Deutschen in Westungarn[2]) bewohnen in den Gespanschaften[3]) Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg sowie in einigen Gemeinden der Gespanschaft Preßburg ein geschlossenes Sprachgebiet, das sich an das deutsche Gebiet in Niederösterreich und Steiermark anlehnt und an seinem Ostrande noch von manchen deutschen Sprachinseln begleitet wird. In diesem Gebiet leben rund 313600 Deutsche — also ein Siebentel des ungarländischen Deutschtums — in 309 Gemeinden (darunter 11 Sprachinselgemeinden) mit absoluter oder relativer deutscher Mehrheit. Hierzu kommen noch ungefähr 31400 Deutsche, welche in den im deutschen Sprachgebiet gelegenen fremden Sprachinseln oder an seinen Grenzen in den genannten vier Gespanschaften nationale Minderheiten bilden. Die Zahl der Deuschen in Westungarn kann daher mit rund 345000 Köpfen angegeben werden.

Das deutsche Sprachgebiet, d. h. das Gebiet der Gemeinden mit absoluter oder relativer deutscher Mehrheit, umfaßt einzelne Gemeinden der Gespanschaft Preßburg, fast die ganze Gespanschaft Wieselburg (mit Ausnahme des zu Wieselburg gehörigen oberen Teiles der Kleinen Schütt), die Gespanschaft Ödenburg westlich und südwestlich vom Neusiedler See, die gebirgigen Teile der Gespanschaft Eisenburg nördlich der Raab und südlich von diesem Flusse noch einen schmalen Landstreifen an der steirisch-ungarischen Grenze, zusammen eine Fläche von ungefähr 4350 qkm[4]). Dieser deutsche Sprachboden grenzt im Norden der Donau an das slowakische Oberungarn, im Westen an die madjarische oberungarische Tiefebene und einzelne kroatische Sprachinseln, ganz im Süden an den kleinen Ausläufer des slowenischen Sprachgebiets in Ungarn.

Bedeutend größer als das deutsche Sprachgebiet ist das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache als Muttersprache[5]), d. h. das Gebiet, in welchem sich wenigstens 5 v. H. der anwesenden Bevölkerung bei der Volkszählung als Deutsche bekannt haben, die Deutschen aber nur die absolute oder relative Minderheit ausmachen. Dieses Gebiet reicht namentlich nördlich der Donau weit in slowakisches Sprachgebiet hinein, umfaßt aber auch einzelne Gemeinden an der deutsch-madjarischen und deutsch-slowenischen Sprachgrenze sowie die meisten der innerhalb des deutschen Sprachgebiets gelegenen kroatischen Sprachinseln.

Neben den genannten vier Sprachstämmen kommen noch in einzelnen Industrieorten an der niederösterreichischen Grenze die Tschechen als Minderheit in Betracht, welche jedoch in der Sprachenkarte den ihnen nahe verwandten Slowaken zugezählt werden, und endlich die Zigeuner,

---

1) Die erste Karte, die Gespanschaft Ödenburg betreffend, wird dem zweiten Hefte beigegeben.

2) Im engsten Sinne. Die deutschen Ansiedlungen im Bakonyer Wald und am Plattensee bleiben in diesem Aufsatz außer Betracht.

3) Ungarn zerfällt in Gespanschaften, welche wieder in Stuhlrichterbezirke untergeteilt werden; daneben gibt es noch „Städte mit Munizipalrecht", welche mit den Gespanschaften unter dem Namen „Munizipien" zusammengefaßt werden (z. B. Preßburg, Ödenburg). Die „Städte mit geordnetem Magistrat" (z. B. Bösing, Modern, Tyrnau, St. Georgen, Eisenstadt, Rust, Güns und Steinamanger) gehören zu den betreffenden Gespanschaften, sind aber von der Unterteilung in Stuhlrichterbezirke ausgenommen. Zahlreiche Städte führen den Titel „Königliche Freistadt".

4) Das Herzogtum Braunschweig umfaßt 3672 qkm.

5) Daß die deutsche Sprache auch von den nichtdeutschen Ungarn, besonders in den Städten, viel gesprochen wird, ist bekannt. In diesem Sinne erstreckt sich das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache über fast ganz Ungarn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich in ihrer Umgangssprache zumeist ihrer Umgebung anschließen, wenngleich sie auch ihr eigenes Idiom bewahren. Sie wohnen in Westungarn vor allem unter Deutschen, in meist an der österreichischen Grenze gelegenen Gemeinden als Minderheiten.

Dieses bunte Gemisch von Deutschen, Madjaren, Nord- und Südslawen ist das Ergebnis einer ungemein bewegten und vielen Wechselfällen unterworfenen Vergangenheit, auf welche diese an der Grenze von West- und Osteuropa gelegenen Landesteile zurückblicken können[1]).

Als die Madjaren unter Arpad im Jahre 892 im heutigen Ungarn einbrachen, fanden sie in dem westlichen Teile des Landes nördlich der Donau Slawen (Mährer), südlich der Donau ebenfalls überwiegend Slawen, Reste der von Karl dem Großen in den Kämpfen, welche zur Begründung der Ostmark führten, unterworfenen Awaren, und auch zahlreiche Deutsche vor, welche sich unter der Frankenherrschaft, namentlich auf Betreiben der Bischöfe von Passau und Freising, angesiedelt hatten. Die Deutschen wohnten verstreut in Sprachinseln unter der slawischen oder awarischen Bevölkerung, namentlich auch in den damals entstandenen Städten (Wieselburg, Ödenburg, Altenburg, Steinamanger, Eisenburg usw.), und gehörten zum größeren Teile dem Bauern- und Handwerkerstand an, zählten aber auch Angehörige unter der Geistlichkeit, den Vasallen und Kriegsleuten.

Die Madjaren drängten die besiegten Landesbewohner an die Grenzen des heutigen Ungarns zurück, die Slowaken in die Kleinen Karpathen, die Deutschen und Slowenen in die Täler, welche von den letzten Ausläufern der deutschen Alpen gebildet werden. In den nächsten Jahren brachten sie von ihren Raubzügen aus Deutschland zahlreiche Kriegsgefangene mit, welche sie in diesen Gebieten ansiedelten. Da auch heute noch die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Madjaren annähernd mit dem Übergang vom Hügel- zum Flachland zusammenfällt, so war also schon damals das sprachliche Bild dieser Gegenden im wesentlichen dasselbe wie jetzt. Doch wich später das madjarische Sprachgebiet wieder etwas nach Osten zurück, einige Sprachinseln in den Bergen als letzte Zeugen seiner einstigen Ausdehnung zurücklassend.

Mit dem Eindringen des Christentums und der Aufnahme einer höheren deutschen Kultur bei den Madjaren begann eine starke Einwanderung Deutscher, welche von den Arpaden seit Herzog Geysa und seinem großen Sohne, Stephan dem Heiligen (um 1000), ins Land gezogen wurden. Deutsche Rittergeschlechter traten in den Krondienst und bauten in Westungarn ihre Burgen, um welche sich dann deutsche Vasallen und Handwerker ansiedelten. Sie fanden eine Stütze an den Resten früheren Deutschtums. So gründete Wenzel von Wasserburg (am Inn) unter Stephan dem Heiligen das später madjarisierte Geschlecht Jaak, an welches heute noch der gleichnamige Marktflecken bei Steinamanger erinnert. Um das Jahr 1050 schuf ein gewisser Ernst Pot, Königsbote Heinrichs III. an den Ungarnkönig, die deutschen Ansiedlungen Potzneusiedel und Leyden. Unter König Geysa II. (1141—61) erhielten die Deutschen Gottfried und Robert aus Meißen Besitzungen in der Ödenburger Gespanschaft bei Lutzmannsburg (1141) und erbaute Graf Wolfger aus Wilten bei Innsbruck die Burg Güssing, um welche bald eine Stadt entstand, deren madjarischer Name (Németujvár = Neue deutsche Burg) noch heute an die Art ihrer Gründung erinnert (1157). Neben diesen und zahlreichen anderen vornehmen Geschlechtern zogen in jener Zeit aber auch viele deutsche Bürger und Handwerker als gerngesehene und mit vielen Vorrechten ausgestattete »hospites« (Gäste) sowie deutsche Bauern nach Westungarn, dessen Städte und Flecken in jenen Jahren ganz oder doch teilweise deutsches Gepräge trugen; so Ödenburg (1260), Güns (1328), Neusiedl (1329). Eisenstadt erhielt 1373 einen Freiheitsbrief in deutscher Sprache, Loipersdorf auf der Großen Schütt war deutsch bis zur Schlacht bei Mohacs (1526). Preßburg, eine slawische Gründung aus der Zeit des großmährischen Reiches, Tyrnau, Modern, Bösing, Wartberg waren wenigstens deutsch-slawisch gemischt, das heute madjarische Sarvar

1) Vgl. namentlich Czörnig, Ethnographie der österreichischen Monarchie I—III, Wien 1855; Joseph Hain, Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1852; Adolf Ficker, Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie, Wien 1869; Richard Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet, Berlin 1869; J. H. Schwicker, Statistik des Königreichs Ungarn, Stuttgart 1877; Alexius v. Fényes, Statistik des Königreichs Ungarn, Pest 1843; Franz v. Krones, Die Begründung des deutschen Volkstums im Ungarland („Deutsche Erde" I, S. 152 ff.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsch (1328), Raab, Eberhard, Steinamanger, St. Gotthard und Eisenburg deutsch-madjarisch. Eisenburg wurde durch die Türken zerstört, welche allein im Jahre 1478 30000 Menschen aus der Gespanschaft Eisenburg als Sklaven mit sich fortführten, und erstand neu als madjarische Siedlung.

Als die Mongolen sengend und mordend in Ungarn einbrachen (1242), waren es vor allem die von Madjaren bewohnten flach gelegenen Landesteile, welche besonders zu leiden hatten und entvölkert wurden. In die entstandenen Lücken rückten nach dem Abzug der Mongolen deutsche Ansiedler nach. In der Ödenburger und Eisenburger Gespanschaft waren es die bairisch-österreichischen Hienzen.

Von ganz besonderer Bedeutung für den deutschen Nachschub aus der Ostmark war aber die innige Verbindung, in welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein großer Teil des heutigen deutschen Westungarn zu Österreich trat[1]). Es handelt sich um ein Gebiet, dessen äußerste Grenzpunkte Bruck an der Leitha, Ungarisch-Altenburg, Metschern, Csorna, Kapuvar, Horpatsch, Tschapring, Bleigraben, Güns, der Günser Berg und Bernstein[2]) waren und welches sich aus Herrschaften zusammensetzte, die teils durch Verpfändung (Forchtenstein, Kobersdorf) an Österreich gelangten, teils von Kaiser Friedrich III. erworben wurden (Eisenstadt-Güns, Hornstein, Bernstein, Rechnitz). Im Preßburger Frieden von 1491 wurde dieses Gebiet von König Mathias Corvinus als rechtmäßiger Besitz der österreichischen Herrscher anerkannt. Seine Zugehörigkeit zu Österreich gab den ungarischen Ständen Anlaß zu fortwährenden Klagen auf Herausgabe dieser Herrschaften, bis der spätere Kaiser Ferdinand I. bei seiner Krönung zum ungarischen König (1618) die Rückstellung nicht nur der Pfandgüter, sondern auch der übrigen im Preßburger Frieden bestätigten Erwerbungen Friedrichs III., und zwar ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der niederösterreichischen Stände versprach. Da die Ungarn infolge des Widerstandes der Niederösterreicher eine sofortige Einlösung dieses Versprechens nicht erhoffen konnten, schoben sie den Palatin Grafen Nikolaus Eszterházy vor, der die Herrschaften Eisenstadt und Forchtenstein im Jahre 1622 als Sicherstellung für eine „in Aussicht gestellte königliche Gnade" erhielt, nachdem schon früher die Herrschaften Kobersdorf und Güns in den Besitz madjarischer Geschlechter übergegangen waren. Im Jahre 1626 wurden zunächst die beiden einlösbaren Pfandgüter Forchtenstein und Kobersdorf an Ungarn zurückgestellt, worauf der Palatin die österreichischen Grundbesitzer auf diesen Herrschaften als nach ungarischem Rechte besitzunfähig erklärte und sie zwang, ihm ihre ausgedehnten Besitzungen zu Spottpreisen, welche ein Zehntel des Schätzwertes nicht erreichten, abzutreten. Im Jahre 1641 gelang es den niederösterreichischen Ständen zwar, zu verhindern, daß der Palatin auch die Herrschaft Hornstein in seinen Besitz brachte, aber drei Jahre später glückte es dem Grafen Batthyani, Pfandbesitzer der Herrschaft Bernstein zu werden. Die ungarischen Stände hatten mittlerweile Kaiser Ferdinand III. vor seiner Königskrönung das Gelöbnis abgerungen, seinen Einfluß für die Übergabe aller noch österreichischen Herrschaften einzusetzen. Zur Zeit der ärgsten Schwedennot im Dreißigjährigen Kriege, als General Wrangel siegreich in Böhmen vordrang, benutzten sie die Notlage des Kaisers, um bei den im Jahre 1647 in Eisenstadt eingeleiteten Verhandlungen mit den landesfürstlichen und ständischen Abgesandten durch Drohungen alle ihre Forderungen durchzusetzen, als die Vertreter der Stände Niederösterreichs in der Meinung nach Wien zurückgekehrt waren, dadurch den Fortgang der Verhandlungen in Eisenstadt zu verhindern. So wurden in diesem Jahre die Herrschaften Hornstein, Eisenstadt, Güns und Bernstein samt allen zugehörigen Städten an Ungarn übergeben. Damit hatte die fast zweihundertjährige Herrschaft Österreichs in diesen Gebieten ihr Ende erreicht und auch spätere Vorstellungen der Stände Niederösterreichs gegen die ohne ihre verfassungsmäßige Mitwirkung zustande gekommene Abtretung in den Jahren 1712, 1723 und sogar noch 1794 vermochten nichts mehr daran zu ändern. Die Einwanderung von Deutschösterreichern in die Ödenburger Gespanschaft dauerte jedoch auch im 18. Jahrhundert noch fort und nahm insbesondere unter Karl VI. einen bedeutenden Aufschwung.

1) Vgl. Dr. Hermann Ignaz Bidermann, Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee 1526—1804. I. Abt., S. 21 u. 76; II. Abt., S. 245 ff. Innsbruck 1867—89.

2) Das durch zwei Jahrhunderte österreichische Gebiet umfaßte also den größten Teil der Gespanschaften Wieselburg und Ödenburg sowie einen kleinen Teil der Gespanschaft Eisenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus: Schmidlin, Geschichte der Anima in Rom

Freiburg i. Br.: Herder

Äusseres der deutschen Nationalkirche in Rom Santa Maria dell'Anima

an der Ecke der Via dell'Anima (früher Via S. Agnese) und des Vicolo della Pace

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Wieselburger Gespanschaft besiedelten in den Jahren 1620—30 unter Ferdinand II. die deutschen Heidebauern, evangelische Schwaben aus der Bodenseegegend, den „Heideboden" und den sog. Seewinkel um Illmitz. Sie mußten ihre Heimat um ihres Glaubens willen verlassen, konnten ihn aber auch in Ungarn nicht dauernd bewahren und sind heute größtenteils katholisch geworden, aber deutsch geblieben. Seit dieser Zeit ist die Wieselburger Gespanschaft, mit welcher erst im Jahre 1884 der obere Teil der madjarischen kleinen Schüttinsel vereinigt wurde, größtenteils deutsch.

Als ein neues Element tauchen um die Mitte des 16. Jahrhunders unter der Regierung Ferdinands I., Maximilians II. und Rudolfs II. die Kroaten in Westungarn auf. Die Einfälle der Türken, welche sich zunächst nur auf die Balkanländer südlich der Donau erstreckten, im Jahre 1540 aber auch auf Slawonien übergriffen, drängten einen Teil der dortigen Bevölkerung, welcher sich der Herrschaft des Halbmondes nicht fügen wollte, zur Auswanderung nach dem Norden. Schon im Jahre 1550 siedelten die Grafen von Bösing kroatische Auswanderer aus der Gegend von Schabatz auf ihren Gütern in Groß-Schenkwitz und Ratzersdorf bei Preßburg an. Einige Jahrzehnte später zogen Kroaten auch in Kroatisch-Eisgrub, Klein-Schenkwitz, Baystum, Scharfing, Zail und Grünau ein. Auch die Stadtgemeinde Preßburg gründete kroatische Ansiedlungen auf neugerodetem Lande in Blumenau, Kaltenbrunn, Neudorf bei Theben, Bisternitz und Mariental am Südende der Kleinen Karpathen (1580). Eine zweite Gruppe Kroaten fand zwischen 1575 und 1584 eine neue Heimat südlich der Donau in den Gespanschaften Wieselburg und Ödenburg. Die Grafen Batthyani begründeten kroatische Ansiedlungen auf ihren Gütern um Schlaining und Rechnitz, und in den Jahren 1620—30 kamen die Kroaten auch in die Gegenden von Mattersdorf, Eisenstadt, Neufeld, Agendorf, Neckenmarkt, Dressenmarkt, Frankenau, Kobersdorf, Bernstein, Holzschlag, Kohlstätten usw.

Damit war aber auch die Zeit der nationalen Gebietsbildung in größerem Umfang in Westungarn abgeschlossen, denn die große Ansiedlungstätigkeit Maria Theresias und Kaiser Josefs II., die unter anderem das blühende Banater Deutschtum schuf, ging an Westungarn ziemlich spurlos vorbei. Nur im Jahre 1786 wurden auf der Herrschaft Deutsch-Dioszeg in der Gespanschaft Preßburg und ungefähr gleichzeitig in zwei unbedeutenden Ortschaften der Wieselburger Gespanschaft Deutsche angesiedelt. Unter Kaiser Leopold II. (1790—92) wurden zahlreiche steirische Kohlenbrenner und Holzknechte in die Karpathentäler bei Bösing gezogen, wo sie schon auf Stammesgenossen stießen. Vielleicht verdankt die deutsche Sprachinsel Limbach diesen Maßregeln ihre Entstehung.

Die Erinnerung an alle diese kriegerischen und friedlichen Ereignisse, die auf die nationale Gestaltung Westungarns von maßgebendem Einfluß waren, liegt treu bewahrt in der heutigen sprachlichen Gliederung seiner Bevölkerung, wie sie in der Sprachenkarte dargestellt ist.

Dieser Karte, welche aus technischen Gründen in vier die Gespanschaften Ödenburg, Wieselburg, Eisenburg und Preßburg umfassenden Blättern gleichzeitig mit der textlichen Bearbeitung dieser Gebiete erscheinen wird, ist die Gliederung nach den kleinsten politischen Verwaltungseinheiten, den Gemeinden, zugrunde gelegt[1]). Zu den nötigen Berechnungen wurden die Ergebnisse der ungarischen Volkszählung vom 31. Dezember 1900 verwertet, welche in den „Ungarischen Statistischen Mitteilungen" (Neue Serie, Bd. I) nach Gemeinden veröffentlicht sind[2]). Da in diesen „Mitteilungen" wie überhaupt in allen ungarischen amtlichen Werken ausschließlich die madjarischen Ortsnamen zur Anwendung kommen, mußten die deutschen Lesern allein verständlichen deutschen Namen erst verschiedenen Kartenwerken, namentlich der österreichischen Spezialkarte, und statistischen Werken entnommen, zum Teil aber auch durch unmittelbare Anfragen bei Gewährsmännern in

1) Die Gemeindegrenzen wurden der „Ungarischen Gemeindekarte" (A magyar állam közigazgatasi térképe) im Maßstab 1:360000, herausgegeben von der Kgl. ungar. Staatsdruckerei, entnommen und auf die Generalkarte von Mitteleuropa (1:200000) übertragen.

2) Als statistische Quellenwerke wurden, soweit nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt wird, ausschließlich die obengenannten „Mitteilungen" sowie das Ungarische Statistische Jahrbuch benutzt. Die Mitteilungen erscheinen mit doppelsprachigem Text und madjarischen Tabellen, für deren Überschriften jedoch auch eine deutsche Übersetzung gegeben wird (leider nicht auch für die Anmerkungen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ungarn, denen hier der beste Dank für ihre Unterstützung ausgesprochen werden soll, gesammelt werden. Die Karte enthält für alle deutschen Gemeinden (mit zwei Ausnahmen) deutsche Namen, außerdem aber auch für andersprachige Gemeinden, für welche diese Namen im Nachbarverkehr mit dem deutschen Sprachgebiet in Gebrauch stehen oder sich aus früherer deutscher Vergangenheit erhalten haben.

Die Scheidung der einzelnen Sprachen ist im allgemeinen eine sehr scharfe, zumal die Sprachgrenze teilweise eine natürliche ist (Donauarme, der Waasen, ausgedehnte Waldungen usw.). Nur im Osten der Kleinen Karpathen geht das deutsche Sprachgebiet allmählich ins rein slowakische Land über.

Die nun folgende Schilderung der Sprachgrenze ist so gehalten, daß man mit Hilfe jeder überhaupt hinreichend genauen Karte die sprachliche Beschaffenheit jeder einzelnen Gemeinde feststellen und den Zug der Sprachgrenze genau verfolgen kann. Alle nicht ausdrücklich als andersprachig bezeichneten Gemeinden in dem von der deutschen Hauptsprachscheide umschlossenen Gebiet sind neben den namentlich angeführten deutschen Gemeinden wenigstens ihrer Bevölkerungsmehrheit nach deutsch. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Literatur zur allgemeinen Geschichte der Wolgakolonien.

Von

Adolf Lane, Dozent am Orientalischen Seminar in Berlin.

Die deutschen Wolgakolonisten genießen — wenn auch unverdientermaßen — außerhalb ihrer Heimat, aber auch in dieser, nicht immer einen guten Ruf. Das namentlich auch unter den deutschen Landwirten verbreitete ungünstige Urteil über sie darf aber durchaus nicht zu dem Rückschluß berechtigen, daß die Zustände an der Wolga in jeder Beziehung schlecht sind und in nationaler Hinsicht keine Hoffnung auf wesentliche Besserung übrig lassen. Wir wollen nur auf einige Tatsachen hinweisen, die erfreulich und für die Beurteilung der Wolgakolonisten gerade vom allgemeindeutschen Standpunkt aus sehr günstig sind.

Die Wolgadeutschen, speziell die sog. „Intelligenz", hauptsächlich die Volksschullehrer, fangen im letzten Jahrzehnt an, ein besonderes Interesse für die deutsche Sprache und die deutsche Literatur an den Tag zu legen. Zwar spielt bei vielen das Bestreben mit, sich zu einem ortsüblichen Hauslehrerexamen für deutsche Sprache vorzubereiten und so die Möglichkeit einer Anstellung irgendwo in den russischen Städten an den Schulen zu erhalten (zur Flucht vom Lande zwingen sie meistens materielle Bedenken und Sorge um die im Dorfe oder vom Dorfe aus schwer zugängliche Ausbildung der heranwachsenden Kinder), aber es ist nach unseren persönlichen Wahrnehmungen nicht zu bezweifeln, daß diese Bestrebungen doch auch der Allgemeinheit zugute kommen und daß das deutsche Buch und das deutsche Wort (die hochdeutsche Sprache) ihren Einzug in diese vom Schicksal stiefmütterlichst behandelten deutschen Kolonien an der Wolga in einem früher wohl nicht bekannten Maße halten, da die Nachfrage nach deutschen Büchern, Bibliotheken und das Bedürfnis des Zusammenschlusses, z. B. auf dem Gebiet des Vereinswesens, gestiegen ist.

Die Regsamkeit des nationalen Geistes sieht man ferner an dem Eifer und Interesse, mit dem neuerdings an der Wolga für die Presse gearbeitet wird. Freilich sind es nur eine politische Zeitung und einige religiöse Blätter, die zu dieser Presse gehören und das große Gebiet mit nahezu dreiviertel Millionen deutscher Bauern bedienen, aber man muß die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenken, mit denen das nur durch die größten Opfer existierende Zeitungswesen drüben zu kämpfen hat und die hauptsächlich in dem niedrigen Bildungsstand der deutschen Bauern und ihrem noch mangelnden oder sich nur schwer entwickelnden Sinne für die Bedeutung einer guten deutschen Presse am Orte liegen. Der Schreiber dieser Zeilen war selbst Zeuge davon gewesen, mit welcher Mühe und erst nach teilweiser Vereinigung der ganz zersplitterten und zum Teil einander bekämpfenden Elemente (wie Pastoren und Lehrer) es möglich geworden ist, eine deutsche Zeitung auf Grundlage eines sich entschieden zum Deutschtum bekennenden und neutralen fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schrittlich-politischen Programms zu gründen[1]). Der jugendliche Drang nach Erneuerung des deutschen Lebens an der Wolga macht sich jedem aufmerksamen und unparteiischen Beobachter bemerkbar und erweckt die besten Hoffnungen für die Zukunft.

Auch auf dem Gebiet des Schul- und Vereinswesens ist es an der Wolga in der letzten Zeit rege geworden, was hier weiter verzeichnet werden soll. Das sieht man nicht nur daraus, daß die Schulfragen neben den Fragen der Umgestaltung der ländlichen Einrichtungen (Übergang vom gemeinschaftlichen zum Individualbesitz) den Gegenstand der erbittertsten Diskussion bildeten und bilden, sondern auch an dem Bildungseifer, der seinen Ausdruck sowohl in der Gründung einer Reihe von Privatschulen als auch in den bereits unternommenen Schritten zur Hebung des gesamten Schulwesens am Orte findet. Der in Saratow bestehende „Deutsche Verein" entwickelt eine rege, erfolgversprechende Tätigkeit.

Ein ernstes und hocherfreuliches Zeichen ist es endlich, daß bei den Wolgadeutschen auch das Interesse für ihre eigene Geschichte erwacht ist. Freilich sind auch hier noch kleine Anfänge da, aber es ist an sich bedeutungsvoll, daß sowohl die Katholiken, die etwa ein Drittel der örtlichen deutschen Bevölkerung ausmachen, als auch die Protestanten an die Erforschung der Vergangenheit ihrer Kolonien herangetreten sind. Nur ist es schade, daß die einzelnen Forscher isoliert und ohne etwa einen gemeinsam aufgestellten Plan (mit Verteilung der Aufgaben) arbeiten. Das wäre nach unseren persönlichen Eindrücken und bei Kenntnis der dortigen Verhältnisse wohl der beste Weg. Wir hatten auch Gelegenheit, Vorschläge diesbezüglich schon 1906 in Saratow zu machen, die Zeit war aber für die Ausführung nicht günstig. Jetzt bietet sich viel eher die Möglichkeit dazu, denn die Verhältnisse im Lande sind ruhiger geworden und nehmen den einzelnen Menschen nicht so in Anspruch wie früher. Von den Forschern, die ein ganz besonders hervorragendes Interesse der Geschichte der Wolgakolonien zuwenden, möchten wir hier die Pastoren Joh. Erbes in der Kolonie Kukkus (Wolskaja), Gouvernement Samara, Joh. Kufeld, jetzt in Radomysl (Kiew), Eduard Seib in Messer (Ust-Solicha), Gouv. Saratow, und Andreas Gorne in Norka, Gouv. Saratow, nennen, wobei der letztere sich speziell für Land-, Arbeiter- und Auswanderungsfragen interessiert.

Eine allgemeine und eingehende Geschichte der Wolgakolonien ist unseres Wissens noch nirgends versucht worden. Und eine solche wird wohl auch so lange noch auf sich warten lassen, bis die Einzelforschung ein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens an der Wolga nach dem anderen der wissenschaftlichen Bearbeitung erschließt. Zu diesen Einzeluntersuchungen gehört auch die Quellenkunde zur Geschichte der Wolgaansiedlungen und der deutschen Kolonien in Rußland überhaupt. Einen Beitrag nach dieser Richtung hin gedenkt der Verfasser in einer hoffentlich bald erscheinenden Veröffentlichung zu leisten, woraus hier ein gekürzter Auszug über die in deutscher Sprache erschienene Literatur folgt (es werden auch einige Werke in französischer Sprache angegeben), abgesehen von den zahlreichen Aufsätzen usw. in der „Deutschen Erde".

Unser Verzeichnis, das keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch erhebt, ist nur der erste Versuch einer systematischen Zusammenstellung der spärlichen, undifferenzierten und zum Teil schwer auffindbaren einschlägigen Literatur. Möge es allen, die sich für die Geschichte der Wolgakolonien und Schicksale der Deutschen in Rußland interessieren, ein willkommener Beitrag sein.

I. **Allgemeine und Hilfsquellen**, die die eigentümliche Stellung der Wolgakolonien im russischen Staate und unter den übrigen deutschen Kolonien Rußlands beleuchten. 1. Über die Wolgakolonien: Prof. Dr. Joh. Friedr. Erdmann, Beiträge zur Kenntnis des Innern von Rußland, II. Teil, erste Hälfte, Leipzig 1825. Erdmann wurde von der Universität in Kasan beauftragt, die von ihr abhängigen Anstalten zu revidieren, über ihren Zustand Bericht zu erstatten und die etwa nötigen Vorschläge zur Verbesserung der bestehenden Einrichtungen zu machen. Als Ergebnis seiner Reise finden wir hier seine „Vorstellung an die Schulkommität in Kasan zur Verbesserung der Colonieschulen" vom 10. Dezember 1815 und einen allgemeinen Aufsatz „Nachrichten vom Zustande der Colonien im Saratowschen Gouvernement". Dem Bande liegen zwei Karten der Wolgakolonien bei. — A. Klaus, Unsere Kolonien. Studien und Materialien zur Geschichte

1) Vergleiche zwei Leitartikel des Verfassers in den Probenummern der „Deutschen Zeitung" 1906 und der „Deutschen Volkszeitung" desselben Jahres (beide in Saratow).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Statistik der ausländischen Kolonisation in Rußland. Übersetzt aus dem Russischen von J. Töws, Verlag der deutschen „Odessaer Zeitung", Odessa 1887. Diese deutsche Übersetzung des russischen Buches ist leider nicht vollständig. Ein großes und interessantes Kapitel über die „Geistlichkeit und die Schule" ist — wohl aus Rücksicht auf die erstere — gänzlich weggelassen. „Unsere Kolonien" ist die einzige Arbeit (neben dem kürzlich erschienenen Werke von Pissarewski), die zum erstenmal eine eingehendere wissenschaftliche Bearbeitung des Materials über die deutschen Kolonien im inneren Rußland versucht. Freilich ist nicht alles von gleichem Werte und selbständiger Bedeutung. Mangelhaft vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist besonders das Kapitel über Sarepta (vgl. unten). Klaus gibt einen allgemeinen Überblick über die Kolonisation Rußlands durch Ausländer, spricht über die Kolonien Raditschew (Guv. Tschernigow), Sarepta, über die Mennoniten, über die Erbfolgefragen, das Versicherungs- und Feuerwehrwesen, die Kreisbanken, die Geistlichkeit und die Schule u. a. und bietet ganz wertvolle statistische und andere Materialien. — Dr. R. Hermann, Deutsche Kolonisten an der Wolga (Bilder aus Rußland, Nr. 4), Beilage zur Allgemeinen Zeitung München 1901, Nr. 105. — Pfarrer Liz. A. Faure, Das Deutschtum an der Wolga und in Südrußland. München, Verlag des Alldeutschen Verbandes (Lehmann). — Derselbe, Deutsches Bauernleben im Zarenreich. (Deutsche Monatsschrift, herausg. von A. Lohmeyer, Juni- u. Juliheft 1907.) — Pastor Joh. Kufeld, Die deutschen Kolonien an der Wolga. („Der Auswanderer", Zeitschrift des Evang. Hauptvereins in Witzenhausen, Jg. 1906, Heft 3 u. 4.) — Handbuch des Deutschtums im Ausland, herausg. vom Deutschen Schulverein.

2. Reisen: Peter Simon Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches. Teil I, zweite Auflage St. Petersburg 1801; Teil II u. III, erste Auflage 1773 u. 1776. — Derselbe, Reisen durch Rußland. Zwei Teile. Frankfurt 1776. — Samuel Georg Gmelin, Reise durch Rußland. Teil II: Von Anfang August 1769 bis zum 5. Juli 1770. St. Petersburg 1783. — Iwan Lepechin, Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches im Jahre 1771. Aus dem Russischen von C. H. Hase. Drei Bände mit 51 Kupfertafeln. Altenburg 1774—83. — Joh. Gottl. Georgi, Bemerkungen einer Reise im Russischen Reiche im Jahre 1772. I. Bd. St. Petersburg 1775. — Fr. Goebel, Reise in die Steppen des südlichen Rußlands usw., Teil I u. II, Dorpat 1838. — A. C. Bertoldy, Reisebriefe aus Rußland, Finnland, Deutschland und Italien. St. Petersburg, Selbstverlag.

3. Über Wolhynien finden sich Angaben in den unten angegebenen kolonistischen Zeitungen, außerdem in den Volkskalendern für Wolhynien.

4. Dasselbe wäre über Südrußland zu sagen. Außerdem dienen zur Orientierung: Dr. Hamm, Südöstliche Steppen und Städte im europäischen Rußland, Frankfurt 1862. — Dr. Friedr. Bienemann, Geschichte der evang.-lutherischen Gemeinde zu Odessa. Odessa 1890. — Jakob Prinz, Die Kolonien der Brüdergemeinde. Moskau 1898. — Derselbe, Eine Brudergestalt. Moskau 1898. — J. Stach, Die deutschen Kolonien in Südrußland. Taurien 1905, Verlag von Schaad in Prischib. — Über die katholischen Kolonien siehe Konrad Keller, Die deutschen Kolonien in Südrußland. Bd. I, Odessa 1905. — Wilhelm Isert, Statistisch-historische Beschreibung der Kolonien im schwedischen Gebiet anläßlich ihres 100jährigen Bestehens. Odessa, Nitzsche. — Missionar Wilhelm Heine, Ein Lebensbild aus Briefen und Berichten, zusammengestellt von seinem Sohne. Prischib 1909.

5. Kaukasus. Außer dem Werke v. Haxthausens (s. unten) kommen hier in Betracht: Schrenk, Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Tiflis 1869. — C. v. Hahn, Bilder aus dem Kaukasus. Neue Studien zur Kenntnis Kaukasiens. Leipzig 1900, Duncker u. Humblot. Siehe auch frühere Werke Hahns. — Dr. Hugo Grothe, Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedlungen in Transkaukasien. (Beil. zur Allgem. Zeitung München 1901, Nr. 152 u. 160.) — Derselbe, Deutsche Besiedlungsarbeit in Transkaukasien. (Asien 1902, Dezember, Nr. 3. Berlin, Paetel.) — Derselbe, Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina. Gedanken zur Kolonisation Mesopotamiens. München 1902, Lehmann. — Paul Hoffmann, Die deutschen Kolonien in Transkaukasien. Berlin, 1905, D. Reimer. — Alfred Borchardt, Aus dem Kaukasus. Teil I: Ziskaukasien, 1906; Teil II: Transkaukasien, 1907. (Berichte über Land- u. Forstwirtschaft im Ausland, mitget. vom Auswärtigen Amt.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. St. Petersburger Guvernement. P. v. Köppen, Über die Deutschen im St. Petersburger Gouvernement. St. Petersburg 1850. — Außerdem siehe die deutsche „St. Petersburger Zeitung".

7. Polen. Pfarrer Liz. A. Faure, Die Deutschen in Russisch-Polen. (Deutsche Erde 1907, Heft 2.) — Busch, Beiträge zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Evang.-Augsburg. Gemeinden im Königreich Polen. St. Petersburg u. Leipzig 1867. — Rohde, Die evangelischen Deutschen in Russisch-Polen. Lissa i. P. 1906.

8. Einwanderung der Franzosen. Léonce Pingaud, Les Français en Russie et les Russes en France. Paris 1886. — Paul d'Estrée, Meusnieur de Précourt. (Nouvelle Revue rétrospective 1892.) — Derselbe, Une colonie franco-russe au XVIIIe siècle. (Revue des Revues, 2. Ser., 1896, Oktober, Nr. 19.)

9. Über verschiedene allgemeine Fragen. Die Evangelische Bibelgesellschaft in Rußland 1831—81. St. Petersburg 1881. — Sammlung der Gesetze und Verordnungen der Staatsregierung, bezüglich der Organisation der Lebensverhältnisse der auf Kronsländereien angesiedelten Landbesitzer (bisher Kolonisten). Gesammelt und übersetzt von A. Rasin. St. Petersburg 1871. — Das russische Gesetz vom 1. Januar 1864 (über die Gouvernements- und Kreislandschafts-Institutionen). Mit Ergänzungen und der Kodifikation vom Jahre 1876 sowie einem die Motive betreffenden Anhang. In deutscher Übersetzung. Mitau 1878. — Philippe Henry Dilthey, Essay géographique sur la Russie, imprimé à l'Université impériale de Moscou, 1771: Des colonies établies en Russie selon le manifeste de sa majesté impériale Catherine II de l'an 1763. — H. Wimmer, Die Deutschen in Rußland. Leipzig 1847. — R. d'Eckert, Tableau géographique et statistique de l'Empire de Russie d'après les documents le plus récents et notamment ceux de l'année 1859 dressé par R. d'Eckert, membre effectif de la société géographique impériale de Russie. — Le Roy-Beaulieu, Das Reich des Zaren und die Russen. Deutsch von L. Pezold. Drei Bände, Sondershausen 1887—90, Eupel.

(Schluß folgt.)

Das Barbarossa-Lied auf Island.

(Mit einem Notenblatt s. Tafel 5.)

In hohem Maße kulturgeschichtlich und für uns Deutsche besonders interessant ist das *Barbarossa-Kvæði*, auch *Friðreks-Kvæði* genannt, das Lied von Kaiser Friedrich Rotbart, das Konrad Maurer während seines Aufenthalts in Island 1858 zuerst hörte[1]). Prof. Ólsen und Bjarni Jónsson aus Unnarholt teilten Prof. Herrmann[2]) mit, daß sie sich dunkel erinnerten, ihre Mutter habe es ihnen in ihrer Kindheit oft vorgesungen; es sei außerdem in zwei Manuskripten der Handschriftensammlung der Isländischen Literaturgesellschaft, Fol. Mnf. Nr. 183 und Quart Mnf. Nr. 392, aufgezeichnet. Die beiden Melodien hat Maurer mitgebracht, die Übersetzung hat Herrmann absichtlich etwas altertümlich gehalten (s. Tafel 5). Der Text selbst lautet:

Ein Kaiser, der war ein herrlicher Mann,
Laut ihn die Bücher preisen.
Die Herrschaft von Tyrus er gewann,
Sidon eroberte er sodann —
Friedrich Barbarossa war er geheißen.

Er glaubte an den, der am Kreuze litt,
Die Heiden er bekriegte;
Im Klirren der Schwerter stürmte er mit,
Mit den Türken er unaufhörlich stritt,
Sein Heer den Feind besiegte.

Ein Sohn von ihm, „Sefedäum" benannt,
Der tät die Schlacht entscheiden,
Der Rheinstrom fließt dort durch das Land,
Das Schloß dabei wird „Sidon" genannt,
Stracks[1]) flohen davon die Heiden.

Das rettende Ufer erreichten sie nicht,
Im Rhein ertranken die meisten;
Der Kaiser schonte sich selber nicht,
Dem Hengst er den Sporn in die Seite sticht,
Kann keiner ihm Beistand leisten?

Schäumend der Rhein seine Wirbel jagt,
Der Kaiser kann sich kaum halten;
Roß und Reiter die Strömung packt,
„Zu Hilfe mir!" laut der Kaiser klagt,
„Vor des Stromes wilden Gewalten!"

Zusammenschlagen die Wasser um ihn,
Doch im Sattel bleibt er ohn' Zagen,
Und Gott erbarmet sich über ihn,
Schwimmend sie ihn aus den Fluten zieh'n,
Halbtot wird an's Land er getragen.

[1]) Sitzungsberichte der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1867, S. 132—42.

[2]) Siehe dessen: Island in Vergangenheit und Gegenwart. 2 Bände, Leipzig 1907, Wilh. Engelmann.

[1]) So auch im Original.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle weinten, die das sah'n,
Alte sowohl wie junge,
Sie suchten dem Kaiser mit Stärkung zu nah'n,
Sie fingen das Wams ihm zu lösen an,
Daß wieder atme die Lunge.

Alles bemüht sich und zaudert nicht,
Wasser herbei zu tragen.
Man spritzt es dem Kaiser ins Angesicht,
Totwund erwacht er, dann leise er spricht,
Die Augen weit aufgeschlagen:

„Lieber Jesus, an Dich ich mich wend',
Seinen Stachel der Tod hat verloren.
Nimm meine Seele in Deine Händ',
Die durch Wasser und Geist Du, durchs Sakrament
Der Taufe, hast wiedergeboren.

Schließ auf des Himmelreiches Tor!
Aus dem Strom gebracht auf das Eiland,
Nimm gnädig mich in Dein Reich empor,
Dem Sünder neig' in Gnaden Dein Ohr,
Mein Erlöser und mein Heiland!"

Als guter Christ der Kaiser starb,
Die Gläubigen alle trauern;
Statt Sorgen er sich Ruh' erwarb,
Der Ruhm seiner Tugend bis heut nicht verdarb,
Wird ewiglich fortdauern.

Das Volk legt Pracht und Freude ab
Und rang voll Schmerz die Hände;
In Tyrus[1]) warf man ihm dann das Grab,
Die höchsten Ehren dem Toten man gab: —
Das ist des Liedes Ende.

[1]) Prutz soll vor einigen Jahren nachgewiesen haben, daß sich in Tyrus wirklich der Sarkophag Barbarossas befindet.

Das Lied ist, wie die Sprache zeigt, nach der Reformation nach Island gekommen und entweder schon in Deutschland oder erst auf Island im Volksmund arg entstellt worden. Maurer macht darauf aufmerksam, daß „Sefedaenm" als ein Sohn Barbarossas nicht bekannt sei, aber das Lied scheint ihn als solchen aufzufassen, obwohl der Name im Akkusativ steht. Das Wort *pá* in derselben Strophe[2]) scheint sich auf das Vorhergehende „die Türken" zu beziehen, wiewohl es grammatisch unrichtig ist. „Der Fluß Rhein" ist ein arger Irrtum, des fehlenden Stabreimes wegen wäre vielleicht an „Nil" zu denken. Herrmann vermag nicht anzugeben, ob das isländische Lied auf ein deutsches Original zurückgeht, trotz eifrigen Nachforschens hat er nichts entdecken können. Die kirchliche Verbindung, in die Island durch die Reformation mit Deutschland kam, der lebhafte Handel der Hamburger im 16. und 17. Jahrhundert, die Einführung deutscher Lieder und Bücher zu dieser Zeit, das alles macht wahrscheinlich, daß das Barbarossa-Lied damals nach Island eingeführt ist. Auf der anderen Seite hält Herrmann es nicht für unmöglich, daß ein isländischer Pilger das Gedicht im deutschen Heere in Palästina oder auch in Deutschland gehört und nach seiner fernen Heimat mitgebracht hat; aufgezeichnet muß es allerdings weit, weit später sein.

[2]) *Sefedœum son hans þa — seinast rak á flótta, — fljótið Rin þar nærri lá, — nefndist Sidon slotið hjá, — heiðnið þar á hlupu strax af ótta.* — Daß der Name „Seif Eddin", der offenbar dem „Sefedaenm" zugrunde liegt, irrtümlich auf Friedrich, den Sohn Barbarossas, hat übertragen werden können, erklärt sich vielleicht daraus, daß das Lied ursprünglich von Kämpfen Friedrichs gegen Seif Eddin, den Verteidiger Akkons, erzählte.

Eine deutsche Kolonie auf Jamaika.

Im Jahre 1838 ordnete ein Beschluß des englischen Parlaments die Befreiung aller Sklaven in den englischen Kolonien an. Diese Maßregel wurde von den Pflanzern Jamaikas als schwerer Schlag empfunden und bedrohte die Zukunft ihrer reichen Zucker- und Kaffeepflanzungen. Der befreite Neger war für die Arbeit nicht mehr zu haben. Andere Arbeitskräfte gab es auf der Insel nicht.

So suchten einige unternehmende Pflanzer Ersatz in Europa zu finden. Ein Agent wurde auch nach Deutschland geschickt, und durch allerlei trügerische Versprechungen gelang es ihm, etwa 100 deutsche katholische Familien zu werben, die, wie es scheint, teils aus Niederdeutschland, teils aus Franken und der Rhön stammten. Unter ihnen waren nicht bloß Bauern, sondern auch verschiedene Handwerker, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Schneider, Schuster und andere Gewerbe, vertreten.

Ihre Hoffnungen wurden grausam enttäuscht. Ihre Ansiedlung, später „Seaford Town" genannt, liegt auf schwer urbar zu machendem Boden; für die Handwerker unter ihnen war keine Arbeit, die ihrem Beruf entsprach, für die Bauern kein Land, auf dem sie die vielgepriesenen Zucker- und Kaffeepflanzungen hätten anlegen können. Weit entfernt von allen Marktstädten, waren sie ganz auf sich selbst angewiesen. Die Bemittelten kehrten nach Deutschland zurück oder gingen nach dem Süden der Vereinigten Staaten. Der größere Teil war durch seine Mittellosigkeit zum Bleiben gezwungen. Abgeschnitten von ihrer Heimat, wurde die Kolonie bald ganz vergessen. Und doch besteht sie heute noch. An die alte Heimat erinnern noch die deutschen, freilich oft verballhornten Namen, z. B. Swingman (Schwingmann), Comice (Komeis), Stymbiker (Stimbicker, Steinbicker), Riman (Riehmann), Isigner (Eisinger), Ginteburgh (Günteburg), Eldermire (Eltermeier), Wedermire (Wödermeier), Summers (Sommer), Clinance (Kleinanz). Einige wenige sind unverändert geblieben, z. B. Groskopf, Schleiger, Sauerland, Seberts. Auch haben sich noch manche Sitten und Sagen erhalten, die bei den Kindern und Kindeskindern der Einwanderer noch fortleben. Aber die Sprache des Mutterlandes haben alle längst vergessen und statt dessen das Pidgin-Englisch der Jamaikaneger angenommen.

P. Mc Dermott S. J. schildert im „Buffalo Volksfreund" (5. Nov. 1909) die Lage der Deutschen wie folgt:

„Die Leute sind in die tiefste Armut herabgesunken und aus sich nicht imstande, sich aus ihrer traurigen Lage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herauszuarbeiten. Ihre ganze Habe besteht für gewöhnlich in einer armen Strohhütte mit ein paar Fuß Landes darum herum, die unmöglich zum Unterhalt genügen." Da es in diesem abgelegenen Teile keine Fabriken gibt und nach geübten Handwerkern keine Nachfrage ist, so sind die Armen gezwungen, sich von den schwarzen Grundbesitzern einige Acker Landes zu pachten und auf demselben sich mit harter Arbeit mühsam ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie sind also in eine demütigende Abhängigkeit von den Schwarzen geraten. „Mein Herz blutet, wenn ich sehen muß, wie diese kleinen deutschen Knaben mit ihren blauen glänzenden Augen, mit ihrem flachsenen Haar und ihrer schneeweißen Haut vor einem kohlschwarzen Landbesitzer in aller Unterwürfigkeit ihren Hut abnehmen, und wenn ich hören muß, wie sie ihn ‚Massa Scott' oder ‚Massa Eldridge' usw. anreden. Viele von diesen Kindern sind wirklich Prachtkerle, und es ist herzzerreißend, zu sehen, wie diese prächtigen Jungen und Mädchen die Sprache und die Manieren der hier lebenden Schwarzen annehmen." Wiederholt wurde P. McDermott von braven deutschen Mädchen gebeten, ihnen eine Anstellung bei einer angesehenen und wohlhabenden Familie zu verschaffen. Aber in dem ganzen weiten Gebiet sind noch keine zehn weiße Familien. Kommen doch auf ganz Jamaika auf etwa 600000 Neger und 150000 „Farbige", d. h. Mischlinge, höchstens 2000 Weiße. Die armen Mädchen müssen sich also dazu verstehen, die Stellung einer Magd in einer wohlhabenden Negerfamilie anzunehmen.

P. McDermott hat nun den Plan gefaßt, in der „deutschen Kolonie" eine Art Hausindustrie zu begründen, und hat auch bereits eine geschickte Frau gefunden, die bereit ist, den deutschen Mädchen und Knaben die Kunst beizubringen, Panamahüte zu verfertigen. Diese Industrie, einmal begründet, würde den Leuten einen guten Verdienst sichern und sie von den reichen schwarzen Nachbarn unabhängig machen.

„Ich wünsche, hochwürdiger Pater (der Brief ist an P. Krim S. J., Pfarrer der St. Anna-Gemeinde in Buffalo, gerichtet), Sie könnten diese kleinen deutschen Knaben und Mädchen in ihren engen, kleinen, armseligen Hütten sehen, Sie würden sich selbst davon überzeugen, wie machtlos sie sind, aus sich zu irgend etwas im Leben zu kommen und was für eine traurige Zukunft sie erwartet. Sicherlich würde bei solch einem traurigen Anblick Ihr deutsches Herz mächtig bewegt werden und manche heiße und bittere Träne über Ihre Wangen herablaufen, und Sie würden den unwiderruflichen Entschluß fassen, das Elend und die Not dieser armen Verbannten, die unter die Füße getreten werden und schlimmer und niedriger behandelt werden als die Neger, der ganzen Welt bekannt zu machen."

Trotz aller Armut herrscht unter diesen Deutschen eine große Sittenreinheit, ein treu bewahrtes Erbstück ihrer alten Heimat. Recht ärgerlich ist P. McDermott darüber, daß ein katholischer Neger Dorfschulmeister, Organist und Gesanglehrer in der Kirche dieser Deutschen ist. „Er liest die Epistel, das Evangelium und sogar eine gedruckte Predigt vor. Aus all dem können Sie leicht ersehen, wie blutwenig von dem echten deutschen Geist noch in diesem Volke vorhanden ist. Aber es macht nichts — ich für meinen Teil werde weder ruhen noch rasten, bis der echte deutsche Geist wiederum in ihnen auflebt. Ich werde auch um keinen Preis dulden, daß ein Neger dem erwachsenen Volke Religionsunterricht erteilt. All dies hatte man vor meiner Ankunft eingeführt. Ich werde es aber so bald wie möglich abschaffen." (Kath. Missionen 1909/10, Nr. 5.)

Gegenwärtiger Zustand der deutschen Kolonie Pozuzo in Peru.

In den kleinen peruanischen Indianeransiedlungen auf dem Wege von Huanuco nach Pozuzo finden sich einzelne Träger deutscher Namen. Ihre Hütten tragen noch Spuren von Zivilisation; man sieht Fenster, Strohlager, Teller, Gabel usw., alles Dinge, die bei den Eingeborenen meist unbekannt sind. Sie haben schon vor Zeiten Pozuzo verlassen, weil sie hier lohnenderen Erwerb erhofften, zum Teil wohl auch fanden. Nur die alten Leute verstehen noch Deutsch, die jungen Glieder der Familie verstehen es nicht, wollen es auch nicht, sie sehen keinen Nutzen davon.

Am Ende der Kettenbrücke über den Pozuzo, vor Eintritt in die gleichnamige deutsche Siedlung, liest man: „Kaiser Wilhelmbrücke erbaut unter dem Alcalden Christoffel Johann 1889". Die Brücke ist solid gebaut und dürfte als eigenartiges Kaiser-Wilhelm-Denkmal noch viele Jahrzehnte standhalten.

Die Häuser der Kolonie liegen meist weit auseinander, meist auch abseits vom Wege inmitten des dazugehörigen Landes und möglichst alle an fließendem Wasser. Nur Kirche und Pfarre sind Steinbauten, sonst ist alles von Holz. Die Häuser der Eingeborenen sind einstöckig, die der deutschen Kolonisten haben oft drei Stockwerke. Sie ruhen auf starken Stämmen; das erste Stockwerk enthält Wohnraum und Küche, das zweite Bodenkammern. Die Wohlhabenderen suchen ihre Häuser so zu stellen, daß sie ein geschlossenes Gehöft bilden.

Der Tiroler Pfarrer Schläfferer wurde von dem Kokainfabrikbesitzer Kitz in Pozuzo berufen und besoldet. Als letzterer starb und seine Fabrik, da sich keine geeigneten Männer zur Fortführung fanden, einging, bezog der Pfarrer überhaupt kein festes Gehalt, bis nach einigen Jahren ihm das Gehalt wie den peruanischen Geistlichen bewilligt wurde.

Eine deutsch-spanische Schule haben verschiedene tüchtige Männer des Ortes wie auch die Pfarrer wiederholt ins Leben gerufen, aber immer nur auf kurze Zeit. Einesteils wußten die Leute Bildung nicht zu schätzen, und ganz umsonst wollten die Lehrer auch nicht arbeiten. Ein Pfund Sterling war hier wie in der deutschen Kolonie Grapampa eine Zeitlang Monatslohn für den Lehrer. Seit Ostern 1908 hat die peruanische Regierung zwei Lehrer von Lima gesandt, die von ihr gut besoldet werden, aber nur des Spanischen mächtig sind. Da viele Schüler, zumal die kleineren, noch nicht Spanisch verstehen, bietet die Schule für Lehrer, Eltern und Kinder viel Ärger.

Vom Deutschen Leseverein »Del Centro del Peru« in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Huancayo und vom Deutschen Schulverein in Berlin ist der Kolonie eine kleine deutsche Bibliothek gestiftet, welche von dem früheren Gemeindelehrer L. Egg verwaltet wird. Man hofft auch auf eine monatliche Unterstützung von 20 Mark, um eine Art deutsche Sonntagabendschule unter der Leitung von L. Egg einzurichten. Manche Kolonisten meinen allerdings, und nicht ganz mit Unrecht: „Jetzt kommt die Sache zu spät, solche Hilfe kann das Verlöschen der deutschen Sprache und Sitte wohl aufhalten, nicht aber ganz verhindern. Vor Jahren haben wir vergebens gehofft und gebeten, wo doch andere weit namhaftere Summen als 1 Pfund Sterling erhielten, die weit weniger bedürftig waren."

Pozuzo ist jetzt etwas entvölkert, da vor zehn Jahren ein Teil der Bewohner nach Chanchemayo auswanderte, andere die neue deutsche Kolonie Oxapampa gründeten. Ferner hat das Fieber furchtbar gewütet (94 Tote laut amtlichem Bericht!). Man hat die Toten vor ihren Häusern begraben müssen, da keine Gesunden zur Leichenbeförderung vorhanden waren. A. Jentsch in Huancayo.

Den angeblichen slawischen Ursprung Ruhlas in Thüringen beleuchtet treffend Prof. Dr. Fuckel in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung XI, Heft 1, indem er die in Nagels Werk „Die Ruhlaer Mundart" als slawisch angesprochenen Ruhlaer Wörter und Ausdrücke teils als irrig abgeleitet, teils als allgemein slawisch-deutsches Lehngut nachweist. Fast alle diese Ausdrücke sind nicht auf Ruhla beschränkt, sondern kommen auch in der Nachbarschaft oder in weiterer Verbreitung vor. Auch der Ortsname Ruhla („die Ruhl") ist sicher nicht slawisch, wenn er auch nicht schlüssig zu erklären ist; in der ganzen Umgebung findet sich keine Spur eines slawischen Flurnamens. Für die in der Lokalschriftstellerei zum Dogma gewordene Behauptung, daß sich Spuren slawischer Ansiedlungen im Thüringer Stammland aus der heutigen Mundart nachweisen lassen, ist demnach durchaus kein Beweis erbracht. Aber, sagt Fuckel leider mit Recht, „es ist eine bekannte Tatsache, daß in der deutschen Lokalforschung die Beschäftigung mit der Vergangenheit der Heimat oft erst dann ein richtiges Interesse gewinnt, wenn man dabei auf Spuren slawischer oder keltischer Besiedlung zu stoßen glaubt."

Die Wenden im „Posener Weinland", besonders im Dorfe Chwalim, 4 km W. bei Unruhstadt, sind im Aussterben begriffen. Vor 50 Jahren wurden weder Deutsche noch Polen ins Dorf gelassen, die Heiraten fanden ausschließlich unter den wendischen Dorfangehörigen statt. Heute wird Schulunterricht und evangelischer Gottesdienst (in der evangelischen Kirche zu Karge) in deutscher Sprache abgehalten (letzterer erst seit März 1907), nachdem mit der zunehmenden Verdeutschung der Besuch des wendischen Gottesdienstes mehr und mehr abnahm. Bis 1881 wurde auch der Konfirmationsunterricht in wendischer Sprache erteilt. Gegenwärtig ist das Wendentum in voller Eindeutschung begriffen, denn die letzte Sprachenzählung von 1900 weist keinen höheren Anteil Fremdsprachiger in Chwalim mehr nach.

Deutsche Tuchmacher-Kolonie in Poltawa. Die Zweijahrhundertfeier der Schlacht bei Poltawa hat P. A. Rossijew[1]) Veranlassung gegeben, die historischen Stätten im Poltawaschen Gouvernement und in der Stadt Poltawa zu besuchen. Manches Interessante bietet vor allem diese Stadt. Auch von dem Handel, der Industrie und den Jahrmärkten dieses Gebiets spricht der Verfasser. Und in diesem Zusammenhang gedenkt er einer deutschen Siedlung. Der Reichtum an Wolle, eine Folge des Aufblühens der Schafzucht in Kleinrußland, veranlaßte die russische Regierung, Tuchmacher ins Land zu rufen, hauptsächlich Böhmen, Sachsen und Elsässer. Im November 1808 wurden sie in Poltawa angesiedelt. Auf der einen Seite gab man ihnen allerlei Freiheiten, Geld usw., aber auf der anderen Seite installierte man sie so, daß diese „Meister des Tuch- und Wollwesens" selbst die Bären in der Berner Bärengrube beneiden konnten. Der Guvernör von Wladimir, Fürst J. M. Dolgorukij, ein Dichter, war zwei Jahre darauf bei ihnen und schreibt über seinen Besuch[1]): „Im Kartenhäuschen leben die Weber, und ein jeder hat seinen Webstuhl aufgestellt. Man gibt an, daß der Bau dieser Ansiedlung und noch zwei anderer in Krementschug und Konstantingrad (im Poltawaschen Gouvernement) dem Staate ungefähr 400000 Rubel gekostet hat. Es sind im ganzen 249 Seelen beiden Geschlechts oder 54 Familien. Die Häuser sind geradezu Gefängnisse geworden. Die Fensterchen sind der Dauerhaftigkeit wegen fest in die Wände eingelassen und lassen sich weder im Winter noch im Sommer öffnen. Aber man muß atmen, und keine Macht der Welt kann, solange der Wille nicht gefesselt ist, einen daran hindern. Was machen nun diese armen Deutschen? Sie brechen die Rahmen heraus, zerschlagen das Glas, um die Luft hineinzulassen. Die Wände sind so durchsichtig wie ein Gitter, und während der Arbeit geraten sie infolge der Bewegung der Webstühle ins Schwanken und halten sich bloß durch die Eckpfosten. Dank der Akkuratesse ihrer Rasse und ihrer Hartnäckigkeit haben die Deutschen in der Folge bis zum Jahre 1867 mit Unterbrechungen die Rahmen herausgebrochen und die Scheiben zerschlagen und den Staat nolensvolens gemelkt, indem sie ihrem neuen Vaterland keinen wesentlichen Nutzen brachten. In diesem Jahre löste sich ihre Ansiedlung auf, und die Tuchmacher wurden teils bei der Poltawaschen Kaufmannschaft, teils beim Kleinbürgerstand angeschrieben, bauten eine Kirche, und indem sie ebenso akkurate[2]) und energische Karlowitsche und Franzowitsche[3]) wie sie selbst zeugten, vermischten sie sich mit den Schöpfen[4])." C. E. Gleye.

[1]) Istoričeskij Věstnik, 1909, Juniheft, S. 932 ff.

[1]) Im Buche »Slavny bubny sa gorami«, S. 82.

[2]) Ich habe dieses Fremdwort nicht verdeutscht, denn akkuratnyj ist eines der stehenden Beiworte, die der Russe teils anerkennend, teils spöttisch dem Deutschen, dem Njemez, gibt.

[3]) Die nach russischer Sitte auch dem Ausländer beigelegten Vatersnamen. Anspielung auf das häufige Vorkommen dieser Namen bei den Deutschen.

[4]) Chochly, Spottname der Kleinrussen bei Großrussen.

Jahrgang 1910, Tafel 4
Deutsche Erde IX
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Aus: Die Karpathen Kirchenkastell Kronstadt: H. Zeidner

Ansicht des sächsischen Weberdorfes Heltau bei Hermannstadt in Siebenbürgen

(3200 Einwohner, davon 2400 Sachsen)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus: Die Karpathen Kirchenkastell Kronstadt: H. Zeidner

Ansicht des sächsischen Weberdorfes Heltau bei Hermannstadt
in Siebenbürgen
(3200 Einwohner, davon 2400 Sachsen)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Brandenburg. Die Schweizer Kolonie in der Mark, ein ländliches Kulturbild aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Von Prof. Hermann Schneider, Oberlehrer. (Beil. zum Progr. des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums 1906.) 4°, 18 S. Berlin SW., Trowitzsch u. Sohn.

Die innere Kolonisation des Großen Kurfürsten fand nach seinem Tode eine Fortsetzung. 1689 durch Niederlassung einer städtischen Einwanderung aus der von den Franzosen verwüsteten Pfalz und einer ländlichen aus der Schweiz. 1691 belief sich letztere Ansiedlung schon auf 104 Bauern und 12 Kossäten im Amt Lehnin und auf 88 in den Ämtern Lindow und Altruppin. Ihre Gesamtansiedlung wird man „auf nicht viel höher als 200 Familien oder 1000 Köpfe schätzen können" (S. 5). Bis ins 19. Jahrhundert hielten sie sich streng abgeschlossen, vermischten sich wohl „mit den reformierten Holländern im Havelbruch und mit den französischen und wallonischen Ansiedlern", aber nicht mit der alteingesessenen lutherischen Bevölkerung. Gleichwohl ist von schweizerischer Art und Sprache heute nichts mehr erhalten. Nur in der hochd. Sprache dieser Kolonistendörfer, von denen Schneider besonders Vielitz berücksichtigt, besteht noch eine deutliche Scheidung von ihrer niederd. Umgebung.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Elsaß. Der deutsche Gedanke im Elsaß von 1815 bis 1890. Von Dr. Paul Grünberg, Straßburg i. E. (S.-A. aus der Saarbrücker Zeitung.) 8°, 25 S. Saarbrücken 1908, Gebr. Hofer.

Die deutsche und die französische Sprache im Elsaß unter französischer Herrschaft. Nach einer französischen Darstellung 1867. Von P[aul] G[rünberg]. (Straßburger Post 1909, Nr. 499 u. 503).

Zur elsässischen Lage und Frage. Von dems. (Beitr. z. Landes- u. Volkskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 36.) 61 S. Straßburg 1909, J. H. Ed. Heitz. 2 M.

Die hier zusammengefaßten Schilderungen bewegen sich zwischen den drei Marksteinen neuzeitlicher Entwicklung des Elsaß, zwischen der französischen Revolution, dem Schicksalsjahr 1870/71 und den Jahren 1908/09. Auch diese scheinen ein solcher Markstein werden zu sollen, da die im Elsaß auch in den trübsten Zeiten nicht ganz ausgestorbene d. Gesinnung sich in ihnen endlich zu scharfem Widerspruch gegen die neuerdings immer kecker das Haupt erhebende Französelei aufgerafft hat; da sich zum erstenmal in dem vielumstrittenen Lande eine Vereinigung eingeborener und eingewanderter Männer zusammengefunden hat mit dem bestimmt ausgesprochenen alleinigen Ziele, die Weiterentwicklung des elsässischen Volkes auf d. Grundlagen fördern zu helfen.

In dieser jungen d.-nationalen Bewegung des Elsaß steht der Verfasser dieser Aufsätze neben Männern wie Spieser, Kapp, Hauptmann, Hauviller u. a. in der ersten Kampflinie. Zwar nicht von Geburt Elsässer, aber doch schon über dreißig Jahre im Lande lebend, 1880 als erster Altdeutscher in den reichsländischen Kirchendienst getreten und durch Bande der Verwandtschaft und Verschwägerung mit dem Lande verwachsen, mit seiner Geschichte und Literatur vertraut, hat er allen Beruf, uns zu zeigen, wie die zwitterhafte Mischkultur, die heute mit vollen Backen als das Charakteristikum des echten Elsässertums ausposaunt wird, noch im Jahre 1816 erst als auffallende und lächerlich wirkende Ausnahme auftrat; wie seitdem der Zusammenhang mit Frankreich sich mehr und mehr festigte, bewußt d. Empfinden nur noch in einzelnen wenigen lebte, die altangestammte d. Sprache sich aber bei der weitaus überwiegenden Masse ungebrochen erhielt. Wie weit in dieser Hinsicht noch unmittelbar vor der Wiedergewinnung die Dinge von den französischen Wünschen entfernt waren, wie unerfreulich sich das Bild der Zustände dieses Landes in den französischen Köpfen malte, zeigt er an einem klassischen französischen Zeugnis. Dann der große Umschwung von 1870/71, der trotz der äußeren Trennung den inneren Zusammenhang des elsässischen Volkes mit Frankreich noch festigen zu sollen schien. „Nur gleichsam zart andeutend durften deutschfreundliche Gedanken sich öffentlich hervorwagen." Und alles was danach kam bis zu der in unseren Tagen endlich eingetretenen Scheidung der Geister, alles das atmet wohl die Zuversicht eines endlichen Sieges, aber doch auch die Notwendigkeit des Zusammenstehens aller, die sich zum Deutschtum zu bekennen wagen.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Posen. Deutsche und Polen in Birnbaum. (Nach: 300 Jahre unter Gottes Schutz im Lichte des Evangelii. Versuch einer Geschichte der evangelischen Gemeinde Birnbaum. Von Oberpfarrer M. Radtke. 8°, 178 S. Birnbaum 1900.)

Der ursprünglich polnische Ort Birnbaum wurde durch einen der großen Ansiedlungszüge des Mittelalters zu einer d. Stadt. Kennzeichnend dafür ist, daß schon 1408 ein Deutscher mit Namen Olbracht als Vogt der Stadt erwähnt wird, daß bald darauf der d. Stadtname Birnbaum (ganz unabhängig von der polnischen Bezeichnung Międzychód = zwischen den Wegen) durchgedrungen ist und daß die katholisch-polnische Kirche ihre Arbeit an diesem Orte stets als eine Arbeit in der Diaspora angesehen hat. Hatte die Gegenreformation bewirkt, daß 1597 „der Deutschen nicht mehr viel waren", so veranlaßte die d. Familie von Unruh, die seit 1597 fast 200 Jahre die Herrschaft Birnbaum besaß, eine neue d. Masseneinwanderung und die Gründung einer d.-evangelischen Gemeinde. In der Neuzeit hat unter dem Zuge der Deutschen nach dem Westen das Deutschtum in Birnbaum gelitten. An die Stelle dieser Deutschen ist der Pole getreten. Die Zahl der katholischen Schulkinder wächst von Jahr zu Jahr — 1875 zu Großdorf (Vorort von Birnbaum) unter 258 Kindern 53 katholische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und 203 evangelische, 1898 aber unter 301 Kindern 144 katholische und 157 evangelische —, und Schilder mit polnischen Aufschriften sind in Birnbaum keine Seltenheit mehr.

Charlottenburg. Prof. Dr. Otto Kurth.

Österreich. Die Kolonisationstätigkeit des Hochstifts Freising in den Ostalpenländern. Von Dr. Franz Xaver Zahnbrecher. (Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising. Bd. X, N. F. Bd. IV, S. 56—139. München 1907, J. Lindauer.)

Nachdem die Slowenen sich seit der Mitte des 6. Jahrhunderts über das heutige Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, ja bis nach Tirol ausgebreitet hatten, stießen sie mit dem Bayernstamm zusammen. Wie nach siegreicher Durchführung dieses Kampfes das Freisinger Bistum im Jahre 763 zuerst im Pustertal durch Stiftung des Benediktinerklosters Innichen Fuß faßte, wie es von hier aus schrittweise seinen Besitz im slowenischen Gebirgslande ausdehnte, vom Pustertal ins Ampezzotal und weiter nach Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich übergreifend, wird hier unter ausgiebiger Benutzung der Urkunden und Urbarien eingehend dargestellt. Die d. Siedlungstätigkeit, die das Bistum Freising auf diesem weit ausgedehnten Besitz entfaltete, hat das Deutschwerden der Ostalpenländer mächtig gefördert. Sie war, der Besiedlung des einst slawischen Nordostens weit vorauseilend, schon vor der Zeit der Habsburger im wesentlichen vollendet. Verspätet erfolgte nur die von Innichen im Jahre 1285 ausgegangene Besiedlung von Zarz in Krain (S. 98).

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Tirol. Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Von A. Baß. Heft 1: Land und Leute. 8°, 109 S. Leipzig, D. Zukunft.

Das Buch befaßt sich in eingehender Weise mit den kleinen, aus älterer Zeit stammenden d. Sprachinseln im südlichen Tirol und dem angrenzenden Oberitalien: mit den d. Gemeinden im oberen Fersentale, mit Lusern südlich von Levico und mit den 7 Gemeinden nördlich von Vicenza und den 13 Gemeinden nördlich von Verona. Der Verfasser kennt diese d. Überreste aus eigener Anschauung, schildert seinen Besuch bei den Stammesgenossen und gibt wichtige Aufschlüsse über alle Verhältnisse, die den Ethnographen und Naturfreund interessieren. Die 5 d. Gemeinden des oberen Fersentales (Gereut, Eichleit, Außerberg, Innerberg und Palai) werden sich, da sie d. Schulen, d. Lehrer und d. oder deutschfreundliche Priester haben, d. erhalten. Freilich müßte der Gottesdienst, der nur in Eichleit d., in den übrigen Gemeinden d. und italienisch ist, rein d. werden. Ausführlich ist der hochgelegene Ort Lusern behandelt, wo der Unterricht d., der Gottesdienst d. und italienisch ist und wo eine von der „Lega Nazionale" errichtete italienische, aber schwach besuchte Privatschule dem Deutschtum Abbruch zu machen versucht. Der Verfasser verbreitet sich über Sprache und Mundart, Sagen, Märchen, Sprüche und Rätsel, über Aberglauben und Bauernregeln, Ruf- und Familiennamen, über Haus und Hof der Bewohner. Den früher d., nunmehr aber fast ganz verwelschten Orten St. Sebastian, Fra, Haslach, Mitterbach und Warth in der Nachbarschaft, die die große Gemeinde Folgareit (Folgaria) bilden, ist ebenfalls ein Abschnitt des Buches gewidmet. In den 7 Gemeinden um Asiago ist die alte d. Mundart im Absterben begriffen, nur in Rotzo, Roban, von den Landbewohnern in Slege, in der Fraktion Ronchi von Gallio und in Foza sprechen die älteren Leute noch zimbrisch. In den 13 Gemeinden ist das Zimbrische fast ganz erloschen, nur in zwei Teildörfern von Bartholomeo Tedesco, in Glietzen und Fenta, wird noch zimbrisch geredet. Angefügt sind eine Auswahl Sprichwörter aus Lusern und den 7 Gemeinden (aus einer größeren Sammlung von Dr. J. Vescovi) und ein Verzeichnis der deutschfreundlichen Gaststätten im sprachlichen Grenzgebiet Südtirols.

Werdau i. S. Prof. Dr. Moritz Gehre.

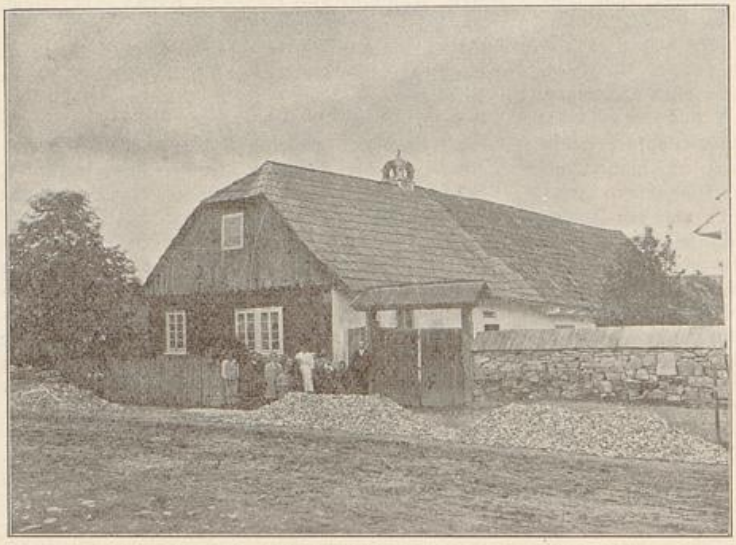


Abb. 5. **Gepräge eines deutschen Hauses im Sandezer Gebiet** aus der Zeit Kaiser Josefs II. (derzeit Schulhaus in Deutsch-Golkowitz).

Galizien. Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien für das Jahr 1910. Lemberg, Verl. der Bundesleitung.

Zweimal wurden die Länder, die jetzt zu der österreichischen Provinz Galizien vereinigt sind, von D. besiedelt. Zum erstenmal vom 13. Jahrhundert an, als das Land durch die Einfälle der Mongolen vollständig verwüstet war und die Könige Polens D. herbeiriefen, um Städte und Dörfer zu gründen. Damals erstand blühendes d. Leben auf slawischer Scholle und so sehr hob sich d. Gewerbe und d. Kunst im Lande, daß Krakau das „Nürnberg des Ostens" genannt wurde. Und doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ging dieses Deutschtum im Laufe der Jahrhunderte im Polentum spurlos unter. Als Galizien an Österreich kam, versuchte Kaiser Josef II. das gänzlich verwahrloste Land durch d. Kolonisation zu heben. Wieder strömten aus allen Gegenden Deutschlands Ansiedler herbei und wieder wurden zahlreiche d. Niederlassungen gegründet, die sich von den Dörfern der Eingeborenen sehr zum Vorteil unterschieden. Auch diesmal war den D. keine ruhige Entwicklung gegönnt, die Polonisierung, die in Galizien um die Mitte des 19. Jahrhunderts einriß, zwang viele von ihnen zur Auswanderung oder zur Verleugnung ihres Deutschtums, raubte ihnen zum Teil Kirche und Schule. Der im Herbste 1907 in Lemberg gegründete „Bund der christlichen D. in Galizien" bezweckt die Erhaltung und Stärkung des galizischen Deutschtums. Er zählt gegenwärtig 72 Ortsgruppen und 4500 Mitglieder. Die Zahl der in geschlossenen Siedlungen wohnenden D. beträgt beiläufig 100000, tatsächlich aber gibt es mehr D. in Galizien, denn viele von ihnen wohnen als Gutsbesitzer, Gutspächter, Geschäftsleute usw. mitten unter Polen und Ruthenen. Der „Bund" gibt das in Przemysl erscheinende „D. Volksblatt für Galizien" und einen Kalender heraus, dessen zweiter Jahrgang nun vorliegt. Der Kalender ist sehr schön ausgestattet und enthält die Geschichte einiger d. Ansiedlungen, flotte Erzählungen in den in Galizien üblichen d. Mundarten, Abbildungen d. Ortschaften und d. Trachten aus Galizien usw. Nicht nur jeder Freund des d. Volkes, sondern auch der Geschichts- und Sprachforscher wird Freude an diesem Kalender haben, der vom Erstarken des seit langen Jahren fast schon verschollenen Deutschtums in Galizien hoffnungsvolle Kunde gibt.

Wildshut. Dr. Hans Pokorny.

Siebenbürgen. Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal [in ihren Beziehungen zu den sächsischen]. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Pauline Schullerus. (Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskde XXXIII, 1906, Heft 2, S. 302—466; Heft 3, S. 469—655. Mit einem Anhang von rumän. Volksmärchen aus dem Alttal [S. 656—692].)

Im mittleren Harbachtal (Hermannstädter Komitat) liegen in einem geschlossenen Kreise die fünf d. Ortschaften Alzen, Burgberg, Holzmengen, Leschkirch und Marpod, ehemals rein sächsisch, nun völkisch gemischt (die beiden ersteren sogar mit rumänischen Mehrheiten). Hinter ihnen liegen, einen Kreis um sie bildend, rein rumänische Ortschaften, deren Örtlichkeits- (Ortschafts-, Hattert- usw.) Namen (wie z. B. Bägendorf, Untergesäß, Ziegental usw.) indes bekunden, daß auch sie einst sächsische Bevölkerung hatten. Aus dieser Gruppe rumänischer Bevölkerung und Ortschaften hat die Verfasserin das ungemein reichhaltige Material gesammelt und zu einem lebensvollen Beitrag zur Volkskunde eines Teiles der siebenbürgischen Rumänen zusammengefaßt. Eine Durchprüfung des Stoffes nach volkskundlichen Gesichtspunkten führt zu dem Ergebnis, daß der rege Wechselverkehr zwischen Sachsen und Rumänen nach beiden Seiten hin einen Einfluß ausgeübt hat. Bei den Sachsen äußert sich derselbe, äußerlich leicht erkenntlich, in Verlusten an Haus- und Grundbesitz und in einer Herabminderung der Bevölkerungsziffer, bei den Rumänen, weniger leicht erkenntlich, aber doch nachweisbar, in einer Beeinflussung der Sitten und Gebräuche sowie der Volkstracht, in einer Herabminderung der kirchlichen Feiertage, ja selbst in bezug auf den im rumänischen Volke gepflegten Aber- und Wunderglauben. Am wenigsten allerdings in bezug auf letzteren; denn der Wunderglaube beherrscht das ganze Leben auch dieser Gruppe von Rumänen und gibt seinerseits den religiösen Vorstellungen und Handlungen Inhalt und Form, beeinflußt aber auch die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche im Leben des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe, im Wochenring der Tage und im Festkreis des Jahres. In den gesammelten (126) alten Volksmärchen, in denen sich manche Anklänge an d. Märchen finden, kommt diese Grundauffassung des Verhältnisses zu den übernatürlichen Mächten klar zum Ausdruck. Die (11) Volksmärchen aus dem Alttal sind zum Teil im Volksmund selbst erfolgte, also volkstümliche Umformungen derjenigen aus dem Harbachtal.

München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

Italien. Deutsche Denkstätten in Italien. Von Robert Kohlrausch. 8°, 320 S. Stuttgart 1909, R. Lutz.

Den Spuren der Ahnen absichtsvoll nachzugehen, ist der Verfasser über die Alpen gezogen, wo Paläste, Kirchen, Denkmäler, Bilder, Schlachtfelder, Museen und Gräber noch heute mit beredter Stimme von den D. und ihrem vielhundertjährigen Walten im schönen Lande des Südens sprechen, ihrem Kommen und ihren Siegen, ihrer Herrschaft und ihrem unabwendbaren Untergang durch die feindlichen Mächte der Fremde. Mit warmer Anteilnahme schildert uns Kohlrausch die Hauptstätten dieses vielgestaltigen Prozesses; Verona und Ravenna treten uns vor Augen mit ihren Erinnerungen an Theoderich und die Ostgoten, Cividale, Pavia, Monza und La Cava als Denkstätten aus der Zeit der Langobarden; wir besuchen die Örtlichkeiten, die von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählen, sehen Otto III. in Rom und Grottaferrata leben, leiden und sterben, begleiten Heinrich IV. auf seinem Bußgang nach Canossa, erleben Heinrichs VII. Glück und Ende in Poggibonsi und Buonconvento. Im Mittelpunkt des Buches aber steht die trauervolle Geschichte der Hohenstaufen. Da erblicken wir Friedrich den Rotbart in seinem Strafgericht über die aufsässigen Bürger Oberitaliens und als Gesetzgeber auf den Ronkalischen Gefilden, aber auch als Besiegten von Legnano und in Venedig dem Papste den Steigbügel haltend. Für die späteren Hohenstaufen tritt schicksalsvoll das herrliche Sizilien in den Vordergrund; ihren Untergang aber bezeichnen Tagliacozzo, Astura (ungemein stimmungsvoll schildert Verfasser den alten Turm von Astura!), endlich Neapel, wo Konradin sein schuldloses Leben lassen mußte, Bologna, wo der blonde Enzio in mitleidloser Gefangenschaft schmachtete, und die Schlösser von Trani, Nocera und del Monte, in denen sich das Geschick der Familie König Manfreds, des Besiegten von Benevent, erfüllte. Den Schluß bilden ein Abschnitt über Rom mit den d. Nationalkirchen und der d. Botschaft auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Kapitol, und ein Kapitel mit der melancholischen Aufschrift „Ruinen und Gräber!" In der Tat ist die d. Herrschaft über Italien für immer zu Ende; allein der unwiderstehliche Zauber, den dieses Land auf das d. Gemüt ausübt, wird nie enden; er beruht aber sicherlich nicht am wenigsten auf einem gewissen Zugehörigkeitsgefühl, das, an den d. Denkstätten auf italienischem Boden genährt, uns die Fremde zur Heimat werden läßt.

Stettin. Dr. Walter Friedensburg.

Italien. Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom Santa Maria dell'Anima. Von Dr. theol. et hist. Josef Schmidlin, ehemal. Vizerektor der Anima. 8°, XVIII u. 815 S., 30 Abb. Freiburg 1906, Herder.

Die Geschichte der d. Nationalkirche in Rom, Santa Maria dell'Anima, von dem ehemaligen Vizerektor der Anima, Josef Schmidlin, greift einleitend in kurzem Überblick auf die ältesten d. Stiftungen in Rom (Schola Francorum Karls des Großen) zurück, um dann das allmähliche Hervorgehen der heutigen kirchlichen Nationalstiftung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Einrichtungen für die leibliche und seelische Unterstützung der damals einsetzenden Masseneinwanderung d. Handwerker näher darzulegen. Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts erhielten diese zunächst rein privaten Einrichtungen eine gewisse öffentliche Gestalt; das Hospiz mit seiner Kapelle wurde der Mittelpunkt der d. Kolonie, oder, wie man damals sagte, der „d. Nation" in Rom. In der Blütezeit der römischen Renaissance entstand dann, durch einen Beschluß der d. Gemeinde von 1499 hervorgerufen, die gegenwärtige Kirche, die bald den müden Leib des „letzten d. Papstes", Adrians VI. († 1523), aufnehmen durfte; sein Grabdenkmal bildet eins der hervorragendsten Kunstwerke, die die „Anima" einschließt. Kurz vorher erhielt letztere — von Maximilian I. 1518 — den ersten kaiserlichen Schutzbrief.

Abb. 6. **Friedrichs III. Doppeladler** als Besitzmarke der Anima (um 1483; im Hospizhof).

Verfasser verfolgt in fesselnder, durch geeignete Abbildungen belebte Darstellung die wechselvolle Geschichte der Anima in ihren inneren Erlebnissen wie äußeren Schicksalen bis zur Gegenwart und liefert dadurch einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte des auch in Widerwärtigkeiten und Kämpfen zäh an seiner Nationalität festhaltenden d. (katholischen) Elements in Rom sowie einer Reihe einzelner hervorragender Landsleute, die zu der Anima in Beziehungen gestanden haben.

Stettin. Dr. Walter Friedensburg.

Japan. Ph. Fr. v. Siebold, der Erforscher Japans, sein Leben und Wirken. Von Heinrich v. Siebold. (Nach der japan. Denkschr. des S. Kure dargestellt.) 8°, 79 S. Leipzig 1909, Leo Wörl.

Philipp Franz v. Siebold (1796—1866), neben Engelbert Kämpfer (1651—1716) und Karl Peter Thunberg (1743—1822) der berühmteste unter den älteren Japanforschern, entstammte einer angesehenen bayrischen Medizinerfamilie, trat 1822 in den Dienst der Niederländisch-Ostindischen Kompanie und wurde im folgenden Jahre als Arzt nach der holländischen Faktorei Desima bei Nagasaki geschickt. Hier gewann er durch glückliche Kuren solches Ansehen, daß aus dem ganzen Lande zahlreiche eingeborene Ärzte herbeikamen, um sich von ihm in die europäischen Heilmethoden einführen zu lassen. Verschiedene Angehörige des hohen Adels beriefen ihn zu sich, und selbst am Kaiserhofe in Jeddo fand er Zutritt. Als er sich jedoch von einem Hofastronomen eine Karte von Japan erbeten hatte, wurde er landesverräterischer Umtriebe verdächtigt und nach längerer Haft 1830 aus dem Inselreiche verwiesen. Er kehrte nach Europa zurück, begab sich aber 1859 abermals nach Japan und blieb hier bis 1862. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der d. Heimat. Seine Werke über die Landeskunde sowie die Tier- und Pflanzenwelt Japans sind noch heute von hohem Interesse. Er hinterließ zwei Söhne, Alexander und Heinrich, die es wiederholt unternahmen, das Leben und Wirken ihres Vaters literarisch darzustellen. Auch die vorliegende Schrift ist von ihnen gemeinsam bearbeitet, und zwar nach einer Biographie in japanischer Sprache, die ein alter Schüler Sieholds, der Arzt S. Kure in Tokio, verfaßt hat. Sie ergänzt die bisher vorhandenen Lebensskizzen, indem sie verschiedene bei uns nicht zugängliche japanische Quellen verwertet und im Anschluß an diese den tiefgehenden Einfluß schildert, den Siebold auf das wissenschaftliche Leben Japans ausübte. Allerdings zeichnet sich die Arbeit nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch leichtflüssigen Stil aus, und auch mehrere sachliche Irrtümer scheinen den Herausgebern entgangen zu sein. Beigefügt sind drei Bildnisse Siebolds aus verschiedenen Lebensaltern, ein Verzeichnis der ihm verliehenen Auszeichnungen und eine Liste seiner Werke, die allerdings strengeren bibliographischen Ansprüchen nicht genügt, da sie weder Erscheinungsort und -jahr, noch Bandzahl, Seitenzahl und Format der Bücher angibt. Als Anfang findet sich eine kurze Lebensbeschreibung des jüngeren Sohnes, des österreichisch-ungarischen Legationssekretärs Heinrich v. Siebold, der gleichfalls lange Jahre in Ostasien weilte und die vorliegende Biographie seines Vaters aus dem Japanischen übersetzte, aber während der Drucklegung unerwartet starb.

Dresden. Dr. Viktor Hantzsch.

Vereinigte Staaten. Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika. Eine Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten. Von Rudolf Cronau. 8°, 640 S., 210 Abb. Berlin 1909, Dietrich Reimer. 12 M.

Aus der Erkenntnis heraus, daß die amerikanischen Geschichtschreiber den Anteil des nichtenglischen, insbesondere des d. Elements, an dem Aufbau der Union nur gar zu gern übersehen, will Cronau hier eine großzügige Gesamtdarstellung der Geschichte des Deutschamerikanertums geben. Das vielseitige und doch recht lückenhafte Quellenmaterial, das am Schlusse in einer wertvollen Bibliographie angefügt ist, ist mit kritischer Sorgfalt benutzt, im übrigen tritt bezüglich der geschichtlichen Beurteilung der mit Wärme und Anmut erzählende Chronist hinter den Kritiker zurück. Diese nationale Wärme des Tones, die sich doch von jeder leidenschaftlichen Übertreibung völlig fernhält, findet nicht nur in dem oben gekennzeichneten Hauptzweck des Werkes ihre Rechtfertigung, sondern auch in der Tatsache, daß sich das Deutschamerikanertum keines Blattes in seiner Geschichte zu schämen braucht, sondern stolz darauf sein kann, was es durch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten, durch Ordnungsliebe, Ausdauer und ideales Festhalten an der Pflege geistiger Güter auf allen Gebieten zur kulturellen Hebung und Größe der Vereinigten Staaten beigetragen hat. Den stolzen Reigen d. Kulturträger in Amerika eröffneten im Anfang des 17. Jahrhunderts die Hauptbegründer der niederländischen Kolonie am Hudson (des heutigen Neuyork), Hendrik Christiansen und Peter Minnewitt, D. vom Niederrhein! Packend schildert in einem ausführlichen Kapitel Cronau die Tragödie des tapferen Neuyorker Guvernörs Jakob Leisler aus Frankfurt a. M., der in den politischen Wirren im Jahre 1691 unschuldig hingerichtet wurde. Aus der Geschichte der Massenauswanderung der Sekten, die religiöse Intoleranz, und der Pfälzer, die französische Mordbrennerei aus der d. Heimat vertrieben hatte, ragt Daniel Pastorius, der Gründer von Germantown, hervor, des pennsilvanischen Ortes, von dem aus d. Mennoniten den ersten Protest gegen die Sklaverei in Amerika erließen. Ein Faksimileabdruck dieses Dokuments ziert mit vielen anderen trefflichen Wiedergaben von Dokumenten und anschaulichen Abbildungen aus dem

Der
Hoch-Deutsch
Pensylvanische
Geschicht-Schreiber,
Oder:
Sammlung
Wichtiger Nachrichten, aus dem Natur- und Kirchen-Reich.
Erstes Stück August 20/ 1739.

Geneigter Leser

Unter andern Abgöttern, denen die grobe und subtille Welt der sogenanten Christen dienet, ist nicht der Geringste der Vorwitz. Curiosität und Begierde gerne offt was neues zu Schauen, zu Hören und zu Wissen, auch zu Sagen. Diesem Athenienſischen Geist nun ein Opffer zu bringen mit Ausgebung dieser Sammlung/ ist man gantz nicht willens, nochweniger, sich selbst damit auszubreiten, oder Ruhm und Nutzen zu suchen, sondern weil man ehmahlen versprochen, die nützlichste und wichtigste Geschichte u. Begebenheiten bekant zumachen, und auch, weil denckwürdige Geschichte, wann sie den Menschen zu Ohren und Gesichte kommen, öffters tieffern Eindruck und Nachdencken erregen, als Dinge die da täglich vorkommen; so wolle man dann hiermit einen Anfang machen, mit solchen Zeichen dieser Zeit so in diesem und andern Welttheilen kürtzlich und zuverlässig geschehen, in Hoffnung es werde nicht ohne einigen Nutzen, wenigst der Aufweckung und des Auffschauens bey einigen, die es lesen schaffen. Auch möchten wohl künfftig einige Anmerckungen und der Zeit dienliche Fragen ernstlichen Gemüthern zum Nachsinnen, oder auch wohl einige aufrichtige Antwort darauf zu geben, in dergleichen Sammlung herausgegeben werden. Der Leser lebe wohl/ und brauch es wie er soll.

Vor wenig Jahren hörte man, daß der Persianer und der Türcke grossen Krieg hatten; kaum hatte der Persianer mit dem Türcken Friede, so hatte er mit dem groß Mogol wie gegenwärtig Krieg; und der Römische Kayser hatte kaum Stillstand mit dem König von Franckreich, so ging er samt Moscau gegen die Türcken. Anfangs victorisirten die Moscoviter an den Türcken; bald wendete sich das Blatt um, und siegten die Türcken, jedoch stehen sie noch beyderseits miteinander zu Felde Also auch der Kayser mit dem Türcken was

Abb. 7. **Titelblatt der ersten mit deutschen Lettern gesetzten Zeitung in Amerika** (gedruckt von Christof Sauer in Germantown).
Aus: Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschamerikanischen Leben, zum Teil vom Verfasser selbst gezeichnet, das Werk. Die chauvinistischen Angriffe, die die D. wegen der Bewahrung ihrer nationalen Eigenart, selbst von einem Franklin, zu erdulden hatten, werden am besten widerlegt durch die Heldentaten, die im Unabhängigkeitskrieg die D. Nikolaus Herchheimer im Mohawktal und Pfarrer Mühlenberg vollbrachten, der, den Talar auf der Kanzel auszieh end, in voller Uniform dastand und zum Unabhängigkeitskrieg aufrief, in dem dann die D. Generalmajor v. Kalb und der Generalinspektör der amerikanischen Armee, v. Steuben, Friedrichs des Großen ausgezeichneter Schüler, der Begründer der amerikanischen Militärakademie in Westpoint, eine hervorragende Führerrolle spielen sollten. D. waren Begründer oder erste Mitbewohner zahlloser Dörfer oder Städte in den Vereinigten Staaten, so von Louisville, Chikago, Milwaukee, Indianapolis. Einen außerordentlichen Reichtum an Namen und rühmlichen Einzelepisoden enthält das Cronausche Werk. Der Hochofenerbauer Peter Hasenclever war der erste amerikanische Großindustrielle. Unter den zahlreichen d. Generälen, die im Bürgerkrieg im Dienste des Nordens der Union ihre Einheit retten halfen, ragen Generalmajor Sigel und Karl Schurz hervor. Admiral Schley, der Sieger von Santiago de Cuba, Finanzminister Memminger, Abgeordnetenhauspräsident Mühlenberg, die Rockefeller und Astor und die Beherrscher des amerikanischen Zuckermarkts, Havemeyer u. Spreckels, sind d. Abstammung. Der Deutsche Röbling erbaute das technische Wunderwerk der Brooklynbrücke, die Anheuser-Busch, die Pabst, die Schlitz, Heinz, Steinway zählen zu den ersten amerikanischen Großindustriellen. Dazu kommt der hervorragende Anteil der D. an der amerikanischen Literatur und Wissenschaft, der Architektur, Kunst, Musik, Pädagogik und Schauspielkunst, die Cronau bis in die neueste Zeit ausführlich behandelt, durch Beispiele und Abbildungen erläutert. So bildet das ganze vornehm ausgestattete Werk ein Ehrenmal deutschamerikanischer Kulturarbeit, das für die D. drüben zugleich zum wertvollen Arsenal wird in ihrem Kampfe um Erhaltung und Entfaltung wertvollster d. Stammeseigentümlichkeiten für die Zukunft des amerikanischen Volkes.

Frankfurt a. O. Dr. Wilhelm Wintzer.

Wiskonsin. The Story of Father Van den Broek, O. P. A Study of Holland and the Early Settlements of Wisconsin. Von M. A. (Aus: The Lakeside Series of English Readings.) Kl.-4°, 94 S. Chikago 1907, Ainsworth & Co. 35 Cents.

Das Werkchen behandelt das Missionswerk eines holländischen katholischen Geistlichen unter den Indianern und den frühen Ansiedlern in der Seengegend und die Geschichte der Gründung und Entwicklung der katholischen Kirche im Tale des Fox River. Theodore Van den Broek, 1783 zu Amsterdam geboren, seit 1819 Priester in Alkmaar und Tiel, ging 1832 nach Amerika und war lange Jahre hindurch als Missionar zuerst in Kentucky und Ohio, wo Tausende von d. Einwanderern wohnten, später in Green Bay und besonders in Little Chute am Fox River in Wiskonsin tätig. Die Bevölkerung der letzteren Gegend bestand hauptsächlich aus Indianern, doch siedelten sich seit 1842 auch Franzosen und viele D. in seinem Kirchspiele an. So nannte Father Van den Broek einen Ort, an dem er eine Kirche erbaute, Trier, da die Einwohner aus dem Bistum Trier an der Mosel kamen, einen anderen Neunkirchen, weil die Ansiedler aus Koblenz, Mainz und Neunkirchen stammten. Wie er in seinem Tagebuch angibt, war seine Missionsarbeit unglaublich groß und beschwerlich. Am Sonntag vormittag predigte er auf Französisch, Englisch und D., am Nachmittag in Indianersprache.

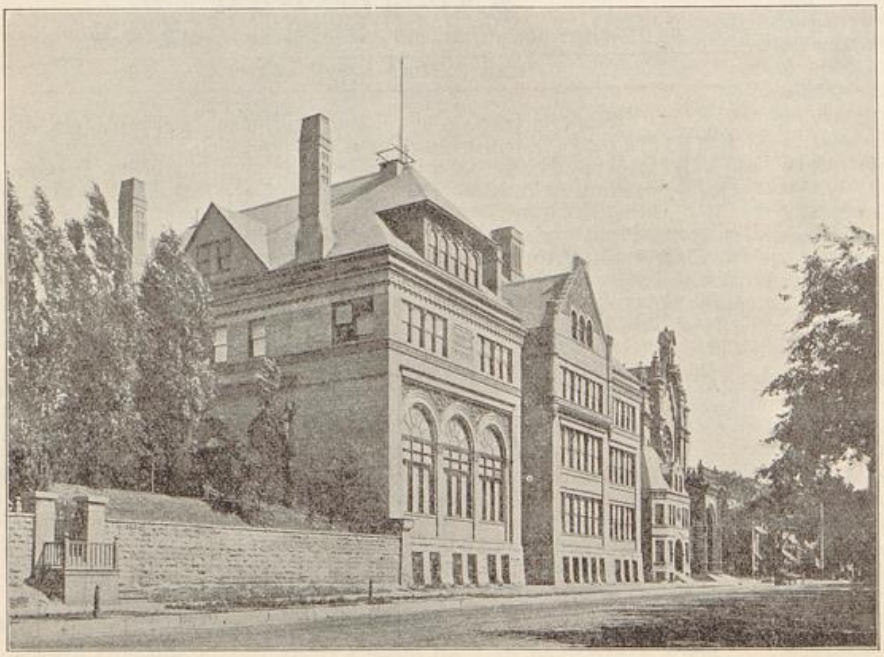


Abb. 8. **Das Deutschamerikanische Lehrerseminar in Milwaukee (Wiskonsin).**

Bremen. Prof. Dr. Rud. Blume.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Preußische Wallonie. Die Statuendame. Roman einer Ehe und eines Volkes. Von Nanny Lambrecht (Alca Ruth). 8°, 663 S. Minden i. W. 1908, J. C. C. Bruns. 5.75 M.

Dieser Roman enthält die Geschichte einer Dame in Malmedy, die in ihrem frömmelnden Eifer für Kirchen Statuen stiftet (daher ihr Beiname) und darüber ihren Gatten vernachlässigt, der ihr denn auch untreu wird. Wenn diese Geschichte im gewöhnlichen Gartenlaubestil erzählt wäre, würde sie wohl nicht mehr beachtet werden als hunderte anderer Unterhaltungsromane, aber was dem Buch ein besonderes Interesse verleiht, ist die Umwelt, in der sich der Roman abspielt: Das alte Städtchen Malmedy, der Hauptort der preußischen Wallonie. Die Verfasserin führt uns zahlreiche charakteristische Personen aus diesem Städtchen mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Neigungen und Leidenschaften vor. Man gewinnt daraus ein Bild von dem jetzigen Stand der Verdeutschung dieses wallonischen Winkels an der westlichen Grenze Preußens. Rein künstlerisch steht der Roman nicht so hoch wie die andern Werke der Verfasserin. Er enthält zuviel Gestrüpp, und der bis zur Manieriertheit ausgebildete eigenartige Stil der Verfasserin erschwert zudem die Lektüre des umfangreichen Bandes.

Bredeney a. Ruhr. Tony Kellen.

Böhmen. Auf treuer deutscher Wacht. Kulturhistor. Roman aus Deutsch-Böhmen. Von Wolfgang Schild. 2. Aufl. 8°, 639 S. Leipzig, Oskar Leiner. Geb. 4 M.

1886 ist die erste Auflage dieses Buches erschienen und mit Wohlwollen aufgenommen worden. Der Verfasser, ein d.-böhmischer Lehrer, der unter einem Pseudonym schreibt, ist beseelt von den besten Absichten und sucht ein möglichst umfassendes Bild zu geben von den Kämpfen an der d. Sprachgrenze und zu zeigen, wie durch die mannhafte Gesinnung, die nationale Begeisterung und die zielbewußte Tätigkeit weniger Männer selbst halbverlorener Boden zurückgewonnen werden kann. Ein d. Bauer und ein d. Lehrer sind die Träger der nationalen Bewegung im Dorfe Neuenthal, das durch die nationale Lauheit der d. Bewohner beinahe tschechisch geworden ist, und ihr Wirken, das zuletzt zum Siege führt, kann in vielen Hinsichten vorbildlich genannt werden. In dem Bestreben, alle Einzelheiten des nationalen Kampfes zu beleuchten und alle in Frage kommenden Faktoren zu zeigen, zerfasert leider der Verfasser den Stoff zu sehr, so daß das Werk nicht bloß zuviel in die Länge wächst, sondern auch des straffen Gefüges und damit der Klarheit und Durchsichtigkeit entbehrt. Dazu kommen viele recht überflüssige und nichtssagende Gespräche, besonders in den zu breit gehaltenen Liebesgeschichten, störende Monologe und stellenweise eine den lokalen und persönlichen Verhältnissen nicht immer angepaßte Sprache. Auch darf endlich nicht verschwiegen werden, daß die Farben mitunter zu kräftig aufgetragen erscheinen und manches den Stempel des minder Wahren trägt. In allen diesen Hinsichten hätte die neue Auflage wohl Verbesserungen bzw. Kürzungen recht gut vertragen, aber trotz alledem wird derjenige, welcher sich über die nationalen Verhältnisse Böhmens unterrichten will, das Buch mit Nutzen und Interesse lesen, zumal der Verfasser selbst von warmer d. Empfindung erfüllt ist und sie häufig in schöner Weise zum Ausdruck bringt. Die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Exkurse verdienen Anerkennung. Die Ausstattung des Werkes ist recht gefällig, der Preis für den starken Band mäßig.

Chemnitz. Prof. Dr. Anton Ohorn.

Brasilien. Die „Mucker". Eine Episode aus der Geschichte der deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul. Von P. Ambros Schupp, S. J. Zweite Auflage. Kl.-8°, VII u. 352 S., mit Abb. Paderborn 1906, Bonifaciusdruckerei. 2.60 M.

Finstere Bilder sind es, die uns der Verfasser in dem kleinen Büchlein aus dem südlichsten Staate Brasiliens vorführt. Hatten die Kämpfe am Anfange des vorigen Jahrhunderts um die Grenzlinie Brasiliens und in den dreißiger Jahren der Farrapenkrieg diesen schönen Staat schon schwer mitgenommen, so sollte er, bald nach dem Paraguaykriege, in den siebziger Jahren noch eine viel tiefere Aufregung erfahren. Was religiöser und sektiererischer Fanatismus in den Ausbrüchen seiner wildesten Leidenschaft und Zügellosigkeit zu begehen fähig ist, das ist hier geschehen und von dem Verfasser in schöner Weise zusammengestellt und mit historischer Treue erzählt. Vom Ferrabraz aus wurde durch die „Mucker" und deren Führer Johann Georg Maurer, kurzweg genannt „der Hanjörg" oder der „Wunderdoktor", und seine Frau Jakobine nicht nur die nächste Umgebung, sondern ganz Rio Grande do Sul in wildeste Aufregung versetzt und lange Zeit in Spannung gehalten; ja schließlich waren die Augen von ganz Brasilien auf den Ferrabraz gerichtet. Erst am 2. August 1874 gelang es einem größeren Aufgebote militärischer Streitkräfte das verschanzte Lager auf dem Ferrabraz zu stürmen und die Führer der Muckerbewegung unschädlich zu machen. Die nicht niedergemacht oder gefangen genommen wurden, flohen und hielten sich an anderen Orten in stiller Zurückgezogenheit. Aber die Nachwehen waren noch lange zu spüren und von Augenzeugen konnten wir noch nach 20 und 25 Jahren schaurige Einzelheiten aus jener Zeit von 1872—1874 gehören. — Es ist eine dankenswerte Arbeit, die der Verfasser geleistet hat. Mit großer Umsicht und Sachlichkeit hat er an der Hand dessen, was der Volksmund zu berichten wußte und was in Zeitungsartikeln und amtlichen Berichten niedergelegt ist, wahrheitsgetreu ein Gesamtbild der ganzen Bewegung gegeben, das sich im ganzen mit der Darstellung deckt, welche Eduardo Marques Peixoto unter dem Titel »Questão Maurer. Os Mukers« in Bd. 68, Teil II, S. 391—505, der Revista Trimensal do Instituto historico e geographico Brazileiro an der Hand des amtlichen Materials gibt.

Trebbin. P. Hermann Faulhaber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Österreich-Ungarn.

Böhmen.

Böhmerwaldbundes, Mitteilungen des Deutschen ~, 1909, Nr. 52. 4°, 16 S. (Bericht über das 25. Bundesfest in Budweis). Beilage: XXV. Tätigkeitsbericht von Obmann Jos. Taschek. 4°, 23 S.

Deutschböhmen im Bilde. Heft 1: Erstes Böhmerwald-Heft (4 Bilder; Text von O. Wiener); Heft 2: Umgebung von Karlsbad (4 Bilder; Text von J. Fürth). Prag 1909/10, K. Haase. Je 10 Kr.

Deutsche bei Haid-Tachau (Österr.-Ungarische Volkstypen VIII). (10 Bilder, 8°.) Olmütz, R. Promberger. 2.40 Kr.

Fischel, A.: Weiteres Zeugnis für das geschlossene Sprachgebiet Deutschböhmen. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XLVII, 4. Heft.)

Fröhlich, E.: Liboch als Sprachgrenzort. (In: Auf deutschem Vorposten, Liboch 1909.)

Ulimesch, M.: Die Ortsnamen im südl. und südwestl. Böhmen. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in B. XLVII, 1909, Heft 3.)

Lippert, J.: Prag, die deutsche Stadt. (Deutsche Arbeit VIII, 1909, Heft 5, S. 332—48.)

Naegle, A.: Bernard Bolzano über das Verhältnis der beiden Volksstämme in Böhmen. (Ebenda Heft 7, S. 478—89.)

Neuwirth, J.: Von deutscher Kunst in Prag. (Ebenda Heft 5. S. 349—65*.)

Zycha, A.: Die deutschen Anfänge Prags. (Ebenda S. 366—68.)

Mähren und Schlesien.

Barta, E.: Die Leistungen der deutschen Schutzvereine auf dem Gebiet des Schulwesens in Schlesien. (Der getreue Eckart VIII, 1910, S. 4—11*.)

Unaute, Th.: Olmütz und seine deutsche Sprachinsel. (Ebenda VII, 1909, S. 359—61†, 400—04.)

Kurorte und Sommerfrischen in Mähren und Schlesien. Herausg. vom Fremdenverkehrsverband für M. u. Sch. 6. Ausgabe. 8°, 339 S.*†. Wien 1909. 60 Heller.

Galizien.

Hanslik, E.: Biala, eine deutsche Stadt in Galizien. 8°, XI u. 264 S.*†. Wien 1909. [K. Prochaska].

Kaindl, R.: Deutsche Kulturträger vom Rhein in Galizien. (Köln. Volksztg. 1909, 18. Okt., Nr. 880.)

Stark, J.: Die Egerländer Kolonien in Galizien. (Unser Egerland XIII, 1909, Nr. 6 u. 11.)

Ungarn.

Csallner, R.: Unsere deutschen Brüder in der Bacska und im Banat in Vergangenheit und Gegenwart. (Kalender d. Siebenb. Volksfreundes 1910, S. 57—63*. Hermannstadt, J. Drotleff.)

Groos, W.: Vergessenes und versunkenes Deutschtum in Oberungarn. (Der getreue Eckart VII, 1909, S. 182—86*, 324—30.)

König, F.: Die deutsche Sprachinsel Proben in Oberungarn. (Ebenda S. 186—88*.)

Siebenbürgen.

Bergmann, W.: Reste deutscher Ordensburgen in Siebenbürgen nebst einer Geschichte des Deutschen Ritterordens in diesem Lande (1211—25). 8°, 77 S.*. Freudenthal 1909, W. Krommer. 4.60 Kr.

Csallner, R.: Deutsche Texte aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskunde XXXII, Nr. 2, S. 22—24; Nr. 3, S. 38—40.)

Höhr, A.: Das alte Schäßburg (Unsere sächsischen Gemeinden V). Karpathen III, Nr. 3, S. 85—92.)

Klein, M.: Aktenmäßige Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert. (Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde XXXVI, 1909, Heft 2, S. 240—68.)

Kassel, E.: Friedrich Hensel (Siebenbürg.-sächs. Charakterköpfe IX). (Karpathen II, Nr. 15, S. 441—45.)

Roth, V.: Fritz Schullerus (Siebenbürg.-sächs. Charakterköpfe VIII). (Ebenda Nr. 7, S. 200—07; Nr. 8, S. 229—35.)

Scheiner, A.: Zur siebenbürgischen Mundartengeographie. (Korr.-Blatt d. Ver. f. siebenb. Landeskunde XXXII, 1909, Nr. 1, S. 1—7.)

Schell, H.: Heltau (Unsere sächs. Gemeinden IV). (Karpathen II, Nr. 12, S. 345—49.)

Schuller, Fr.: Ludw. Friedr. Schuller (Siebenb.-sächs. Charakterköpfe X). (Ebenda Nr. 21, S. 619—23.)

Ungar, H.: Der Volksname „Sachs" im Siebenbürg.-Sächsischen. (Ebenda Nr. 17, S. 502—05.)

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Ganz und größere Teile.

Brandl, A.: Deutsch-Amerika. (Deutsche Rundschau XXXVI, Heft 1. Berlin 1909.)

German element in the United States, The ~. Hg. v. Deutschamer. Nationalbund. 8°, 20 S. Philadelphia 1909.

Müller, W.: Der deutsche Protestantismus in Amerika. (Deutsch-Amer. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 65—80.)

Seidensticker, O.: Friedr. August Konrad Mühlenberg. (Ebenda S. 12—22.)

Smith, C. H.: The Mennonites of America. 8°, 384 S.*. Scottdale, Pa., Mennonite Publ. Ho. 2 Doll.

—: The Mennonites as pioneers. (Pennsylvania-German X, 1909, S. 387—90.)

Nordatlantische Staaten.

Berks County, Pa., The early Moravian settlements in ~. (Transactions of the Histor. Soc. of Berks Co. II, 1909, Nr. 4.)

Billheimer, St.: Christ evangelical luth. church of Lower Bermudian, Adams Co., Pa. (Pennsylv.-German X, 1909, S. 456—59*.)

Brong, W. H.: History of the Plainfield Church. (Ebenda S. 305 bis 317, 361—71*.)

Heilman, U. H.: Description and Historical Memorials of Heilmandale, Pa. 8°, 55 S. Jonestown, Pa.

Hennighausen, L. P.: History of the German Society of Maryland. Baltimore 1909, W. E. E. Harrison & Sons.

Huddle, W. P.: History of the Hebron Lutheran Church, Madison Co., Virginia from 1717 to 1907. 8°, 116 S. 2 Doll.

Lutz, H. F.: The Germans, Hessians and Pennsylvania Germans. (Pennsylv.-German X, 1909, S. 435—43.)

Rashen, J. F. L.: An account of the province of Pennsylvania by Fr. D. Pastorius. (Ebenda S. 460 f.)

Smyth, S. G.: Hans Joost Heydt [aus dem Elsaß; später Baron Jost Hite]. The Story of a Perkiomen pioneer. (Pennsylv.-German X, 1909, S. 330—38.)

Östliche Binnenstaaten.

Bornmann, H.: Geschichte der Deutschen Quincys. (Deutsch-Amer. Gesch.-Bl. IX, 1909; XXXI, S. 7—11; XXXII, S. 50—55; XXXIII, S. 89—94; XXXIV, S. 148—53.)

Butz, C.: Dr. Alb. F. Borcherdt † [aus Chemnitz]. (Deutsch-Amer. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 94—97.)

Grimm, A. [Ira, A.]: Collegium Fratrum. Die Geschichte seiner Gründung, seiner Glieder und seines Wirkens auf den Seminarien zu Fort Wayne, St. Louis und Springfield. 8°, 83 S. Springfield, Ill., 1909.

Illinois. Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von ~. 9. Jahresversammlung. (Deutsch-amerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 33—47.)

Mannhardt, E.: Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois und den östlichen Nord-Zentralstaaten. (Beil. zu Deutsch-Amer. Gesch.-Bl. IX, 1909.)

Schmid, Fr.: Das Leben und Wirken von Pastor Friedrich Schmid, des Pionier-Missionars der evang.-lutherischen Kirche im Staate Michigan, insbesondere im Washtenaw County. (Deutsch-Amerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 122—30.)

Vries, J. W. de: Een hollandsche Kolonisatie in Wisconsin. (Nieuwe belgische illustratie 1909, S. 208—14, 221—24, 240—45, 270—74.)

Westliche Binnenstaaten.

Fritsch, W. A.: Franz Hedde in Grand Island, Nebr. † (geb. 1818 in Rendsburg). (Deutsch-Amerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 5—7.)

Leonard, J. C.: The Germans in North Carolina. (Pennsylv.-German X, 1909, S. 266—72.)

River Brethren in Kansas. How the colony that went out from Lancaster Co. about 30 years ago has prospered. (Ebenda S. 347.)

Südstaaten.

Benjamin, G. G.: Germans in Texas. (Germ. Americ. Annals, N. S. VII, 1909, S. 3—33, 103—20, 164—76, 208—32.)

Deiler, J. H.: The German language and family names among the creols of Louisiana. (Pennsylv.-German X, 1909, S. 448—53.)

—: The settlement of the German Coast of Louisiana and the creoles of German descent. (Germ. Americ. Annals, N. S. VII, 1909, S. 34—63, 67—102, 123—63, 179—207.)

—: Zum Kapitel der Namensänderungen. (Deutsch-Amerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909, S. 154—58.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulkarte

SCHLESIEN

. Franz Perko

nterstützung der

enschaft, Kunst und Literatur in Böhmen

Otto Perko

:375.000

15 20 25

ter

der k. k. Statistischen Zentralkommission entnommen.

nd die
t dem

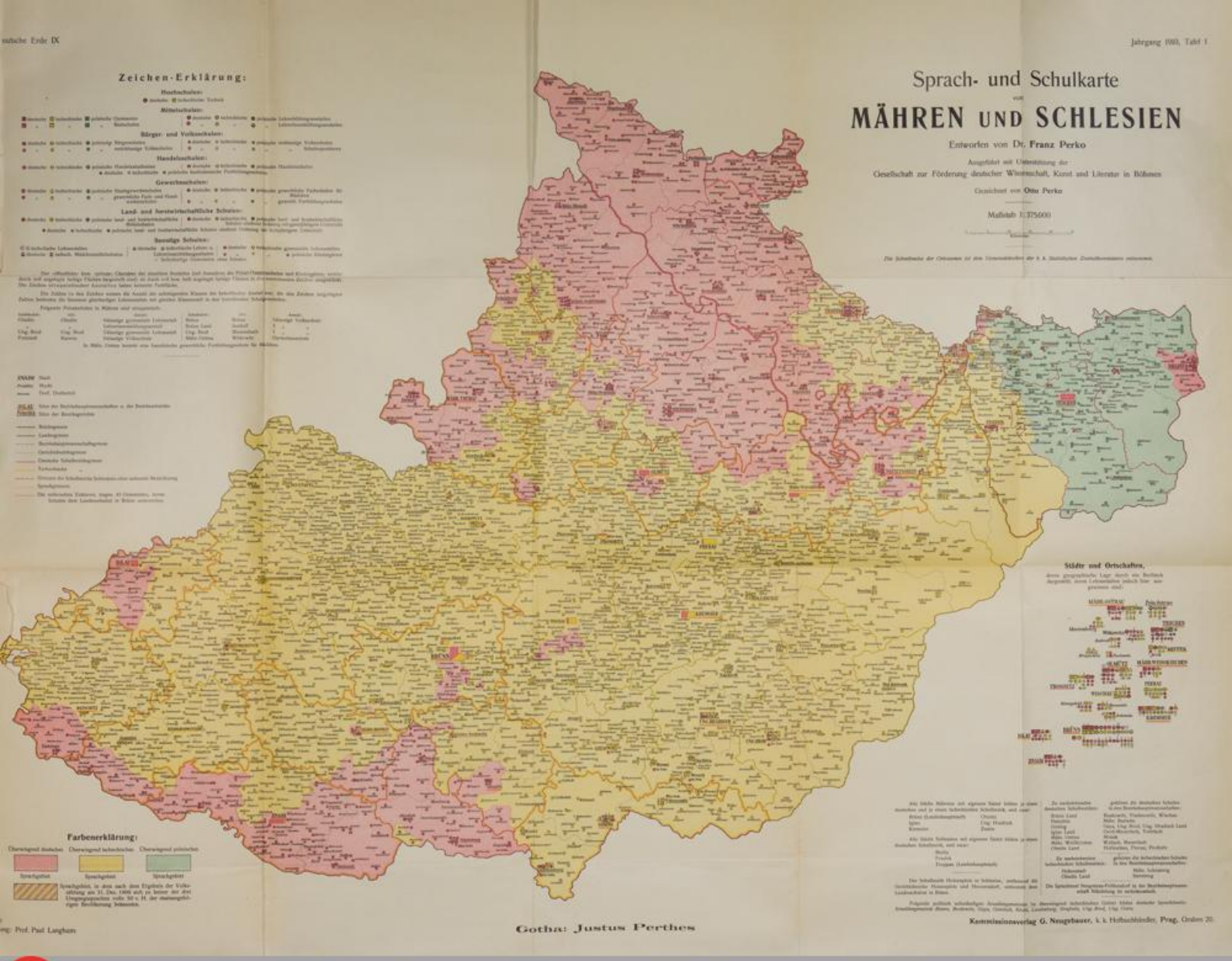
Zu nachstehenden tschechischen Schulbezirken:	gehören die tschechischen Schulen in den Bezirkshauptmannschaften:
Hohenstadt	Mähr. Schönberg
Olmütz Land	Sternberg

Die Sprachinsel Neuprerau-Fröllersdorf in der Bezirkshauptmannschaft Nikolsburg ist serbokroatisch.

n im überwiegend tschechischen Gebiet bilden deutsche Sprachinseln:
tel, Lundenburg, Straßnitz, Ung. Brod, Ung. Ostra.

19
Lei
otha:
rlag G. Neugebauer, k. k. Hofbuchhändler, Prag, Graben 20.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Aus: Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika

Berlin: Dietrich Reimer

Reiterstandbild des Generalmajors Franz Sigel in Neuyork

Franz Sigel, geb. 18. November 1824 zu Sinsheim in Baden, 1848—49 an der badischen Revolution beteiligt, 1851 nach Amerika, im Sezessionskriege 1861 Führer des deutschen 3. Regiments, 1862 Sieger bei Pea Ridge, dann Befehlshaber des 2. Armeekorps der Virginia-Armee, 1865 aus dem Heere geschieden, städt. Verwaltungsbeamter in Neuyork, gest. daselbst 21. August 1902.

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lutz Korodi.

Im Herbst des Jahres 1893 trafen im siebenbürgischen Städtchen an der großen Kokel, in Mediasch, aus allen sächsischen Geländen, dem Nösner, Burzenländer, Hermannstädter Gau, aus dem Unterwald und von den beiden Kokeln eine stattliche Zahl deutscher Männer ein, die dahin gekommen waren, um sich persönlich kennen zu lernen und ernste Beratung zu pflegen. Es waren zumeist junge Männer, einige kaum der Universität entwachsen, die anderen zum großen Teil erst seit zwei und etwas mehr Jahren in Amt und Würden. Es galt des sächsischen Volkes Sache. Durch die kirchenpolitischen Gesetzentwürfe der ungarischen Regierung war tiefe Erregung in die sächsische Volksseele gekommen; durch Zivilehe und staatliche Matrikelführung sollten der evangelisch-sächsischen Kirche eine Reihe gewichtiger Rechte aus der Hand genommen werden, und der Aufmarsch im Volke war kein einheitlicher, sondern ein zwiespältiger. Die politische Führung oben in Ofenpest meinte sich mit den Gesetzentwürfen abfinden zu können, die kirchliche dagegen dort unten im Volke stand in Opposition, und damals war es, daß Bischof G. D. Teutsch (der ältere) den Gedanken erwog, seine Würde niederzulegen, im Falle er mit seiner Anschauung unterliege. Die jungen Männer hatten schon daheim in ihren Kreisen zu diesen Fragen im wesentlichen Stellung genommen, im Sinne Teutschs, im Sinne einer entschiedenen Opposition gegen die geplante Gesetzgebung. So hatte diese Versammlung zum Teil schon einen gewissen politischen Einschlag, der aber im großen und ganzen in den Hintergrund trat, denn Vorträge und Beratung bewegten sich vornehmlich im Rahmen einer Untersuchung über Grundlagen, Wesen und Berechtigung sächsischen Volkstums, über die Maßnahmen zu dessen innerer Stärkung und Verjüngung.

Abb. 9. Lutz Korodi.

Hier in Mediasch ist tatsächlich die junge Bewegung, die das siebenbürgisch-sächsische Volk in den neunziger Jahren erregte, entsprungen, die Bewegung, die sich schöne Ziele gesetzt und auch nach bestem Wissen und Gewissen an deren Verwirklichung gearbeitet hat. Es ist jetzt noch nicht die Zeit und hier nicht der Ort, die Summe jener Bestrebungen zu ziehen, aber wie ernst jener Männer Tun und Schaffen gemeint war und wie doch ihrem Wirken ein gewisser Erfolg beschieden gewesen sein muß, mag durch den Hinweis erhärtet werden, daß eine Reihe ihrer vordersten Genossen sichtbare Werke geschaffen haben und schon seit Jahren in hervorragenden Stellungen wirken, in die sie nicht durch Gnaden, nicht durch Parteiungen, sondern durch den Gesamtwillen der beteiligten Kreise berufen worden sind.

Und dennoch hat diese junge Strömung auch Parteihader und Leidenschaften entfesselt, denn infolge der politischen Entwicklung und der Verhältnisse manchenorts auf dem Sachsenboden trat der oben angedeutete politisch-oppositionelle Zug immer mehr in den Vordergrund, so daß „Schwarz" und „Grün" (Bezeichnungen für die beiden sächsischen Parteien) Jahre hindurch in scharfer Gegnerschaft zueinander standen, bis dann endlich im Jahre 1898 die ungarische Ortsnamengesetzgebung beide Richtungen zusammenführte in der wiedergewonnenen Erkenntnis, daß man auf beiden Seiten, wenn auch in verschiedener Form, bedingt durch Temperament, Alter und Weltanschauung, für dasselbe gerungen habe, für das sächsische Volkswohl.

Mit der oben gezeichneten Bewegung ist der Name des jetzigen Direktors der Berlin-Schöneberger II. Höheren Mädchenschule, Lutz Korodi, für immer eng verbunden. Er war der Leiter des Blattes, das der journalistische Vertreter der jungen Bewegung war, der „Kronstädter Zeitung" (1893

bis 1896 und 1899—1901), führend und maßgebend nicht nur in dem Blatte, sondern auch neben wenigen anderen im Rate der Jungen. Seine schriftstellerische Gewandtheit, seine reiche Bildung, sein Witz und seine Satire haben manchen Strauß ausgefochten und diesem Blatte eine Höhe gegeben, die es nur einmal noch erreicht hat, in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, da es anderen Jungen diente, in deren Reihen sich die nachmaligen Bischöfe D. G. D. Teutsch und D. Fr. Müller befunden haben. Korodi verstand es nicht nur, durch eigene Tätigkeit der Zeitung Höhe und Gehalt zu geben, sondern auch unter seinen Genossen die journalistische Arbeit zu organisieren und eine Reihe tüchtiger Mithelfer um die Fahne dieser Zeitung zu scharen. Zu organisieren auch in dem Sinne, daß der Kampf nicht nur auf dem engen Plane der siebenbürgischen Presse geführt wurde, sondern auch auf dem großen Felde der österreichischen und reichsdeutschen Zeitungen, Zeitschriften und auch der Buchliteratur.

Doch überall war Korodi der erste. In allen seinen Büchern[1]) kehrt immer wieder der Grundton ergreifender, hingebender Liebe zu dem sächsischen Volkstum. Ob es in der leichtfaßlichen, aber den Stoff ganz beherrschenden Form des Buches geschieht, das der deutschen Jugend das sächsische Volk näher bringen möchte, „um unsert- und um ihretwillen. Beide sollen wir uns so ein neues Stück Heimat erobern, vor allem in den Herzen der Volksgenossen." Ob es in der eleganten, aber immer schlagfertigen, doch von zuverlässigem Wissen durchsättigten Form der Satire und Abhandlung zu den Männern spricht, immer wieder derselbe Gedanke, das sächsische Volk dem deutschen so nahe zu bringen, daß dies in jenem sich ein Stück neuer Heimat erwirbt und ihm Schutz und Schirm sei für seinen kulturellen und nationalen Bestand. Daß dabei auch manch scharfer Hieb gegen die, die diesen Bestand gefährden, geführt wird, ist selbstverständlich, daß dabei auch manche Bitterkeit unterläuft, ist erklärlich, aber das objektive Urteil wird einräumen müssen, daß Korodi dem madjarischen Volke Gerechtigkeit widerfahren läßt. Damit haben wir den eigentlichen Nerv der jetzigen öffentlichen Tätigkeit Korodis bloßgelegt, die sich nicht mehr inmitten seiner Landsleute, sondern auf höherer deutscher Warte abspielen muß, denn auch ihn hat „ein widriges Geschick aus dem Lande getrieben".

Geboren am 15. September 1867 in Kronstadt in Siebenbürgen, absolvierte er das dortige Gymnasium 1886. Auf den Universitäten Bern, Bonn, Ofenpest und München widmete er sich dem Studium der Theologie und klassischen Philologie, um inmitten seines Volkes sich das Feld seiner künftigen Wirksamkeit zu schaffen. 1894 wurde er Elementarlehrer in Kronstadt; von 1896 bis 1899 wirkte er als akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Leiter der Evangelischen Mädchenschule in Sächsisch-Reen; 1899 wurde er Gymnasialprofessor in Kronstadt. Seine Vaterstadt vertraute ihm bald darauf ihre politische Vertretung im Pester Reichstag an. Hatte schon seine journalistische Tätigkeit viel Ärger im Lager der Chauvinisten geweckt, so steigerte sich dieser unberechtigterweise zu feindseliger Leidenschaft infolge seiner Tätigkeit im Abgeordnetenhaus. Und bald sah sich Korodi in einen politischen Prozeß verwickelt, der ihn vor die Notwendigkeit stellte, das geliebte Heimatland zu verlassen, um seine unter dem Druck der ungarischen Regierungsgewalt stehende evangelisch-deutsche Landeskirche in Siebenbürgen aus einem schweren Gewissenskonflikt zu befreien. Mehr und mehr hatte Korodis politische Überzeugung ihren Kristallisationspunkt in dem Gedanken gefunden, daß nur die Erweckung des gesamten, den Siebenbürger Sachsen an Zahl um das Zehnfache überlegenen ungarländischen Deutschtums eine dauernde Gewähr für die Zukunft auch der siebenbürgischen Deutschen bieten könne. Die geräuschlose, aber weit ausblickende Tätigkeit nach dieser Richtung wurde ihm eingestandener Maßen von madjarischer Seite am meisten übel genommen.

Nun wirkt er in hingebungsvoller Tätigkeit an seiner Anstalt in Berlin-Schöneberg. Der 1909er Schulbericht, das jüngst erschienene Deutsche Lesebuch für höhere Mädchenschulen (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1910), an dessen Herausgabe er hervorragend beteiligt ist und in dessen deutschkundlichen Aufsätzen auch gerade das nationale Moment so recht plastisch hervortritt, legen dafür Zeugnis ab, mit welcher Treue und Liebe er sein neues Amt versieht; aber seinen alten Beruf, ein Vorkämpfer für das Deutschtum in Siebenbürgen und Ungarn zu sein, hat er nicht vergessen und soll ihn auch nicht vergessen. Saxo-Hungaricus.

1) Siebenbürgen, Land und Leute (1906); Deutsche Vorposten im Karpathenland (1908). Beide bei Hermann Paetel in Berlin erschienen. Und endlich: Ungarische Rhapsodien, politische und minderpolitische. München 1905, J. F. Lehmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von
Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten.)

(Fortsetzung.[1])

Die Sprachgrenze.

Die deutsche Sprachgrenze in Westungarn zerfällt in drei Teile: in die deutsch-slowakische, deutsch-madjarische und deutsch-slowenische Sprachgrenze. Von einer einheitlichen deutsch-kroatischen Sprachscheide kann man nicht recht sprechen, da die kroatischen Siedlungen kein zusammenhängendes Gebiet, sondern nur einzelne Inseln bilden, die meistens aus mehreren Gemeinden bestehen. Diese Inseln liegen zum Teil ganz im deutschen Sprachgebiet, teils schieben sie sich zwischen deutschen und madjarischen Sprachboden, so daß also die deutsch-madjarische Sprachgrenze mehrfache Unterbrechungen erleidet.

Die deutsch-slowakische Sprachgrenze beginnt an der Einmündung der March in die Donau nördlich von der deutschen Gemeinde Theben am Thebnerkogel, zieht am Nordufer der Donau nach Osten, umschließt das Gebiet der überwiegend deutschen Stadt Preßburg und endet am östlichsten Punkte des Stadtgebiets bei der slowakischen Gemeinde Pfaffendorf.

Hier beginnt östlich von der Preßburg vorgelagerten deutschen Gemeinde Oberufer die deutsch-madjarische Sprachgrenze, welche längs des die Große Schütt umschließenden Donauarmes den Hauptstrom erreicht und — von zwei kurzen Unterbrechungen durch die kroatischen Gemeinden Kroatisch-Jahrndorf und Sarndorf abgesehen — seinem Laufe bis zum Nordende der Kleinen Schütt beim deutschen Ragendorf folgt. Sprachgrenze und Grenze der Gespanschaften Preßburg und Wieselburg fallen hier zusammen. Bei Ragendorf tritt die Sprachscheide in das Gebiet der Gespanschaft Wieselburg über, beschreibt um das kroatische Pallersdorf und das madjarisch-deutsche Ungarisch-Altenburg einen westwärts gerichteten Bogen und kehrt zwischen dem genannten Orte und Wieselburg beim deutschen Dorfe Lutschen zu dem die Kleine Schütt einschließenden Donauarm zurück, so daß zuerst Straß-Sommerein und Kaltenstein, dann Wieselburg auf der deutschen Seite bleiben. Die Kleine Schütt selbst ist bis auf die beiden nahe bei Wieselburg gelegenen deutschen Gemeinden Gahling und Ungarisch-Kimling rein madjarisch. Von Ungarisch-Kimling zieht die Sprachgrenze zwischen Wieselburg und dem madjarischen Leiden nach Südwest bis zum »triplex confinium« der Gespanschaften Wieselburg, Ödenburg und Raab. Von diesem Punkte bis zum Neusiedler See bildet der „Waasen" (Hánságsumpf) die Grenze der Gespanschaften Wieselburg und Ödenburg und zugleich auch die Sprachscheide. An der alten Poststraße, welche nördlich vom Sumpfe gegen den See hinzieht, liegen der Reihe nach die Gemeinden St. Peter, St. Johann bei Wieselburg, Wüst-Sommerein, Andau, Thaden, Wallern und Pamhagen, von welchen nur Wüst-Sommerein madjarisch ist. Dies ist darauf zurückzuführen, daß diese ehemals deutsche Ansiedlung (Gefernitz) von den Türken zerstört und dann von Madjaren aus Schütt-Sommerein im Jahre 1579 wieder aufgebaut wurde. Nur das Südufer des Neusiedler Sees, welcher von der Sprachgrenze bei Pamhagen erreicht wird, ist madjarisch. Die Sprachscheide verläßt den See — nun schon in der Gespanschaft Ödenburg — bei der deutschen Gemeinde Holling, schließt diesen Ort und das bekannte Bad Wolfs gegen den See zu ab und erreicht bei der kroatischen Gemeinde Kohlnhof das Stadtgebiet von Ödenburg. Zwischen Kohlnhof und dem deutschen Harkau wendet sie sich nach Süden zum ausgedehnten Kreutzer Wald bei Deutsch-Kreutz und zieht längs der deutschen Gemeinden Unter-Petersdorf, Horitschon, Reiding, Stoob und Dörfel in südwestlicher Richtung bis zur Rabnitz, das deutsche Gebiet von der großen kroatischen Sprachinsel um Pullendorf scheidend. Bei dem madjarischen Ober-Pullendorf wendet sich die Sprachgrenze in einem rechten Winkel längs der die Rabnitz nördlich begleitenden Höhe nach Südosten und erreicht bei der deutsch-madjarischen Stadt Güns die Grenze der Eisenburger Gespanschaft. Die deutschen Gemeinden Steinberg, Ober- und Unter-Loisdorf, Mannersdorf und Kloster im Rabnitztal bilden die Grenzpunkte gegen die

[1]) Den Anfang s. Heft 1, S. 14—18.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kroatische Pullendorfer Insel. Im Osten von Güns liegt noch die deutsche Gemeinde Roggendorf weit vorgeschoben in dem sonst madjarischen Tschapringer Bezirk. Westlich von Güns bildet der Kamm des ausgedehnten Waldgebirges, dessen höchste Erhebungen der Geschriebenstein und der Hirschenstein sind, die Sprachgrenze. Nur zwei deutsche Gemeinden, Rechnitz und Hodisch, liegen am Südabhang dieses Höhenzugs und werden im Osten vom madjarischen Sprachgebiet (Poschendorf und Butsching), auf der Westseite von der kroatischen Insel um Rechnitz eingeschlossen, während sie mit dem deutschen Hauptgebiet nördlich vom Geschriebenstein nur durch eine kurze Kammstrecke in Verbindung stehen. Vom Hirschenstein wendet sich die Sprachgrenze, deutsches und kroatisches Gebiet trennend, bis zum kroatischen Dorfe Rauriegel nach Westen, und dann dem Tauchenbach folgend in südlicher Richtung über die deutschen Gemeinden Schlaining, Alt-Schlaining und Neumarkt zum deutschen Groß-Petersdorf, das auf einer Anhöhe zwischen Tauchenbach und der Pinka an der von Steinamanger nach Pinkafeld führenden Bahn liegt. Im weiteren Verlauf bilden die am Tauchenbach gelegenen deutschen Orte Welgersdorf, Hammersdorf und Burg die Grenze gegen die kroatische Sprachinsel bei Rechnitz. Von Burg an, wo der Tauchenbach in die Pinka einmündet, übernimmt dieser hier in die Ebene tretende Fluß die Rolle einer Grenzlinie bis Luising in der Nähe von Körmend. Die an beiden Ufern des südwärts gerichteten Flußlaufes gelegenen Gemeinden, und zwar Deutsch- und Ungarisch-Großdorf, Deutsch- und Kroatisch-Schützen, Pernau, Ober- und Unter-Bildein, Eberau, Prostrum, Gaas, Moschendorf, Allerheiligen und Luising sind mit Ausnahme der kroatischen Dörfer Kroatisch-Schützen und Prostrum und des madjarischen Allerheiligen deutsch und werden durch große zusammenhängende Waldflächen von dem madjarischen Gebiet um Steinamanger getrennt. Bei Luising verläßt die Sprachgrenze die Pinka, die sich bei Körmend mit der Raab vereinigt, und zieht über die deutschen Gemeinden Deutsch-Bieling und Ginisdorf zum breiten Raabtal, welches sie mit der deutschen Gemeinde Unter-Riedling erreicht. Die Raab bildet die deutsch-madjarische Sprachscheide bis St. Gotthard, wo das deutsche, madjarische und slowenische Gebiet zusammentreffen. Dieser überwiegend madjarische Ort ist auf der Nord- und Westseite von den deutschen Gemeinden Raab-Fidisch, Deutsch-Minihof und Mogersdorf, im Osten und Süden vom madjarischen Marktl und Schidau umgeben, während im Südwesten das slowenische Sprachgebiet mit Windischdorf heranreicht.

Die bei St. Gotthard beginnende deutsch-slowenische Sprachgrenze verläuft zunächst auf der Raab bis zum deutschen Weichselbaum am linken, dem slowenischen Unter-Zeming am rechten Ufer und biegt dann nach Süden in das Hügelland ab, so daß Raab-Neumarkt, St. Martin, Windisch-Minihof, Minihof und Ober-Drasen auf der deutschen Seite bleiben. Bei der deutschen Gemeinde Tauchen erreicht sie die Wasserscheide zwischen Raab und Mur und nähert sich über die deutschen Orte Bonisdorf und Kalch im obersten Lendvatal der steirischen Grenze. Von Kalch an bildet das deutsche Sprachgebiet nur mehr einen ganz schmalen Streifen längs der die Landesgrenze bildenden Kuschenitza, der durch die deutschen Gemeinden Guitzenhof, Sinnersdorf und Fürlintz gebildet wird und zwischen letzterem Orte und dem slowenischen Görlintz nördlich von Radkersburg abbricht.

Die Sprachinseln.

Das Gebiet, dessen Begrenzung eben beschrieben wurde, umfaßt jedoch nicht ausschließlich deutschen Sprachboden, sondern auch noch zahlreiche kroatische und einzelne madjarische Sprachinseln. Umgekehrt liegen aber auch einzelne deutsche Inseln in dem angrenzenden fremdsprachigen Gebiet. Die deutschen Sprachinseln sind die folgenden:

a) Die Gemeinden Limbach und Deutsch-Dioszeg in der Preßburger Gespanschaft. Limbach liegt nördlich von Preßburg am Ostabhang der Kleinen Karpathen in überwiegend slowakischer Umgebung, steht aber mit dem unweit entfernten deutschen Sprachgebiet durch große deutsche Minderheiten in Verbindung. Deutsch-Dioszeg, die jüngste deutsche Ansiedlung in Westungarn, liegt an der madjarisch-slowakischen Sprachgrenze bei Galantha und entbehrt jeden Zusammenhanges mit dem deutschen Sprachboden.

b) Am Westende der Großen Schütt liegen zwei deutsche Sprachinseln; die eine wird durch die Gemeinde Bruck gebildet, die andere besteht aus den Gemeinden Mischendorf, Ober- und Unterwaltersdorf, Schildern und Tartschendorf. Beide Sprachinseln reichen knapp bis zur deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptsprachgrenze heran, Bruck an das Stadtgebiet von Preßburg, von welchem es das madjarische Fragendorf und das slowakische Pfaffendorf trennen, die Mischendorfer Insel an das deutsche Gebiet von Karlburg südlich der Donau.

c) Südlich von Wieselburg liegt — schon im Gebiet der im übrigen madjarischen Gespanschaft Raab — die deutsche Gemeinde Sövenyhaz (Plankenhaus?), welche vom deutschen Sprachboden nur durch das madjarisch-deutsche Leiden getrennt wird.

d) In der Gespanschaft Ödenburg liegt die bedeutende Sprachinsel Lutzmannsburg an der Rabnitz zwischen der kroatischen Pullendorfer Insel und dem madjarischen Sprachgebiet. Sie besteht aus den Gemeinden Lutzmannsburg und Strebersdorf.

e) Daß eigentlich auch Rechnitz und Hodisch nach ihrer orographischen Lage und ihren Verkehrsbedingungen eine deutsche Sprachinsel bilden, wurde bereits erwähnt.

Viel bedeutender als die aufgezählten deutschen Sprachinseln sind die kroatischen Inseln im deutschen und slowakischen Gebiet oder an den Grenzen desselben.

a) Die sog. „Wieselburger Kroaten" bewohnen die Parndorfer Sprachinsel. Diese erstreckt sich in Form eines langen, schmalen Streifens vom überwiegend madjarischen Bruck an der Leitha über Parndorf, Neudorf, Gattendorf, Pama und Kroatisch-Jahrndorf längs der niederösterreichischen Grenze bis zur Donau. Außerdem liegen in der Wieselburger Gespanschaft noch vereinzelt die kroatischen Gemeinden Sarndorf, Pallersdorf und Kroatisch-Kimling an dem die Kleine Schütt begrenzenden Donauarm.

b) Die „Oberen Kroaten" oder „Wasserkroaten", so genannt von der Nähe des Neusiedler Sees, bewohnen einmal eine große Gruppe von Gemeinden um Eisenstadt, welche diese Stadt und die ihr zunächstliegenden deutschen Gemeinden in einem weiten, namentlich im Süden geschlossenen Bogen umgeben. Diese Gruppe umfaßt die Gemeinden Hornstein, Stinkenbrunn, Zillingtal, Wulka-Prodersdorf, Antau, Draßburg, Baumgarten, Zagersdorf, Klingenbach, Siegendorf, Trauerdorf und Oslopp.

Eine zweite Insel liegt um Pullendorf, nicht wie die erstgenannte ganz im deutschen Sprachgebiet, sondern zwischen deutschem und madjarischem Sprachboden. Sie umfaßt das Gebiet vom Kreutzer Wald bis südlich zur Rabnitz und besteht aus folgenden Gemeinden: Unter-Pullendorf, Groß- und Klein-Mutschen, Nebersdorf, Gerisdorf, Groß- und Kroatisch-Warasdorf, Mimihof, Nikitsch, Frankenau, Bleigraben, Siegersdorf und Prössing. In nächster Nähe dieser zusammenhängenden Gruppe liegen noch vereinzelt die kroatischen Gemeinden Kohlnhof (bei Ödenburg), Lackendorf, Undten und Tömörd, letztere schon in der Gespanschaft Eisenburg.

Außerdem liegt in der Ödenburger Gespanschaft noch eine aus den Gemeinden Weingraben und Kaisersdorf bestehende kroatische Insel an der niederösterreichischen Grenze.

c) Im Gebiet der Eisenburger Gespanschaft bewohnen die sog. „Unteren Kroaten" zunächst eine große Sprachinsel zwischen Rechnitz und dem Tauchenbach. Sie schneidet tief in deutsches Gebiet ein und besteht aus den zusammenhängenden Gemeinden Rauriegel, Mönchmeierhof, Podgoria, Rumpersdorf, Alt-Hodisch, Weiden bei Rechnitz, Allersdorf, Padler, Miedlingsdorf, Zuckerbach, Dürnbach, Schandorf, Schachendorf, Groß- und Klein-Nahring, Ober- und Unter-Schilding und aus den getrennt liegenden Gemeinden Spitzzicken und Kroatisch-Schützen.

Eine zweite größere Gruppe kroatischer Gemeinden ist um Güssing herum verstreut. Zu nennen sind zunächst die zusammenhängenden Gemeinden Heugraben, Eisenhüttel, Rehgraben, Sulz, Kroatisch-Tschantendorf und Hasendorf am Zicken- und Strembach, dann zwei aus den Gemeinden Harmisch, Katharein und Kroatisch-Ehrensdorf, sowie Neuberg und Güttenbach bestehende Inseln im Waldland zwischen Strembach und Pinka, ferner Prostrum, Groß-Kulken und Berki bei Körmend, endlich Groß-Mürbisch und Reinersdorf auf dem Höhenzug zwischen Strembach und Raab. Ganz vereinzelt an der steirischen Grenze liegt noch die kroatische Gemeinde Stinatz. In keinem Teile Westungarns wechseln die verschiedensprachigen Gemeinden in so bunter Reihenfolge ab wie um Güssing.

d) Endlich wären noch die kroatischen Inseln im slowakischen Sprachgebiet nördlich der Donau zu nennen. Von den einst viel zahlreicheren kroatischen Ansiedlungen zu beiden Seiten der Kleinen Karpathen sind nur mehr zwei Gemeinden bis jetzt in ihrer slowakischen Umgebung nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgegangen, das vielsprachige Theben-Neudorf bei Marchegg und Kroatisch-Eisgrub bei Preßburg, das aber auch schon zur Hälfte slowakisch ist.

Die Zahl und Größe der madjarischen Sprachinseln ist nur unbedeutend:

a) In der Gespanschaft Wieselburg bildet Bruck an der Leitha eine solche in jüngster Zeit entstandene Insel. Auch Wüst-Sommerein bei Wieselburg wird vom Gebiet deutscher Gemeinden umgeben, ist aber durch keinen deutschen Wohnplatz vom madjarischen Gebiet südlich vom Waasen getrennt.

b) Ober- und Mitter-Pullendorf in der Gespanschaft Ödenburg bilden als letzte Überreste der einstigen Ausdehnung des madjarischen Sprachgebiets eine madjarische Insel zwischen deutschem und kroatischem Sprachboden.

c) Eine dritte madjarische Gruppe liegt im oberen Pinkatal und besteht aus Ober-Warth, Unter-Warth und Sziget in der Warth. Es handelt sich hier um Nachkommen der madjarischen Szekler, welche als Grenzwächter besondere, noch von Rudolf II. (1582) bestätigte Vorrechte besaßen und unter dem Schutze dieser auch mitten unter den Deutschen ihre Sprache bewahrten. Der madjarische Name für Ober- und Unter-Warth, Felsö- und Also-Eör, deutet noch auf den Ursprung der Ansiedlung hin, da „Eör" Grenzwächter bedeutet. —

Den kroatischen Sprachinseln kommt, abgesehen von ihrer Größe und ihrem Volksreichtum, namentlich deshalb eine ganz besondere Bedeutung zu, weil sie eine freilich oft unterbrochene Verbindung zwischen Nord- und Südslawen herstellen, die sonst überall im Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie und überhaupt in Europa durch Deutsche, Madjaren und Rumänen weit auseinander gehalten werden.

II. Die Gespanschaft Ödenburg.

Das Gebiet der Gespanschaft Ödenburg wird zum größeren Teile von den letzten Ausläufern der niederösterreichischen Alpen erfüllt, greift aber auch schon südöstlich vom Neusiedler See weit in die ungarische Tiefebene über. Die natürliche Bodenbeschaffenheit läßt drei Landschaften unterscheiden: Zunächst die vom Neusiedler See im Osten, dem Leithagebirge (Kammhöhe 400 m) und dem Rosaliengebirge (700 m) im Nordwesten und Westen, dem Angerwald (500 m) im Süden eingeschlossene Ebene, welche, 100—200 m hoch gelegen, von der in den Neusiedler See einmündenden Wulka durchflossen wird. Am Südende dieser Ebene liegt dort, wo sie sich gegen die oberungarische Tiefebene zu öffnet, die Stadt Ödenburg, weitaus die größte in der Gespanschaft. Am Südabhange des Angerwaldes erfüllt das von der Rabnitz und dem Stooberbach durchflossene Hügelland in einer Höhe von 200—300 m das Gebiet der Gespanschaft, welche außerdem aber auch südlich vom Waasen einen Teil der oberungarischen Tiefebene (100 m) bis zur Rabnitz und Raab umfaßt.

Mit dieser natürlichen Einteilung steht die nationale Gliederung der Bevölkerung in engem Zusammenhang. Die Bezirke Eisenstadt, Mattersdorf, Ödenburg und Ober-Pullendorf sowie die königlichen Freistädte Eisenstadt, Rust und Ödenburg, welche in dem Hügelland und in der Wulkaebene liegen, sind — von den kroatischen Inseln abgesehen — deutsch bis eben auf den kleinen Teil des Ödenburger Bezirkes, welcher in der Tiefebene liegt. Dieses kleine Gebiet und die ganz in der Tiefebene liegenden Bezirke Tschapring, Kapuvar und Csorna sind fast rein madjarisch.

Vom Flächeninhalt der Gespanschaft (einschließlich der Stadt Ödenburg), welcher 3244,5 qkm beträgt, entfallen etwa drei Achtel (1217,5 qkm) auf das deutsche Sprachgebiet.

Von den 121 Gemeinden, welche mit den drei königlichen Freistädten in den überwiegend deutschen Bezirken liegen, sind 84 in ihrer Mehrheit deutsch, 26 zur Mehrheit kroatisch, 11 madjarisch (davon 9 im madjarischen Teil des Ödenburger Bezirkes).

Die Abgrenzung der Nationalitäten ist im allgemeinen eine scharfe, so daß von den 85 deutschen Gemeinden der Gespanschaft 72 zu mehr als neun Zehnteln, weitere 8 zu mehr als vier Fünfteln deutsch erscheinen und nur 5 Gemeinden, und zwar die Städte Eisenstadt und Ödenburg sowie 3 Landgemeinden verbleiben, in denen die andersprachige Minderheit mehr als ein Fünftel beträgt. Hingegen erreicht die kroatische Mehrheit nur in der Hälfte aller 30 kroatischen Gemeinden neun Zehntel, und in 7 Gemeinden steigt die Minderheit, vorwiegend Deutsche, über das Fünftel. Die madjarischen Gemeinden sind alle zu mehr als vier Fünfteln madjarisch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigentliche Mischgebiete kommen in größerem Umfang in der Gespanschaft überhaupt nicht vor. Deutsch-kroatisch gemischt ist namentlich Siegleß bei Mattersdorf, kroatisch-deutsch gemischt die Mehrzahl der kroatischen Sprachinseln um Eisenstadt; deutsch-madjarisch gemischt sind die beiden Städte Ödenburg und Eisenstadt mit seinen Nachbargemeinden, Deutsch-Kreutz und die deutsche Lutzmannsburger Insel.

Von der gesamten Zivil- und Militärbevölkerung, welche bei der Volkszählung vom Jahre 1900 in der Gespanschaft und Stadt Ödenburg als anwesend gezählt wurde und die sich auf 279796 Köpfe belief, sind nahezu die Hälfte (136616 = 48,9 v. H.) Madjaren, vier Zehntel (109369 = 39,1 v. H.) Deutsche, welche bis auf etwa 3000 in deutschen Gemeinden wohnen, und etwa ein Zehntel (31317 = 11,2 v. H.) Kroaten; der kleine Rest entfällt auf Tschechen, Slowaken usw.

Die folgende Übersicht zeigt den Anteil dieser drei Nationalitäten an der Bevölkerung der Bezirke und königlichen Freistädte in Verhältniszahlen.

	Bezirke / Königliche Freistädte	Deutsche		Madjaren	Kroaten
		absolut	Gemeinden	in Verhältniszahlen (v. H.)	
Deutsche Bezirke	Eisenstadt	21403	18	61,7	5,5	30,8
	Mattersdorf	21874	17	87,3	3,7	8,2
	Ödenburg	28255	24	66,4	23,4	9,7
	Ober-Pullendorf	14872	22	53,5	7,5	38,8
Madjarische Bezirke	Tschapring	747	1	2,5	88,8	8,4
	Kapuvar	331	—	0,7	99,0	0,1
	Csorna	148	—	0,4	99,5	0,0
Deutsche königl. Freistädte	Eisenstadt	2369	1	77,3	16,3	4,3
	Rust	1446	1	89,8	8,1	1,7
	Ödenburg ohne die z. Z. der Volkszählung überwiegend madjarische Garnison	17279	1	56,4	38,4	2,3
	mit dieser	17924	1	55,5	40,4	2,8

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß die Deutschen im Bezirk Mattersdorf und in der Stadt Rust nahezu neun Zehntel, in der Stadt Eisenstadt drei Viertel, im gleichnamigen und im Ödenburger Bezirk zwei Drittel, im Bezirk Ober-Pullendorf und in der Stadt Ödenburg aber etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen.

Die deutschsprechende Bevölkerung dieser Gespanschaft ist ganz überwiegend römisch-katholisch und fast ausschließlich arischer Abstammung; rund 85000 Katholiken stehen etwa 20000 Protestanten (A. B.), davon ein Drittel in der Stadt Ödenburg selbst, und etwa 4500 Juden gegenüber. Die Protestanten bilden die Mehrheit oder sehr starke Minderheiten in zwei größeren Gruppen (Pöckelsdorf, Walbersdorf, Loipersbach, Agendorf, Wandorf sowie Ober-Petersdorf, Kalkgruben, Wepersdorf, Tschurndorf und Kobersdorf), ferner in den Gemeinden Rust, Mörbisch, Harkau, Wolfs, Lutzmannsburg, Stoob und in Ödenburg selbst.

Die deutschsprechenden Juden haben Bethäuser in Ödenburg, Unterberg-Eisenstadt, dem früheren Judenviertel von Eisenstadt, Mattersdorf, Kobersdorf, Deutsch-Kreutz und Lackenbach. Sie bilden in diesen Orten bedeutende Minderheiten, in Unterberg-Eisenstadt die große Mehrheit und sind auch sonst in vielen Orten zerstreut zu treffen. Die größere Hälfte der jüdischen Bevölkerung der Gespanschaft, ja selbst in der Stadt Ödenburg (1316 gegen 1108), bekennt sich bereits zur madjarischen Muttersprache.

Die Verteilung der verschiedenen Nationalitäten auf die einzelnen Gemeinden[1]) ist aus der Sprachenkarte ersichtlich, welche nur Minderheiten unter 5 v. H. unberücksichtigt läßt. Da aber solche sowohl durch die drei in der Gespanschaft vorherrschenden Nationen, als auch durch Angehörige anderer Muttersprachen gebildete kleine Minderheiten in den meisten Gemeinden vorkommen, so entspricht die Stärke der durch die farbige Umrahmung bezeichneten nationalen Minderheiten

1) Die Christen- und Judengemeinde Mattersdorf sind in der Karte zusammengezogen, da sie jede für sich kein gesondertes Gebiet aufweisen, sondern einen Wohnplatz bilden. Der deutsche Hundertsatz ist in der Christengemeinde etwas stärker als in der Judengemeinde, wo er 90 v. H. nicht ganz erreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht in allen Fällen jener Mischungsstufe, welche zur Ergänzung der Mischungsstufe der vorherrschenden Nation auf 100 nötig ist. Sie kann vielmehr in einzelnen Gemeinden[1]) ein wenig dahinter zurückbleiben.

Bevor auf die Verschiebungen, welche im Laufe der Zeit zwischen den einzelnen Nationalitäten eingetreten sind, eingegangen wird, seien noch kurz die wichtigsten Ergebnisse der mit der Volkszählung von 1900 verbundenen Berufszählung hervorgehoben. Der beruflichen Gliederung eines Landes kommt für seine Bevölkerungsentwicklung insofern eine große Bedeutung zu, als die ackerbautreibenden Länder nur einer beschränkteren Volkszahl Nahrung geben und ihren Überschuß an Arbeitskräften an die industriell entwickelten Gebiete abgeben, also entweder überhaupt keine oder doch nur eine schwächere Bevölkerungszunahme aufweisen.

Die Bevölkerung der Gespanschaft Ödenburg ist heute noch zu zwei Dritteln, also ganz überwiegend, in der Landwirtschaft tätig. Kaum ein Viertel der Bewohner sucht seinen Erwerb in industriellen Berufen[2]), während der Rest auf Handel, freie Berufe usw. entfällt. Es bestehen jedoch auch in dieser Beziehung zwischen den einzelnen Bezirken wesentliche Unterschiede. Am reinsten haben ihr agrarisches Wesen die in der oberungarischen Tiefebene liegenden madjarischen Bezirke Tschapring, Csorna und Kapuvar bewahrt, in denen sich noch drei Viertel der Bevölkerung mit Landwirtschaft beschäftigen. Je weiter man aber nach Westen gegen die österreichische Grenze zu vorschreitet, desto stärker tritt die landwirtschaftliche neben der industriell tätigen Bevölkerung zurück. Sie macht in den Bezirken Ober-Pullendorf und Ödenburg noch etwa zwei Drittel, im Bezirk Eisenstadt etwas über die Hälfte, im Mattersdorfer Bezirk aber schon nur mehr eine starke Minderheit aus, während der Rest größtenteils auf die Angehörigen der Industrie entfällt. Von den königlichen Freistädten unterscheidet sich der bekannte Weinort Rust nicht von seiner landwirtschaftlichen Umgebung, während Eisenstadt und namentlich Ödenburg die gewöhnliche städtische Berufsgliederung aufweisen, bei welcher die Landwirtschaft ganz in den Hintergrund tritt.

Der Bergbau (auf Kohle) spielt nur in einzelnen Orten eine größere Rolle, so namentlich am Nord- und Südabhang des Ungerwaldes, wo er von der Bevölkerung von Agendorf und und Ritzing, aber auch im Ödenburger Stadtgebiet betrieben wird, ferner an der österreichischen Grenze bei Stinkenbrunn und Neufeld an der Leitha. Von einzelnen Industriezweigen wären vor allem die zahlreichen Steinbruchunternehmungen am Leithagebirge zu nennen, in denen die Bevölkerung von Stotzing, Loretto, Breitenbrunn, Groß-Höflein und Mühlendorf den Kalkstein fördert, aus welchem die Prachtbauten der Wiener Ringstraße erbaut sind. Der lehmige Boden des Hügellandes fördert an manchen Stellen, so namentlich in Walbersdorf, Stoob, Rohrbach und Kalkgruben, die Töpferei und Ziegelerzeugung, während die deutsche Bevölkerung des Hügellandes südlich vom Ungerwald bis zur Rabnitz sich in ganz auffallend großer Zahl dem Maurer- und Zimmermannsgewerbe zuwendet und darum unter den Bauarbeitern des ganzen Wiener Beckens und des Semmeringgebiets zahlreich vertreten ist. Das Fabriksdorf Neufeld an der Leitha verdankt seine ganz außergewöhnliche Bevölkerungszunahme (Zivilbevölkerung 1869: 777, 1900: 2904 Köpfe) vor allem dem Umstand, daß es ein Mittelpunkt der Textilindustrie ist, welche außerdem auch noch in Wimpassing, Stinkenbrunn, Zillingtal, Wulka-Prodersdorf, Siegleß, Draßburg, Baumgarten und Schattendorf einem wesentlichen Teile der Bevölkerung Lebenserwerb bietet. In Siegendorf, Hirm und Oberwichs stehen große Zuckerfabriken in Betrieb, in Neudörfel bei Wiener Neustadt endlich hat sich eine bedeutende Maschinen- und Zündwarenindustrie entwickelt. Die kroatische Bevölkerung der Pullendorfer Sprachinsel sucht in besonders starker Zahl ihren Verdienst als Taglöhner fern von der Heimat. Daß in den Orten mit starkem jüdischem Einschlag der Handel besonders blüht, wird kaum wundernehmen.

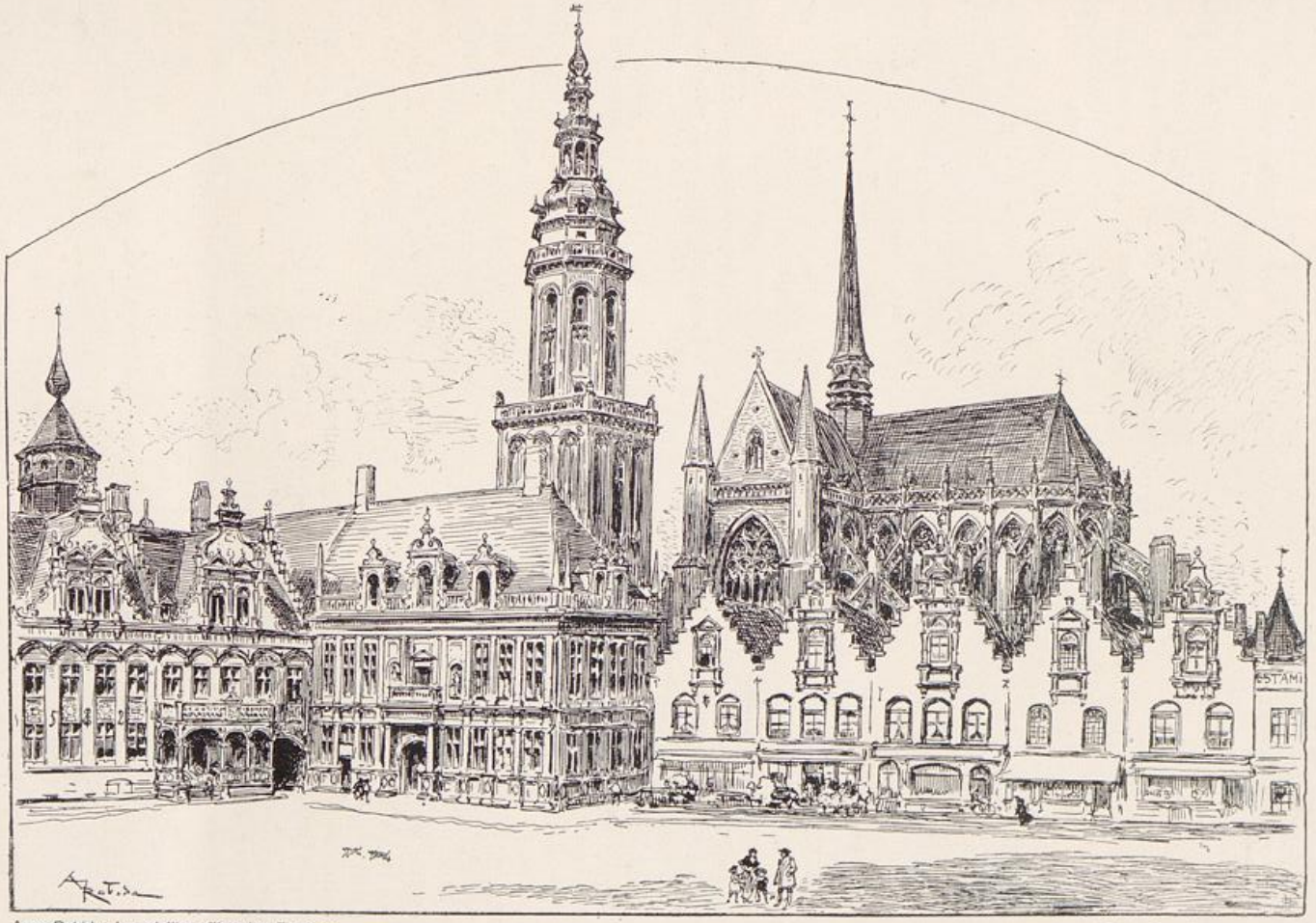
Die Bevölkerung[3]) der Gespanschaft, welche sich im Jahre 1850 einschließlich der Stadt Ödenburg auf etwa 203000 Köpfe belief, ist nur in langsamer Zunahme begriffen. Sie betrug

1) So beträgt z. B. der deutsche Hundertsatz in Loretto 89, der madjarische aber nicht 10—20, sondern bloß 7, der kroatische in Hornstein 86, der deutsche aber statt 10—20 bloß 8, in Antau der kroatische 58, der deutsche statt 40—50 bloß 38 usw.

2) Im weitesten Sinne des Wortes, auch das Gewerbe umfassend.

3) Nur Zivilbevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres

Paris: Librairie Dorbon-Aîné

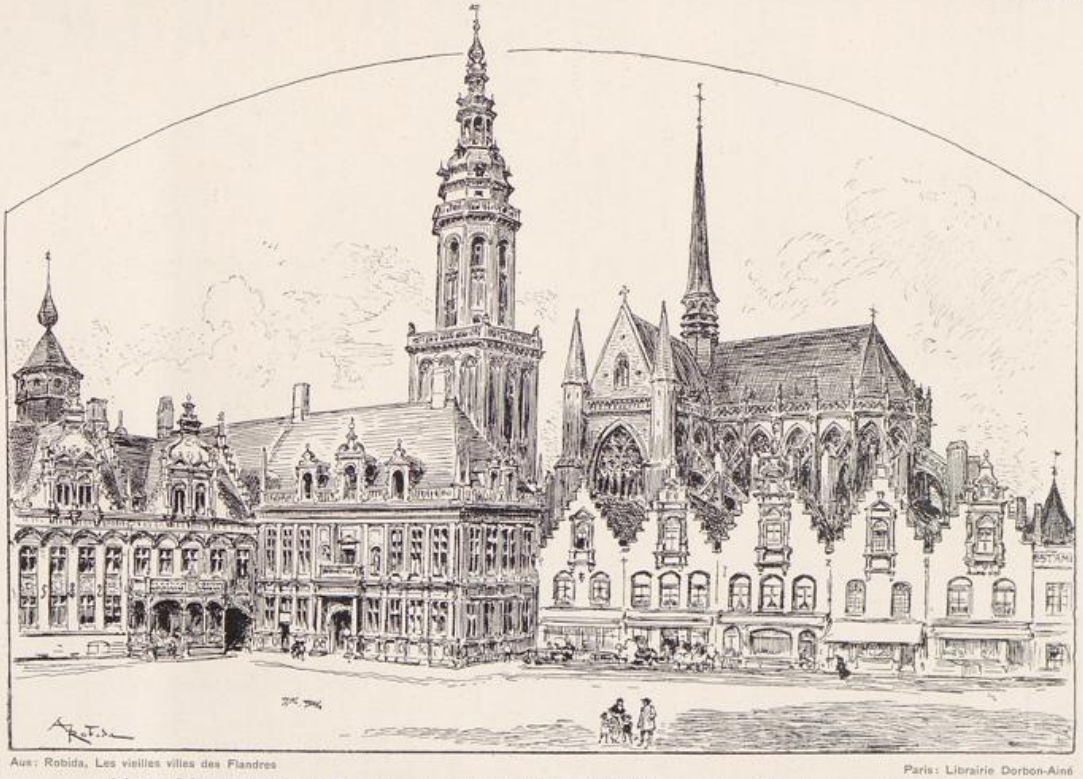
Vom Marktplatz von Veurne, des letzten Städtchens im flämischen Belgien
unweit der französischen Grenze

Stadthaus (1612) Gerichtsgebäude mit Belfried (1628) Chor der Kirche St. Walburga, davor Häuser mit Treppengiebeln

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres Paris: Librairie Dorbon-Aîné

Vom Marktplatz von Veurne, des letzten Städtchens im flämischen Belgien
unweit der französischen Grenze

Stadthaus (1612) Gerichtsgebäude mit Belfried (1628) Chor der Kirche St. Walburga, davor Häuser mit Treppengiebeln

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1880: 246000, 1890: 260000 und bei der Volkszählung von 1900: 277000 Personen, hat sich also in diesen 20 Jahren um 13 v. H. vermehrt, während die Bevölkerung ganz Ungarns (ohne Kroatien) im gleichen Zeitraum um 21 v. H. zunahm. Läßt man die Stadt Ödenburg, in welcher die Zunahme besonders stark war, außer Betracht, so sinkt der Hundertsatz gar auf 10. Während der deutsch-kroatische Ober-Pullendorfer Bezirk überhaupt keine Zunahme zu verzeichnen hat und diese auch in den madjarischen Bezirken Tschapring und Kapuvar bedeutend unter dem Durchschnitt zurückbleibt, zeigen die vorwiegend deutschen und stärker industriellen Bezirke Eisenstadt, Mattersdorf und Ödenburg sowie der madjarische Bezirk Csorna eine fast gleichstarke überdurchschnittliche Zunahme der Bevölkerung (14—16 v. H.). Die Bevölkerung der Stadt Eisenstadt hat sich fast gar nicht, jene Rusts stärker vermehrt, während Ödenburg eine Zunahme um 32 v. H. aufweist. Einen wirklichen Bevölkerungsrückgang weist nur ein größeres Gebiet, das obere Rabnitztal, auf, während das Bevölkerungswachstum vor allem dem Industriegebiet in der Wulkaebene und namentlich den an der österreichischen Grenze gelegenen Fabrikorten, sowie den blühenden deutschen Dörfern an der Bahnstrecke Ödenburg—Wiener Neustadt zugute kommt.

Über die Verbreitung, welche die einzelnen Sprachen unter der Bevölkerung der Gespanschaft gehabt haben, liegen aus früheren Jahrhunderten leider nur auf sehr unsicherer Grundlage ruhende Schätzungen vor.

Ein ungarischer Geschichtschreiber, Ignaz Acsády, versuchte, einen Überblick über die Stärke und nationale Gliederung der Bevölkerung Ungarns zur Zeit der Pragmatischen Sanktion (1723) zu gewinnen[1]). Als Grundlage dienten ihm die Steuerkonskriptionsbücher aus den Jahren 1715 und 1720, welche die steuerpflichtigen Haushaltungen zum großen Teile namentlich anführen. Diese Konskriptionen erstreckten sich natürlich nur auf den steuerpflichtigen Teil der Bevölkerung, das städtische Bürgertum und die unter grundherrlicher Gewalt stehende Urbarialbevölkerung, weshalb auf Grund eingehender Berechnungen und durch Vergleich mit grundherrschaftlichen Urbarialbüchern, welche die ganze Bevölkerung umfaßten, für die nicht steuerpflichtigen Haushaltungen noch ein Zuschlag von 50 v. H.[2]) gemacht, und sodann die Gesamtbevölkerung unter Annahme einer Durchschnittszahl von sechs Köpfen für jeden Haushalt berechnet wurde. Die Zurechnung der Haushaltungen zu einer bestimmten Nationalität erfolgte auf Grund der Familiennamen. Dieser Vorgang, der heute, und zwar gerade in Ungarn, zu ganz falschen Ergebnissen führen würde, mag für die damalige Zeit noch im großen und ganzen seine Berechtigung gehabt haben. Immerhin enthält aber die verdienstliche Arbeit Acsádys eine Reihe von Fehlerquellen, deren Bedeutung nicht voll bekannt ist, und deshalb sind die seiner Arbeit entnommenen Angaben in der Übersicht auf S. 42 nur mit Vorbehalt zu beurteilen.

Alexius v. Fényes versuchte, die Nationalität der Landesbewohner aus den Diözesanschematismen zu ermitteln, welche die in den einzelnen Pfarren herrschenden Sprachen „quarum usus est in cultu divino publico intra ambitum parochiae“[3]), angeben. Daß auch dieser Vorgang nicht einwandfrei ist und namentlich die kleineren Minderheiten vollkommen verschwinden läßt, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Doch dürften sich die Unrichtigkeiten bei größeren Gebieten zum großen Teile ausgleichen, so daß die Zahlen für ganze Gespanschaften wohl zu Vergleichen herangezogen werden können. Die Arbeit von Fényes bezieht sich auf die Jahre 1839—41.

Genauere Angaben über die Nationalitäten Ungarns verdanken wir der Volkszählung, welche Freiherr v. Czörnig in den Jahren 1850/51 durchführte und welche für Ungarn die Grundlage seiner großangelegten Ethnographie bildete. Nach diesen Erhebungen berechnete Dr. Adolf Ficker in den „Völkerstämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie“ die Anteile der einzelnen Nationen für die bei der Zählung von 1857 ermittelte einheimische Bevölkerung nach Gespanschaften, so daß sich auch die absolute Zahl der Angehörigen jeder Sprache wieder feststellen läßt, wie dies Richard Boeckh tut.

1) Veröffentlicht unter dem Titel: Die Bevölkerung Ungarns zur Zeit der Pragmatischen Sanktion 1720/21. (Ungar. Statist. Mitteilungen XII, N. F. Madjarisch-deutsch.)

2) Der Zuschlag für den größeren Teil Ungarns, auch Westungarns, betrug 50 v. H., in anderen Landesteilen wurde er anders festgesetzt.

3) Schematismus venerabilis cleri almae Dioecesis Jaurinensis (Raab) pro anno 1906.

Bei der Volkszählung von 1869 wurden keine Angaben über die Muttersprache abverlangt, doch unternahm der ungarische Statistiker Karl Keleti den allerdings etwas gewagten Versuch, die Nationalität der Bevölkerung aus den Angaben über die Muttersprache der Schulkinder bei der Volksschulkonskription von 1869 zu berechnen[1]). Daß dabei infolge des verschieden starken Schulbesuchs bei den einzelnen Nationen und wegen der verschiedenen Kindersterblichkeit bedeutende Fehler unterlaufen können, liegt auf der Hand, zumal überdies 5 v. H. der Gemeinden keine Angaben lieferten.

Seit dem Jahre 1880 wird bei den in zehnjährigen Zwischenräumen vorgenommenen Volkszählungen die „Muttersprache", d. h. die Sprache, „zu welcher man sich bekennt „und" welche man am häufigsten und liebsten spricht", erhoben. Es ist klar, daß dabei das Wort „Muttersprache" eigentlich mißbraucht wird, da es keinem Ungarn unbenommen bleibt, sich zu einer anderen Sprache zu bekennen, als zu jener, die er in seiner Kindheit von seiner Mutter lernte und welche diese selbst sprach. Die „Anleitung zur Ausfüllung der Zählkarten" von 1890 sieht diesen Fall sogar für Kinder ausdrücklich vor. Die Volkszählungen geben jetzt also — unter der Annahme, daß jeder Mißbrauch unterblieben sei — ein Bild davon, welchen Nationen sich die Bewohner Ungarns innerlich am nächsten fühlen oder welchen sie sich aus äußeren Rücksichten anschließen. Dabei darf man wohl voraussetzen, daß auch im zweiten Falle die Betreffenden die gewählte Sprache wenigstens sprechen können, so daß sich Verschiebungen des wahren Bildes der Nationalitätenverteilung im allgemeinen auf den Kreis der zwei- und mehrsprachigen Bevölkerung beschränken dürften[2]). Zwischen der Zählung von 1880 einerseits, und jenen von 1890[3]) und 1900 anderseits besteht noch der Unterschied, daß im Jahre 1880 die einer Sprache noch nicht mächtigen Kinder in einer besonderen Spalte angeführt, in den folgenden Jahren aber nach der Sprache der Mutter eingereiht wurden. In diesem Aufsatze wurden daher, um die Vergleichbarkeit der Ergebnisse aller drei Volkszählungen herzustellen, diese Kinder bei der Zählung von 1880 in dem Verhältnis auf die einzelnen Nationalitäten aufgeteilt, in welchem sich die einer Sprache schon Mächtigen auf diese verteilen. Ein irgendwie bedeutenderer Fehler kann dabei kaum unterlaufen sein. Auch wurde die Nationalität der Militärbevölkerung nach Munizipien nur im Jahre 1900 veröffentlicht, so daß sich ein Vergleich mit den vorhergehenden Zählungen auf die Zivilbevölkerung beschränken muß.

Aus den angeführten historischen und statistischen Quellenwerken ist die folgende Übersicht über die nationale Gliederung der Gespanschaft einschließlich der Stadt Ödenburg zusammengestellt. Beim Vergleich der älteren Zahlen mit den neueren wird man gut tun, sich ihre oben berührte Entstehungsgeschichte vor Augen zu halten.

Die Nationalitäten der Gespanschaft Ödenburg.

Quelle und Berichtsjahr	Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen				In Verhältniszahlen (v. H.)			
		Deutsche	Juden	Madjaren	Kroaten	Deutsche	Juden	Madjar.	Kroaten
Acsády, 1720/21	7705 (steuerpflichtige Haushaltungen)	3954	—	2343	1359	51,3	—	30,4	17,6
Fényes, 1839—41 . . .	192685	77200	6545	84022	24900	40,1	3,4	43,6	12,9
Volkszählung 1850 . . .	203168 (Einheimische)	85738	7026	85313	23888	42,2	3,4	42,0	11,7
Keleti, 1869	230158	98967	—	101499	29690	43,0	—	44,1	12,9
Volkszählungen 1880 (Zivil)	245787	101535	—	115865	28740	41,3	—	46,3	11,7
Volkszählungen 1890 (Zivil)	259602	105045	—	122354	30160	40,5	—	47,1	11,2
Volkszählungen 1900 (Zivil)	276594	108609	—	134681	31044	39,3	—	48,7	11,2
Zivil und Militär, 1900	**279796**	**109369**	—	**136616**	**31317**	**39,1**	—	**48,9**	**11,2**

Aus dieser Übersicht ergibt sich — von den Zahlen Acsádys abgesehen — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein langsames Vordringen der deutschen Sprache,

1) Vgl. darüber: Gustav Bokor, Geschichte und Organisation der amtlichen Statistik in Ungarn, Ofenpest 1896 (amtliche deutsche Übersetzung).

2) Die wirkliche Zahl der Deutschen und Kroaten in Westungarn dürfte besonders in den größeren Orten die Zahl jener, die sich bei der Volkszählung zu diesen Nationalitäten bekannten, nicht unwesentlich übersteigen.

3) Die Ergebnisse dieser Volkszählung sind nach Gemeinden nur im „Ortslexikon der Länder der Ungarischen Krone", Ausgabe 1892, veröffentlicht (madjarisch-deutsch).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann aber ein steigendes Übergewicht der Madjaren auf Kosten der Deutschen, während die Kroaten verhältnismäßig in fast ununterbrochener Abnahme begriffen sind. Doch weisen auch diese Nationen ein nicht unbedeutendes Wachstum auf, das aber freilich von dem der Madjaren wesentlich überflügelt wird. Diese Zahlen umfassen jedoch die ganze Gespanschaft, also auch Gebiete, in welchen überhaupt nur eine Nationalität in Frage kommt.

Vergleicht man aber die Ergebnisse der beiden Zählungen von 1880 und 1900 nach Bezirken — für frühere Jahre liegen keine Einzelangaben vor —, so findet man, daß der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung in den überwiegend deutschen Bezirken Ober-Pullendorf von 55,2 auf 53,5 v. H., Eisenstadt von 65,8 auf 61,7 v. H. und Mattersdorf von 88,8 auf 87,3 v. H. gesunken, im ebenfalls überwiegend deutschen Bezirk Ödenburg aber von 65,5 auf 66,4 v. H. gestiegen ist. Im Bezirk Ober-Pullendorf trat dieser Rückgang zugunsten der großen kroatischen und der kleinen madjarischen Minderheit ein; diese Minderheiten sind von 36,9 auf 38,8 v. H. und von 5,7 auf 7,5 v. H. gestiegen. In den Bezirken Eisenstadt und Mattersdorf aber haben nur die ganz unbedeutenden madjarischen Minderheiten aus dem deutschen Rückgang Gewinn gezogen und sind von 1,9 auf 5,5 bzw. 1,3 auf 3,7 v. H. gestiegen. Die kroatische Minderheit ist im Bezirk Mattersdorf von 9,4 auf 8,2 v. H. gesunken, im Eisenstädter und Ödenburger Bezirk fast ganz gleich geblieben. Im madjarischen Sprachgebiet sind die ohnedies unbedeutenden deutschen und kroatischen Minderheiten stark zurückgegangen (namentlich die deutsche im Bezirk Tschapring von 4,4 auf 2,5 v. H.). In diesem Gebiet und in dem Bezirk Ober-Pullendorf weisen die Deutschen sogar einen absoluten Rückgang auf, in den übrigen Bezirken nur eine langsamere Vermehrung als die Madjaren. Sie betrug in den Bezirken Eisenstadt 8 v. H. und Mattersdorf 12 v. H., während sich die kleine Zahl der Madjaren mehr als verdreifachte. Hingegen vermehrte sich die deutsche Bevölkerung des Ödenburger Bezirkes mit 18 v. H. schneller als ihre madjarischen Mitbürger (13 v. H.). Die Kroaten haben im madjarischen Sprachgebiet und im Mattersdorfer Bezirk absolut abgenommen.

Im ganzen haben sich (die Stadt Ödenburg nicht eingerechnet) die Madjaren im Zeitraume von 1880 auf 1900 mit 13 v. H. am stärksten, die Deutschen und Kroaten aber mit 8 bzw. 9 v. H. bedeutend schwächer vermehrt.

Noch günstigere Ergebnisse für die Madjaren zeigen die Volkszählungen für die königlichen Freistädte Ödenburg und Eisenstadt.

Der ganze Bevölkerungszuwachs Ödenburgs seit 1880 ist den Madjaren zugute gekommen, während die Zahl der Deutschen fast unverändert geblieben, von 1890 auf 1900 sogar ein wenig gesunken ist. Dies geht aus der folgenden kleinen Übersicht der Zivilbevölkerung hervor.

Jahr	Zivilbevölkerung	Darunter					
		Deutsche		Madjaren		Kroaten	
		absolut	v. H.	absolut	v. H.	absolut	v. H.
1880	25222	17180	74,0	4870	21,0	560	2,4
1890	27213	17390	63,9	8104	29,8	804	3,0
1900	30628	17279	56,4	11769	38,4	702	2,3

In diesen 20 Jahren hat sich nach den Volkszählungsergebnissen die madjarische Stadtbevölkerung um 142 v. H., die kroatische um 26 v. H., die deutsche Mehrheit aber kaum um 1 v. H. vermehrt! Diese Art der Entwicklung hat der Stadt, einer deutschen Gründung, die ihr deutsches Wesen durch alle Stürme früherer Zeiten bewahrt hatte und noch im Jahre 1850 unter 13883 Einwohnern nur 3 v. H. Madjaren zählte, in neuester Zeit ein doppelsprachiges Gewand gegeben, das auch in ihrem äußeren Straßenbild zum Ausdruck kommt. Die deutschen Aufschriften auf Geschäften, Straßentafeln und Ankündigungen sind doppelsprachigen, ja in vereinzelten Fällen rein madjarischen gewichen, die Richtungstafeln der Straßenbahn sind ebenfalls nur madjarisch. Unter der gesamten Bevölkerung[1]) gab es im Jahre 1900 10672 Deutsche, welche nicht Madjarisch konnten, 6576 Madjaren, welche nicht Deutsch konnten, und 14216 Einwohner, welche beider Sprachen mächtig waren, darunter 7252 Deutsche und 6964 Madjaren. Die Zwei-

1) Hier einschließlich der überwiegend madjarischen Garnison.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprachigen bildeten also fast die Hälfte der Stadtbevölkerung, doch war die Kenntnis der deutschen Sprache, welche ja die vorherrschende ist, unter den Madjaren verbreiteter, als die der madjarischen unter den Deutschen. Tatsächlich hört man im Verkehr beide Sprachen fast gleich häufig, das Madjarische namentlich unter dem jüngeren Geschlecht.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Eisenstadt, wo zwar der Hauptteil der Bevölkerung sich noch zur deutschen Sprache bekennt, die Deutschen aber seit 1880 sogar absolut etwas zurückgegangen sind, während sich die Zahl der namentlich unter den Dienstleuten, Handwerkern und Kindern verbreiteten Madjaren mehr als verdoppelt hat und von 81 v. H. auf 120 und 163 v. H. gestiegen ist.

Faßt man alle Verwaltungsgebiete, welche das eigentliche deutsche Sprachgebiet der Gespanschaft bilden[1]), zusammen, so ergibt ein Vergleich der Zählungen von 1880 und 1900 das folgende Bild, das am geeignetsten ist, Wesen und Stärke der nationalen Verschiebungen zu kennzeichnen:

Berichtsjahr	Gesamtbevölkerung[2])	Darunter					
		Deutsche		Madjaren		Kroaten	
		absolut	v. H.	absolut	v. H.	absolut	v. H.
1880	120732	82385	68,2	11595	9,6	25300	21,0
1900	134776	90219	66,9	15500	11,5	27827	20,6
Zunahme	+ 14044	+ 7834		+ 3915		+ 2527	

Daraus ergibt sich, daß im vorwiegend deutschen Sprachgebiet die Madjaren zwar verhältnismäßig dreimal so stark wie die Deutschen und Kroaten zugenommen haben, daß aber ihre Zunahme absolut weit hinter der deutschen zurückbleibt und daß sich der Hundertsatz der Madjaren nur unbedeutend zuungunsten der beiden anderen Nationen gehoben hat.

Trotz aller dieser Verschiebungen sind doch im Zuge der Sprachgrenze und in der nationalen Gliederung der Gemeinden in den letzten Jahrzehnten überhaupt keine und auch im Vergleich zu weiter zurückliegenden Jahren nur wenig Veränderungen eingetreten. Diese Tatsache verdient deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil man in dem Gewinn fremden Sprachbodens vielfach das letzte Ziel nationaler Politik erblickt und nichts so sehr beklagt, wie den Verlust eines auch noch so kleinen Teiles des eigenen Sprachgebiets an die angrenzende Nation. Sie zeigt aber auch, daß die Zugehörigkeit eines geschlossenen Gebiets zu einem bestimmten Volkstum in unseren Tagen, in denen die großen Erschütterungen früherer Jahrhunderte nicht mehr zu erwarten sind, fast ebenso gut als eine feststehende geographische Tatsache angesehen werden kann[3]), wie etwa seine Bodenbeschaffenheit.

Der gegenwärtige Verlauf der Sprachgrenze stimmt im allgemeinen mit ihrer Schilderung bei Hain, Czörnig und Ficker und namentlich auch mit der Sprachenkarte Czörnigs überein, soweit sich dies bei dem kleinen Maßstab dieser Karte feststellen läßt. Zu dem gleichen Ergebnis kommt man auch, wenn man ältere Angaben über die Nationalität der einzelnen Gemeinden zum Vergleich heranzieht. Im Jahre 1780 erschien in Preßburg eine „Geographie des Königreichs Ungarn" (I. Teil) von Karl Gottlieb von Windisch, welche für sehr viele Gemeinden Angaben über die Nationalität ihrer Bewohner enthält.

Aus dem Vergleich aller dieser Quellen scheinen sich nur zwei erwähnenswerte Verschiebungen zu ergeben:

Südlich vom Neusiedler See dürfte sich früher ein vorwiegend kroatisch-madjarisches, um Zinkendorf auch deutsches Mischgebiet erstreckt haben, während diese Gegend heute fast rein madjarisch ist. Windisch bezeichnet St. Andrä als kroatisch, einige Orte seiner Umgebung als „überwiegend" madjarisch; Ficker nennt wieder Amhagen madjarisch-deutsch-kroatisch, ebenso Czörnig.

1) Bezirke: Eisenstadt, Mattersdorf, Ödenburg, Ober-Pullendorf, königliche Freistädte Eisenstadt und Rust. Ödenburg selbst bleibt wegen seiner eigentümlichen Entwicklung hier außer Betracht.

2) Die Militärbevölkerung, welche in diesem Gebiet nur 238 Köpfe beträgt, kann von der Gesamtbevölkerung nach ihrer Nationalität nicht ausgeschieden werden.

3) Zum gleichen Ergebnis führen im allgemeinen auch die neueren Arbeiten, welche die letzten Volkszählungen in Österreich verwerten. Ausnahmen (Nordböhmisches Kohlengebiet usw.) gibt es natürlich überall.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach diesem Gewährsmann wäre St. Andrä dreisprachig, Bernstegen und Zinkendorf madjarisch-deutsch gewesen. Nach Acsády erscheinen 1715—20 in St. Andrä ganz überwiegend kroatische Namen, die sich überdies in Heiligenstein, Bernstegen und Giesing in größerer Zahl neben madjarischen finden.

Für das deutsche Sprachgebiet von größerer Bedeutung wäre eine zweite Verschiebung, auf welche manche Anzeichen hinweisen. Zwischen der kroatischen Pullendorfer Insel und den noch heute kroatischen Gemeinden Kaisersdorf und Weingraben scheint früher ein Zusammenhang bestanden zu haben, der nun durch deutsches Sprachgebiet zerrissen ist. Hain erwähnt, daß die Sprachgrenze „längs der Orte Kreutz, Neckenmarkt, Kobersdorf und Landsee eine kroatische Insel umschließe und bis nahe an die niederösterreichische Landesgrenze ziehe, von Landsee aus aber über Drassenmarkt, Steinberg, Mannersdorf und Kloster nach Güns ziehe". Damit steht vollkommen im Einklang, daß heute noch die Hälfte der Bevölkerung von Lackendorf kroatisch ist und daß nach Windisch Frauenhaid meist von Kroaten bewohnt war. Acsády fand in diesem heute deutschen Orte fast ausschließlich, in Lackendorf überwiegend und in Lackenbach etwa zur Hälfte kroatische Namen, wogegen die Namen in Neutal und Stoob überwiegend deutsch waren.

Während bezüglich dieser in eine ältere Zeit fallenden Veränderungen nur Vermutungen aufgestellt werden können, steht es aber vollkommen fest, daß seit dem Jahre 1880 keine Gemeinde in der ganzen Gespanschaft ihre sprachliche Mehrheit geändert hat. In der nationalen Mischung lassen sich aber kleine Verschiebungen verfolgen, die jedoch nur in Ausnahmefällen mehr als 5—10 v. H. ausmachen, also fast durchweg unter der mit jeder Nationalitätenerhebung für so kleine Gebietseinheiten verbundenen Fehlergrenze bleiben.

Im folgenden sind die wichtigsten solchen Veränderungen hervorgehoben[1]):

Im Bezirk Eisenstadt haben die Madjaren namentlich in der Umgebung von Eisenstadt, und zwar vor allem in der überwiegend jüdischen Gemeinde Unterberg-Eisenstadt und in Schloßgrund, stark auf Kosten der Deutschsprechenden zugenommen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in schwächerem Grade in Loretto, St. Margarethen, Rust, Donnerskirchen und Purbach. Die Kroaten haben in Siegendorf etwas Boden an die Madjaren verloren, hingegen sind die deutschen Minderheiten in den kroatischen Gemeinden Hornstein und Wulka-Prodersdorf zurückgegangen, in Trauersdorf fast verschwunden. Im kroatischen Stinkenbrunn hat sich die Zahl der Deutschen verhältnismäßig sehr stark vermehrt. Besondere Erwähnung verdient noch Neufeld a. Leitha, das infolge der industriellen Entwicklung seine Bevölkerung seit 1880 verdreifacht und zugleich sein früher rein deutsches Wesen eingebüßt hat; jetzt leben dort neben der deutschen Mehrheit von sieben Zehnteln kleine madjarische, tschechische und kroatische Minderheiten.

Im Bezirk Mattersdorf sind die madjarischen Minderheiten zuungunsten der Deutschen in Mattersdorf selbst (namentlich in der Judengemeinde), im Fabriksdorf Neudörfl bei Wiener Neustadt, in Hirm und Pöttsching etwas gestiegen. In der letztgenannten Gemeinde liegt der auch von Madjaren vielbesuchte Kurort Sauerbrunn. Die früher knappe deutsche Mehrheit im deutsch-kroatischen Siegleß ist von 55 v. H. im Jahre 1880 auf zwei Drittel gestiegen.

Im Bezirk Ödenburg sind die madjarischen Minderheiten in Bad Wolfs am Neusiedler See, in Deutsch-Kreutz (viele Juden!), Loipersbach und Wandorf knapp bei Ödenburg sowie in Lackenbach (viele Juden!) merklich gestiegen, in Haschendorf aber gesunken. Auch gegenüber den Kroaten haben die Madjaren in Baumgarten und Klingenbach an Boden gewonnen. Die deutsche Minderheit in Zinkendorf hat stark abgenommen, wogegen die Deutschen im kroatisch-deutschen Lackendorf, wo sie 1880 erst vier Zehntel ausmachten, beinahe die Mehrheit erreicht haben (287 gegen 294).

Im Bezirk Ober-Pullendorf endlich haben die madjarischen Minderheiten in der 1880 noch rein deutschen Lutzmannsburger Insel — hier bei absolutem Rückgang der Deutschen — stark zugenommen, in geringerem Maße in Steinberg und Hochstraß, sowie in einigen Gemeinden der kroatischen Pullendorfer Insel (Nikitsch, Gerisdorf, Nebersdorf). Hingegen sind die Madjaren aus der deutschen Gemeinde Unterloisdorf (1880 noch über ein Zehntel) verschwunden. Die

1) Die königlichen Freistädte Ödenburg und Eisenstadt wurden bereits oben berücksichtigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschen haben den kroatischen Mehrheiten in Frankenau und Mannersdorf gegenüber an Stärke verloren, erscheinen aber in Klein-Mutschen und Weingraben wesentlich gestärkt.

Im ganzen scheinen also namentlich die madjarischen Minderheiten in der Nähe von Ödenburg und Eisenstadt sowie überhaupt in den größeren Orten und in der Nähe der madjarischen Sprachgrenze in Zunahme begriffen zu sein.

Irgendwie wesentliche Änderungen in der nationalen Zusammensetzung der Gespanschaftsbevölkerung sind also nicht nachweisbar. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die Entwicklung in neuester Zeit auf eine Stärkung des madjarischen Einschlages zuungunsten der Deutschen und Kroaten hinausläuft.

Eine einwandfrei entstandene Statistik kann derartige Erscheinungen zwar in ihrer Stärke ziemlich genau erfassen, läßt aber bezüglich ihrer Ursachen doch nur Vermutungen zu, ohne einen vollkommen sicheren Aufschluß zu gewähren. (Fortsetzung folgt.)

Familienforschung als nationale Aufgabe im Ausland.

Von

Dr. **Ernst Devrient** in Leipzig.

Neu erwachendes Verständnis für den Wert der heimatlichen Landschaft, Kunst und Sitte, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Blutsgenossen, Stolz auf das Vaterland, Treue zur ererbten Sprache bei unverminderter altgermanischer Tatkraft und Wanderlust, das sind Charakterzüge des neuen Deutschlands, das seine über den Erdball zerstreuten Glieder sammelt. Und nachdem in der Heimat die lange in den Winkel gestellte Familienforschung zu neuem Ansehen gelangt ist, regt sich auch bei den Millionen von Deutschen im Ausland der Wunsch, Herkunft und Schicksale der Altvordern zu ergründen, die Bande der Blutsfreundschaft mit den im Reiche Verbliebenen zu erkennen und anzuerkennen. Eine „Brücke zur Heimat" bauen Stammbaum und Ahnentafel. Von verschiedenen Vereinen ist die Pflege der Beziehungen zwischen ausgewanderten und einheimischen Deutschen in die Hand genommen worden; eine große Berufsorganisation in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat auch die Unterstützung der Familienforschung in die Reihe ihrer Aufgaben eingestellt. Man könnte fragen, ob das zweckmäßig ist, wenn ein derartiger Verein sich nebenbei mit Forschungen befassen soll, zu deren sachgemäßer Ausführung eine gewisse Fachvorbildung erforderlich ist. Mehr als man im allgemeinen zu glauben scheint ist die Genealogie auch in Deutschland ein Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit geworden. Nicht als ob zur Feststellung des eigenen engeren Stammbaums Dilettanten auf dem Gebiet historischer Studien unfähig wären — das Gegenteil wird durch eine Menge von genealogischen Arbeiten bewiesen —, aber erstens sind die Auskünfte aus den Kirchenbüchern infolge des Mangels an paläographischer Vorbildung bei den meisten Geistlichen nicht immer zweifellos und dann kommt der Forscher doch stets nach einigen Generationen an die Grenze, wo die Kirchenbücher überhaupt versagen und mit der Inanspruchnahme von Archiven und Bibliotheken wirklich die historische Facharbeit beginnt. Die mächtig angewachsene genealogische Forschung macht den Archivaren und Bibliothekaren Deutschlands nicht wenig Unruhe. Mehr als im Ausland haben sich diese Beamten bei uns an die Auffassung gewöhnt, daß ihre Stellung den Zweck habe, der eigenen wissenschaftlichen Muße zu dienen, unter möglichster Fernhaltung des profanen vulgus. Der Andrang der Genealogen hat auch insofern zu Mißständen geführt, als durch die Beantwortung unklar gestellter Anfragen die Zeit der Beamten oft unverhältnismäßig stark in Anspruch genommen wird. Dem suchen bereits mehrere genealogische Vereine durch zweckmäßige Belehrung ihrer Mitglieder abzuhelfen, und ihre Arbeit ist nicht unfruchtbar geblieben. Aber es fehlte bisher an einem Mittelpunkt der Familienforschung, an dem die Ergebnisse der verschiedenen Arbeiten zu dauernder Aufbewahrung niedergelegt und zum allgemeinen Nutzen bereitgehalten werden. Wenn es bei jeder Wissenschaft nötig ist, einmal gewonnene Ergebnisse zur Kenntnis aller Fachgenossen zu halten, so daß keine richtig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgeführte Arbeit zum zweitenmal gemacht werden darf, so ist diese Forderung dem gewaltigen genealogischen Stoffe gegenüber so besonders einleuchtend, daß man kaum begreift, warum so wenig zu ihrer Durchsetzung geschehen ist. Seit fünf Jahren besteht nun ein Verein zur Gründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte mit dem Sitze in Leipzig. Dieser Verein hat sich die Befriedigung des eben geschilderten Bedürfnisses zur Aufgabe gemacht und schon im Jahre 1906 ist die Zentralstelle wirklich ins Leben getreten (Leipzig, Neumarkt 29). Mehr als 760 Mitglieder aus allen Teilen des deutschen Sprachgebiets haben sich zu ihrer Erhaltung bereit erklärt. Neben der Zahlung eines jährlichen Beitrags, der auf mindestens 5 Mark festgesetzt ist, fördern sie die Ziele der Anstalt durch Einsendung von Personalzetteln und Überweisung von gedruckten oder handschriftlichen Familiengeschichten, Stammbäumen, genealogischen Handbüchern, Biographien und anderen Veröffentlichungen mit genealogisch wichtigen Nachrichten. An der Vervollständigung der Sammlungen durch freiwillige Zuwendungen beteiligen sich auch manche, denen die Mitgliedschaft aus irgend einem Grunde nicht genehm ist, und auch damit machen sie sich um die Organisation der Familienforschung verdient. Aber es ist doch dringend zu wünschen, daß das bisherige erfreuliche Wachstum der Mitgliederzahl auch weiterhin anhalte. Die Zentralstelle unterhält einen Archivar und eine Schreibkraft, welche immer voll beschäftigt sind. Der Zettelkatalog ist in wenigen Jahren gewaltig angeschwollen und schon jetzt kann in vielen Fällen auf Anfragen Auskunft erteilt werden. Die Mitglieder des Vereins unterstützt die Zentralstelle aber auch mit Ratschlägen bei ihren Familienforschungen und unternimmt auch für Fernstehende die Feststellung von Stammbäumen, wofür ihr außer ihren sachgemäß geschulten Beamten auch ein Stab von tüchtigen Vertrauensmännern in verschiedenen Teilen der deutschen Lande zur Verfügung steht. Mehrere Forschungen hat die Zentralstelle auch schon für Deutschamerikaner unternommen. Wer den Wunsch hat, seinen Stammbaum kennen zu lernen, wird auf Anfrage von der Zentralstelle aufgefordert, die ihm bis jetzt bekannten Daten über seine Vorfahren mitzuteilen. Oft ist es recht wenig. Die Zentralstelle orientiert sich aus ihren Sammlungen und der Literatur über die zu benutzenden Quellen und wendet sich dann mit bestimmt begrenzten Fragen an die in Betracht kommenden Archive oder Behörden und beauftragt auch wohl nach gehöriger Vorbereitung ihren Archivar oder einen Vertrauensmann mit Nachforschung an Ort und Stelle. Alle Ergebnisse solcher Forschungen werden ebenfalls dem Zettelkatalog einverleibt.

Die Zentralstelle berichtet über ihre Arbeiten regelmäßig in ihren „Mitteilungen", welche jetzt zweimal im Jahre erscheinen. Diese Zeitschrift hat daneben den Zweck, die allgemeinen Fragen der wissenschaftlichen Genealogie und die Fortschritte dieser Wissenschaft den Einzelforschern bekannt zu machen. Sie stellt die Arbeit ihrer Mitglieder dadurch in einen höheren Zusammenhang und hat sich selbst dadurch eine geachtete Stellung in der wissenschaftlichen Literatur erworben. Einige Aufsatztitel aus dem reichen Inhalt der bis jetzt erschienenen Hefte werden ihren Wert teilweise erkennen lassen: Dr. Adolf v. d. Velden-Weimar, Wert und Pflege der Ahnentafel; Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz-Groß-Lichterfelde, Wissenschaftliche Genealogie als Lehrfach (Heft 1, 1905); Dr. Armin Tille-Leipzig, Genealogie als Wissenschaft; derselbe, Genealogische Quellen (Heft 2, 1906) und Leipziger Leichenpredigten (ebenda); Dr. A. v. d. Velden, Ahnentafeln einst und jetzt; Dr. Kekule v. Stradonitz, Streifzüge durch die neuere medizinisch-genealogische Literatur; Dr. Ed. Heydenreich-Dresden, Das Recht zur Wappenführung (Heft 3, 1908); Prof. Hauptmann-Bonn, Bürgerliche Wappen; Amtgerichtsrat R. Krieg-Sangerhausen, Alter und Bestand der Kirchenbücher im Großherzogtum Hessen; Dr. Ernst Devrient-Leipzig, Die Familienforschung und die Archive; Dr. Hans Breymann-Leipzig, Familiengeschichtliche Quellenkunde (Heft 4, 1909). Das im letzten Herbst erschienene fünfte Heft ist hauptsächlich den medizinisch-naturwissenschaftlichen Problemen der Familiengeschichte gewidmet und bringt an erster Stelle einen gehaltvollen Bericht von Prof. Dannemann über den im vorigen Jahre in Gießen abgehaltenen Kurs über Familienforschung und Vererbungslehre. Durch sachgemäße Besprechungen der neuen Bücher, welche der Zentralstelle zugehen, wird der Leser über die genealogische Literatur auf dem laufenden gehalten, so daß die „Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte" als eine periodische Ergänzung zu der „Familiengeschichtlichen Quellenkunde" von Heydenreich betrachtet werden können, welche ebenfalls unter den Auspizien dieses Vereins erschienen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während die übrigen genealogischen Vereine die Förderung der Familienforschungen ihrer Mitglieder als Selbstzweck betreiben, ist für den über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Leipziger Verein der Zweck, die Erhaltung der Zentralstelle als eines der ganzen Nation gewidmeten wissenschaftlichen Instituts. Dieses Streben wird z. B. auch von dem Berliner „Herold" gewürdigt und unterstützt. Die Zentralstelle hofft, daß zur wachsenden Vollständigkeit ihrer Sammlungen die Deutschen aller Zonen beitragen werden. Schon damit ist der Sache gedient, wenn ihr von allen Orten und Landen her die Lebensbeschreibungen irgendwie merkwürdiger Personen deutscher Zunge zugesandt würden, welche in den vielen deutschen Zeitungen des In- und Auslandes erscheinen und leider oft ganz verloren gehen. Aber auch von den vielen, welche als namenlose Tropfen in den Völkerwellen auftauchten und vergingen, sind Herkunft, Versippung und Fortpflanzung nicht belanglos für die Zusammensetzung der Masse, für das Wesen der völkischen Bewegungen. Eine für die Kenntnis nationaler Eigenart wichtige Aufgabe ist z. B. die Aufstellung der Ahnentafeln von Angehörigen nationaler Minderheiten in bestimmten Ländern, etwa der Deutschen in Siebenbürgen oder Krain, wobei erst die sichere empirische Unterlage für die Behandlung des Inzuchtproblems geschaffen würde. Anderseits würden die Ahnentafeln hervorragender Amerikaner oder Afrikaner das Wesen von Blutmischung und Rassenbildung zur deutlichen Anschauung bringen. Dafür ist nötig die planmäßige Bearbeitung großer Mengen von genealogischen Quellen, wie Kirchen-, Stadt- und Grundbüchern, Auswanderer- und Rekrutenlisten. Und diese ist nicht möglich ohne dauernde Gewährung von Mitteln zur Erhaltung besonderer Beamten. Noch mehr als bisher können sich an dieser Unterstützung eines großen nationalen und wissenschaftlichen Werkes beteiligen die Gemeinden, Behörden und Vereine. Namentlich diese, die Vereine zur Pflege der Volkskunde oder zur Erhaltung des Deutschtums würden durch Zahlung regelmäßiger Beiträge an die Zentralstelle der deutschen Familiengeschichte einen Dienst von dauerndem Werte erweisen, während die hier und da nebenbei betriebenen Familienforschungen sehr leicht für die Gesamtheit und die Zukunft verloren gehen.

Das Deutschtum in Paris.

Von

Prof. Dr. **Heinrich Schoen** in Paris.

Es ist nicht leicht, ein vollständiges Bild des Pariser Deutschtums zu entwerfen. Zahlreich sind die deutschen Werke in der französischen Hauptstadt, aber jedes von ihnen wirkt geräuschlos und ohne Reklame. Es gibt kein Verzeichnis der zahlreichen deutschen Vereine und Wohltätigkeitswerke, die seit 50 Jahren in der Weltstadt gegründet wurden, und sogar die Zahl der Deutschen in Paris ist nicht leicht festzustellen, da die Angaben zwischen 60- und 80000 Menschen schwanken[1]). Der Geschichtschreiber muß also jedes einzelne Werk an der Quelle, d. h. am Sitz des Vorstandes und in den jährlichen Berichten jeder einzelnen Gesellschaft, studieren.

Es sei mir gestattet, hier den Präsidenten und Schriftführern der wichtigsten deutschen Vereine in Paris meinen besten Dank auszusprechen für die Freundlichkeit, mit welcher sie mir alle notwendigen Berichte, Festreden und Dokumente jeglicher Art zur Verfügung gestellt haben.

I.

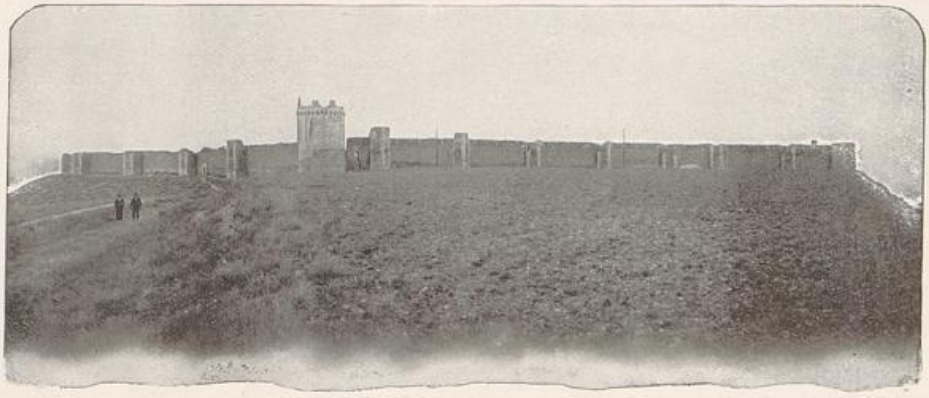
In der französischen Hauptstadt hat sich das Deutschtum nach und nach auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens so verbreitet, daß sich heutzutage der Deutsche, der nach Paris kommt, nicht mehr wie früher isoliert fühlt; wenn er sich nur einigermaßen gut vorzustellen weiß, so kann er schon in den ersten Wochen sehr leicht mit Landsleuten der deutschen Kolonie Freundschaftsbeziehungen schließen; je nach seinem Fache und seinen persönlichen Neigungen kann er sofort mit

1) Die deutschsprechenden Schweizer, Kurländer, Luxemburger und Elsässer natürlich nicht mitgerechnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Castel del Monte

Jagdschloß Friedrichs II.
Gefängnis der Kinder König Manfreds



Kastell der Sarazenenfeste Lucerna

von Friedrich II. erbaut

Zufluchtsort von Manfreds Gattin Helena nach der Niederlage bei Benevent

Hohenstaufen-Bauten in Apulien

Aus der Bildersammlung der Generaldirektion der Kgl. Italienischen Staatsbahnen

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kameraden oder Kollegen verkehren, an gemeinschaftlichen Ausflügen oder Kneipabenden teilnehmen, Tanzkränzchen, Konzerten, Konversationsübungen, Vorträgen, Abendunterhaltungen mit Theatervorstellung und lebenden Bildern beiwohnen. Kurz, er wird sich nicht mehr langweilen und wird nicht mehr genötigt sein, nach trauriger Abendmahlzeit in einem Restaurant, wo er keinen Menschen kennt und als Ausländer behandelt wird, den Abend mutterseelenallein zuzubringen. Ja ich wage es zu behaupten, daß ein Berliner, der ohne einen einzigen Empfehlungsbrief nach München oder Nürnberg wandern würde, in diesen alten deutschen Städten mehr Zeit brauchen würde, um Freunde zu erwerben, als in der französischen Hauptstadt. Ganz naturgemäß fühlen sich nämlich die Deutschen in der fremden Weltstadt gedrungen, sich enger aneinander zu schließen als auf deutscher Erde.

Was zuerst das religiöse Gebiet betrifft, kann ein Deutscher in Paris jeden Sonntag dem deutschen Gottesdienst beiwohnen.

Ist er Protestant, so hat er die Wahl zwischen drei oder vier Predigten in deutscher Sprache. Um 10 Uhr kann er Pfarrer Streng in der sog. Christusgemeinde (25, Rue Blanche), um 2¼ Uhr Pastor Bansa in der Hügelgemeinde (93, Rue de Crimée) oder um 2¾ Uhr Pastor Krause in der Deutschen Evangelisationsgemeinde im Billettesviertel (24, Rue des Archives) hören. Dazu kommt noch ein monatlicher Nachmittagsgottesdienst im aristokratischen Passyviertel (19, Rue Cortambert[1]). Außerdem findet im Gemeindesaal[2]) jeden Mittwoch abend um 8½ Uhr Gebetstunde statt.

Die deutschen Familien, die sich bei den deutschen Pfarrern einschreiben lassen, sind so zahlreich, daß in einem einzigen Jahre nicht weniger als 175 Taufen in der Deutschen Evangelisationsgemeinde stattfinden konnten.

Einige Provinzialstädte haben ebenfalls deutsche Pfarrer und deutschen Gottesdienst. So besteht in Marseille seit 1837 eine Deutsche evangelische Gemeinde, deren Einfluß und Bedeutung mit jedem Jahre zunehmen. Der Marseiller deutsche Hilfsverein, der sich an die deutsche Gemeinde anschließt, hat im Jahre 1906 bereits 800, im Jahre 1907 812 und in den beiden letzten Jahren beinahe 900 Notleidende deutschen Ursprungs unterstützt oder in ihre Heimat befördert.

Die Stadt Bordeaux besitzt seit 1838 ihre Deutsche Kapelle, die ursprünglich für die deutschsprechenden Matrosen gegründet wurde. Ihr schloß sich bald eine blühende Gemeinde an, die am 12. März 1907 ein Deutsches Versammlungsheim unweit der deutschen Kirche (17, Rue Cornac) gründete. Dort finden Unterhaltungsabende für deutsche Matrosen statt. Eine Versammlungsstätte für deutsche junge Mädchen ist vor wenigen Monaten von derselben Gemeinde gegründet worden.

Noch blühender ist die Deutsche Gemeinde in Lyon. Ihr schließen sich natürlich viele Schweizer, Österreicher, Luxemburger, Elsässer und andere deutschsprechende Ausländer an. Die Lyoner deutsche Hilfskasse unterstützt jährlich über 1000 Landsleute und hat in den letzten Jahren durchschnittlich 50—60 Deutsche in ihre Heimat befördert.

Als im Jahre 1906 das französische Trennungsgesetz vom Dezember 1905 eingeführt wurde, waren auch die deutschen Gemeinden genötigt, sog. »Associations cultuelles« (Gesellschaften zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes) zu ernennen. In Paris ist diese Gesellschaft das Komitee für deutsche Kirchen Augsburgischer Konfession, deren Präsident der Kaiserliche Gesandte Graf von der Groeben ist. Sie besteht gegenwärtig aus neun Mitgliedern, darunter der Kaiserliche Generalkonsul Chr. v. Jecklin.

II.

Wie der Protestant, so hat auch der katholische Deutsche in Paris zahlreiche Gelegenheiten, mit seinen Glaubensgenossen den öffentlichen Gottesdienst zu feiern. Die wichtigsten katholischen Missionen, die in der französischen Hauptstadt arbeiten, sind die Liebfrauen-Mission (6, Rue Fondary), deren Vorsteher Pfarrer L. Helmig ist, die Sankt Joseph-Mission (228, Rue La-

1) Jeden ersten Sonntag im Monat.
2) 28, Rue Geoffroy l'Asnier.

fayette) und die Sankt Elisabeth-Mission (91, Avenue de Choisy), die unter der Leitung der Lazaristen steht.

Mit der ersten Mission sind nicht weniger als sieben Vereine, Bruderschaften und Wohlfahrtseinrichtungen verbunden:

1. Die Sankt Vinzenz-Konferenz, die jahrelang aus älteren Mitgliedern und Familienvätern bestand, zählt seit einiger Zeit auch jüngere Kräfte, die der Gesellenverein geliefert hat. Auch haben sich im Jahre 1908 in anerkennenswerter Weise mehrere in Paris weilende deutsche Studenten dem Verein angeschlossen und so vorzügliche Gelegenheit gehabt, auch mit der Armut und den sie begleitenden sozialen Fragen in den Arbeiterkreisen der europäischen Glanzstadt näher bekannt zu werden. Die Konferenz besucht jährlich über 200 Familien und teilt außer Brot auch Kohlen, Kleidungsstücke, Kartoffeln usw. an sie aus. Es ist der älteste Verein an der Mission und er wird in diesem Jahre sein silbernes Jubiläum feiern können.

2. Der Katholische Gesellenverein mit Kolpinghaus (Gesellenhospiz) und Stellenvermittlung, dessen Präses der Vorsteher der Mission ist, bekundet jedes Jahr ein reges Vereinsleben. In religiöser, sozialer und geselliger Hinsicht leistet er viel. Er bietet den Kolpingssöhnen aller Länder deutscher Zunge an Sonn- und Wochentagen einen Ersatz für das so blühende Vereinsleben in der Heimat. Vorträge in deutscher und auch manchmal zur Übung in französischer Sprache über Länder- und Völkerkunde mit entsprechenden Lichtbildern sowie Konferenzen moralischen und sozialen Inhalts bieten den Mitgliedern geistige Anregung. Das Kolpinghaus leistet den Gesellen vortreffliche Dienste in Besorgung und Vergebung von Schlafstellen sowohl als auch durch seine Arbeitsvermittlung. Letztes Jahr wurden 135 Plätze (gegen 81 im Vorjahr) vermittelt. Das Haus ist bei den besten Firmen der Stadt, bei denen Deutsche Beschäftigung finden, bekannt und beliebt.

3. Die Gebetsvereine christlicher Mütter sind seit mehreren Jahren eine kräftige Stütze der Seelsorge.

4. Der Marienverein steht in voller Blüte da und ist seit Jahren der weit größte Verein der Mission. Er ist der Hort von Hunderten von Kindern der deutschen Heimat und zählt über 500 aktive Mitglieder. Die Vereinsversammlungen erfreuen sich an jedem Sonntag und besonders bei Festlichkeiten eines so zahlreichen Besuchs, daß die Vergrößerung des Vereinssaals im August 1908 vorgenommen werden mußte. Im November konnte zum erstenmal der angebaute Teil des Saales benutzt werden. Der Neubau gewährt besonders für Festversammlungen und Theateraufführungen nicht allein mehr Raum, sondern auch manche Erleichterung. Die Vereinsfeste bieten den Mitgliedern eine notwendige Erholung von den wöchentlichen Arbeiten. So erfüllt der Verein seine hohe Pflicht, indem er der weiblichen deutschen Jugend, die im modernen Babylon tausendfach vertreten ist, eine Schutz- und Heimstätte, eine moralische Stütze und einen Anhaltspunkt gegen das gefahrvolle Treiben des sog. Pariser Lebens gewährt.

5. Der Borromäusverein, der eine Art Leseverein ist, sucht gute und besonders deutsche Bücher möglichst zu verbreiten. Er hat eine Bibliothek, die mehrere tausend Bände zählt. Über 1100 Bücher wurden im Jahre 1908 ausgeliehen.

6. Der Krankenfürsorgeverein, der nun seit vier Jahren besteht, zählt 67 aktive und einige Ehrenmitglieder. Er steht unter dem Protektorat Ihrer Durchlaucht der Fürstin von Radolin. Die Mitglieder nahmen im letzten Jahre 285 Krankenbesuche in Pariser Spitälern vor. Dank solcher Tätigkeit werden auch die früher niemand bekannten in den Spitälern krank liegenden Deutschen besucht und, wenn nötig, dem Seelsorger bekannt gemacht.

7. Das Marienheim mit unentgeltlicher Stellenvermittlung öffnet schon seit 13 Jahren Hunderten von deutschen Landeskindern fern vom Elternhaus seine gastliche Türe und bietet ihnen Obdach, Schutz und Vermittlung einer Stelle. Es hat jedes Jahr einen neuen Zuwachs an Schützlingen und erfreulicherweise auch an Stellenangeboten zu verzeichnen. 1908 nahm das Heim 1310 Schützlinge auf, gegen 1286 im Vorjahre. Die Zahl der Stellenangebote stieg von 4425 im Jahre 1907 auf 5337 im folgenden Jahre. Diesem Zuwachs der Nachfragen entsprach auch eine erhöhte Zahl der Stellenvermittlungen. Während im Jahre 1907 von den Schützlingen 1036 in Stelle traten, erhielten im letzten Jahre 1192 eine Stelle, also 156 mehr. Aus dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feststellung geht hervor, daß das deutsche Dienstpersonal (Guvernanten, Lehrerinnen, Kinder- und Zimmermädchen, Köchinnen) von den Pariser Herrschaften immer mehr gesucht wird.

Zu diesen zahlreichen katholischen Vereinen kommen noch zwei andere wichtige Verbindungen hinzu, die von der Liebfrauenmission unabhängig sind: der Verein katholischer deutscher Erzieherinnen und der sog. Marianische Jungfrauenverein, der sich an die Sankt Elisabeth-Mission anschließt.

Man sieht, daß auch das bescheidenste und ärmste Mädchen, das aus Deutschland nach Paris kommt, wenn es nur weiß, wo man anklopfen muß, der Hilfe und Unterstützung nicht entbehrt. Und auch die erwünschte Stelle wird bei der wachsenden Nachfrage gewöhnlich nicht lange auf sich warten lassen.

Nachdem im Jahre 1907 die katholischen Missionen, Vereine und Heime infolge des Trennungsgesetzes mit dem Untergang bedroht wurden, ist jetzt die Gefahr überstanden. Als im Juli und August der gerichtliche Verkauf des Missionsgrundstücks mit Kirche und Versammlungssälen öffentlich angeschlagen und vorgenommen wurde, boten die Landeskinder alles auf, was in ihren Kräften stand, um die Mission, die für sie ein Stück Heimat geworden, vor dem Untergang zu bewahren. Sofort bildete sich ein Komitee zum Aufbringen eines Teiles der für den Ankauf nötigen Geldsummen und lud die Schutzbefohlenen ein, ihr Scherflein für diesen Zweck beizutragen.

Am 10. August 1907 erwarb das Charitasstift in Freiburg i. Br. mit 49000 Franken das Grundstück der Mission bei der öffentlichen Versteigerung und rettete so dieselbe vom nahen Untergang. Da nun das Missionsgrundstück deutsches Eigentum geworden ist, können wir jetzt der Zukunft mit größerem Vertrauen entgegen sehen und die stille Hoffnung hegen, daß bei eintretenden Schwierigkeiten das schöne Werk nunmehr an der heimatlichen Regierung eine feste Stütze finden wird.

III.

Noch zahlreicher als die religiösen Werke sind in Paris die deutschen Vereine ohne konfessionellen Charakter.

Vor allem muß man den Pariser Deutschen Hilfsverein[1]) erwähnen, der unter dem Allerhöchsten Protektorat Sr. Majestät des Deutschen Kaisers steht. Im Verwaltungsausschuß finden wir den Kais. Botschafter Se. Durchlaucht den Fürsten von Radolin (Ehrenpräsident) und den Kgl. bayr. Geschäftsträger Legationsrat Grafen Friedrich zu Ortenburg-Tambach. Die letztverflossenen Jahre haben für den Verein in finanzieller Hinsicht einen sehr günstigen Verlauf genommen. Die Einnahmen und Ausgaben betrugen beinahe 100000 Franken, darunter einen Beitrag Sr. Majestät des Deutschen Kaisers von 4000 Franken und eine außerordentliche Gabe aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds von 3000 Franken.

Der Pariser Deutsche Hilfsverein hat von 1905 bis 1908 im Vereinslokal jährlich 800—900 unentgeltliche Konsultationen erteilen lassen, durchschnittlich etwa 400 Personen in ihre Heimat befördert, an Reise- und Geldunterstützungen jedes Jahr 35—40000 Franken ausgegeben, durch seine Ärzte 800—1000 Kranke besuchen lassen[2]) und ebenfalls jährlich 18—20 Personen in Altersversorgungshäusern untergebracht.

Der Verein verfügt über einen Reservefonds von 103553 Mark, die bei der Deutschen Bank in Berlin niedergelegt sind. Auch sind bereits über 800000 Mark gesammelt worden, um später ein Deutsches Hospital in Paris zu gründen. Einstweilen ist die Summe bei der Reichshauptbank in Berlin deponiert und die Hälfte der Zinsen dem Hilfsverein überwiesen worden. Meines Erachtens werden nicht mehr viele Jahre vergehen, bis wir auch dieses schöne Werk der deutschen Liebe in Paris verwirklicht sehen.

IV.

Mit der Evangelischen Hügelgemeinde und dem Hilfsverein war früher ein anderes, nicht minder wichtiges und gesegnetes Werk, die Deutsche Schule in Paris, eng verbunden. Seit 1906 sah sich infolge des Trennungsgesetzes das „Komitee für deutsche Kirchen und Schulen" in

1) Sitz: Paris X, 86, Rue de Bondy.
2) Dazu jährlich 70—80 Personen in einer Augenklinik.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Notwendigkeit versetzt, zur Verwaltung der letzteren ein neues Organ zu schaffen. Dieses Organ ist die heutige „Deutsche Schulgesellschaft".

Die deutsche Anstalt steht unter dem Protektorat Sr. Durchlaucht des Fürsten von Radolin. Der Ehrenpräsident ist der Kais. Gesandte Graf von der Groeben und der Vorsitzende der Geschäftsmann H. Andrée, der kürzlich von der französischen Regierung zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde.

Höchst interessant ist die Entstehung und Entwicklung dieser Schule, deren Schicksal mit der Geschichte des Pariser Deutschtums eng verbunden ist und die bereits am 2. November 1908 ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert hat. Gegründet wurde die Anstalt im Jahre 1858 von dem bekannten Seelsorger Bodelschwingh, der eine Zeitlang in Paris wirkte. Auf einem damals einer stillen grünen Insel inmitten der Arbeiterwohnungen des Villetteviertels gleichenden Hügel, in einem einfachen Bretterhäuschen, das zugleich Pfarrer- und Lehrerwohnung und auch Klassenzimmer darbot, wurde zum erstenmal in Paris deutschen Kindern Unterricht in deutscher Sprache erteilt. Das Häuschen existiert noch als Zeuge der gesegneten Tätigkeit des Bielefelder Menschenfreundes. Es dient jetzt dem Komitee der Deutschen Schule als Kleinkinderbewahranstalt oder Kindergarten.

Aus dem anfangs so bescheidenen Werke ging die herrlichste deutschnationale Einrichtung des Pariser Deutschtums hervor. Rasch entwickelte sich Bodelschwinghs Unternehmen, denn es entsprach in der Weltstadt einem dringenden Bedürfnis der deutschen Arbeiterkolonie. Immer mehr wuchs die Zahl der Schüler und Schülerinnen, die in der deutschen Anstalt die Bildung ihres Vaterlandes erhalten wollten. Ein neues geräumiges Gebäude mußte auf dem „Hügel" errichtet werden. Über 300 Kinder deutscher Eltern besuchten die neu eingerichtete Anstalt. Drei Lehrer und zwei Schwestern waren in derselben tätig. Auch in zwei anderen Pariser Vierteln wurden ähnliche Schulen gegründet, so daß in den drei mit der evangelischen Kirche verbundenen Schulgruppen 600—700 Schüler in deutscher Sprache und nach deutscher Art und Sitte unterrichtet werden konnten. Eine Periode der herrlichsten Weiterentwicklung lag vor den Augen der Nachfolger Bodelschwinghs, die dem Werke des Meisters ihre Zeit und ihre Kräfte widmeten. Da brach plötzlich der Krieg mit den Schrecken der Belagerung und der Kommune aus, und das seit einem Jahrzehnt so gesegnete und mit so viel Opfern und Mühe errichtete Werk wurde mit einem Schlage zu Boden geworfen[1]).

Zum Glück war es nicht für immer! Als des Krieges Schrecken vorbei waren und die Sonne des Friedens wieder leuchtete, kamen, wenn auch anfangs nur zaghaft, die Deutschen allmählich wieder nach Paris. Der unerschöpflichen Tätigkeit des deutschen Pfarrers Frisius gelang es im Jahre 1876, die Gemeinde wieder zu sammeln und die deutsche Schule wieder zu eröffnen. Er selbst gab einen großen Teil des Unterrichts, so daß bald wieder 150 Knaben und Mädchen in der Schule versammelt wurden. Im Schuljahr 1883/84 wuchs sogar die Zahl der deutschen Schüler bis auf 340. Aus verschiedenen wirtschaftlichen Gründen ging sie in den nächsten Jahren zurück; seit 1900 bewegen sie sich zwischen 140 und 160. Im Kindergarten, dem sog. „Asyl", befinden sich durchschnittlich 25—35 Kinder.

Der Unterricht der Pariser Deutschen Schule entspricht ungefähr demjenigen einer heimatlichen Elementarschule. Deutsch wird natürlich als Muttersprache gelernt; Rechnen, Naturgeschichte, Deutschlands Geschichte und Geographie werden von einem Hauptlehrer und zwei Lehrern sehr gründlich gelehrt. Vor allem wird in den Gesangstunden Vorzügliches geleistet und der Schatz der deutschen Volkslieder wird in der deutschen Gemeinde mit besonderer Vorliebe gepflegt. Ist es uns nicht, als ob die herrliche Wirkung des deutschen Volksliedes besonders in der Ferne zu fühlen sei, denn dort wird es zu einem wohltuenden Bindeglied zwischen allen Kindern des deutschen Vaterlandes,

„und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen".

Treu hat die Deutsche Schule den Geist des Gründers, der von Anfang an auf dem Hügel ge-

1) Siehe des Vorstehers der Deutschen Schulgesellschaft, Herrn Andrées, ausgezeichnete Rede anläßlich der 50jährigen Jubelfeier der Anstalt, Paris 1909, S. 8 f., und meine ausführliche Arbeit über die Deutsche Schule in der Revue internationale, 15. März 1908.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waltet hat, auch seit der Trennung von dem „Komitee für Kirchen und Schulen", bewahrt. „Gilt es auch," rief Präsident Andrée in seiner schönen Rede aus, „in dieser deutschen Schule in erster Linie das Deutschtum zu hegen, zu pflegen und zu fördern, wird alles aufgeboten, die Kinder mit Kenntnissen auszurüsten, die ihnen später das Fortkommen im Leben erleichtern sollen, so wissen wir doch, daß es damit nicht allein getan, daß es unsere heilige Pflicht ist, sie vor allem auch zur Zucht und Sitte heranzuziehen, zu sittlicher Freiheit, zu Duldung und Gerechtigkeit" (S. 10).

Besser als lange Reden kennzeichnen diese wenigen Worte den Geist des Unterrichts in der Deutschen Schule zu Paris[1]). (Schluß folgt.)

Die deutsche Literatur zur allgemeinen Geschichte der Wolgakolonien.

Von

Adolf Lane, Dozent am Orientalischen Seminar in Berlin.

(Schluß.[2])

II. **Spezielle Literatur.** 1. Die Zeit der ersten Einwanderung und Einrichtung. A. Ermanns Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland XIII, Berlin 1854, enthält den Abdruck eines Artikels aus dem „Unterhaltungsblatt" (s. unten): M. Braun, Geschichtliche Darstellung des Zustandes der Colonisten an der Wolga und ihrer Landwirtschaft und jetziger Zustand bei den Colonisten an der Wolga. — Johann Baptista Cataneo, Eine Reise durch Deutschland und Rußland, seinen Freunden beschrieben von J. B. Cataneo aus Bünden, gegenwärtigen Pfarrer einer reformierten deutschen Colonie zu Norka in der Saratoffschen Statthalterschaft an der Wolga, in der russischen Tartarei in Asien. Chur 1787, Otto. Diese Schilderung gewinnt an Interesse bei dem Vergleich mit dem folgenden Buche von Züge. Das letztere erzählt uns von den Erlebnissen eines Kolonisten, das erstere von denen eines Pastors während ihrer Reise an die Wolga und nach Ankunft am Orte. Christian Gottlob Züge, Der russische Kolonist oder Christian Gottlob Züges Leben in Rußland. Nebst einer Schilderung der Sitten und Gebräuche der Russen, vornehmlich in den asiatischen Provinzen. Zeitz u. Naumburg 1802. Eine zweite Auflage erschien 1814 unter dem Titel „Christian Gottlob Züges Leben in Rußland". Züges Arbeit bietet interessantes Material zur Beurteilung der qualitativen Zusammensetzung der ersten Kolonistenzüge und Anhaltspunkte zur Herstellung eines vollständigeren Bildes der ersten Einrichtung der Einwanderer in Saratow und den Kolonien. — Baron de Tott, Mémoires du Baron de Tott sur les Turcs et les Tartares. Zweiter Teil, Seite 97—99, Amsterdam 1784. — M. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Colonisationen, Leipzig 1874. — Dr. H. Wäschke, Russische Kolonistenzüge in Anhalt. (Mitteilungen des Vereins f. Anhalt. Gesch. u. Altertumskunde Dessau IX, 1902, Heft 4.)

2. Kirchen- und Schulwesen. E. H. Busch, Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evang.-lutherischen Gemeinden in Rußland. Mit 2 Karten. St. Petersburg 1862. — Derselbe, Ergänzungen der Materialien usw. Zwei Bände, St. Petersburg u. Leipzig 1867. — D. C. G. Sonntag, Geschichte und Gesichtspunkt der allgemeinen liturgischen Verordnung für die Lutheraner im Russischen Reiche. Riga 1805, Hartmann. — Sahlfeldt, Kirchenordnung für die Protestanten im Russischen Reiche. Entworfen und mit Genehmigung der Kaiserl. Gesetzeskommission herausgegeben von Georg Friedrich Sahlfeldt. Mitau 1808. — Carl Limmer, Meine Verfolgung in Rußland. Eine actenmäßige Darstellung der Jesuitischen Umtriebe des Dr. Ignatius Feßler und seiner Verbündeten in jenen Gegenden von Carl Limmer, vormals Consistorialrath und Prediger zu Saratow. Leipzig 1823, Reclam. Als Antwort darauf erschienen: J. Feßler, Geschichte der Entlassung des gewesenen Pastors in Saratow, Carl Limmer, aus den

1) Auch in Bordeaux ist ein Schulzimmer für den neu eingeführten Unterricht der deutschen Kinder in ihrer Muttersprache eingerichtet worden.

2) Den Anfang s. im 1. Heft, S. 18—21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Original-Acten; und wahrhafte Darstellung seiner Verwirrungen; ein Gegenstück zu Limmers Libell, betitelt „Meine Verfolgung in Rußland" von Ignatius Feßler, Dr. der Theologie, Superintendenten und geistlichen Vorsitzer des Kaiserl. Evangelischen Provinzial-Consistoriums in Saratow. Dorpat u. Riga 1823. — Paul Pesarovius, Ein Wort der Wahrheit von dem Vice-Präsidenten des Evangelischen Reichs-General-Consistoriums in Rußland, wie auch Mitgliede einer Kaiserlichen Invaliden-Versorgungs-Comität, Staatsrath und Ritter Paul Pesarovius über die Schmähschrift: Meine Verfolgung usw. von C. Limmer usw., das heißt: welcher Limmer nie verfolgt worden, nicht vormals, sondern niemals Consistorial-Rath gewesen. Leipzig 1823. — Limmer verteidigte sich in einem zweiten Buche unter dem Titel: Das von Pomian Pesarovius gegen die Geschichte meiner Verfolgung in Rußland gesprochene Wort der Wahrheit in seiner Unwahrheit dargestellt von Carl Limmer, vormals Pastor in Saratow. Ronneburg 1824. — Joachim Christian Grot, Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche usw. Drei Bände, St. Petersburg 1797/98. — Die bekannten Werke von Hermann Dalton führen wir hier nicht einzeln an. — Joh. Erbes, Deutsche Volksschule in unseren Wolgakolonien. Saratow 1906, Verlag der Deutschen Volkszeitung.

3. Die wirtschaftlichen Verhältnisse. August Freiherr v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Teil I—II, Hannover 1847, Hahn; Teil III, Berlin 1852, Behr. — Derselbe, Die ländliche Verfassung Rußlands. Leipzig 1866. — Friedrich Matthäi, Die deutschen Ansiedlungen in Rußland, ihre Geschichte und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung für die Vergangenheit und Zukunft. Leipzig 1866, Verlag Fries. — Joh. v. Keußler, Das Grundbesitzrecht in den deutschen Kolonien Südrußlands. (Russische Revue XXIII, 1883.) — v. Schultze-Gaevernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig 1899, Duncker u. Humblot. — Alfred Borchardt, Bäuerliche Verhältnisse im südlichen und zentralen Rußland. 1902. — Derselbe, Der Weizenbau und seine Rentabilität im südwestlichen und zentralen Rußland. 1902. — Derselbe, Aus dem östlichen Hinterland der Wolga. 1904. — Derselbe, Zur russischen Agrarpolitik 1909.

4. Sarepta. A. Glitsch, Geschichte der Brüdergemeinde Sarepta im östlichen Rußland während ihres hundertjährigen Bestehens. Nach archivalischen Quellen. Nisky 1865. — Klaus behandelt im obenerwähnten Buche das gleiche Thema, schöpft aber hauptsächlich aus der Arbeit Glitschs. — H. Schultz-Tornau, Deutsche an der Wolga. Ein dreitägiger Besuch Schultz-Tornaus in Sarepta (Beitr. für Belehrung, Beil. der Leipz. N. Nachr. 1901, 16. Dez., Nr. 50.)

5. Katholische Kolonien. Außer den Volkskalendern: Al. Zottmann, Franz X v. Zottmann, Bischof der Diözese Tiraspol. Züge katholischen und deutschen Lebens aus Rußland. München 1904, Verlag Roth.

6. Mennoniten. A. Ermanns Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland in Berlin XII, 1852, bringt einen Auszug aus dem „Unterhaltungsblatt" (s. u.): Ph. Wiebe, Ackerbauwirtschaft bei den Mennoniten im südlichen Rußland. — Freiherr v. Reiswitz u. Prof. Wodzeck, Beiträge zur Kenntnis der Mennoniten-Gemeinden in Europa und Amerika, statistischen, historischen und religiösen Inhalts. Mit dem Bildnis des Menno Simonis und einer Karte „Der Fluß Moloschna und die daran liegenden Colonien im Jahre 1806". Berlin 1821. — Weiteres siehe in den „Mennonitischen Blättern", Hamburg u. Altona. — Klaus (s. o.) widmet den Mennoniten ein Kapitel von 128 Seiten und stellt u. a. auch Vergleiche zwischen den Wolga- und den Mennonitenkolonien an.

7. Auswanderungsbewegung. Die Zeitschrift des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen a. W., „Der Auswanderer", bringt Nachrichten und Berichte auch über die Auswanderung aus den Wolgakolonien und ihre Ziele. — „Die Heimkehr", Zeitschrift des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer (Berlin W 9, Schellingstr. 11), zur Verbreitung unter den letzteren herausgegeben. — Oskar Canstatt, Die deutsche Auswanderung, Auswandererfürsorge und Auswandererziele. Berlin-Schöneberg 1904. — Eduard Seib, Was sollen wir Wolgadeutschen tun? Saratow 1907. — Deutsche Rückwanderer aus Rußland. Ein Leitfaden für die Arbeitgeber. September 1908, im Selbstverlag der Rückwanderer stelle (jetzt „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer") als Manuskript gedruckt. — Ferner noch Dr. Martin Belgard, Parzellierung und innere Kolonisation in sechs östlichen Provinzen Preußens. Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1907. Adolf Lane, Deutsche Bauernkolonien in Rußland. (Ein Beitrag zur Auswanderungsbewegung in den dortigen Kolonien.) In der „Zeitschrift für Kolonialpolitik, -recht und -wirtschaft" vom Februar 1910 (Heft 2).

8. Neuere Darstellungen über die Geschichte der Wolgakolonien. Gottlieb Bauer, Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga seit ihrer Einwanderung nach Rußland bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1766—1874). Nach geschichtlichen Quellen und mündlichen Überlieferungen. Saratow 1908. Die Darstellung stützt sich wesentlich auf Angaben des Buches von Klaus (s. o.), der Saratowschen Zeitung vom Jahre 1866/67 und andere Quellen und zum Teil auf persönliche Beobachtungen. Im Buche wird auch von den Arbeiten des früheren Professors an der Heidelberger Universität Ascher gesprochen. Er soll die Kolonien, nach längerem Aufenthalt an der Wolga zwecks Studien der dortigen Verhältnisse, im Jahre 1875 aus unbekannten Gründen verlassen haben. Wir haben uns bemüht, festzustellen, um was für einen Forscher es sich hier handelt und welche Schriften er hinterlassen hat. Vorläufig ist es uns nur gelungen, festzustellen, daß es der Prof. Dr. G. M. Asher, Sohn des Berliner Verlagsbuchhändlers Asher, war und daß er ein Manuskript über die Wolgakolonien nachgelassen haben muß. Über die Wolgakolonien, in denen er 1873—75 verweilte, scheint Asher nichts veröffentlicht zu haben. — Dr. v. Stojentin, Ein deutscher Stamm auf fremder Erde (Wolgakolonien). (Landwirtschaftl. Wochenschrift für Pommern 1908, Heft 3 u. 4.)

9. Zeitschriften und Volkskalender. Aus der umfangreichen, zum Teil sehr interessanten Literatur, die in der periodischen Presse verstreut ist, mögen hier auch die Angaben über die Zeitungen, Zeitschriften und Volkskalender in allgemeiner Form folgen. Aus der Zeit der ersten Einwanderung seien hier genannt: Thornische wöchentliche Nachrichten und Anzeigen, siehe 1763, 27. Sept. Staats- und Gelehrte Zeitung der Hamburgischen unparteyischen Correspondenten, siehe 1763, 15. Febr., Nr. 26 (Das erste Manifest der Kaiserin Katharina II.). Altonaischer Mercurius, 1764, Nr. 59. Gazette historique et politique de Copenhage, 1766, Nr. 6. Elbingische Anzeigen, IX. Stück, Donnerstag d. 31. Jan. 1788. — Verschiedene Jahrgänge folgender Zeitungen und Zeitschriften enthalten Darstellung der einzelnen Kolonien, der Sitten und Gebräuche, Angaben über Bevölkerung, Kirche, Recht, Wirtschaft usw.: Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" (Jahrgänge vom Anfang der Einwanderung bis jetzt); „St. Petersburger

4) A. a. O.
5) A. a. O.

Evangel. Sonntagsblatt", herausg. von Bertoldy (begründet von P. Seeberg); von der baltischen Presse besonders die „Düna-Zeitung"; von der Kolonistenpresse: die „Odessaer Zeitung"; die älteren „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland" und „Die Saratowsche deutsche Zeitung" (ein Jahrgang 1866/67); „Deutsche Zeitung", Saratow 1906, ein Jahrgang; „Deutsche Volkszeitung" in Saratow, besteht seit 1906; „Unsere Zeit", einige Nummern 1907, Kamyschin; „Der Friedensbote", herausg. von P. Günther in Talofka, Guv. Samara; „Der christliche Volksbote", herausg. von P. Meyer in Nikolajew; „Der Botschafter" in Jekaterinoslaw, seit 1906; „Deutsches Leben" in Odessa (1907 eingegangen, zwei Jahrgänge); „Klemens", herausg. von der Klemensgesellschaft in Saratow, 10 Jahrgänge; die „Kaukasische Post" in Tiflis. In Deutschland bringen die „Deutsche Erde" und die nationalen Zeitungen, wie bekannt, Beiträge, die ebenfalls von Interesse und Wert sind. Von den Volkskalendern wären zu erwähnen: die von Pastor Günther in Talofka herausgegebenen, außerdem „Der Wolgabote" im Verlag von A. Winkler in Saratow; der „Volksfreund", Buchdruckerei Energie in Saratow; „Hausfreund" in Odessa, Verlag Eduard Schmidt; „Neuer Haus- und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland" in Odessa; „Hausfreund" in Warschau, Buchhdlg. W. Mietke; „Molotschnaer Kalender" für die deutschen Ansiedler in Südrußland; „Christlicher Familienkalender" von A. Kröker in Spat, Taurien; „Deutscher Volkskalender", herausg. von der Klemensgesellschaft in Odessa.

Auf ein besonderes Interesse dürften die noch vorhandenen handschriftlichen Materialien rechnen, von deren Besprechung an dieser Stelle wir vorläufig absehen.

Die in russischer Sprache vorhandene Literatur zur Frage enthält namentlich statistische Angaben, die bis in die Gegenwart hineinreichen und sehr wertvoll sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitteilungen der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland.

Nr. 1. Um den Lesern der „Deutschen Erde" einmal eine Übersicht zu bieten, welche Hefte der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" volkskundlichen, die Verbreitung der Deutschen namentlich in den Grenzgebieten betreffenden Stoff enthalten, möge heute hier eine Liste dieser Hefte mit Angabe des Preises folgen (Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart). Arbeiten, welche der Bevölkerungsstatistik und der Siedlungskunde dienen, sind hierbei nicht aufgeführt.

Bd. I, Heft 7: Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol u. die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung. 2.40 M.
Bd. II, Heft 1: Schlesinger, Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens. 80 Pf.
Bd. II, Heft 2: Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien. 4 M.
Bd. II, Heft 3: Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. 2.40 M.
Bd. II, Heft 5: Bidermann, Neuere slawische Siedlungen auf süddeutschem Boden. 1.25 M.
Bd. III, Heft 5: v. Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer. 5.60 M.
Bd. IV, Heft 4: Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien. 4.80 M.
Bd. VIII, Heft 5: Zemmrich, Verbreitung u. Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz. 3.80 M.
Bd. VIII, Heft 6: Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens. 6.50 M.
Bd. IX, Heft 1: Teutsch, Die Art der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, und Schuller, Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen. 4.80 M.
Bd. IX, Heft 2: Wittstock, Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen, und Scheiner, Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. 6.50 M.
Bd. X, Heft 3: Schjerning, Die Pinzgauer. 5 M.
Bd. X, Heft 4: Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet. 7.60 M.
Bd. XII, Heft 5: Sartorius Frhr v. Waltershausen, Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz. 5.20 M.
Bd. XVI, Heft 1: Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. 8.40 M.

Das nächste Heft enthält eine Abhandlung von Prof. Dr. Curschmann-Greifswald: „Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet".

Wie man sieht, bleibt noch viel zu tun übrig, insbesondere wären mir Arbeiten über das Deutschtum in den russischen Ostseeprovinzen, im Banat und in Nordschleswig erwünscht. Auch die Nationalitätsverhältnisse Luxemburgs könnten einmal zur Erörterung kommen.

Königsberg i. Pr. Prof. Dr. Friedrich Hahn.

Deutsche Niederlassungen in Schweden. Die uralten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Schweden, die schon vor der Zeit der Hanse die berühmte d. Niederlassung auf Gotland erblühen ließen, haben auch auf dem schwedischen Festland eine d. Zuwanderung in Fluß gebracht. Wie stark sie war, zeigt sich besonders in Stockholm, wo schon im Jahre 1323 der Rat nach beiden Nationalitäten, D. und Schweden, getrennt erscheint. 1389 als der Schwedenkönig Albrecht aus dem Hause Mecklenburg seiner Gegnerin Margareta von Dänemark erlegen war, verharrte nur noch die Stadt Stockholm in unwandelbarer Treue auf Seiten des gefangenen Königs. Ihre d. Bürgerschaft hielt den schwedischen Teil der Einwohnerschaft nieder, vertrieb und verbannte viele Schweden aus der Stadt.

Auch nach Stockholms Übergabe an Königin Margareta (1398) behauptete bis zum Jahre 1471 das Deutschtum in dieser Stadt seine Stellung, die gemäß dem von König Magnus Eriksson um die Mitte des 14. Jahrhunderts allgemein für die schwedischen Städte erteilten Recht durch die Besetzung der Hälfte der Bürgermeister- und Ratsstellen zum Ausdruck kam. Ja mehr noch! Walter Stein hat auf Grund der von ihm in Auswahl mitgeteilten Rats- und Ämterlisten von 1419 bis 1491 (Zur Geschichte der D. in Stockholm im Mittelalter, [Hans. Gesch.-Bl. 1904/05, S. 81—106]) festgestellt, daß bis 1471 die d. Nationalität im Stockholmer Stadtregiment überwog. Und wenn der d. Bevölkerungsteil auch nach dieser Zeit vom Stadtregiment ausgeschlossen war, so hat er darum doch noch lange fortbestanden.

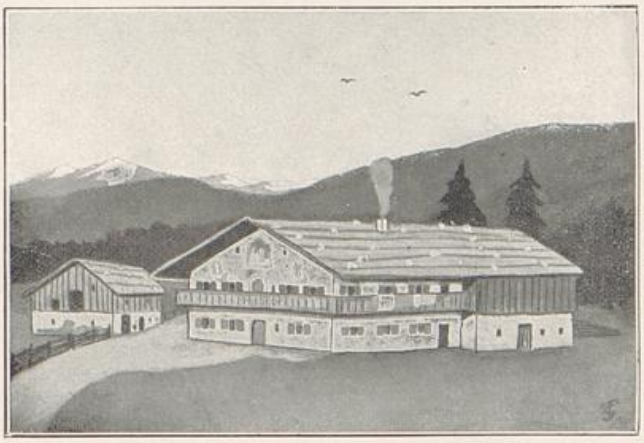
Wie durch das Vorgehen der Hanse und besonders ihrer Führerin Lübeck das Deutschtum diese Stellung in Schweden errang, daß es maßgebend werden konnte für die städtische Entwicklung des Landes, daß für die ganze Dauer des Mittelalters der ganze schwedische Handel in d. Händen lag, dafür finden sich die Belege bei Gunnar Söderberg (Die Handelsbeziehungen zwischen Schweden und Deutschland, 8°, 180 S., Diss. Leipzig 1906) übersichtlich zusammengestellt. Auch die ganze Weiterentwicklung der Handelsbeziehungen beider Länder bis in unsere Tage, wo Deutschland wieder für die Einfuhr nach Schweden das wichtigste Gebiet wurde, ist in zusammenfassender Darstellung mit reicher Tabellenausstattung in dankenswerter Weise vorgeführt. Witte.

Die deutsche Slobode in Moskau. Im letzten Novemberheft der Zeitschrift Istoričeskij Věstnik (Der historische Bote) findet sich in einer J. A. unterzeichneten Kritik des Buches von Peretz, Skizzen zur Geschichte des poetischen Stiles in Rußland, folgendes: „Wie bekannt, sind die Romane Ende des 17. und des 18. Jahrhunderts in der Mehrzahl bloß Übersetzungen und Bearbeitungen westeuropäischer Vorbilder. Diese gelangten zu uns auf zwei Wegen: 1. mittelbar über Polen, das sie den Kleinrussen brachte, und von diesen, als sie im 17. Jahrhundert Moskau überschwemmten, zu uns; 2. unmittelbar durch die deutsche Slobode in Moskau. Übrigens sei hier bemerkt, daß in unserer Literatur die Frage nach dem literarischen Einfluß der deutschen Slobode fast noch gar nicht angeschnitten ist." Die deutsche Slobode (Sloboda = Swoboda, Freiheit, vgl. unser Schloß-

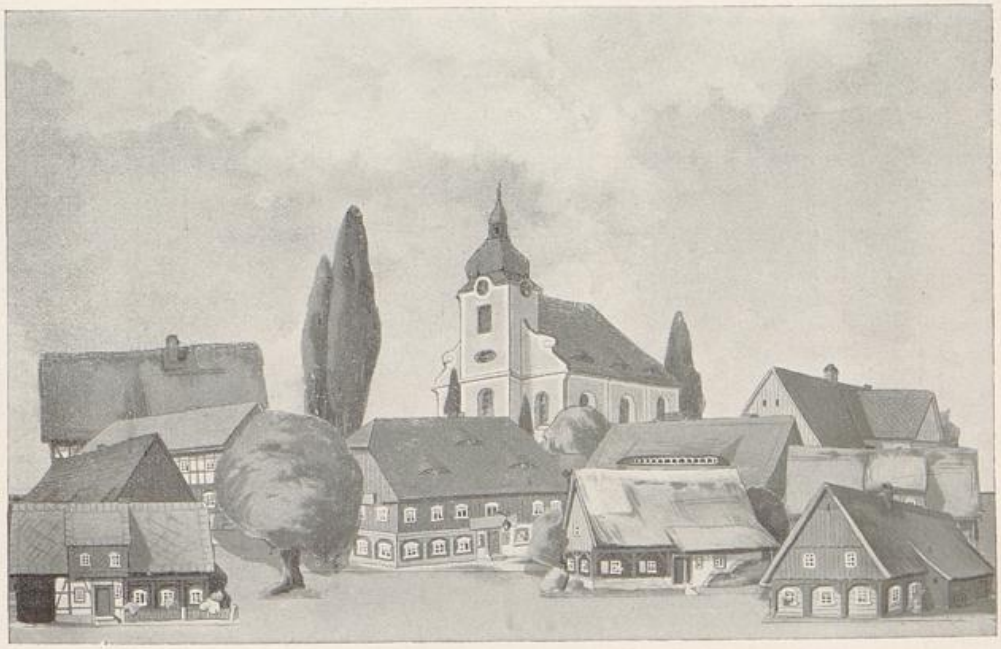
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus Schreibers volks- und heimatkundlichen Bau- und Aufstellbogen

(s. D. E. 1909, S. 151)



Großbauernhof aus den bayrischen Alpen (Isartal)
erbaut 1776



Oberlausitzer Weberdorf an der sächsisch-böhmischen Grenze

Esslingen: J. F. Schreiber

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freiheit, Domfreiheit) ist die schon im 16. Jahrhundert gegründete deutsche Ansiedlung vor den Toren Moskaus, die in der Jugendgeschichte Peters des Großen eine so hervorragende Rolle gespielt hat und ihm zuerst die Ideen des Westens vermittelte. C. E. Geye.

Das Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom. Jedem Besucher Roms sind wohl schon die rotröckigen deutschsprechenden Priestereleven aufgefallen, die durch ihr meist truppweises Auftreten das römische Straßenbild beleben. Es sind die Insassen des Collegium Germanicum-Hungaricum, dessen von dem Kardinal Andreas Steinhuber S. J. abgefaßte zweibändige Geschichte nun schon in zweiter, vermehrter Auflage vorliegt. (I. Bd., 8°, XVIII u. 506 S. mit 25 Abb. auf 12 Taf. II. Bd., X u. 617 S. mit 33 Abb. auf 12 Taf. Freiburg 1906, Herder.) Das Kollegium ist eine Schöpfung der Gegenreformation; die ersten Anfänge reichen bis unter Julius III. (1550—55) zurück, die eigentliche Gründung aber erfolgte in den Anfangsjahren des Pontifikats Gregors XIII. (1572—84); der Zweck der Stiftung war, in Rom d. Jünglinge in dem durch das Tridentinum neu gefestigten System der alten Kirche auszubilden, um an ihnen dann Werkzeuge für die Erhaltung und Wiederausbreitung des Katholizismus im Ursprungsland der Reformation zu gewinnen. Wie aber diese „Gegenreformation" von Anfang an sich unter den Auspizien des Jesuitenordens vollzog, so erscheint auch das Kollegium den Jüngern Loyolas von Anfang an unterstellt. Eine Verstärkung erhielt die Stiftung durch ihre Verschmelzung mit dem 1578 ebenfalls durch Gregor XIII. gegründeten, aber nicht ins Leben geführten Collegium Hungaricum. Mit einer einzigen Unterbrechung — zwischen 1798 und 1818 — hat sich die Stiftung unter wesentlicher Aufrechterhaltung ihrer ursprünglich gesetzten Ziele und Einrichtungen bis in die Gegenwart erhalten. Das Werk Steinhubers begnügt sich nicht, die Geschichte der Anstalt in Rom zu verfolgen, sondern es legt den Nachdruck darauf, im einzelnen zu zeigen, wie das Kollegium seinen Zwecken entsprochen hat, d. h. es geht auf Grund einer sehr ausgebreiteten Literatur den Schicksalen und der Wirksamkeit der in Rom ausgebildeten Germaniker (deren Gesamtzahl sich auf gegen 6000 beläuft) in ihrer Heimat nach. Friedensburg.

Die deutsche Nationalkirche Santa Maria dell' Anima in Neapel. Weniger bekannt als die d. (katholische) Nationalkirche in Rom ist die neapolitanische, die sich in Anlehnung an erstere ebenfalls Santa Maria dell' Anima nennt. Sie ist verhältnismäßig jüngeren Datums; erst 1586 empfanden die in Neapel ansässigen katholischen D., die meist Handwerker — und zwar vor allem Bäcker — waren, das Bedürfnis, sich zu gemeinsamer Wirksamkeit auf religiös-charitativem Gebiet zusammenzuschließen, d. h. eine Bruderschaft zu gründen. Der damalige Erzbischof von Neapel kam ihren Bedürfnissen durch Überlassung einer kleinen Kirche, Santa Margarita de Ferrilis, in der inneren Stadt entgegen, die 1890 dem Risanamento Neapels zum Opfer fiel, worauf 1898 die Grundsteinlegung und 1900 die Weihe einer neuen Kirche, am Parco Margherita, erfolgte. Diese Veränderung, die mit einer Neuorganisation der Gemeinde Hand in Hand ging, hat den derzeitigen Rektor der Anima, Dr. Michael Toll, dazu geführt, sich auf Grund der Archive mit der Geschichte der Anstalt zu beschäftigen und nunmehr — in einem von der Verlagshandlung prächtig ausgestatteten Bande — die Ergebnisse seiner Studien vorzulegen, die sich besonders auf die Anfänge der Bruderschaft, ihre ersten Privilegien, ihre ursprünglichen und erweiterten Statuten beziehen, außerdem aber auch verschiedene Episoden aus der Geschichte der Anima erläutern. (4°, X und 126 S., 3 farb. Kunstbl. u. 1 Kupferdruck. Freiburg i. B. 1909, Herder.) Besondere Abschnitte behandeln u. a. das Verhältnis der letzteren zu den d. (katholischen) Nationalstiftungen in Rom und zu dem d. Vaterland. Dazu kommen wertvolle Anhänge: Verzeichnisse der Vorsteher (Kirchenmeister), der Bruderschaft (von 1587 bis zur Gegenwart, soweit nachweisbar), der geistlichen Leiter der Anima sowie vor allem das Totenbuch der Stiftung, das von 1621 bis 1789 in chronologischer Folge die verstorbenen Mitglieder der Bruderschaft mit Angabe ihres Standes sowie zum Teil ihrer d. Heimat verzeichnet. Friedensburg.

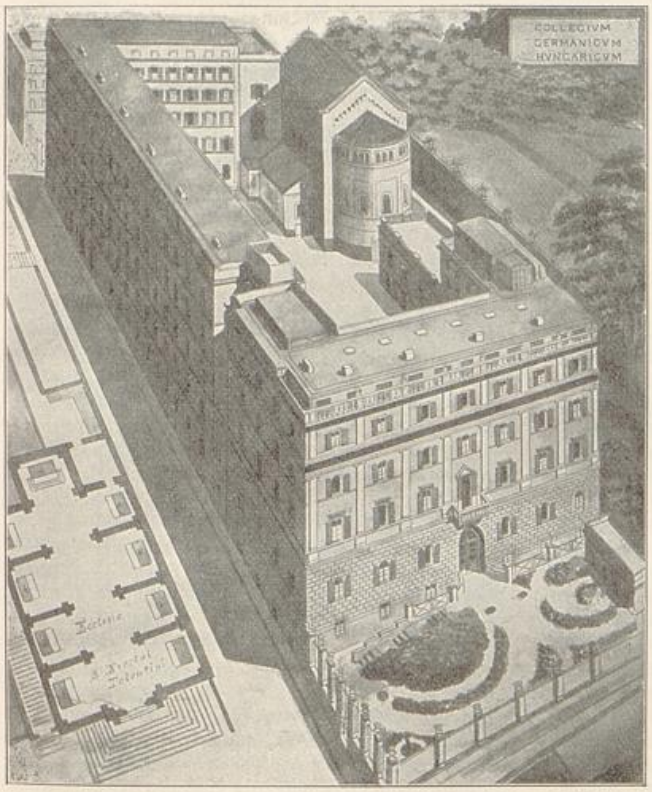


Abb. 10. **Der jetzige Sitz des Collegium Germanicum in Rom.**

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhdts. Von Prof. Dr. Ludwig Schmidt. (Handbuch der Mittelalterl. u. Neueren Geschichte, hg. von G. v. Below u. F. Meinecke.) 8°, XVI u. 244 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg. 7.50 M.

Eine Arbeit, die ein so weites Gebiet umspannt wie die vorliegende, kann nicht gut auf eigener Detailforschung allein sich aufbauen, und je weniger sie es tut, desto größere Gewähr gleichmäßiger Behandlung des Stoffes ist geboten und desto geringer ist die Gefahr, daß ein Vorurteil oder die Absicht, eigene Hypothesen zu begründen, die Darstellung meistert. Das alles trifft im vorliegenden Falle zu. Auch die Belesenheit des Verfassers verdient die größte Anerkennung.

Wenn wir im einzelnen doch auch Ausstellungen und Einwendungen zu machen haben, mag dies zeigen, daß das Lob, das dem Buche als ganzes gilt, kein kritikloses ist, das ja dann auch keinen Wert hätte. Freilich sind Meinungsverschiedenheiten besonders dort, wo es sich um das Dämmerlicht der Geschichte handelt, so gut wie selbstverständlich und vollgültige Beweise hier vielfach nicht zu erbringen. Auf unsicherem Boden sollte man aber auch — und um so mehr, für einen je weiteren Kreis man schreibt — vermeiden, durch zu bestimmt ausgesprochene Behauptungen den Schein der Sicherheit zu erwecken. Dieser Fehler wird oft begangen und auch Schmidt ist von ihm nicht frei. So sagt er über den führenden Wandalenstamm S. 53, Anm. 2: „Asdingen (Hazdingen) hieß eigentlich nur das Herrscherhaus; wie das Volk selbst sich nannte, ist unbekannt. An die Viktofalen (so Müllenhoff und Much) ist nicht zu denken." Mit einem solchen Machtwort ist die von Schmidt bekämpfte Meinung nicht abgetan. Wohl aber ist es schon längst die Namenform Viktofalen, die Schmidt unbegreiflicherweise immer noch gebraucht statt des richtigen Viktoalen oder Viktovalen. Auf derselben Seite lautet Anmerkung 1, die zu „Naharvalen" gehört: „Wohl identisch mit den zuerst von Ptolemäus genannten Silingen, in deren Gebiet der noch von den Slawen geheiligte Zobtenberg lag. Silingen ist der eigentliche Volksname, Naharvalen der hieratische Name." Aber wie sollen wir letzteres glauben, wenn uns gar nicht gesagt werden kann, was Naharvalen überhaupt bedeutet? Die Gleichsetzung der Silingen und Naharvalen aber und ihre Begründung hätte Schmidt nicht ohne Berufung auf seine Quelle vortragen dürfen, zumal dann, wenn er die Vertreter von Meinungen, die er, sei es mit Recht oder Unrecht, ablehnt, mit Namen nennt. Die Richtigkeit der Deutung „Langbärte" für Langobardi bezweifelt Schmidt, „denn Barden ist der eigentliche Volksname gewesen." Würde er genötigt sein, diese Aufstellung zu beweisen, so käme er in die größte Verlegenheit. Und was folgte schließlich daraus gegen jene Deutung „Langbärte", da doch auch Barden allein „die Bärtigen" bedeutet. Wenn er den Teutoburgiensis saltus mit den Teutonen zusammenbringt, kann er sich allerdings auf Kluge berufen, ist aber sichtlich nicht imstande, dessen Ausführungen selbständig zu beurteilen. Außer dem schon angeführten „Viktofalen" sind noch viele andere Namenformen in dem Buche inkorrekt; so heißt es darin Ochus statt Ochon, Odowakar statt Odoaker, Thraustila statt Thrastila. Über den Frankenfürsten Regaisus hat schon Müllenhoff (Z. f. d. A., 23, 22) das Urteil gesprochen („Unwahrheit und Unsinn zugleich"); daß er richtig Merogaisus hieß, war auch bei Zeuß, Die Deutschen, S. 339, zu finden. Am schlimmsten ist es wohl, wenn der Gotenkönig Cniva mit dem in den Quellen von ihm ganz verschiedenen und in eine andere Zeit gehörigen Cannaba zusammengeworfen wird nur des Namens wegen, der aber auch unmöglich derselbe sein kann. Anderseits ist Schmidt das, was der Referent (Z. f. d. A. 35, 366) für die Identität des chattischen Arpus und Ucromerus, des Gandestrius und Actumerus (oder Catumerus) vorgebracht hat, sichtlich entgangen. Nicht unwidersprochen möge schließlich die Ansicht bleiben, daß die Hunnen bereits die Slawen nach Ungarn gebracht haben und von dem Ertrag ihrer Ackerwirtschaft lebten.

Damit ist ja noch lange nicht alles gesagt, was gegen Einzelheiten vorgebracht werden könnte; doch muß dem gleich beigefügt werden, daß alle solche Ausstellungen gegenüber dem Ausmaß des Ganzen nicht ins Gewicht fallen, auch wenn Schmidt nicht da und dort besonderen Beifall verdiente; so, um nur eines anzuführen, für seine energische Abwehr von G. Wilkes Versuch, auf Grund falsch gedeuteter archäologischer Tatsachen die ganze Überlieferung über die Herkunft der Kimbern umzustürzen.

Alles in allem haben wir es mit einem Buche zu tun, das wirklich eine Lücke ausfüllt und nicht nur einem weiteren Kreise von Gebildeten zur Belehrung dienen kann, sondern durch die reichen Literaturverweise auch für den Fachmann ein sehr nützlicher Behelf sein wird. Es gibt bisher keine denselben ausgedehnten Stoff ausführlich behandelnde Darstellung, die auf derselben Höhe stände. Und auch gegenüber früheren Arbeiten des Verfassers ist der Fortschritt unverkennbar.

Wien. Prof. Dr. Rudolf Much.

Preußische Ostmarken. Geschichte des deutschen Ritterordens. Von Max Oehler, Oberleutnant in Deutschordens-Inf.-Regiment. I. Bd.: Die Anfänge des Ordens bis zum Eintritt in den Preußenkampf. 8°, 188 S., 36 Abb., 4 K. u. 2 Tabellen. Elbing 1908, E. Wernich. 3 M., geb. 4 M.

Der militärische Verfasser des Buches, das zunächst wohl aus den Bedürfnissen des Infanterieregiments Nr. 152 hervorgegangen ist, dem unser Kaiser den Namen „Deutschordens-Infanterieregiment" verliehen hat, wendet sich an die gebildete Laienwelt und will ihr ein möglichst geschlossenes Bild von der Entstehung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwicklung und fast weltgeschichtlichen Bedeutung des d. Ritterordens entwerfen. Nicht ohne Grund klagt die Einleitung über die oft erstaunlich geringe Kenntnis, die sich im deutschen Westen in Sachen des Ostens kundgibt und die auf einen bedauerlichen Mangel an Teilnahme gerade auch in Kreisen der d. Gebildeten schließen läßt. Dem abzuhelfen will der Verfasser an seinem Teile bemüht sein, und es muß zugestanden werden, daß die warmherzige Art seiner Darstellung den Leser fesselt. Mit besonderer und begreiflicher Liebe ist die Persönlichkeit Hermann Salzas gezeichnet, dieses genialen Staatsmanns von bewunderungswürdig sicherem und zielbewußtem Vorgehen. Der dritte Teil des Bandes greift in seinem kulturgeschichtlichen Rückblick vielfach über den Rahmen des eigentlichen Themas hinaus, verdient sich aber trotzdem sicherlich den Dank mancher Leser. Auch die eingefügten Abbildungen sind als schätzenswerte Zugabe zu bezeichnen.

Gnesen. Prof. Reinhold Heinrich.

Schleswig. Nationalitäten im Kirchspiel Viöl. (Nach: Th. Reuter, Zur Geschichte des Kirchspiels Viöl. [Zeitschr. der Ges. f. Schlesw.-Holstein. Gesch. XXXVIII, 1908, S. 261—90.])

Auf der Mittelfläche Schleswigs zwischen Husum und Flensburg liegt in einförmiger, an Moorniederungen und Heide reicher Gegend das Kirchspiel Viöl. Die Bevölkerung gehört überwiegend dem nordgermanischen Zweige an. Daß der jetzt aussterbende Dialekt ein ostdänischer, nicht der von der übrigen dänischen Bevölkerung Schleswigs gesprochene jütische sei, wie von einigen Forschern behauptet worden ist, wird vom Verfasser widerlegt, ist ja auch an und für sich ganz unwahrscheinlich; einige ältere Sprachformen mögen in der abgelegenen Gegend erhalten sein. Friesen sind, wenn nicht schon früher, nach den furchtbaren Sturmfluten eingewandert, ebenso Niedersachsen, doch bleiben die Jüten in den Steuerregistern von 1483 und 1499 in der Mehrheit; die Flurnamen bieten wenig Friesisches, die Ortsnamen sind ebenfalls meist jütisch, einige vielleicht noch älter, die Agrarverfassung zeigt jütische Landbezeichnungen und Maße. So ist Viöl als ursprünglich jütisches Kirchspiel anzusehen.

Oldesloe. Prof. Dr. Reimer Hansen.

Thüringen. Slawische Vorposten im Herzen Mitteldeutschlands. (Nach: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, hg. von dem Hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen. Mit 50 Abb. u. 1 Übersichtskarte. Meiningen 1906, Brückner & Renner. Lief. 20: Dorfbilder. Von E. Fritze. 8°, 101 S.)

Für die neuerdings wieder lebhafter erörterte Frage der Herkunft der Rundlinge ist diese Schrift von Wichtigkeit. Fritze, der sich mit aller Entschiedenheit für den angefochtenen slawischen Charakter dieser Dorfanlagen einsetzt, sucht mit ihrer Hilfe nachzuweisen, „daß die Slawen in den Grabfeldgau und auch in das Werratal eingedrungen waren und dort in ausgedehntem Maße als Ansiedler sich niedergelassen hatten" (S. 64). Wird auch für die frühere Karolingerzeit eine slawische Beimischung im Werratal urkundlich bezeugt (S. 66), so stützt sich doch die ziemlich starke Slawenanhäufung, die Fritze für die Ortschaft Milz und deren Umgebung annimmt, fast nur auf die Ortsanlage, speziell die Rundlingsform, bei nur vereinzelt auftretenden slawischen Namenanklängen in der sonst durchaus herrschenden d. Ortsbenennung.

Eine sichere Entscheidung der Frage wird erst nach Beibringung weiteren Beobachtungsmaterials aus dem ganzen ehemaligen d.-slawischen Grenzgebiet möglich sein. Die beigegebenen Bilder und Pläne verdienen alle Anerkennung.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Süddeutschland. Die bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen als historische Zeugnisse. Von Sigm. Riezler. (Sitzungsber. der Kgl. bayr. Akad. der Wiss., philos.-philol. u. histor. Kl., 1909, 2. Abhandlg.) 8°, 60 S. München 1909, G. Franz [J. Roth].

Das Erscheinen von Kartenskizzen über die Verbreitung der -ing-Orte in Oberbayern, Niederbayern, der Oberpfalz, Salzburg, Tirol und Steiermark sowie neuerdings erhobener Widerspruch haben Riezler Veranlassung gegeben, seine vor mehr als zwanzig Jahren (1887) in seiner Abhandlung über „die Ortsnamen der Münchener Gegend" niedergelegten Anschauungen über das -ingen-Problem erneut zu prüfen. Daß dabei die räumliche Beschränkung dieser Ortsnamen auf den fruchtbaren Getreideboden, ihr Fehlen im Gebirgsland, vielfach sogar schon im Bereich der Vorberge, sich wieder bestätigt hat, braucht hier nur angedeutet zu werden. Das wird heutzutage von niemandem, der mit diesen Fragen einigermaßen vertraut ist, mehr bezweifelt, daß diese Namenbildung auf dem ehemals keltoromanischen Boden des d. Südwestens zu den ältesten d. Ortsbenennungen gehört, daß sie — allerdings neben anderen Formen — die erste d. Landnahme und Niederlassung — wenigstens zum Teil — unmittelbar erkennen läßt.

Herrscht hierin Übereinstimmung aller Urteilsfähigen, so treten um so schärfere Meinungsverschiedenheiten hervor, wo die Bestimmung des sozialen und wirtschaftlichen Charakters dieser Siedlungen zur Frage steht. Zwar die -ing und -ingen (beide sind ursprünglich dasselbe; die heute im Bayrischen herrschende abgeschliffene Form auf -ing hat sich erst seit dem 16. Jahrhundert durchgesetzt) in Bausch und Bogen als Sippensiedlungen in Anspruch zu nehmen, eine Anschauung, gegen die ich in früheren Jahren viel habe kämpfen müssen, fällt Riezler nicht mehr ein. Das ist nun wohl endgültig überwunden. Vielmehr hebt er ausdrücklich hervor, daß, während im „westlichen Teile Oberbayerns, in der Baar und im Hegau die -ing weit überwiegend größere Bauerndörfer sind", „im östlichen Oberbayern, im größeren Teile Niederbayerns und im Lande ob der Enns" unter ihnen die Einzelhöfe und Weiler überwiegen (S. 17). Aber gegenüber der neuerdings von Friedrich Kluge geäußerten Ansicht, „daß das Suffix -ing eigentlich jede beliebige Art der Zugehörigkeit" bedeuten könne, und gegenüber Edward Schröders in seinem 1908 erschienenen Vortrag „über Ortsnamenforschung" getanen Äußerung, daß die in Süddeutschland vorherrschende Verbindung des -ing, -ingen mit einem Personennamen „die Historiker zu der voreiligen An-

setzung der Sippennamen veranlaßt" habe, tritt Riezler doch sehr scharf für den Sippencharakter, wenigstens der Dorfsiedlungen auf -ing, ein. Der Sippencharakter der -ing steht ihm noch so sehr im Vordergrund, daß er in ihm schlechthin das Ursprüngliche sieht: „Wo man durch die vielen Sippennamen auf -ing an diese Form der Ortsnamen gewöhnt war, wurde -ing in Ortsnamen auch zur Bezeichnung der Nachkommen eines einzelnen Ansiedlers gebraucht" (S. 18).

Eine völlige Sicherheit wird sich in diesen schwierigen Fragen wohl niemals gewinnen lassen. Wenn sich nicht einmal für den Sippencharakter der dörflichen -ing(en) ein zwingender Beweis führen läßt, so wird man doch annehmen können, daß ein solcher in sehr vielen Fällen, vielleicht sogar überwiegend, vorliegt. Dagegen läßt sich für die ausschließende Ursprünglichkeit des Sippencharakters nicht einmal eine gewisse Wahrscheinlichkeit gewinnen. Da -ing(en) unbestrittenerweise auch die Nachkommen, ja die Hörigen oder das Eigentum eines Einzelnen bedeuten kann, bedurfte es keineswegs eines durch massenhafte Sippennamen gegebenen Beispiels, um darnach erst die Entstehung solcher Namen als Analogiebildungen auch zur Benennung von Einzelhöfen zu ermöglichen. Solche Hofnamen auf -ing(en) können sehr wohl als selbständige, neben und gleichzeitig mit den entsprechenden Dorfnamen entstandene Bildungen gedacht werden. Sachliche Gegengründe sind auch nicht vorhanden. Riezler selber nimmt ja an, „daß schon sogleich bei der Einwanderung auch Einzelsiedlungen erfolgten" (S. 42).

Wie vorsichtig man sich hüten muß, für begrenzte Landschaften gewonnene Ergebnisse zu verallgemeinern, zeigt Riezler, wo er sich nicht damit einverstanden erklären kann, „daß -heim ein Name für Dorf sei. Wenigstens in Bayern — so fährt er fort — bezeichnet dieser Name überwiegend Einöden und Weiler" (S. 44, Anm. 1). Ja in Bayern! Aber im Elsaß, überhaupt in der ganzen linken Oberrheinebene nimmt -heim genau dieselbe Stellung ein wie -ing(en) in Bayern, Schwaben und Lothringen.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf die im Anhang gegebenen Zusammenstellungen über romanische, keltische und slawische Namen in Bayern (S. 46 ff., vgl. auch S. 42 f.).

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Deutscher Südosten. Die Besiedlung des deutschen Südostens vom Anfang des 10. bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Von Oberstudienrat Prof. Dr. Otto Kaemmel, Rektor. 4°, 54 S. Leipzig 1909, Dürr. 2.50 M.

Unter dem Titel „Die Anfänge d. Lebens in Österreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit" ließ O. Kaemmel im Jahre 1879 den ersten Band seines Werkes „Die Entstehung des österreichischen Deutschtums" erscheinen. Mit Recht rühmt M. Vancsa in seiner „Geschichte Nieder- und Oberösterreichs" (Gotha 1905, F. A. Perthes), S. 17, von Kaemmels Buche, daß es noch immer die Grundlage für die Siedlungsgeschichte Österreichs bilde und kaum in den Einzelheiten, geschweige denn in den Hauptergebnissen und den Hauptgrundsätzen überholt sei. Wenn aber Vancsa bedauert, daß das Werk nicht fortgesetzt sei, so ist diese letztere Tatsache heute glücklicherweise nicht mehr wahr. Denn in der vorliegenden Abhandlung begrüßen wir eine Fortsetzung von Kaemmels früheren Studien. In seiner neuen Arbeit brachte er nicht bloß die bereits bewährte vorzügliche Befähigung mit, sondern auch die eigene Anschauung, die er auf mehreren Reisen in den österreichischen Gebieten, über die er handelt, sich erwarb. So entwickelt er uns in sorgfältiger und sicherer Darlegung, wie das Land zwischen Thaya und Drau während des 10. und 11. Jahrhunderts für immer d. Herrschaft und Kultur gewonnen worden ist. Die d. Grundherren, vor allem die geistlichen, haben, wie wir erfahren, mit den auf ihre Güter berufenen Ansiedlern die südöstlichen Marken bis zur Drau binnen etwa zweier Jahrhunderte in ein d. Kulturgebiet verwandelt und die schwache, nur strichweise verteilte slawische Bevölkerung germanisiert. In einem Abschnitt bespricht Kaemmel auch die Herkunft der d. Ansiedler und findet in Übereinstimmung mit Vancsa, namentlich unter Beziehung auf die Formen des Hausbaues, daß neben den Baiern auch die Franken stark vertreten gewesen seien. „Sicher fränkischen Ursprungs sind", nach Kaemmel, „auch die d. Bauern in dem Wieselburger und Ödenburger Komitat Ungarns." Wir möchten gegenüber diesen Ansichten jetzt keinen Zweifel aussprechen, wohl aber den Wunsch, daß auch eine genaue Erforschung der sprachlichen Verhältnisse nach Laut, Form und Wortschatz der Herkunftsfrage nachgehen möchte. Gerade in der letzten Zeit haben wir Beweise dafür erhalten, wie viel eingehende und streng wissenschaftliche Sprachstudien auch in dieser Beziehung zu leisten vermögen.

Graz. Dr. Karl Reissenberger.

Galizien. Zur Geschichte der neueren deutschen Ansiedlung in Galizien. (Nach: B. Loziński, Z czasów nowicyatu-administracyjnego Galicyi. [Kwart. Hist., Bd. XXI, Lemberg 1907, S. 105 ff.])

Loziński teilt aus den Kreisschreiben und Akten einige interessante Notizen mit, die auf die Wertschätzung der d. Ansiedler durch die österreichischen Behörden zur Zeit Kaiser Josephs II. und die Mittel der Beförderung der Ansiedlung Licht werfen. Die Gutsherrschaften wurden mit allen Mitteln beeinflußt, damit sie d. Kolonisten aufnahmen (vgl. S. 423 f., ebenso 115). Wie die Ansiedlung d. Bauern, so wurde auch die Herbeiziehung von Handwerkern gefördert. Die Kreisschreiben machten auf die hohe Bedeutung, den Fleiß usw. der D. aufmerksam. Juden sollten von Mühl- und Wirtshauspachtungen entfernt und diese Objekte an Ansiedler vermietet werden. Einzelne Kreisschreiben machen auf tüchtige d. Ärzte, Handwerker u. dgl., die sich niedergelassen hatten, aufmerksam. Freilich befanden sich unter den angesiedelten Handwerkern auch viele minderwertige.

Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Siebenbürgen. Alte deutsche Bergwerkskolonien im Norden Siebenbürgens. Von Prof. Robert Csallner. (Studium Lipsiense, Ehrengabe Karl Lamprecht dargebracht, Berlin 1909, S. 55—72.)

Die Geschichte des d. Bergbaus in Siebenbürgen ist ein Ehrenblatt auch in der Geschichte des d. Volkes. D. Bergleute aus Siebenbürgen sind es gewesen, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(zum Teil schon seit dem 13. Jahrhundert) die Bergwerke in Bosnien, Serbien und Bulgarien erschlossen haben [1]). In einem kleineren Aufsatz bietet Csallner einen Überblick über die ältere Geschichte dreier d. Bergorte, der Salzstädte Dés und Désakna und der Bergwerkskolonie Rodna im Norden Siebenbürgens, im Flußgebiet des Szamos. Dabei entwickelt der Verfasser auch seine Anschauungen über die ursprünglichen Rechtsverhältnisse der Ansiedler, die jedoch — wie das bei dem spärlich vorhandenen urkundlichen Material nicht anders möglich — recht problematischer Natur sind. Unbedingt abzuweisen ist die Annahme einer Vermischung der ursprünglichen slawischen Bevölkerung Siebenbürgens mit den neu hinzugekommenen d. Kolonisten. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß sich im Siebenbürgisch-Sächsischen kein einziges Wort nachweisen läßt, das direkt aus dem Slawischen übernommen worden wäre. Vielmehr sind alle slawischen Lehnwörter durch Vermittlung des Rumänischen und Madjarischen ins Sächsische eingedrungen.

Bistritz. Prof. M. Kuner.

Ungarn. Geschichte der Stadt Weißkirchen. Nach handschriftlichen Quellen geschildert von Leonhard Böhm. Dritte verbess. u. verm. Auflage. Ung.-Weißkirchen 1905, Julius Wunder. 5 Kr.

Vom Standpunkt der Deutschkunde ist die Ausbeute, die dieses Buch bietet, recht gering. In sehr umständlicher Weise erzählt der gänzlich dilletantisch verfahrende Verfasser die Geschichte seiner Vaterstadt und berührt dabei nur ab und zu Fragen des Deutschtums. Das Wichtigste ist kurz folgendes: Weißkirchen entstand im Jahre 1717 durch die Ansiedlung d. Bauern, deren nähere Herkunft verschwiegen wird. Der Hausbau war zunächst sehr primitiv; die ersten Häuser hatten nur Lehmmauern. Die Zahl der Ansiedler betrug etwa 300 Köpfe. Erst viel später wird wieder ein Wort über d. Wesen gesagt, indem wir hören, daß 1809 eine d. Bürgerwehr entsteht. Im Jahre 1848 finden wir die d. Einwohner der Stadt auf Seiten der Madjaren, was sich aus dem barbarischen Vorgehen der Serben erklärt. 1866 wird das d. Statut der Stadt genehmigt, 1881 die d. Amts- und Verhandlungssprache des Magistrats. Freilich findet es der Verfasser selbstverständlich, daß im Jahre 1873 statt des bis dahin üblichen d. Magistratssiegels ein madjarisches eingeführt wird. In den siebziger und achtziger Jahren schreitet die allerdings nur äußerliche Madjarisierung rasch vorwärts. So wird ein madjarisches Staatsgymnasium errichtet, dem bald eine ebenfalls madjarische höhere Töchterschule folgt. Dabei zählte die Stadt noch 1885 unter 9845 Einwohnern 6644, die sich als D. bekennen, ihre wahre Zahl war also sicher viel größer. 1891 verzeichnet der Verfasser mit Behagen das Lob, das die Schulen der Anstalt von der Regierung für eifrige Verbreitung der „Staatssprache" ernten. Im ganzen bietet diese Zeit das traurige Bild immer größerer Entdeutschung. Heute besitzt die Stadt mit mehr als 10000 Einwohnern, von denen weitaus die Mehrzahl D. sind, nach Böhms Angaben nur noch eine d. Knabenschule mit sechs Klassen. Von der großen Volksbewegung der deutschungarischen Volkspartei, die auch in Weißkirchen Boden gefaßt hat, weiß der Verfasser nichts, wie denn überhaupt die Darstellung der letzten Jahre besonders schmerzlich den nationalen Gesichtspunkt vermissen läßt.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Schweiz. La Suisse et la question des langues. Von René Henry. (Zeitschr. f. Schweizer. Statistik, Bern 1907, S. 115—23.)

Enquête en Suisse sur les régions linguistiques allemandes, françaises, italiennes et romanches. Von dems. (Quest. diplom. et colon., Paris 1907, April, Nr. 243, S. 421—31, mit Kartenskz.)

Die Zahl der Franzosen, auf welche alles, was D. heißt, wirkt wie das rote Tuch auf den Stier, ist immer noch groß. Ein Ausfluß solch hochgradiger Aufregung sind die beiden obengenannten Aufsätze. Ihr Verfasser gibt zunächst an der Hand der Untersuchungen Zimmerlis, Zemmrichs und ihrer Genossen eine von geschichtlichen Rückblicken begleitete, im ganzen zutreffende Schilderung der gegenwärtigen Lage der Sprachgrenzen in der Schweiz. Von Unrichtigkeiten, die ihm hierbei unterlaufen, sei nur eine erwähnt; er sagt nämlich, im Prätigau werde schriftd. gesprochen. Tatsächlich bedienen sich die Leute dort im täglichen Verkehr ebenso der Bündner Mundart wie die übrigen deutschsprechenden Graubündener. Seine im allgemeinen unparteiisch gehaltene Schilderung der Sprachgrenze benutzt nun der Verfasser, dem der vermeintliche „d. Drang nach Westen" offenbar schweres Alpdrücken verursacht, zu heftigen Ausfällen sowohl gegen die alld. Bestrebungen, als deren Mittelpunkt er die „D. Erde" bezeichnet, als auch insbesondere gegen den Deutschschweizerischen Sprachverein, den er beschuldigt, bewußt oder unbewußt geschichtlich-sprachliche Rechtsansprüche für die Eroberungssucht des D. Reiches vorzubereiten. Wir Deutschschweizer zucken mitleidig lächelnd die Achseln zu derartigen Blüten gallischer Einbildungskraft. Es denkt bei uns niemand auch nur im Traume daran, die in jahrhundertlangen Kämpfen erworbene und behauptete staatliche und bürgerliche Selbständigkeit, Freiheit und Eigenart aufzugeben. Und auch in der welschen Schweiz gibt es genug Leute, die solchen Hetzereien französischer Heißsporne gegenüber ruhiges Blut bewahren. Immerhin ist es zu bedauern, daß eine so angesehene Zeitschrift wie diejenige für Schweizerische Statistik einem so einseitigen und streitsüchtigen Aufsatz Aufnahme gewährt hat. Wir können uns diese Entgleisung nur dadurch erklären, daß die Schriftleitung in den Händen eines welschen Schweizers liegt, der gegenüber einer so ansprechend geschriebenen Arbeit sich nicht die nötige Unbefangenheit zu wahren vermocht hat.

Im übrigen wird sich der Deutschschweizer. Sprachverein durch derartige Angriffe nicht abhalten lassen, den Sinn seiner Sprach- und Volksgenossen für ihre Muttersprache und die mit ihr zusammenhängenden Güter zu wecken und zu schärfen und einzustehen für das Recht der deutschsprechenden Minderheiten in welschen Kantonen, ihre Sprache und Eigenart zu wahren. René Henry findet es ganz gerecht, daß im Jura die deutschen Schulen unterdrückt werden. Hält

[1]) Nach einer Mitteilung des Belgrader Univ.-Prof. Dr. Radonić an Dr. Milan Savić in Neusatz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er es auch für ehrlich, daß bei der letzten eidgenössischen Volkszählung die Ergebnisse in einigen Gemeinden zugunsten des Welschtums zurecht gestutzt worden sind? Ein neulicher Vorstoß der Italianissimi im Tessin gegen die d. Schulen der Gotthardbahn und die deutschschweizerischen Bahnbeamten im Tessin hat sowohl im Tessiner Kantonsrat als auch in den eidgenössischen gesetzgebenden Räten mit einem vollen Mißerfolg geendet, der Pfeil ist sogar auf den Schützen zurückgeflogen. Wenn die Tessiner Schulen denjenigen der d. Schweiz ebenbürtig wären, hätte die Gotthardbahn sich nie genötigt gesehen, dort unten eigene Schulen für die Kinder ihrer Beamten einzurichten, und aus demselben Grund überwiegt im Tessin die Zahl der deutschschweizerischen Bahnbeamten in so hohem Maße.

Alle die Angriffe und Gewalttaten entspringen der Furcht, und diese ist ein Zeichen der Schwäche. Der Deutschschweizerische Sprachverein kann sich zu diesem Erfolg seiner Tätigkeit nur beglückwünschen, ihre Wirkungen zeigen sich bereits im Verhalten der Gegner.

Basel. Dr. Rudolf Hotz.

Rußland. Der „Volksfreund", ein neuer Volkskalender für die Deutschen an der Wolga für das Jahr 1910. Mit 1 Karte der Wolgakolonien. Saratow, Verlag der Buchdruckerei „Energie".

Was diese Ausgabe von den anderen, zum Teil recht unvollkommenen Kalendern für die d. Kolonien des inneren Rußlands unterscheidet, ist das Bestreben, neben der Beratung der Leser in landwirtschaftlichen, medizinischen und gerichtlichen Fragen, bei kirchlichen Amtshandlungen u. a. noch Material aus der Geschichte der Kolonien zu bieten. So finden wir hier einen kurzen Auszug aus dem zuletzt 1814 erschienenen Buche von Züge „Ch. G. Züges Leben in Rußland" und eine Erzählung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts über die Kirgisenüberfälle auf d. Wolgakolonien. Eine „Chronik der Kolonien" enthält das Verzeichnis der im Psalmenalter (über 80 Jahre) verstorbenen 127 Personen (leider ohne Angabe des Zeitraums, für den das Verzeichnis gilt), Berichte über kirchliche Ereignisse, Personalveränderungen in Kirche und Schule, über Unglücksfälle, Ernte, Auswanderungsbewegung (das letztere ebenfalls ohne Angabe, ob die Daten für das Jahr 1909 gelten, und nicht vollständig). Ein besonderes Verzeichnis sämtlicher Wolgakolonien ergibt folgendes. Die 36 evangelischen Kirchspiele umfassen sechs Städte, wo die D. in der Minderheit sind, sowie eine russische Sloboda (Kosakenstadt) und 139 Kolonien, die zehn mennonitischen Dörfer bilden eine besondere Einheit, die vier katholischen Dekanate umfassen drei Städte mit geringer d. Bevölkerung und 16 Dörfer, besonders sind auch die Ansiedlungen in Sibirien (bei Omsk zehn und bei Akmolinsk zwei Dörfer) angegeben. Für die 165 Dörfer und die Städte ergibt sich die Gesamtbevölkerung von 592749 Seelen, worunter 118662 Katholiken und 1199 Mennoniten sind. In Sibirien beträgt die Zahl der Wolgadeutschen 5804 Seelen. — Bei größerer Sorgfalt in der Ausstattung und der Redaktion des Kalenders könnte er zu einer ernsten wissenschaftlichen Quelle werden. Sehr erwünscht wäre z. B. die Quellenangabe über das statistische Material.

Berlin. Adolf Lane.

Zentralasien. Die Mitarbeit der Brüdermission an der Erforschung Zentralasiens. Von A. H. Francke. (Hefte z. Missionskunde, Nr. 4.) 8°, 31 S. Herrnhut 1909, Missionsbuchhandlung. 25 Pf.

Die Herrnhuter Brüderkirche ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von Sarepta aus in der mongolischen Mission tätig, wobei für die Sprachwissenschaft schöne Resultate erzielt worden sind, die sich besonders an die Namen eines Jäschke (tibetisches Lexikon) und Jakob Schmidt (Herausgeber des mongolischen Geschichtswerkes Gsonang Gsetsen und des Nationalepos Gesser Khan) knüpfen. Durch die seit Beginn des 19. Jahrhunderts stärker in Angriff genommene tibetische Mission ist neben der bekannten früheren Tätigkeit der Jesuiten den Forschungsreisen eines Prschewalski, Dr. Stein und Sven Hedin bedeutend vorgearbeitet worden. Die beiden letzteren haben die Missionsstation der Brüdergemeinde in Leh vielfach als Stützpunkte für ihre Expeditionen benutzt und die Brüder haben bei der Entzifferung und Übertragung der in Tibet und anderen Teilen Zentralasiens auf gefundenen Manuskripte wertvolle Mithilfe geleistet. Dies im einzelnen darzutun, ist der Zweck des vorliegenden Schriftchens.

Leipzig. Dr. Eduard Wagner.

Vereinigte Staaten. History of German Immigration in the United States and Successful German-Americans and Their Descendants. Von Georg v. Skal. Kl.-Fol., 277 S. New York City 1908, F. T. u. J. C. Smiley.

Das von dem Verlag glänzend ausgestattete Werk zerfällt in zwei Teile. In dem ersten behandelt der Verfasser auf 36 Seiten in klarer und übersichtlicher Darstellung die Geschichte der d. Einwanderung in die Vereinigten Staaten und die hervorragende Rolle, die das d. Element bei der Bildung des großen Gemeinwesens gespielt hat. Auf die sehr kurz gehaltene Besprechung der ersten Einwanderung der D. folgen die Abschnitte: „Ein Märtyrer der Freiheit" (Jakob Leisler), „Die D. in Pennsilvanien", „Die D. während der Revolution", „Von der Revolution bis zum Jahre 1848", „Die Achtundvierziger", „Der Bürgerkrieg und die darauffolgenden Jahre", „Von dem d.-französischen Kriege bis zur Gegenwart", „Schluß". Der vorletzte Abschnitt ist besonders interessant. Gerade in den dreißig Jahren von 1871 bis Ende des Jahrhunderts schwoll die d. Einwanderung ungeheuer an. In den Jahren 1871 bis 1873 betrug die Zahl der d. Einwanderer über 400000 und stieg in dem Zeitraum von 1880 bis 1892 auf beinahe zwei Millionen. In jenen Jahren übte das d. Element einen größeren Einfluß auf die Entwicklung des amerikanischen Volkes aus als je zuvor, wie der Verfasser im einzelnen für die verschiedensten Gebiete bürgerlicher Tätigkeit nachweist. Eingehend werden namentlich auch die Verdienste hervorgehoben, die sich die D. um die Pflege der Musik in den Vereinigten Staaten erworben haben. Das Schlußkapitel legt die großen Schwierigkeiten dar, die die D. in Amerika zu überwinden hatten, bevor sie zu Wohlstand und Ansehen gelangen konnten. In einem Anhang wird noch der Prozentsatz des d. Blutes in dem amerikanischen Volke zahlenmäßig festgestellt, und zwar nach den Untersuchungen von Emil Mann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hardt, dem Sekretär der D.-amerikanischen historischen Gesellschaft von Chikago. Auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen nach der Zählung des Jahres 1900 gestützt, kommt der Verfasser zu folgenden Schlüssen (S. 42): Das d. Element bildet jetzt den größten Teil der Bevölkerung der Union, es ist zweimal so groß wie das angelsächsische. Das „teutonische" Element, d. h. D., Skandinavier und Holländer zusammen, bilden 43 Proz. der Bevölkerung, Angelsachsen und „Amerikaner" (der Teil der Bevölkerung, der 1850 so assimiliert war, daß sein Ursprung nicht nachgewiesen werden konnte) dagegen nur 37 v. H. Daraus folgt dann weiter 1. daß die Behauptung, das amerikanische Volk sei vornehmlich ein englisches oder angelsächsisches Volk, in den Tatsachen keine Begründung findet, und 2. daß eine Einwanderung von mindestens 40 Mill. von Nichtgermanen stattfinden müßte, um das Übergewicht des germanischen Elements in den Vereinigten Staaten aufzuheben. — Der zweite und umfangreichere Teil des Buches bringt Lebensbilder angesehener D.-Amerikaner und ihrer Nachkommen im 19. Jahrhundert (im ganzen 169) mit beigefügten lebensvollen Porträts, Lebensbeschreibungen von d. Kaufleuten, die am zahlreichsten vertreten sind, Bankiers, Juristen, Manufakturisten, Gewerbetreibenden (unter diesen besonders viele Brauer), Ärzten, Ingenieuren, Schriftstellern, Künstlern usw. Sie alle zeugen von der zähen Tatkraft und Ausdauer und, nicht zuletzt, der hervorragenden Befähigung unserer d. Landsleute, sich in dem großen amerikanischen Gemeinwesen eine geachtete Stellung zu erringen.

Bremen. Prof. Dr. Rudolf Blume.

Vereinigte Staaten. The Life of Francis Daniel Pastorius, the founder of Germantown. Von Marion Dexter Learned. 8°, X u. 524 S. mit Abb. u. Taf. Philadelphia 1908, William J. Campbell.

Franz Daniel Pastorius (1651—1719) ist der berühmteste unter den d. Pilgervätern in Nordamerika. Geboren zu Sommerhausen in Franken, studierte er in Altdorf, Straßburg, Basel und Jena die Rechtswissenschaft, unternahm dann zu seiner weiteren Ausbildung die sogen. „große Kavaliertour" durch das westliche Europa und ließ sich darauf in Frankfurt a. M. nieder. Hier trat er den Kreisen jener von Philipp Jakob Spener beeinflußten Pietisten und Sektierer näher, die auf Anregung des Quäkers William Penn eine Auswanderung nach dessen Kolonie Pennsilvanien planten, um den religiösen Bedrückungen in Deutschland zu entgehen. Als Bevollmächtigter einer kapitalkräftigen Pietistengesellschaft begab er sich 1683 nach Philadelphia und ließ sich in der Nähe dieser Stadt einen größeren Grundbesitz anweisen, auf dem er die Niederlassung Germantown begründete, die sich bald mit d. Siedlern bevölkerte. Unter diesen entfaltete er bis zu seinem Tode eine sehr vielseitige und segensreiche gemeinnützige Tätigkeit. Sein Leben und Wirken ist schon früher wiederholt geschildert worden. Die vorliegende Biographie aber übertrifft alle älteren an Wert und Umfang. Sie beruht auf langjährigen und gründlichen Studien. Der Verfasser hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um alle d. und amerikanischen Orte, an denen sich Pastorius längere Zeit aufgehalten hat, zu besuchen und die dort befindlichen Archive und Bibliotheken nach Dokumenten über seinen Helden zu durchforschen. Auf diese Weise hat er ein reiches und zuverlässiges Quellenmaterial gewonnen. In der Vorführung dieser Originalquellen liegt die Hauptbedeutung seines Buches. Daneben ist auch die reiche Ausstattung mit trefflichen, durchgängig nach Photographien hergestellten Abbildungen hervorzuheben. Die Ortschaften und Häuser, in denen Pastorius gewohnt hat, die Titel seiner gedruckten und handschriftlichen Werke sowie zahlreiche Schriftproben werden in tadelloser Reproduktion vorgeführt. Nur sein Bildnis war leider nicht zu ermitteln. Von Wichtigkeit ist auch eine genealogische Untersuchung über seine Vorfahren und seine noch heute in Amerika lebenden Nachkommen sowie eine vollständige Liste seiner hinterlassenen Druckschriften und Manuskripte, von denen sich die meisten im Besitz der Historischen Gesellschaft von Pennsylvanien befinden.

Dresden. Dr. Viktor Hantzsch.

Pennsilvanien. General Peter Mühlenberg. Von C. F. Huch. (Mitt. des D. Pionier-Vereins von Philadelphia 1906, 2. Heft.)

Wie die im vorliegenden Hefte enthaltene Liste von Vorträgen beweist, die in den Jahren 1881—94 im D. Pionierverein zu Philadelphia gehalten wurden, macht sich der Verein die Pflege und Förderung des Deutschtums in dieser Stadt zur Aufgabe, und zwar vornehmlich auch durch die Veranstaltung von Vorträgen und die Veröffentlichung von Aufsätzen zur Geschichte der D. in den Vereinigten Staaten. In dieser Liste kehrt unter den Namen der Vortragenden besonders der des verdienten Dr. Oswald Seidensticker häufig wieder, der auch unter den Gründern des Vereins an erster Stelle genannt wird. Im zweiten Hefte der Mitteilungen des Jahres 1906 entwirft C. F. Huch ein fesselndes Lebensbild des Generals Peter Mühlenberg, der in dem Unabhängigkeitskampfe eine bedeutende Rolle spielte. In Trappe, Pa., 1746 als ältester Sohn Heinrich Melchior Mühlenbergs, des „Patriarchen" der lutherischen Kirche in Amerika, geboren, wurde er 1763 mit seinen beiden jüngeren Brüdern zur weiteren Ausbildung nach Deutschland geschickt. Nach Dr. W. Germanns „Jugendleben des Generals P. M." wird nun ausführlich dargestellt, welche Enttäuschungen er in Deutschland erfuhr. Um wieder nach Amerika zurückzugelangen, trat er als Freiwilliger in ein englisches Regiment ein, schlug aber in der Heimat die geistliche Laufbahn ein und wurde schließlich Prediger der Gemeinde zu Woodstock in Virginien. 1776 gab er diese Stellung auf, bildete ein Regiment aus Freiwilligen und nahm nun einen überaus tätigen Anteil am Kriege. Er zeichnete sich besonders in den Schlachten am Brandywine und bei Germantown und bei der Erstürmung von Yorktown aus und brachte es bis zum Generalmajor. Nach dem Kriege bekleidete M. verschiedene öffentliche Ämter, saß auch mehreremal im Kongresse, und zwar stets als entschiedener Anhänger der demokratischen Partei. Achtmal, zuletzt 1802—07, erwählte ihn die D. Gesellschaft von Pennsilvanien zu ihrem Präsidenten. Er starb hochangesehen am 1. Okt. 1807.

Bremen. Prof. Dr. Rudolf Blume.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Deutsches Reich.

Schleswig-Holstein.

Deutschen Vereins, Jahresbericht 1909 des ~ für das nördliche Schleswig. (Nordmark 1910, Nr. 1, S. 4—12.)

Hansen: Entstehung und Entwicklung einer dänischen Partei in Nordschleswig zwischen 1856 und 1848. (Ebenda Nr. 1 f.)

Hanssen, G.: Die Nationalitäts- und Sprachverhältnisse des Herzogtums Schleswig bis 1864. (SA.: Itzehoer Nachrichten.) 8°, 24 S. (Auch: Nordmark 1909, Nr. 2—4.)

Jensen, Chr.: Nordfriesland und das Sprachgebiet der Nordfriesen. (Himmel und Erde XXII, 1910, S. 213—24.)

Lorenzen, A.: Kulturarbeit in Nordschleswig. 8°, 21 S. Hadersleben, W. L. Schütze. 40 Pf.

Michelsen, E.: Ist Friesisch Deutsch? (SA.: Veröffentl. d. Nordfries. Ver. f. Heimatkunde 1909/10.) 8°, 9 S.

Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe, Bericht über die 6. Jahresversammlung des ~. 8°, 19 S.

Nordwestdeutschland.

Noblischke, J.: Randglossen zur neuesten „Wendenfrage". (SA.: Zeitschr. d. Histor. Ver. f. Niedersachsen 1909, H. 4, S. 398—408.) 8°, 11 S.

Langewiesche, F.: Germanische Siedlungen im nordwestl. Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Bericht des Ptolemäus. (Jahresber. d. Realprogymn. Bünde 1909/10.) 4°, 11 S.†.

Peßler, W.: Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im Hamburger Amte Ritzebüttel. 4°, 107 S.*†. [Hamburg, Gräfe u. Sillem.]

—: Richtlinien zu einem Volkstums-Atlas von Niedersachsen. Ein ethno-geogr. Programm. (SA.: Hannoversche Gesch.-Bl.) 8°, 14 S.

Sachsen und Thüringen.

Aue, R.: Zur Entstehung der altmärkischen Städte. 8°, 73 S.†. Diss. Greifswald 1910.

Volle, M.: Beiträge zur Siedlungskunde des Havelwinkels I. (Archiv f. Landes- u. Volkskunde d. Prov. Sachsen XIX, 1909, S. 1—71†.)

Bruhns: Geographische Studien über die Waldhufensiedlungen in Sachsen. (Globus XCV, Nr. 13 u. 14.)

Götze, A., P. **Höfer** u. P. **Zschiesche:** Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Gr.-8°, V, XXXI u. 466 S.*†. Würzburg, Kabitsch. 20 M.

Größler, H.: Über einige Ortsnamenerklärungen in Weyhes Landeskunde des Herzogtums Anhalt. (Ebenda S. 90—100.)

Kötzschke, R.: Staat und Kultur im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation. (Aus Sachsens Vergangenheit, 1. H.). 8°, VI u. 85 S. Leipzig 1910, Joh. Wörner. 80 Pf.

Preußische Ostmarken.

Arnold, C. F.: Zur Geschichte und Literatur der Schwenckfelder. (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens XLIII, 1909.)

Bär, M.: Westpreußen unter Friedrich dem Großen. I. Darstellung, II. Quellen. Gr.-8°, X u. 624, VI u. 778 S. Leipzig, S. Hirzel. 33 M.

Cardinal v. Widdern: Die Unterwerfung Oberschlesiens durch die Posener Polen. 8°, 61 S. Berlin, W. Ißleib.

Chrząszcz, J.: Kirchengeschichte Schlesiens. 8°, 287 S. Breslau 1908, Aderholz.

Dietert-Dembowski, F.: Reisebilder aus dem Deutschen Osten. Ein Heimat- und Wanderbuch. 8°, 128 S.*. Danzig-Zoppot, Deutscher Heimatverlag.

Gulgowski, J., Das Bauernhaus in der Kaschubei. (Mitt. d. Ver. f. kaschub. Volkskunde, Heft 2, 3 u. 5.)

Maire, S.: Die ersten Schweizerkolonien in Litauen. (Altpreuß. Monatsschr. XLVI, Heft 3.)

Nitsch, K.: Reichte das Kaschubische einst weiter nach Süden? (Mitt. d. Ver. f. kaschub. Volkskunde I, Heft 5, S. 191—94.)

Süddeutschland.

Claus, H.: Österreichische und salzburgische Emigranten in der Grafschaft Ottingen. 8°, IV u. 84 S. 1.20 M.

Eccard: Die französische Sprache im Elsaß. 8°, 24 S. Straßburg i. E., Verlag der Ill. Elsässischen Rundschau. 1 M.

Grube, K.: Vordeutsche Ortsnamen im südlichen Bayern. (SA.: Philol. u. volkskundl. Arbeiten zum 60. Geburtstag Prof. Vollmöllers.) 8°, 75 S. Erlangen, Junge u. Sohn.

Nußige, C.: Das alemannische Haus im Rheintal, der Bodenseegegend und dem Bregenzer Wald. (Alemannia, Dritte Folge, Bd. I, H. 2/3.)

Wittich, W.: Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß. 8°, 19 S. Straßburg i. E., Verlag der Ill. Elsässischen Rundschau. 1 M.

Russisches Reich.

Ostseeprovinzen.

Agthe, A.: Ursprung und Lage der Landarbeiter in Livland. (Erg.-Heft XXIX d. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft.) XII u. 158 S. Tübingen 1909. 4 M.

Baltischen Historiker-Tages, Arbeiten des ersten ~ zu Riga 1908. 8°, XXX u. 322 S. [Riga 1909, Löffler.] 7 M.

Baltisches Jahrbuch VI, 1910. 8°, 251 S. Riga, Kler. Grosset (J. Deutsch).

Bielenstein, W.: Richtlinien zur Ausarbeitung von Orts- und Flurnamenverzeichnissen in den Ostseeprovinzen. (Arbeiten d. 1. Balt. Historikertages zu Riga 1908.) [Riga 1909, Löffler.]

Blum, K.: Auszug aus der Baltischen Geschichte. (3. Jahresber. d. Landesgymn. Goldingen 1908/09.) 4°, IV u. 41 S.

Bruiningk, H. v.: Über Archivalien zur Erforschung livländischer Ortsnamen. (Arbeiten d. 1. Balt. Historikertages zu Riga 1908.) [Riga 1909, Löffler.]

Bulmerincq, A. v.: Kämmereiregister der Stadt Riga 1348—61 und 1405—74. Hg. von der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde d. Ostseeprov. Rußlands. 1. Gr.-8°, 336 S. Leipzig 1909, Duncker u. Humblot. 13 M.

Dehio, G.: Reval einst und jetzt. Ein Heimatbuch. 8°, VIII u. 130 S.*. Reval, Franz Kluge. 2.50 M.

Deutschen Vereine, Kalender der ~ in Liv-, Est- und Kurland auf das Jahr 1910. IV. 4°, 136 u. 56 S. Riga, Jonck u. Poliewsky. 1 M.

Estland. Bericht des Vorstandes über das 4. Geschäftsjahr des Deutschen Vereins in ~ 1908/09. 8°, 75 S.*.

Feuereisen, K.: Livländische Geschichtsliteratur 1906. Hg. von der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde d. Ostseeprov. Rußlands. 8°, IV u. 74 S. Riga, Kymmel.

Fölkersahm, Hamilkar Baron ~. (Kalender d. Deutschen Vereins 1910, S. 59 f.)

Führer durch die Städte der baltischen Ostseeprovinzen. (Baltisches Jahrbuch 1910, S. 89—251.)

Hillner, G.: Bischof Carl Christian Ulmann. Ein Gedenkblatt zur 50jähr. Jubelfeier der Unterstützungskasse für evang.-luther. Gemeinden in Rußland. 8°, 32 S.*. Riga, Jonck u. Poliewsky. 10 Kop.

Löwis of Menar, A. v., u. F. **Bienemann:** Führer durch die Livländische Schweiz sowie Wenden und Wolmar usw. 2. Aufl. 8°, 111 S.*†. Riga 1909, Jonck u. Poliewsky.

Mettig, C.: Illustr. Führer durch Riga mit Umgebung und Runö. 7. Aufl. 8°, 165 S. Riga 1909, Jonck u. Poliewsky.

Schlüter, W.: Über die Sammlung und Herausgabe eines baltischen Ortsnamenbuches. (Arbeiten d. 1. Balt. Historikertages zu Riga 1908.) [Riga 1909, Löffler.]

—: Zwei Bruchstücke einer mitteldeutschen Fassung des Wisbyschen Stadtrechtes aus dem 13. Jahrhundert. (Mitt. aus der livländ. Gesch. XVIII, Heft 2, S. 487—553.)

Schmidt: Zur Erinnerung an den Akademiker Friedrich ~. (Kalender d. Deutschen Vereins 1910, S. 59 f.)

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1908. 8°, 144 S.*. Riga 1909.

Volck, A.: Leben und Wirken eines deutschen Professors in Dorpat. (Der alte Glaube XI, Nr. 6, 7 u. 8.)

Worms, G.: Über deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen. (Arbeiten d. 1. Balt. Historikertages zu Riga 1908.) [Riga 1909, Löffler.]

Übriges Rußland.

Die Evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung, hg. vom Zentralkomitee d. Unterstützungskasse f. evang.-luth. Gem. in Rußland. I. Der St. Petersburgische und der Moskowische Konsistorialbezirk. Lex.-8°, 628 S. [Leipzig, Dörffling u. Franke.] 10 M.

Epp, D.: Johann Cornies [geb. 1789 in Burwalde, Westpr., gest. 1848 in Ohrloff in der Molotschnaer Mennonitenkolonie]. Züge aus seinem Leben und Wirken. 8°, 224 S.*. Jekaterinoslaw 1909. Verlag des „Botschafter".

Gernet, A. v.: Geschichte der allerhöchst bestätigten Unterstützungskasse für Evang.-luther. Gemeinden in Rußland. Gr.-8°, 457 S. [Leipzig, Dörffling u. Franke.] 5 M.

Henry, R.: Les Allemands dans le royaume de Pologne. [Quest. diplomat. et colon. XIII, 1909, S. 178—84.) [Nach dem gleichnamigen Buche von de Gorski.]

Kommunistische Gründung. Eine deutsche ~ des 18. Jahrh. in Rußland. (Monatsbl. f. d. Deutschen i. Rußland I, H. 1, S. 20—25.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn

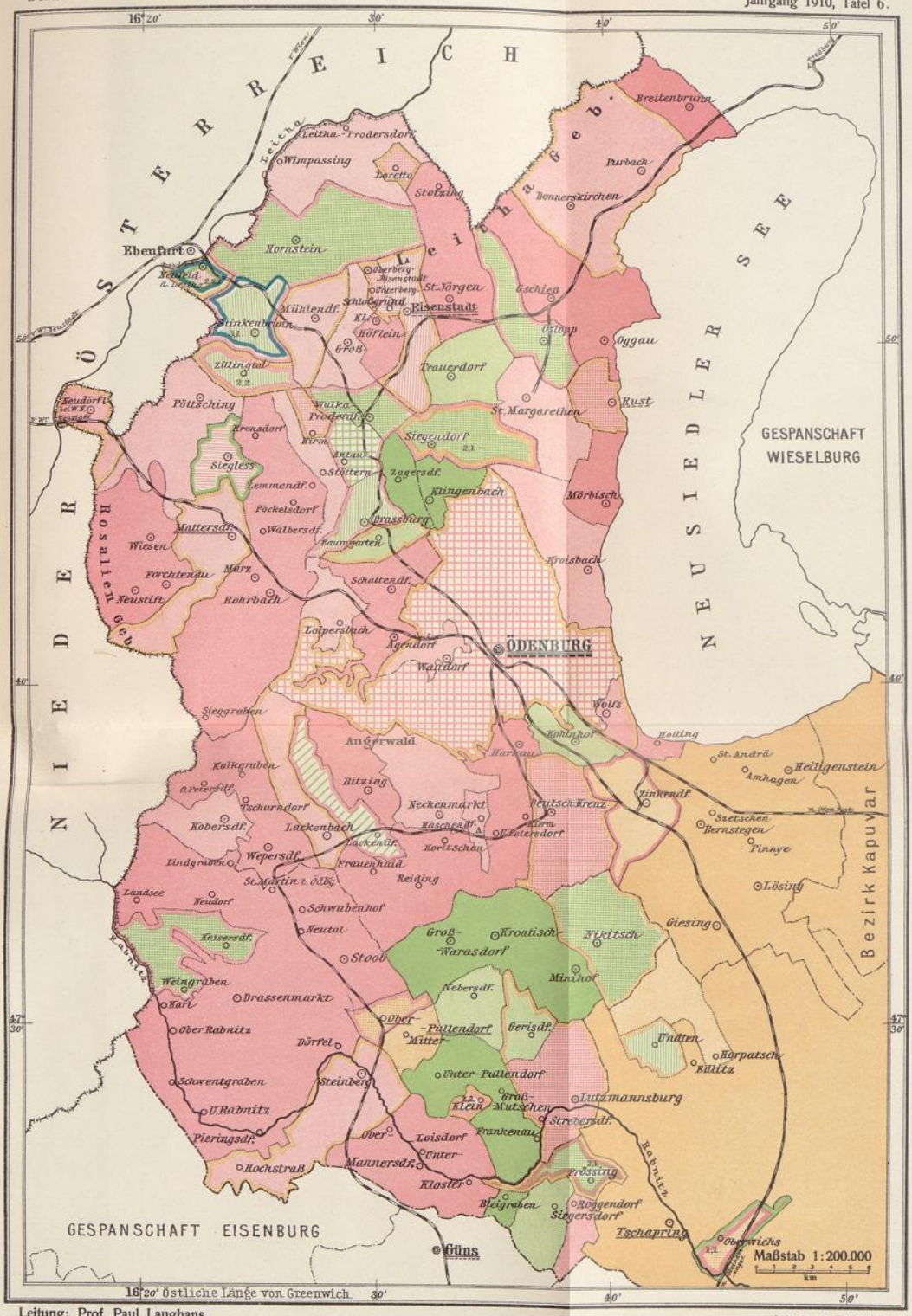
Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900

Blatt I: Gespanschaft Oedenburg

Entworfen von **Dr. Richard Pfaundler**

Deutsche Erde IX

Jahrgang 1910, Tafel 6.



Leitung: Prof. Paul Langhans

Autogr. von R. Schleifer

ZEICHEN-ERKLÄRUNG:

Landes-, Gespanschafts- und Bezirks-Gemeinde- } Grenze
(nur zwischen national verschiedenen Gemeinden)

Eisenbahn

Gemeinden mit { weniger als 1000 / 1000—5000 / 5000—10000 / über 10000 } Einw.

Die Amtssitze der Gespanschaftsbehörden sind doppelt, jene der Bezirksbehörden einfach, die Städte mit Munizipalrecht stark punktiert, die Städte mit geordnetem Magistrat leicht punktiert unterstrichen.

Gemeinden mit

deutscher	absoluter oder relativer Mehrheit	rot	
madjarischer		gelb	
kroatischer		grün	
slowakischer		blau	in der Gespanschaft Preßburg
slowenischer			in der Gespanschaft Eisenburg

Die Minderheiten über 5 v. H. sind durch Umrahmung der Gemeinde in der betreffenden Farbe dargestellt, wobei die Rahmen von außen an die größte, zweite und kleinste Minderheit bedeuten. Die Stärke der Minderheiten in drei- und mehrsprachigen Gemeinden ist durch beigesetzte Ziffern in der Reihenfolge der Rahmen angedeutet (1:5—9,99 v. H., 2:10—19,99 v. H., 3:20—29,99 v. H., 4:30—39,99 v. H.).

»Z« bezw. »A« bedeutet, daß eine Minderheit von Zigeunern bezw. Anderen gebildet wird.

Mischungsstufen

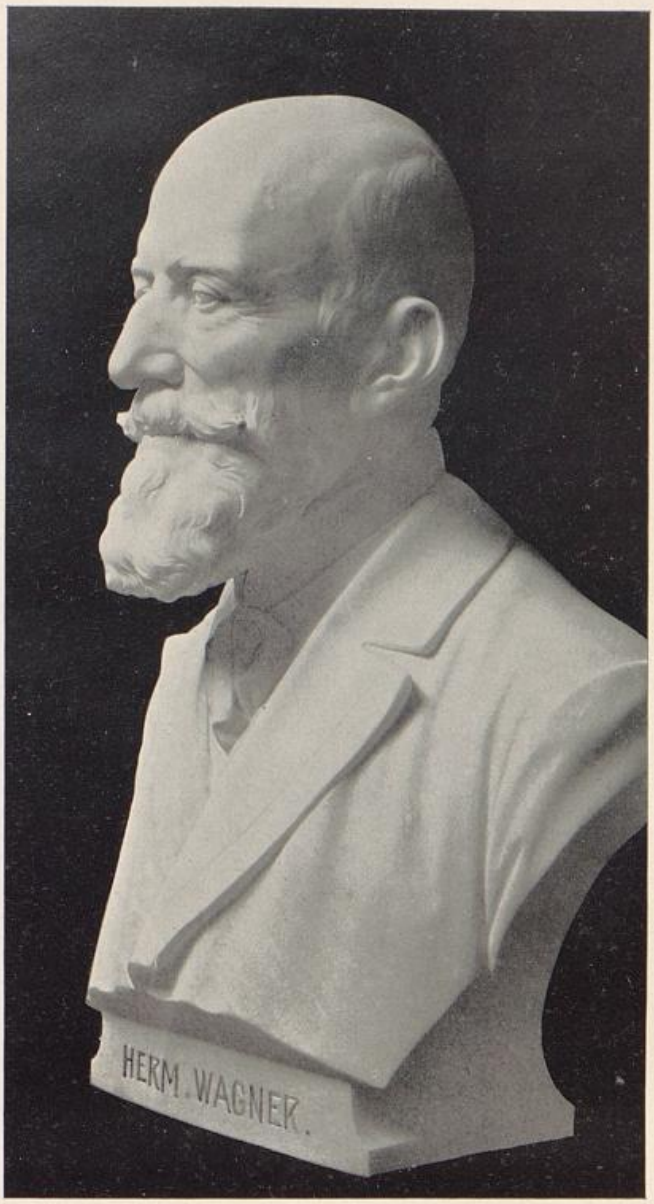
	100—95
	94,99—90
	89,99—80
	79,99—70
	69,99—60
	59,99—50
	49,99—40
	39,99—30

v. H.

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Hermann Wagner,
dem Mitherausgeber der „Deutschen Erde“
zum 70. Geburtstag

Nach der Büste von Adolph v. Donndorf im Ruhmessaal der Kgl. Universitätsbibliothek zu Göttingen

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dietrich Schäfer.

Es war im Herbst 1878. Als junger Student hatte ich die Hochschule in Jena bezogen und stand nun schüchtern und schwankend vor all der Wissenschaft, die auf mich eindrang, ungewiß, welcher Disziplin ich mich in Sonderheit zuwenden sollte; Germanistik und Rechtswissenschaft, Altertumskunde und theologische Vorlesungen, alles wurde belegt und mehr oder minder gehört. Da ist es die Persönlichkeit Dietrich Schäfers gewesen, die meinen Studien eine feste Richtung gab. Ein junger Professor, jünger noch an Aussehen als an Jahren — er zählte damals 33 —, am jüngsten in der Frische seines Wesens, in der Begeisterung, mit der er seinen Stoff erfaßte und von ihm gefaßt wurde. Hochragend und starkknochig, das blaue Auge gütig und leuchtend, lebhaft in Geste und Minenspiel, so stand er vor uns in freiem Vortrag, überzeugend und fortreißend. Kein weltabgewandter Gelehrter trat uns entgegen, sondern ein lebensfroher Mann, der den Wert seiner Wissenschaft nicht nur im abstrakten Studium sah, sondern vor allem im Zusammenhang mit dem politischen Leben der Gegenwart, für deren Verständnis ihm die Kenntnis der staatlichen Entwicklung unabweisbar erschien. — Ein Mann von staunenswertem Wissen, das vor allen Dingen auch das weite Gebiet der Erdkunde in seltener Weise umfaßte, gleich gerüstet für die Fragen des Altertums — er las noch immer zu eigener Erholung den Herodot —, des Mittelalters und der neueren Zeit. —

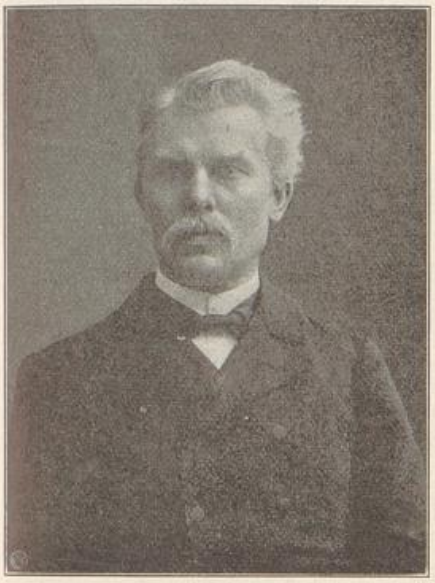


Abb. 11.

Nicht lange währte es, da wurde mir auch der Zutritt zu seinem Seminar gewährt. Das waren keine saalartigen, bücherbeladenen Räume, wie sie heute fast unentbehrlich erscheinen, nein, er lud uns in die Studierstube seiner behaglichen Wohnung oben am Kasernenberge. Aber mit welchem Geschick verstand er es hier, uns einzuführen in die wissenschaftlichen Grundlagen historischen Studiums, mit welcher Feinheit enthüllte er dem erstaunten Blick seiner jungen Schüler, daß die Geschichte, wie sie uns die Schule geboten, nicht ein an sich Gegebenes, sondern das Resultat kritischer Forschung und vorsichtig abgewogener Wahrscheinlichkeitsschlüsse sei. Und als der Sommer in das Land kam, da zog er mit uns hinaus in die Thüringer Berge, genießend und lehrend. Das Thüringer Bauernhaus, an dem wir bis dahin gedankenlos vorübergegangen waren, ist uns damals zum erstenmal in seiner Eigenart erschienen und die ersten Samenkörner der Kunstgeschichte, die streute uns Schäfer, als er an den Kloster-ruinen von Thalbürgel oder Paulinzella den Typus mittelalterlichen Kirchenbaues erklärte. Die kleine Thüringer Universität hat ihren hervorragenden Lehrer nicht lange zu halten vermocht. Bald hat ihn eine glänzende Laufbahn nach Breslau, Tübingen, Heidelberg geführt und heute spricht er vom Lehrstuhle Leopold Rankes zu einer Zuhörerschaft, die wohl etwas zahlreicher sein mag, als sie die Universität Jena mit ihren 700 Studenten damals zu stellen vermochte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dietrich Schäfer ist ein Sohn der Hansestadt Bremen und Zeit seines Lebens, ist er ein Hanseat geblieben. Sein gesamtes Wirken ist durchdrungen von den ersten Eindrücken der Jugendzeit, die ihm Handel und Seefahrt seiner deutschen Heimat ein- und aufgeprägt haben. Schon die ersten Arbeiten sind der Geschichte der nordischen Küstenländer gewidmet, und die Beschäftigung, die er bei Herausgabe der Hansarezesse bereits vor seiner Jenaer Professur fand, hat ihn unauflöslich mit dem Hansischen Geschichtsverein verbunden. Tief und nachdrücklich hat er hier die Spuren seines Wirkens in zahlreichen größeren und kleineren Arbeiten der Hansischen Geschichtsblätter, in Monographien und Quellenpublikationen zurückgelassen, und heute ist seine Stellung dort so dominierend, daß wir in ihm wohl die eigentliche Seele dieses hochangesehenen Vereins erblicken dürfen. Immer weiter hat er dessen Ziele gesteckt und an die Geschichte der deutschen Hansa bald die des deutschen Seewesens und der deutschen Seegeltung unmittelbar angeknüpft.

Aber so sehr auch Schäfers Arbeiten mit der Geschichte der Hansestädte verknüpft sind, er ist doch nicht einseitig darin aufgegangen. Wie es dort die Bodenständigkeit seines Wesens war, die ihn an die Vergangenheit der alten Heimat fesselte, so hat seine anregende und bewegliche Art es auch erreicht, überall da befruchtend zu wirken, wo ihn die berufliche Stellung hingeführt hat. Wie er von Heidelberg aus lebhaften Anteil an den Arbeiten der badischen historischen Kommission genommen hat, so ist besonders in Württemberg seine Tätigkeit in den landesgeschichtlichen Vereinen unvergessen: drei Bände der großen Quellenpublikationen tragen seinen Namen neben dem des Bearbeiters.

Vor allem hat ihn aber seine persönliche Kenntnis fast aller Teile des deutschen Vaterlandes und der Sinn für das Gegenständliche befähigt, einem hervorragenden Werke auf dem Gebiete deutscher Kultur- und Architekturgeschichte, dem vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine herausgegebenen großen Atlas „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten" die historisch-geographische Einleitung zu schreiben.

Vor zwei Jahren hat uns nun Schäfer das reifste Werk seines Lebens „Die Weltgeschichte der Neuzeit" geschenkt. Es ist hier nicht der Platz, auf den Inhalt dieses Meisterwerkes einzugehen. Aber wenn man den Mut bewundert, daß ein Mann in unserer Zeit des Spezialistentums und der Sammelwerke es unternommen hat, an eine solche Riesenaufgabe allein heranzugehen, so muß auf der anderen Seite gesagt werden, daß diese Tat einmal in der geradezu staunenswerten Beherrschung des Materials ihre Rechtfertigung findet, dann aber in der Überzeugung, daß das schönste und höchste Ziel, das sich ein Historiker setzen kann und soll, in der Einheitlichkeit einer Gesamtauffassung geschichtlichen Werdens zu suchen ist. Denn das steht für Schäfer nicht minder fest: Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Gegenwart, nicht etwa in der Weise, daß sie in bestimmter Tendenz geschrieben sein soll, sondern durch die Tatsache, daß eine klare Erkenntnis der geistigen und politischen Strömungen und Entwicklungen nur das Ergebnis eindringenden Studiums des Werdens einer Nation und ihrer Beziehungen zu den übrigen Kulturvölkern sein kann. Die weitere Konsequenz ist aber auch, daß der Historiker nun nicht weltabgewandt sein Wissen und sein Meinen lediglich in Werken vergraben soll, die durch ihre Art nur den Fachgelehrten verständlich werden, sondern mit seiner geklärten und gefesteten Wertung der politischen Dinge sich in den Dienst der Gegenwart zu stellen hat.

Von dieser Auffassung geleitet, hat Schäfer sein großes Werk bis in die neueste Zeit fortgeführt und damit einen gewichtigen Beitrag zur Entwicklung eines stärkeren nationalen Lebens geleistet. Ja, er hat noch mehr getan. In der Überzeugung, daß der Wettbewerb der großen Nationen heute in dem friedlichen, aber wenn es sein muß auch blutigen Kampfe um Seegeltung beruht, hat er es nicht abgelehnt, selbst mit an die Spitze der Flottenvereinsbewegung und der Kolonialbestrebungen zu treten.

So steht er heute vor uns: ein leuchtendes Vorbild für alle, die in der historischen Wissenschaft mehr sehen als Sammelfleiß und antiquarisches Museumsinteresse, ein ganzer deutscher Mann, dessen Wissen und dessen Tat vor allem einem dienen soll: dem deutschen Vaterlande.

Geh. Regierungsrat Dr. Georg Wolfram-Straßburg i. E.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von
Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten.)

(Fortsetzung.[1])

Die Untersuchung dieser Frage fällt eigentlich nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes und würde zweckmäßiger auch gleich für das ganze Königreich Ungarn durchgeführt. Hier sollen darum nur einige Andeutungen über die möglichen Ursachen des Vordringens der Madjaren gegeben werden.

Die Gründe, welche die Ausbreitung einer Nation auf Kosten des Nachbarvolkes bewirken können, sind im wesentlichen dreifacher Natur: Sie können zunächst in der natürlichen Bevölkerungsbewegung zu suchen sein, in dem Verhältnis der Geburten und Sterbefälle bei den einzelnen Nationalitäten und dem sich daraus ergebenden Geburtenüberschusse. Ein dauernd höherer Geburtenüberschuß muß naturgemäß jeder Nation einen starken Vorsprung sichern, wenn nicht irgendwelche Hemmnisse seine günstige Wirkung wieder aufheben.

Ein zweiter Grund für nationale Verschiebungen kann sich aus Richtung und Stärke der Wanderbewegung ergeben, und zwar sowohl der Binnenwanderung, als auch der überseeischen Auswanderung oder Rückwanderung.

Endlich wären noch gewisse äußere Einflüsse zu nennen, welche sich in der Zuerkennung einer bevorzugten Stellung an eine Sprache durch Staat oder Kirche, in der Verwaltung und Rechtsprechung, im Verkehr, in der Seelsorge, vor allem aber im Schulwesen zeigen.

Das Wirken dieser drei Ursachen in der Gespanschaft Ödenburg soll kurz berührt werden.

Da die ungarische Statistik die Angaben über die Bevölkerungsbewegung nach Nationalitäten im allgemeinen nur für Gespanschaften und Städte mit Munizipalrecht veröffentlicht, so muß ein Eingehen auf kleinere Gebiete unterbleiben. Selbstverständlich darf auch nicht nur ein Jahr zum Vergleich herangezogen werden, da die Ergebnisse, so ähnlich sie sich auch für größere Zeiträume sind, doch von Jahr zu Jahr bedeutenden Schwankungen unterliegen. Auch eignen sich Städte (Ödenburg) wenig zu solchen Untersuchungen, da hier das wahre Bild durch die in den Gebäranstalten und Krankenhäusern erfolgenden Geburten und Sterbefälle vollkommen verschoben wird. Leider ist es auch nicht möglich, vergleichbare Angaben für eine größere Reihe von Jahren des der letzten Volkszählung vorausgehenden Jahrzehntes zusammenzustellen, da solche nur für einzelne Jahre vorliegen[2]), doch sind, wie erwähnt, die Veränderungen in aufeinanderfolgenden Jahresreihen im Durchschnitt nicht zu bedeutend und vor allem bei allen Nationalitäten ziemlich die gleichen — Geburten- und Sterbeziffer sinken, letztere in stärkerem Maße. Man kann darum ganz gut auch die Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung in den ersten Jahren nach der Volkszählung mit dieser in Verbindung bringen.

Die folgende Tabelle bezieht sich auf die Jahre 1900—05 und zeigt den sechsjährigen Durchschnitt der Geburten[3]), Sterbefälle und des Geburtenüberschusses bei den drei Nationalitäten der Gespanschaft Ödenburg. Die Neugeborenen werden nach der Muttersprache der Mutter eingereiht, was schon an und für sich richtig ist; überdies ist aber die Zahl der national gemischten Ehen in der Gespanschaft (ohne die Stadt Ödenburg) klein und beträgt nur ein Zwanzigstel aller Ehen.

Gespanschaft Ödenburg (ohne Stadt Ödenburg).

Durchschnitt 1900/1905	Geburten				Sterbefälle				Geburtenüberschuß			
	deutsche	madjar.	kroat.	andere	deutsche	madjar.	kroat.	andere	deutscher	madjar.	kroat.	anderer
absolut	3426	4621	1156	56	2235	3083	763	34	1191	1538	393	22
vom Hundert	37,0	49,9	12,5		36,5	50,3	12,4		37,9	48,9	12,5	
Gesamtbevölkerung v. H.	37,1	49,9	12,3		37,1	49,9	12,3		37,1	49,9	12,3	

[1]) Den Anfang s. Heft 1, S. 14—18; Heft 2, S. 35—46.
[2]) Für 1890—93 noch auf Grund der kirchlichen Matrikelführung, ferner für 1897.
[3]) Natürlich nur Lebendgeburten; die Totgeburten bleiben als „durchlaufender Posten" außer Betracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dieser Übersicht ergibt sich wie ja bei der Blutmischung kaum anders zu erwarten ist, daß der Anteil der einzelnen Nationalitäten an Geburten und Sterbefällen und damit auch am Geburtenüberschusse fast genau ihrer Stellung in der Gesamtbevölkerung entspricht. Es ist also von der natürlichen Bevölkerungsbewegung keine wie immer geartete Verschiebung in der Verteilung der Nationalitäten, insbesondere keine Stärkung des Madjarentums, zu erwarten.

In der Stadt Ödenburg beträgt der in gleicher Weise berechnete Anteil der Deutschen an den Geburten und Sterbefällen 64,7 und 67,5 v. H., am Geburtenüberschuß 58,2 v. H., gegenüber einem Anteil von 53,6 v. H. an der Gesamtbevölkerung; bei den Madjaren 30,8 bzw. 27,5 v. H., am Geburtenüberschuß 36,5 v. H., also bedeutend weniger als dem madjarischen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 40,4 v. H. entspräche. Wegen des oben erwähnten Umstandes sollen daraus jedoch keinerlei Folgerungen gezogen werden.

In der Wanderbewegung spielt die Gespanschaft Ödenburg eine passive Rolle: sie ist ein Abwanderungsland, das viel mehr Menschen an das übrige Ungarn, an Österreich und das Ausland abgibt, als aus diesen Ländern in die Gespanschaft einwandern. Ein starker Strom von Abwandernden ergießt sich in die angrenzenden, größtenteils in der Ebene gelegenen ungarischen Gespanschaften Wieselburg, Eisenburg, Raab, Komorn usw. und nach Ofenpest, ein noch viel größerer aber über die Landesgrenze in die benachbarten österreichischen Kronländer, vor allem in die Reichshauptstadt und ihre Umgebung. Die hochentwickelte Industrie dieser Landesteile bietet allen Arbeitsuchenden vielfache Verdienstmöglichkeiten, ohne daß sie sich in einem Lande als Fremde fühlen müßten, mit dem sie — trotz der im Jahre 1867 an der Leitha aufgerichteten staatsrechtlichen Grenze — das enge Band einer vielhundertjährigen gemeinsamen Geschichte, die Anhänglichkeit an das gemeinsame Herrscherhaus und in der Regel wohl auch die Gemeinsamkeit der Muttersprache verbindet.

Zu diesen beiden Zweigen der Binnenwanderung kommt in neuester Zeit noch die überseeische Auswanderung nach Amerika in Betracht, welche aber bezeichnenderweise ganz vorwiegend unter der madjarischen Bevölkerung der Gespanschaft rasch an Ausbreitung gewinnt, der eben ein so naher wirtschaftlicher und nationaler Mittelpunkt fehlt, wie ihn Wien und Umgebung für die deutschen Grenzgebiete bildet.

Diesen drei Auswandererströmen steht eine viel schwächere Einwanderung in die Gespanschaft gegenüber. Sie ist aus dem übrigen Ungarn nur halb so stark, wie die Abwanderung dorthin, die Zahl der in der Gespanschaft lebenden Österreicher beträgt gerade ein Siebentel der in Österreich lebenden Ungarn aus der Gespanschaft Ödenburg und die Rückwanderung aus überseeischen Ländern bleibt sehr weit hinter der Auswanderung zurück.

Die Volkszählungen zeigen in der Gliederung der Bevölkerung nach dem Geburtsort oder der Staatsangehörigkeit eigentlich nur den Niederschlag der Binnenwanderungen in unvollkommener Weise, da die Todesfälle unter der Wanderbevölkerung und die Rückwanderungen unberücksichtigt bleiben, aber sie geben doch ungefähr ein Bild über die Richtung und Stärke dieser Bewegungen. Viel schlimmer ist es um die Beantwortung der Frage bestellt, inwiefern verschiedene Nationalitäten an dieser Wanderbewegung beteiligt sind, da man dabei in Ermangelung statistischer Angaben ganz auf Schätzungen angewiesen ist.

In der Gespanschaft Ödenburg lebten im Jahre 1900[1]) 17767 im übrigen Ungarn geborene Menschen, während umgekehrt 35115 geborene Ödenburger im übrigen Ungarn weilten. Über die Muttersprache dieser Bevölkerung liegen keinerlei Angaben vor; man kann aber aus der Herkunft der in die Gespanschaft Eingewanderten auf ihre Muttersprache schließen, wenn es sich um ganz oder überwiegend einsprachige Gespanschaften handelt. Ist dies aber nicht der Fall, so bleibt — und zwar gerade bei den wichtigsten Gebieten (Wieselburg, Eisenburg) — nichts anderes übrig, als die Eingewanderten verhältnismäßig auf die Muttersprachen ihrer heimatlichen Gespanschaften aufzuteilen. Führt man diese Rechnung durch, so ergibt sich, daß unter den 17767 aus dem übrigen Ungarn Eingewanderten etwa 10800 Madjaren, 3750 Deutsche und 3200 Slawen (sowie vereinzelte Romanen) sein dürften. Sollte die viel stärkere Abwanderung aus der Gespanschaft ins übrige Ungarn ihre drei Nationalitäten verhältnismäßig gleich stark treffen, dann würde die

[1]) Alle Angaben beziehen sich auf die Zivilbevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganze ungarische Binnenwanderung eine Stärkung der madjarischen und slawischen Bevölkerung der Gespanschaft auf Kosten der deutschen mit sich bringen.

Leider liegen über die Anzahl der in Österreich lebenden in der Gespanschaft Ödenburg Geborenen keine Angaben vor, sondern nur über die ungarischen Staatsangehörigen aus diesem Gebiete.

Im Jahre 1900 lebten in der Gespanschaft Ödenburg 5781 österreichische Staatsangehörige (gegen 5048 im Jahre 1890), wogegen in Österreich 41 794 ungarische Staatsbürger aus Ödenburg (gegen 30 836 im Jahre 1890) gezählt wurden. Diese hielten sich bis auf etwa 3000 in Niederösterreich und fast zur Hälfte in Wien auf. Die Zahl der in Ungarn Geborenen dürfte noch bedeutend größer sein[1]). Die österreichische Einwanderung nach Ödenburg verteilt sich nach ihrer Herkunft ungefähr zu gleichen Teilen auf Alpen- und Sudetenländer. Berücksichtigt man, daß es sich vorwiegend um industrielle Arbeiter handelt, welche auch in Niederösterreich zu einem Bruchteil slawischen Nationen angehören, so kann man wohl annehmen, daß von diesen Einwanderern etwa die Hälfte Deutsche und Slawen sind. Daß die Abwanderung nach Österreich in erster Linie aus den unmittelbar an der Grenze liegenden stammverwandten deutschen Gebieten der Gespanschaft erfolgt sein dürfte, auf welche die Anziehungskraft Ofenpests[2]) nicht so einwirken kann, wie auf die madjarischen Bezirke, wird kaum angezweifelt werden.

Für die Richtigkeit dieser Vermutung spricht auch der Umstand, daß von den vereinzelten Haushaltungsmitgliedern, welche im Jahre 1900 aus der Gespanschaft im Auslande abwesend waren[3]), die Hälfte auf deutsche, nur je ein Viertel auf kroatische und madjarische Gemeinden entfiel. Alles in allem dürfte daher auch der Wanderverkehr mit Österreich die deutsche Bevölkerung in viel höherem Grade schwächen als die madjarische.

Die überseeische Auswanderung war noch zu Ende der neunziger Jahre nicht bedeutend[4]), ist aber in der letzten Zeit ganz außerordentlich gestiegen und trifft gegenwärtig fast nur die madjarischen Teile der Gespanschaft. Für die Verschiebungen in der Zeit vor der letzten Volkszählung kommt sie daher kaum wesentlich in Frage, wohl aber kann sie in der Zukunft eine große, den Madjaren ungünstige Rolle erlangen. Im Jahre 1899 wanderten 151 Personen aus, darunter etwas über die Hälfte Madjaren, über vier Zehntel Deutsche, im Jahre 1907 aber fast 2000 Menschen, unter welchen vier Fünftel Madjaren waren! Über die Rückwanderung liegen Angaben nur seit dem Jahre 1905 vor, welche sie als sehr schwankend und im Vergleiche zur Auswanderung nicht bedeutend erscheinen lassen.

Ein Überblick über alle Zweige der Wanderbewegung zeigt mit ziemlicher Sicherheit, daß die Einwanderung in die Gespanschaft Madjaren und Slawen in verhältnismäßig höherem Grade zugute kommt, als den Deutschen, während die Abwanderung gerade die Deutschen verhältnismäßig am stärksten und nächst ihnen die Slawen, in geringerem Grade aber die Madjaren schwächt. Dieses Ergebnis kann als eine teilweise Aufklärung für die bei der Volkszählung beobachtete Verschiebung betrachtet werden.

Was endlich die dritte Gruppe von Ursachen betrifft, so ist ja bekannt, daß in Ungarn das Madjarische Staatssprache und die in der staatlichen Verwaltung allein herrschende Sprache ist. Dieser Umstand sichert ihm einen großen Vorsprung vor den übrigen Landessprachen, deren Angehörige die Hälfte des ganzen Staatsvolkes ausmachen.

Hier soll nur die Stellung der Sprachen in Schule und Kirche berührt werden.

Das Elementarschulwesen liegt in Ungarn größtenteils in den Händen der Konfessionen. Drei Viertel der 16561 Elementarschulen[5]) waren konfessionelle Anstalten, der Rest entfiel auf Gemeinde- und Staatsschulen sowie auf einige wenige Vereins- und Privatanstalten.

Nach der Unterrichtssprache gab es neben rein madjarischen Elementarschulen, welche mehr als die Hälfte der Gesamtzahl ausmachten (9788) noch 1954 Schulen, in welchen eine oder mehrere

[1]) In der Gespanschaft Ödenburg lebten 6668 in Österreich Geborene, aber nur 5048 österreichische Staatsbürger.
[2]) Sie ist auf die ganze Gespanschaft etwa halb so groß, wie jene Wiens.
[3]) Wenn ganze Familien abwesend waren, konnte ihre Kopfzahl nicht festgestellt werden.
[4]) Die Angaben über die überseeische Auswanderung sind aus mannigfachen Ursachen ziemlich unzuverlässig und werden zumeist durch die tatsächliche Auswanderung weit übertroffen.
[5]) Alle Angaben beziehen sich auf das Schuljahr 1905/06 und auf Ungarn ohne Kroatien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landessprachen neben der madjarischen als Aushilfssprache beim Unterrichte nichtmadjarischer Schüler zumeist in den unteren Klassen „behufs leichteren Verständnisses der madjarisch vorgetragenen Gegenstände" gebraucht wurden. In weiteren 1665 Schulen war die Unterrichtssprache madjarisch-gemischt; in diesen Anstalten wird zumeist die madjarische Sprache, Arithmetik, vaterländische Geographie und Geschichte sowie Verfassungslehre auch in madjarischer Sprache vorgetragen. Der Rest endlich — 3151 Schulen — war nichtmadjarisch und unterrichtete in den verschiedenen Landessprachen, oft gleichzeitig in mehreren. Der Religionsunterricht bildet — wenigstens in Westungarn — insofern eine Ausnahme, als er fast stets in der Muttersprache erteilt wird.

Vergleicht man die Angaben über die Muttersprache der Schüler mit jenen über die Unterrichtssprache der Anstalten, welche sie besuchen, so ergibt sich, daß man von einem entwickelten nationalen Volksschulwesen eigentlich nur bei Rumänen und Serben sprechen kann, bei welchen 84 bzw. 86 v. H. der Schüler[1]) Schulen besuchten, in welchen die Unterrichtssprache ganz oder teilweise die Muttersprache war. Bei den Slowaken wurden dieses Vorteiles nur mehr 53 v. H.[1]) der Schüler teilhaftig, bei den D. noch 30 v. H., bei Ruthenen und Kroaten gar nur mehr 25[1]) und 22[1]) v. H.

Von den Schülern deutscher Muttersprache (ungefähr eine Viertelmillion) besuchten 44 v. H. Schulen in welchen das Deutsche nicht einmal als Aushilfssprache verwendet wurde, 26 v. H. Schulen mit deutscher Aushilfssprache, 17 v. H. madjarisch-deutsch gemischte (auch mehrsprachige) Schulen und nur 13 v. H. wirklich deutsche Schulen. Dieses Ergebnis ist übrigens ausschließlich auf das hochentwickelte siebenbürgisch-sächsische Schulwesen zurückzuführen, denn von den 271 deutschen Schulen lagen 257 in Siebenbürgen und die eindreiviertel Millionen Deutsche im übrigen Ungarn mußten sich mit 14 rein deutschen Volksschulen begnügen.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen ist vorderhand nicht zu erwarten. Das neue Gesetz über die Rechtsverhältnisse der nichtstaatlichen Elementarvolksschulen und über die Bezüge der Gemeinde- und konfessionellen Volksschullehrer (Gesetzartikel XXVII vom Jahre 1907) bedeutet eine schwere geldliche Belastung für die Kirchengemeinden, und richtet seine Spitze gerade gegen das nationale Schulwesen der nichtmadjarischen Nationalitäten, das fast allein von den Konfessionen erhalten wird; denn die Kirchengemeinden werden durch die mit der Gehaltsregelung verbundenen neuen Schullasten vielfach gezwungen werden, die vom Staate in Aussicht gestellten Ergänzungen zum Stammgehalte und Alterszulagen der Lehrer in Anspruch zu nehmen, welche aber in Schulen mit nichtmadjarischer Unterrichtssprache nur dann gewährt werden, wenn der Unterricht in der madjarischen Sprache, im Rechnen, in der vaterländischen Erdkunde und Geschichte sowie Verfassungslehre nach dem ministeriell genehmigten Lehrplan, d. h. auch madjarisch erfolgt (§ 20). Beträgt die Unterstützung mehr als 200 Kronen, dann hängt die Anstellung des Lehrers von der Genehmigung des Unterrichtsministeriums ab (§ 21). Noch bedenklicher für die Entwicklung des nichtmadjarischen Schulwesens erscheinen die Bestimmungen der §§ 18 und 19: Wenn in der Gemeinde keine andere Schule mit madjarischer Unterrichtssprache besteht, so kann der Unterrichtsminister anordnen, daß in den konfessionellen Schulen, in denen sich ständig Schüler madjarischer Muttersprache oder solche Schüler nichtmadjarischer Muttersprache befinden, deren Unterricht in madjarischer Sprache vom Vater oder Vormund gewünscht wird, der Unterricht für diese Schüler in madjarischer Sprache erfolge. Erreicht aber die Zahl der madjarischen Schüler 20 oder beträgt sie 20 v. H. der eingeschriebenen Schüler, dann ist für diese die Unterrichtssprache unbedingt die madjarische. Ist die Muttersprache für mindestens die Hälfte der Schüler die madjarische, wird das Madjarische überhaupt Unterrichtssprache, doch können die Schulerhalter dafür sorgen, daß die anderen Schüler auch in ihrer Muttersprache unterrichtet werden.

In allen Volksunterrichtsanstalten jedoch, in welchen die Staatssprache als einzige Unterrichtssprache eingeführt ist, kann dieser Zustand nicht mehr geändert werden. (!)

Alle diese Verfügungen finden auch auf die Gemeindeschulen Anwendung.

In den Schulen mit nichtmadjarischer Unterrichtssprache ist der Unterricht im Madjarischen

[1]) Auf rein rumänische oder serbische Schulen entfielen 70 bzw. 53 v. H., auf rein slowakische 7 v. H., rein ruthenische oder serbische Schulen 4, bzw. 1 v. H. der Schüler der betreffenden Muttersprache.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derart zu leiten, daß alle andersprachigen Kinder nach Zurücklegung des vierten Jahrgangs ihre Gedanken auf madjarisch in Wort und Schrift verständlich ausdrücken können. Die Erreichung dieses Lehrzieles wird durch Androhung von Disziplinarstrafen gegen die Lehrer zu sichern gesucht.

Den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche sich aus dieser einseitigen Regelung des Elementarschulwesens ergeben, sucht man namentlich durch die Schaffung zahlreicher Kinderbewahranstalten, welche fast ausschließlich madjarische oder madjarisch-gemischte Beschäftigungssprache aufweisen und den Kindern die Kenntnis der madjarischen Sprache schon vor Beginn der Schulpflicht zu vermitteln suchen, zu begegnen.

In der Gespanschaft Ödenburg gab es im Schuljahr 1905/06 262 — ganz überwiegend konfessionelle alltägige — Elementarschulen, in der Stadt Ödenburg 15. Die Unterrichtssprache war in 142 Schulen (in der Stadt in 7) ausschließlich madjarisch, in 52 (7) Anstalten wurde eine andere Landessprache zur Aushilfe verwendet, 55 Schulen (1) unterrichteten madjarisch-deutsch, 13 madjarisch-kroatisch. Deutsche oder kroatische Schulen fehlen also ganz.

Die Mittelschulen haben wie in ganz Westungarn durchweg madjarische Unterrichtssprache.

Es ist wohl klar, daß eine solche Gestaltung des Schulwesens nicht ohne Einfluß auf die nationale Entwicklung der Kinder sein kann. Freilich muß man sich auch vor einer Überschätzung der Bedeutung der Schulsprache neben jener der Haussprache hüten, zumal die Kinder dem Einflusse der Schule gerade in dem Alter entzogen werden, in dem sie sich die bleibenden Eindrücke und Anschauungen fürs Leben erwerben.

Der Einfluß der Schule zeigt sich am deutlichsten in der Altersgliederung der einzelnen Nationalitäten. Während sich die Neugeborenen der Sprache ihrer Mutter nach gleich auf die einzelnen Nationalitäten verteilen, wie die gesamte Bevölkerung, ist die Zahl der Madjaren in der Gespanschaft in keiner Altersgruppe so groß, wie unter den schulpflichtigen Kindern (51,3 v. H. unter den 6—11-, und 52,2 unter den 12—14jährigen), während sie in den höheren Altersgruppen bedeutend, bis auf 47,7, 47,9, 45,9 und 45,5 v. H. bei den 50—80- und über 80jährigen sinkt. Bei den Deutschen zeigt sich hingegen gerade das Umgekehrte: Die Altersklassen von 6—14 Jahren sind am schwächsten vertreten (35,4, 35,9 v. H.), während von den über 50jährigen von einer zehnjährigen Altersstufe zur anderen der Anteil der Deutschen bedeutend über jene an der Gesamtbevölkerung steigt (38,7, 39,4, 41,5, 41,5 v. H.). Diese Erscheinung kann nicht etwa auf eine verschieden große Kindersterblichkeit zurückgeführt werden, denn die Madjaren sind in dieser Beziehung eher schlechter gestellt, als die Deutschen.

Ganz im Gegensatze zur Unterrichtssprache entspricht die Kirchensprache der katholischen Kirche, soweit sie nicht überhaupt lateinisch ist, fast durchweg der nationalen Zusammensetzung der Pfarrgemeinden, wobei auch auf unbedeutendere Minderheiten sorgfältig Rücksicht genommen wird[1]). Die ganze Gespanschaft gehört zum Bistum Raab, welches vom deutschen Westungarn auch noch die Gespanschaft Wieselburg umfaßt.

Die Einflüsse, welche sich auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung und namentlich im Schulwesen geltend machen, konnten natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf die Verbreitung der madjarischen Sprache unter den anderen Nationalitäten bleiben. Von der gesamten ortsanwesenden nichtmadjarischen Bevölkerung in der Gespanschaft sprachen im Jahre 1900 15 v. H. Madjarisch, gegen 12,8 v. H. im Jahre 1890[2]), doch war die Kenntnis des Madjarischen unter den Deutschen weniger verbreitet (13,5 v. H.) als unter den Kroaten (19,5 v. H.), deren Zersplitterung natürlich einen viel größeren Zwang zur Erlernung fremder Sprachen mit sich bringt. Im weitaus größten Teil der deutschen Gemeinden betrug die Zahl der Madjarisch Sprechenden nicht einmal ein Zehntel, ja vielfach kaum 1 bis 3 v. H. der Bevölkerung anderer Muttersprache. In größerer Zahl sind sie nur in Eisenstadt und seiner nächsten Umgebung, in Mattersdorf, Ödenburg und Umgebung am Ufer des Neusiedler Sees, namentlich aber in der Lutzmannsburger Insel zu finden.

[1]) So ist z. B. in der ganz überwiegend kroatischen Pfarrgemeinde Pressing die Kirchensprache Kroatisch-Deutsch, weil die kleine deutsche Gemeinde Roggendorf mit eingepfarrt ist. Auch in gemischten Gemeinden, wie Kaisersdorf, Weingraben, Antau, Siegleß ist die Kirchensprache Deutsch und Kroatisch, in Ödenburg und Eisenstadt sowie in der nächsten Umgebung dieser Stadt (Ober- und Unterberg, Höflein, Schloßgrund) Deutsch-Madjarisch.

[2]) In der Stadt Ödenburg 39,7 v. H. gegen 31,0 v. H. im Jahre 1890.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch unter den Kroaten ist die madjarische Sprache im nördlichen Teil der Gespanschaft nur schwach verbreitet, viel stärker aber in der Pullendorfer Sprachinsel, wo in den meisten Gemeinden ein Viertel oder sogar die Hälfte der Bevölkerung auch Madjarisch spricht.

Von den Madjaren in der Gespanschaft sprechen 14 v. H. auch Deutsch, ein verschwindender Bruchteil auch Kroatisch.

Durch diese Zweisprachigkeit, welche vor allem durch die Schule gefördert wird, wird in vielen Fällen der Übergang von der deutschen oder kroatischen zur madjarischen Sprachgemeinschaft vorbereitet. Er vollzieht sich namentlich unter dem jüngeren Geschlecht, und zwar gerade im wohlhabenden Mittelstande und bei den Gebildeten in den Städten, während die deutschen und kroatischen Bauern im allgemeinen zähe an ihrer Muttersprache festhalten. Auf diese Erscheinung dürfte in erster Linie das Schwinden der andersprachigen, durch keine nationalen Schulen geschützten Minderheiten im madjarischen Sprachgebiet und das rasche Anwachsen der madjarischen Minderheiten in Ödenburg, Eisenstadt und manchen anderen größeren Gemeinden zurückzuführen sein, während das langsame Wachstum der Deutschen und Kroaten durch die Auswanderung nach Österreich wesentlich beeinflußt wird.

Die besprochenen Ursachen der nationalen Verschiebungen müssen ihrer Natur und Bedeutung für die Zukunft nach sehr verschieden gewertet werden. Die Bevölkerungsbewegung vollzieht sich im ganzen nach Naturgesetzen, die menschlicher Einflußnahme — etwa von der Bekämpfung der Kindersterblichkeit abgesehen — entrückt sind. Eine Verminderung dieser letzteren würde aber wohl allen Nationalitäten in fast gleichem Maße zugute kommen. Hier ist also eine Änderung kaum zu erwarten.

Die Wanderbewegung wird in erster Linie durch wirtschaftliche Verhältnisse beeinflußt, in denen eine Änderung zwar möglich, in durchgreifendem Maße in nächster Zeit aber kaum zu erwarten ist. Denn selbst im Falle einer Störung der industriellen Entwicklung in Niederösterreich, würde die Stadt Wien noch immer eine außerordentlich starke Anziehungskraft auf die Landbevölkerung der Ödenburger Gespanschaft ausüben.

Auch ein Abflauen der Abwanderung nach den übrigen Gespanschaften Ungarns, insbesondere nach seiner aufblühenden Hauptstadt, scheint nicht wahrscheinlich. Die Auswanderung nach Amerika ändert sich zwar von Jahr zu Jahr stark mit der Wirtschaftslage in der Union, hat aber bisher noch stets nach Rückschlägen mit verstärkter Kraft wieder eingesetzt. Man darf daher wohl annehmen, daß die Wanderbewegung ihren jetzigen Richtlinien auch in absehbarer Zeit noch weiter folgen wird und daß daher auch der Einfluß, den sie auf die nationale Gestaltung der Gespanschaft Ödenburg ausübt, der gleiche bleiben wird.

Nur die Gesetzgebung ist Menschenwerk und könnte bei einer Neuordnung des staatlichen Lebens in Ungarn Veränderungen unterliegen, die auf dem Gebiete des Schulwesens gewiß nicht ohne nachhaltige Wirkung auf die Entfaltung der einzelnen nichtmadjarischen Nationalitäten bleiben würden.

Nachtrag:

In der Übersicht auf Seite 42 sind zwischen den Angaben für die Volkszählung von 1850 und jenen Keletis für 1869 die folgenden auf Ficker-Czörnig beruhenden Zahlen für das Jahr 1857 nachzutragen: Bevölkerung 212826; davon Deutsche 94282 (44,3 v. H.), Madjaren 91089 (42,8 v. H.), Kroaten 27455 (12,9 v. H.). Das Wort „Einheimische" in Spalte 2 bezieht sich auf diese Zahlen, nicht auf jene für das Jahr 1850.

Das Deutschtum in Paris.

Von
Prof. Dr. **Heinrich Schoen** in Cahors.

(Schluß[1])

V.

Besonders die deutschen Geschäftsleute haben in der französischen Hauptstadt zahlreiche Vereine gegründet. Die ältesten sind der Buchhändlerverein Paris, der seit 26 Jahren besteht und lange Zeit seinen Sitz in Bellevue hatte, und die sog. Union Ganimède[2]), die seit 32 Jahren zahlreiche Kellner und Oberkellner zu gemeinschaftlicher Unterhaltung verbindet.

1) Den Anfang s. Heft 2, S. 48—55.
2) Sitz: 51, Rue St.-Roch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Kirchenkastell von Heltau
in Siebenbürgen

Aus dem reichhaltigen Bilderstoff der siebenbürgisch-sächsischen Halbmonatsschrift »Die Karpathen«
(s. auch D. E. 1910, Tafel 4)

Kronstadt: H. Zeidner

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Andere Gesellschaften bemühen sich, unter allen deutschen Geschäftsleuten der Weltstadt Freundschaftsbeziehungen entstehen zu lassen. Da haben wir zuerst im Zentrum der Hauptstadt den Deutschen Kaufmännischen Verein (Société amicale), der mit jedem Jahre blühender wird und zahlreichen Kommis und Vertretern großer deutscher Geschäfte unentgeltlich Stellungen verschafft. Die Sitzungen finden jeden Dienstag statt, und öfters werden von deutschen Fachleuten wichtige Vorträge im Geschäftslokal[1]) gehalten. Unterricht im Französischen und Sport sind nicht ausgeschlossen. Auch hat die Gesellschaft eine Reiterabteilung gegründet, die sich eines großen Erfolges erfreut.

Zwei Vereine nehmen katholische Geschäftsleute und Kommis auf; es sind der Katholische Kaufmännische Verein, der seine Sitzungen jeden Donnerstag, abends 9 Uhr, im Restaurant Yann (Passage des Petites Ecuries) abhält, und der schon erwähnte Katholische Gesellenverein mit Kolpinghaus.

Mehrere Pariser Vereine für Geschäftsleute und Handlungsgehilfen sind Filialen großer deutscher Gesellschaften. So die Ortsgruppe Paris des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes[2]), der jährlich eine Reihe von Studien- und Fernfahrten (z. B. Bremen—Hamburg vom 26. Juni bis 11. Juli 1909, Ruhrgebiet am 8. August, Stettin—Helsingör vom 15. bis 26. August 1909) veranstaltet; der Verein für Handlungskommis von 1858, der literarische und humoristische Vorträge halten läßt, und der Pariser Kreisverein „Hansa" des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen Leipzig, der seine Mitglieder und deren Freunde im Café de la Gaîté (1, Rue Papin, neben dem Théâtre de la Gaîté) zu Vorträgen, Bällen und sogar karnevalistischen Sommerabenden versammelt.

Auch im Stenographischen Verein „Gabelsberger"[3]) kommen meist junge Kaufleute zusammen, die sich gegenseitig bilden und unterhalten wollen.

VI.

Ebenso zahlreich sind die Vereine und Klubs, die Sport und Musik oder einfach gemeinschaftliche Unterhaltung zum Zweck haben.

Am bekanntesten ist der Deutsche Turnverein[4]), der im Winter mehrere Soireen und im Sommer zahlreiche Ausflüge in die reizende Umgebung der Hauptstadt und längere Turnfahrten unternimmt.

Was die Musik betrifft, zeichnet sich vor allen anderen musikalischen Gesellschaften der Quartettverein durch hervorragende Leistungen aus. Er steht unter dem Protektorat Sr. Durchlaucht des Fürsten von Radolin, der ihm bei jeder Gelegenheit sein Wohlwollen kundgibt, und wird von Herrn E. Metzger geleitet. Am 21. Februar 1905 hat er im Saale des Hotel Continental sein 30jähriges Stiftungsfest gefeiert. Es schien nicht das Fest einer einzigen Gesellschaft, sondern das Fest der ganzen deutschen Kolonie zu sein, so zahlreich waren die Mitglieder und Gäste.

Neben dem aristokratischen Quartettverein bestehen mehrere volkstümlichere Musikvereine, wie z. B. der Klub Lyra, dessen Präsident Herr Neukirchen ist; er veranstaltet Maskenbälle und erteilt den schönsten Kostümen wertvolle Preise; auch darf der Internationale Zitherklub nicht vergessen werden, in dem die Deutschen bei weitem die Mehrzahl bilden.

Manche Vereine haben keinen anderen Zweck, als unter den Mitgliedern der deutschen Kolonie engere Freundschaftsbeziehungen zu stiften. Die blühendsten derselben sind die Montagessengesellschaft, die am Montag um ½8 Uhr gemeinschaftliche Mahlzeiten veranstaltet, und die Allemania, die in den eleganten Sälen des Petit Véfour glänzende Feste gibt[5]). Die Soireen dieses Vereins werden überaus zahlreich besucht. Das Festkomitee kennt nämlich, wie kein anderes, die Art und Weise, durch Veranstaltung von heiteren Schwänken und prächtigen Kotillonstouren die Gäste zu unterhalten.

1) 36, Rue Richelieu.
2) Vereinslokal: Café du Globe, 8, Boulevard de Strasbourg.
3) Sitz: Brasserie Yann, 7, Passage des Petites Ecuries.
4) Vereinslokal: 4, Place du Danube. Jeden Mittwoch abend 8½ Uhr.
5) Sitz: Café de la Gaîté, 1, Rue Papin. Am Donnerstag Abend 9 Uhr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner müssen noch erwähnt werden: der Österreich-Ungarische Verein Austria[1]), dessen Ehrenpräsident der österreichische Botschafter ist und der viele deutsche Mitglieder zählt, und der Geselligkeitsverein, ein internationaler „Klub zur Pflege deutscher Gemütlichkeit"[2]), der fast ausschließlich deutschsprechende Ausländer aufgenommen hat.

Die protestantischen Jünglinge haben den Deutschen evangelischen Verein junger Männer[3]), der bereits seit 70 Jahren besteht. Reifere Männer werden den Männerbund für entschiedenes Christentum[4]) vorziehen.

Die Sozialisten haben ihren Deutschen sozialdemokratischen Leseklub, der bereits seit 1877 besteht.

Die deutschen Künstler haben vor kaum zwei Jahren[5]) den blühenden Bund der deutschen Künstler gegründet, dem auch zahlreiche österreichische Künstler angehören wollten und der deshalb neuerdings den Namen Verein deutscher und österreichischer Künstler in Paris angenommen hat.

Unter den neuesten deutschen Gesellschaften sei noch der Deutsche soziale Studentenzirkel erwähnt, der jetzt am Ende seines zweiten Semesters steht und bereits mit Genugtuung auf die geleistete Arbeit zurückschauen kann. Dieser soziale Zirkel hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Besprechungen, Vorträge und Besichtigungen zahlreicher Anstalten deutsche Studenten in Paris zum sozialen Studium anzuregen und sie zu gleicher Zeit in der französischen Sprache zu fördern. Es wird jede Woche ein Vortrag über allgemein interessierende Gebiete gehalten, wie z. B. Deutschland im Urteil der Franzosen, Die philosophischen Richtungen des 19. Jahrhunderts, François Coppée, Die Rechte des Kindes, Arbeiterwohnungen. Besichtigungen finden alle 14 Tage statt und das Entgegenkommen der französischen Behörden sichert interessanten Stoff. Durch Korrespondenz mit den sozialen Zirkeln in Deutschland war es möglich, einen Teil der sozialen Zeitschriften zu verschaffen. Augenblicklich besitzt der Verein ein Auskunftsbüro mit Wohnungs- und Pensionslisten und allem Material für neuankommende Studenten.

Auch die deutschen Frauen haben ihr Kränzchen in Paris; es ist der Deutsche Frauenverein, dessen Vorsteherin die Frau des Admirals Siegel ist und der sich mit dem Besuch deutschsprechender Arbeiterfamilien und mit der Pflege der Armen beschäftigt. Sogar die deutschen Mädchen, die Erholung und frischer Luft bedürfen, finden in der Ferienkolonie für erholungsbedürftige junge Mädchen deutscher Sprache in La Jonchère bei Rueil, nahe am Saint-Cloud-Park, alles, was ihrer Gesundheit notwendig ist. Es können jeden Sommer 60—80 junge Mädchen aufgenommen werden.

Wie es wohl zu erwarten war, hat auch der mächtige deutsche Flottenverein seinen Zweigverband in Paris. Es ist der Flottenverein Paris, Zweigverband des Hauptverbandes Deutscher Flottenvereine im Ausland. Im Jahre 1902 gegründet, zählt dieser Verein schon zahlreiche Mitglieder und Gönner, und er hat mehrmals aus der fernen Heimat die offiziellen Glückwünsche bekannter Persönlichkeiten erhalten.

Auch dürfen wir eine höchst interessante Stiftung der letzten Jahre nicht vergessen. Es ist das Heim der deutschen Philologen, das in Malakoff bei Paris deutschen Lehrern und besonders Philologen eine ruhige, ihrer Arbeit günstige Erholungsstätte bieten möchte. Den Gästen werden täglich unentgeltlich Vorlesungen über französischen Sprachunterricht (Diktate, Textauslegungen, Lexikologie), Politik, Industrie, Handel, Landwirtschaft und Kunst angeboten. In den beiden ersten Jahren (1907 und 1908) sind bereits über 100 deutsche Studenten, Kandidaten und Lehrer aufgenommen worden, die im schönen Paris Wissenschaft und Vergnügen genießen konnten.

VII.

Zuletzt muß man die wachsende Bedeutung der deutschen Presse in Paris betonen. Nicht nur kann man jetzt alle möglichen politischen und literarischen Zeitschriften und Zeitungen in den Pariser Kiosken, Buchhandlungen und Bibliotheken finden, sondern es entstanden seit 70 Jahren zahlreiche

1) Vereinslokal: 4, Rue de Compiègne.
2) Sitz: 41, Rue d'Hauteville.
3) Sitz: 2, Rue Blanche.
4) Sitz: 28, Rue Geoffroy-l'Asnier.
5) 3. Juni 1907.
6) Versammlungslokal: 8, Rue Servandoni.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsche Zeitungen in der französischen Hauptstadt. Das erste dieser Blätter war die Pariser deutsche Zeitung, die im Jahre 1837 gegründet wurde, um in ganz Frankreich die deutschen Interessen zu verteidigen. Ihr folgte der Vorwärts, der jeden Chauvinismus vermeiden wollte und anfangs eben in seiner Mäßigung einen Halt zu finden schien. Sobald er diese verließ, schlug auch ihm das fatale Stündlein. Sein Nachfolger, der Stern, war niemals ein Gestirn erster Größe; ihm fehlte von vornherein Licht und Glanz und auch das nötige Geld wollte sich nicht finden. Kein Wunder also, daß er eigentlich gar nicht zum Aufgang gelangte. Ebenso wußte der Deutsche Steuermann die rechte Bahn nicht zu finden; er scheiterte nach etwas längerer Fahrt auf unsteter See zuletzt an den ihm anstoßenden Klippen.

Da gründeten zwei begabte Männer, G. Maurer und Ferdinand Braun, im Jahre 1847 die „Pariser Horen". Dank ihrem literarischen Charakter und der Mäßigkeit der ausgesprochenen Meinungen schien die Zeitung eine glänzende Laufbahn vor sich zu haben, als das Revolutionsjahr ausbrach und die Sturmflut der politischen Umwälzung die Pariser Horen mit so vielen anderen Einrichtungen zu Boden warf.

Höchst merkwürdig und lobenswert ist die Tatsache, daß sich die Deutschen durch diese unglücklichen Versuche nicht abschrecken ließen und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer und immer wieder versucht haben, in der Weltstadt ein großes deutsches Organ zu halten. Sie verstehen, wie bedeutend die Wirksamkeit einer solchen Triebfeder eben in der französischen Hauptstadt sein kann und welche Dienste sie der deutschen Kolonie und besonders der einheimischen Industrie auf einem solchen internationalen Weltmarkt leisten könnte. Solange Deutschland noch aus lose zusammenhängenden Staaten bestand, fehlten gemeinsame Interessen. Heute aber muß eine solche Unternehmung gelingen, wenn sie von tüchtigen Männern geleitet wird. Der beste Beweis davon ist der Erfolg der jetzigen Pariser Zeitung, die bereits seit acht Jahren besteht und deren Nummern jetzt nicht weniger als 10—12 Seiten zählen. Sie ist sozusagen die offizielle Zeitung der gesamten deutschen Kolonie für Politik, Kunst, Literatur, Handel und Industrie. Der jetzige Herausgeber ist der frühere Präsident der „Allemania", Julius Loeb, und der Sitz der Redaktion befindet sich im belebtesten Geschäftsviertel, 17, Rue Saulnier, nahe am Boulevard des Italiens.

Neuerdings hat die Pariser Zeitung, dem Beispiel der großen deutschen Blätter folgend, unter dem Namen „Humoristische Blätter" eine unterhaltende wöchentliche Beilage gegründet, die sich eines bedeutenden Erfolges erfreut[1]).

Die Pariser Zeitung kämpft mutig für Kaiser und Reich. Sie ist das unentbehrliche Bindeglied zwischen allen in Frankreich lebenden Deutschen. Im Inseratenteil findet der deutschsprechende Ausländer die ihm notwendigen Benachrichtigungen über gute und billige Wohnung oder Pension, Stellungen oder Sprachunterricht, Spaziergänge und Feste, Gartenlokale und Ausflugspunkte[2]).

VIII.

Man müßte ein dickes Buch schreiben, wollte man alle Erscheinungen des Deutschtums in der französischen Hauptstadt ausführlich beschreiben. Denn der Generalkonsul v. Jecklin, der es als seine hohe Berufspflicht ansieht, die deutschen Kreise und Werke in der Weltstadt zu unterstützen, erklärte uns vor wenigen Monaten, es gäbe gegenwärtig in Paris über sechzig den mannigfaltigsten Zwecken und Bedürfnissen gewidmete Vereinigungen, die eine reiche Lebensbetätigung zeigen und trotz aller schwerer Zeiten, die sie durchgemacht, die Treue zum deutschen Vaterland bewahrt haben.

Unsere kurze Arbeit wird aber genügen, um zu zeigen, welche Tätigkeit die in Paris lebenden Deutschen seit 30 Jahren an den Tag gelegt haben. Alle diese Vereine und Gesellschaften, welcher Partei oder Konfession sie auch angehören mögen, haben die Liebe zu Kaiser und Reich treu

1) Von Oktober 1908 bis April 1909 bestand in Paris eine zweite große Zeitung, Der Deutsche, die ebenso wie die Pariser Zeitung das Organ der deutschen Interessen für Industrie, Kunst, Literatur, Handel, Arbeitsmarkt, Adressen, Hotels, Pensionen usw. sein wollte.

2) Zwei wöchentliche deutsche Zeitungen für Schüler seien hier noch erwähnt, um die Fortschritte des deutschen Unterrichts in den französischen Gymnasien zu kennzeichnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewahrt. Alle haben zum Zweck, durch Pflege reger Beziehungen zwischen den in Frankreich lebenden Deutschen und auch zwischen ihnen und dem Mutterland das deutsche Nationalgefühl zu bewahren und zu stärken. Alle bemühen sich, durch deutsche Vorträge, Anschaffung von deutschen Büchern, Vermittlung von Lehrerstellen, Unterstützung der deutschen Zeitungen und Wohltätigkeitswerke, auf alle mögliche Weise deutsche Sprache, Sitte und Art in Paris und in der Provinz zu fördern.

Und dieser stets wachsende Einfluß des Deutschtums auf romanischem Boden ist auf allen Gebieten der modernen Bildung zu bemerken. Die deutschen Methoden haben bereits alle literarischen und historischen Wissenschaften durchdrungen. Die in Frankreich aufgeführten deutschen Dramen und besonders in diesem Jahre die Aufführungen der Düsseldorfer Schauspieler haben sich eines früher ungeahnten Erfolges erfreut. Jedem unparteiischen Beobachter wird der wachsende Geschmack der Franzosen für deutsche Kunst, deutsche Literatur, deutsche Wissenschaft und — warum sollte man neben dem Großen und Schönen nicht auch das Nützliche und Materielle erwähnen? — für deutsches Bier und deutsche Küche auffallen.

Eine Tatsache können wir aber zum Schlusse nicht unerwähnt lassen. Zu den auffallendsten Fortschritten des Deutschtums in Frankreich gehört nämlich auch die wachsende Begeisterung der Franzosen für Wagners Opern. Und auch das ist ein Zeichen der neuen Zeit, die von den alten und veralteten Rache- und Revanchegedanken nichts mehr wissen will. Der Wagnerkultus gewinnt auch in Frankreich immer zahlreichere Anhänger, ungehemmt durch den Widerstand einiger modernen Komponisten und Dilettanten. Die neue Ära an der Großen Oper in Paris, die mit der Direktion Messager und Broussan am 1. Januar 1908 begann, bezeichnet eine neue wichtige Etappe auf dem Siegeszug des Bayreuther Meisters nach Frankreich. Schon im Juni ihres Eintrittsjahres schlossen die neuen Leiter der Großen Oper mit dem Schottschen Verlag in Mainz den Vertrag ab, der ihnen das Aufführungsrecht der in Paris noch nicht gegebenen Opern des Ringes sicherte. So hat sich das Deutschtum auch auf dem Gebiet der Musik eines früher unerwarteten Sieges erfreut.

* * *

Man sieht, wie das Deutschtum nach und nach in alle Kreise der Pariser Gesellschaft eingedrungen ist. Deutscher Glaube, deutsches Unterrichtswesen, deutsche Literatur und Wissenschaft, deutscher Handel, deutsche Industrie, deutscher Sport, deutsches Volkslied und deutsche Opern sind heutzutage in der Weltstadt wie kaum in einer anderen romanischen Hauptstadt vertreten. Mit Recht kann der Deutsche über die durch so viel Mühe und Fleiß und Beharrlichkeit errungenen Erfolge stolz sein. Auch hier gilt das Wort: Eintracht macht stark. So können wir auch vom Pariser Deutschtum mit dem Dichter ausrufen:

Lebendig in allen Landen kreist
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist;
Und wie der deutsche Gedanke,
So kennt auch, durchglüht von der Liebe Strahl,
Das deutsche Herz keinen hemmenden Pfahl
Und keine trennende Schranke. (Hamerling.)

Die Namen der Deutschen bei fremden Völkern.

Von
Dr. **Franz Winterstein** in Kassel.

(Mit Karte s. Tafel 11.)

Um von anderen Individuen derselben Gattung unterschieden werden zu können, besitzt wohl jeder Mensch seinen besonderen Namen. Jedenfalls ist das bei den Angehörigen der Kulturvölker der Fall. Diesen Brauch hat man auch auf Personengesamtheiten ausgedehnt, auf Organisationen der verschiedensten Art, vor allem bei den umfassendsten unter ihnen, der Volks- und der Staatsgemeinschaft.

Das einzelne Mitglied der Kulturmenschheit erhält seinen Haupt- oder Familiennamen durch

die Geburt, seinen ganz persönlichen oder Vornamen durch die Wahl seiner Eltern oder Paten. Geht er später zum Beruf des Schriftstellers oder zur Bühne über, so gibt er sich manchmal selber, aus eigener Machtvollkommenheit, einen besonderen Namen, der zum Teil sogar an die Stelle seines bürgerlichen Namens tritt. Inzwischen haben oft auch seine Mitmenschen ihr möglichstes getan, ihm einen besonderen Namen beizulegen, dem ein bestimmtes Ereignis oder eine hervorstechende Eigenschaft zugrunde liegt. Eltern wie Geschwister, gute Freunde wie getreue Nachbarn, Lehrer wie Prinzipale und andere Vorgesetzte sorgen schon dafür, daß ein Mensch leicht zu einem Beinamen, wenn nicht gar zu einem Spott- und Schimpfnamen kommt, der ihm genau angepaßt ist.

Ähnlich verhält es sich mit den Völkern. Jede Volks- oder Staatsgemeinschaft benennt sich zunächst selber, ihrer eigenen Sprache und Geschichte entsprechend. Die Nachbarn aber, Freunde und Feinde, nehmen nicht immer Rücksicht darauf, sondern haben neben dem offiziellen, amtlichen noch selbst erfundene für jene bereit, zum Teil, um sie ihrer Sprache besser anzupassen, sich mundgerecht zu machen. Es gibt also für die Völker Namen von verschiedener Art und Geltung: 1. der offizielle eigene Name, 2. der offizielle fremde Name; 3. der oder die nicht offiziellen fremden Spitz-, Spott- oder Schimpfnamen.

Meines Wissens besteht keine systematische Sammlung der Namen unter 2 und 3 auch nur für ein Volk der Erde, geschweige denn für sie alle. Sie würde bunt genug aussehen und sehr umfangreich sein.

Beschäftigen wir uns daher einmal mit demjenigen Teil davon, der unser eigenes Volk betrifft und uns daher am meisten angeht. Es handelt sich hier also um etwas ganz Neues; der Stoff dazu ist noch gar nicht vollständig gesammelt und auch schwer zusammenzubringen; er besteht nur aus wenigen, weit zerstreuten Mitteilungen in allen möglichen Druckwerken und schnell vergänglichen Zeitungen oder Briefen, oder er lebt im Munde der verschiedensten Völker auf dem ganzen Erdball, wo er mit dem gesprochenen Wort verhallt. Es kann sich also hier nur um einen Versuch handeln, im günstigsten Falle um einen Anfang, der zu ergänzenden Mitteilungen anregt. In diesem Sinne möchte ich die folgenden, vom Herausgeber dieser Zeitschrift veranlaßten Mitteilungen verstanden wissen. Dank meinen eigenen Beobachtungen und meinen weitreichenden vielseitigen Beziehungen ist es mir gelungen, eine erkleckliche Anzahl Namen zusammenzustellen, aber es ist auch noch manche Lücke darin auszufüllen. Infolge der hier vorliegenden Veröffentlichung wird gewiß bald eine ziemlich vollständige Feststellung des Hauptsächlichen möglich sein. Es sollte mich freuen, wenn das erreicht wird. Jedenfalls bin ich schon meinen bisherigen Mitarbeitern herzlich dankbar für ihre wertvollen Mitteilungen.

Der älteste bekannte, umfassendere Name für unser Volk lautet „Germanen" und ist ihm wahrscheinlich von seinen westlichen Nachbarn gegeben, den Galliern (Dr. Rudolf Much in seiner „Deutschen Stammeskunde", Sammlung Göschen, und Dr. Ludwig Wilser-Heidelberg). Über diesen Namen steht so viel fest, daß er nicht für die ganze arische Volksgemeinschaft im alten Mitteleuropa geprägt worden ist, sondern zunächst an einer einzelnen Völkerschaft haftete, den Hermanen oder Herminonen, keltisch Kermanen oder Germanen. Diese ist zuerst durch Cäsar bekannt geworden; damals saß sie im Gebiet der Ardennen, in mehrere Unterabteilungen gespalten, und war schon ganz oder fast ganz keltisiert. Die übrigen, eigentlichen Germanen, haben sich damals nicht so bezeichnet und wahrscheinlich auch gar keine umfassende Benennung ihres Volkstums besessen, zumal sie ja damals wenig einig waren und schwerlich auch nur durch das loseste politische Band zusammengehalten wurden, trotz des Bewußtseins ihrer Zusammengehörigkeit. Dieses Bewußtsein besaßen die außerhalb stehenden Völker sogar noch in höherem Maße als jene selber.

Cäsar also und nach ihm die anderen Römer griffen die gallische Bezeichnung „Germanen" auf und legten ihn damit anscheinend für immer fest, wenn auch nicht in stets gleichbleibender Bedeutung. Schon Tacitus hat den Namen Suebi, der „Sweben" oder Schwaben, auf alle germanischen und für germanisch gehaltenen, von den Römern noch unabhängigen Völker übertragen. Auch hier lag der Grund zu diesem pars pro toto in der geographischen Nachbarschaft. Sweboz nannte dieser Stamm sich selber, d. h. „die Freien", „Selbständigen". Später führten sie noch verschiedene andere Namen, vor allem den der Alamanni, d. h. der „Männer insgesamt". Dieser Name wurde dann von den Westromanen aufgegriffen und auf das ganze deutsche Volk ausgedehnt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als im Jahre 843 das Reich Karls des Großen geteilt worden war, konnte man erst von einer besonderen, zusammengefaßten deutschen Nation sprechen. Damit stellte sich auch ein diese Gesamtheit umfassender Name ein, der Name „Deutsche". Dieses Wort bezog sich aber zunächst nur auf die Sprache; es bedeutet die „volkstümliche", „angestammte", im Gegensatz zu dem von Geistlichen und Gelehrten gebrauchten Latein; denn althochdeutsch diutisk kommt von diota, Volk, Nation. Erst später galt auch die „Deutsch" redende Bevölkerung des Reiches als die tiusche, wie es mittelhochdeutsch hieß; dieses Wort wurde schließlich auf neuhochdeutsch zu „Deutsche".

Diejenige Ländermasse in Mitteleuropa, die von den Deutschen ziemlich geschlossen bewohnt wird, nennen wir „Deutschland". Es ist nur ein geographischer Begriff. „Deutsches Reich" ist der amtliche, verfassungsmäßige Name für denjenigen Teil Deutschlands, der sich 1870/71 zu einem Bundesstaat zusammengeschlossen hat. Außerhalb stehen, wie wir sie zu nennen pflegen, die „Deutschösterreicher" und die „deutschen Schweizer"; die Verfassungen dieser beiden Länder kennen solche Bezeichnungen nicht. Dagegen bezeichnen die Deutschösterreicher sich selber ebenso, soweit sie national fühlen, uns dagegen belegen sie mit dem Ehrennamen „deutsche Brüder".

Unsere eigenen Landsleute und Volksgenossen im Elsaß fassen alle Deutschen, die rechts des Rheins wohnen, oder dorther gekommen sind, als „Schwoben" (Schwaben) zusammen. Gewählter ist der in den ganzen Reichslanden gangbare Ausdruck „Altdeutsche". Sehr gehässig spricht das Volk im ganzen Elsaß auch vom „Schwowekaib", wobei die letzte Silbe soviel bedeutet wie Gehenkter, Schindaas. Noch gebräuchlicher ist in der ebenfalls alemannischen deutschen Schweiz der auf uns bezügliche, fast gleiche Schimpfname „chaibe Schwowe" oder „chaibe Dütsche"; höflichere Leute dort lassen beidemale wenigstens das Eigenschaftswort aus. Hier möge auch noch das in Oberbayern gegen den Norddeutschen gern gebrauchte harte Wort „Saupreuß" angeführt werden.

Die Niederländer auf den Niederungen der Rhein- und Maasmündungen sind ebenfalls Teile des deutschen Volkes. Sie bestehen aus zwei Teilen mit fast derselben Sprache, den eigentlichen „Niederländern" und den „Vlamen". Diese wohnen in Belgien, jene im Königreich der Niederlande, von uns gewöhnlich „Holländer" genannt nach der Provinz Holland, dem nordwestlichen, wichtigsten und eigenartigsten Teile der Rheinniederung. Jene dagegen belegen uns, namentlich die ihnen benachbarten westfälischen Bauern, mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Mof" (Moff, d. h. Einfaltspinsel, Dummkopf — wohl deshalb, weil sie meist der holländischen Sprache unkundig sind). Die im wesentlichen ebenfalls niederländischen Buren in Südafrika dagegen sprechen von uns ganz allgemein als vom „deutsch Jood" (deutscher Jude), wohl auf Grund der Tatsache, daß dort viele deutsch oder „jiddischdaitsch" redende Juden leben. Die Holländer dagegen sträuben sich heftig gegen den Gedanken, daß sie zum deutschen Volke gehören, und bezeichnen sich als eine besondere Nation (näßie). Trotzdem unterscheiden sie gewöhnlich in bezug auf Sprache und Kirche zwischen hoogdeutsch und nederdeutsch, wobei das letztere Wort für niederländisch angewendet wird.

Als nächste Nachbarn der schon oben erwähnten Alemannen bezeichneten die verwelschten Franken in Frankreich jeden Deutschen als Allemand in ihrer französischen Sprache, und das ganze Land als Allemagne. Die Bewohner der Pyrenäenhalbinsel nahmen diese Worte auf und machten sie sich mundgerecht, und so spricht jeder Spanier auf der ganzen Erde von Alemán und Alemania, jeder Portugiese von Allemão und Allemanha. Die spanischen Bezeichnungen sind auch den marokkanischen Mauren geläufig. Außerdem sagt man dort auch Bruß (Preuße) und, wie Dr. Albrecht Wirth mir mitteilt, Nemzani, also nach der in Osteuropa für uns gebräuchlichen Bezeichnung.

Sogar viele Franzosen können oder wollen noch heute Allemand und Prussien nicht unterscheiden; mindestens verstehen sie alle Norddeutschen darunter. Sie sprechen auch von l'Allemagne prussianisée. In der Zigeunersprache übrigens heißt der Preuße „Langbein".

Wir haben oben schon erfahren, wie Namen mit mehr oder weniger spöttischer Färbung sich gerade in den Sprachen und Mundarten solcher Völker und Stämme finden, die mit uns in fortdauernden Beziehungen namentlich feindlicher oder sonstwie unfreundlicher Art gestanden haben. Da ist es immer noch ganz glimpflich und entspricht der bekannten Höflichkeit der Franzosen, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie allgemein den Deutschen als „Sauerkrauteſſer" aufziehen (mangeur de choucroute oder choucrouteur). Kräftiger ſind ſchon tudesque (etwa mit „teutoniſch" zu überſetzen) und franc allemand, was aber nicht „freier Deutſcher" heißen ſoll, ſondern mehr „Naturburſche", „Tölpel". Tête carrée, auch caboche oder alboche (Eck- oder Dickkopf), geht mehr auf den Elſäſſer. Die Welſchſchweizer, beſonders im Kanton Waadt nennen den Deutſchſchweizer mit Vorliebe „Stopfiffer".

In Italien hatte die zutreffende Bezeichnung für den Deutſchen, Tedesco, beſonders zur Zeit der öſterreichiſchen teilweiſen Fremdherrſchaft und unmittelbar hinterher, keinen guten Klang und bedeutete auch mehr den Öſterreicher, den Austriaco. Noch jetzt bezeichnen wir uns dort beſſer als Germaneſo oder Pruſſiano. Unſer Reich iſt dort als Germania bekannt. Manchmal nennt man uns „blonde Beſtien" (bionda bestia). Harmloſer iſt die beſonders in Venedig übliche Bezeichnung Potatuc (Kartoffeleſſer). In Südtirol ſind die Bewohner des deutſchen Fersentals bei ihren verwelſchten Nachbarn als Mocheni bekannt. Dieſes Wort kommt wahrſcheinlich vom Zeitwort „mochen" (machen), das jene beim Sprechen häufig anwenden. Das iſt nur ein Beiſpiel für viele andere Spitznamen rein örtlicher Art; es iſt natürlich unmöglich, hier im engen Rahmen dieſes Aufſatzes, ſie alle aus ſämtlichen Gegenden und Ländern mitzuteilen oder gar feſtzuſtellen.

Die Derbheit der engliſchen Vettern macht ſich gegen uns geltend in dem häßlichen Wort bloody German oder bloody fool (blutiger Deutſcher oder Narr), ihr Spott in Fatherland (Vaterland) ſtatt „Deutſchland". Bei dem neuerdings erſchreckend wachſenden Deutſchenhaß in England ſpricht man dort ſogar vom German pig (deutſche Sau) und vom Swine from the southern part of Europe (Schwein aus dem ſüdlichen Europa). Offiziell ſagt jeder Angelſachſe für „Deutſcher" German (Germany = Deutſchland oder Deutſches Reich), für germaniſche Raſſe dagegen race teutonic. Hier liegt gewiß eine Verwechſelung vor zwiſchen den wahrſcheinlich keltiſchen Teutonen und diutisk oder tiusch (ſiehe oben). Dutch, dutchman gebraucht der Engliſch ſprechende zunächſt für den Niederländer (Holländer), aber auch als Spottnamen, ſogar in der Verbindung damned dutchman, der allen Deutſchen angehängt wird, namentlich von den ungebildeten Anglo- und Keltoamerikanern. In Nordamerika bedeutet außerdem das Wort dutchman den ausgefüllten Riß in einer Marmorplatte, alſo wohl ſoviel wie „Lückenbüßer" und im Grunde „Kulturdünger", gut genug als Mittel zum Zweck. Auf franzöſiſchen Einfluß iſt die Redensart zurückzuführen: dutch as sauerkraut (deutſch wie Sauerkraut), d. h. rein deutſcher Typus.

Unſere nordiſchen Raſſegenoſſen in Schweden, Dänemark und Norwegen ſprechen von „Tyske" und „Tyskland". Bei den Dänen ſind wir aber außerdem, aus altem Haß, „tyske Satan" oder „tyske Hund". In Norwegen hatten früher, ſeit den regen Beziehungen im Mittelalter, die Deutſchen, vor allem die Hanſen (Hanſeaten) beſondere, auf ihr Gewerbe bezügliche Namen, deren vollſtändige Aufführung aber hier zu weit führen dürfte.

Auch die Finnen ſtehen natürlich ſeit jeher mit dem niederſächſiſchen Teil des deutſchen Volkes am meiſten in Beziehungen. Infolgedeſſen heißen wir dort Saksalain und Deutſchland Saksalaiset. Bei den Letten ſind wir Deutſchen insgeſamt Wahzſetis, unſer Land Wahzſeme, während das Wort Wahzſemneeks den „Deutſchländer" bezeichnet, alſo aus dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet, namentlich dem Kaiſerreich, im beſonderen Gegenſatz zum Deutſchruſſen. Bei den Litauern heißen die Deutſchen Wokiëtis (Abendländer), bei den Eſten Saksad (Sachſe oder Herr), bei den Letten Wahzeets (Abendländer), bei den Tataren Ferengi (Franken, Europäer). Litauiſche Spottnamen gegen uns ſind: Pnykis (Kaulbarſch), Bublys (Rohrdommel) und andere ähnliche, wie „Schnarrer" oder „Stammler".

So eifrig wir die nichtdeutſchen Weltſprachen Engliſch und Franzöſiſch, auch Italieniſch und Spaniſch betreiben, ſo gering ſind ſeit jeher unſere Kenntniſſe in den Sprachen des Oſtens. Im Hinblick darauf bezeichnen uns alle ſlawiſchen Völker in erſter Linie als die „Stummen", auf ruſſiſch Njemjetz[1]) (Germanija = Deutſchland oder Deutſches Reich), ruthениſch Nimec (ſprich Nimetz), polniſch Niemiec (Niemcy = Deutſchland), tſchechiſch ebenſo. Bei dieſem Slawenſtamm

1) Allerdings leitet man dieſes Wort auch ab von einer Wurzel, die im Namen der alten Nemeter, einem oſtgermaniſchen Volksſtamm, ſteckt. Dem widerſpricht eigentlich die hier mitgeteilte polniſche Fabel von dajcie und die Ableitung des Wortes „Slawe" von slowo (Wort), im Gegenſatz zu uns „Wortloſen", falls es nicht auf slawa (Ruhm) zurückzuführen iſt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist Němčoře (sprich Njemtschorsche) mehr ein Schimpfwort. Nach einer polnischen gehässigen Fabel sind die Deutschen bettelnd zu den Polen gekommen, indem sie nur das Wort dajcie! (gebt!) stammeln konnten; daraufhin hätten sie sich selber „Daitsche", später „Deutsche" genannt. Im übrigen betiteln uns die Polen als Schwaby (Schwaben), Pludry (Träger von Pluderhosen, als alte kulturgeschichtliche Erinnerung), Lutry (Anhänger, Landsleute Luthers), verfluchte Daitsche, bei vielen Polen das einzige deutsche Wort, das über ihre Lippen kommt; der Wahrheit und Gerechtigkeit bedeutend näher steht das Wort Kulturträger, womit man wenigstens in Russisch-Polen den Deutschen bezeichnet. Neuerdings haben die radikalnationalen polnischen Vorkämpfer im östlichen Preußen noch manches andere Schimpfwort gegen uns aufgebracht, eins immer noch gehässiger als das andere. Die Bezeichnung „Hundeblut" (psia krew, sprich pschakréff), verwenden sie besonders gern für die verhaßten Deutschen. Als Gipfel von allem gilt ihnen aber doch die Bezeichnung Hakatist; sie bedeutet im Grunde: Mitglied oder wenigstens Freund des „Deutschen Ostmarkenvereins", der bekannten Abwehrorganisation des Deutschtums gegen den Polonismus. Diese ist gegründet worden von den Herren Dr. v. Hansemann, Kennemann und v. Tiedemann, also von drei Männern, deren Namen mit H, K und T beginnen; daraus wurde Hkt oder Hakaté. Ähnlich nennt man in Österreich die dortigen gut national, alldeutsch gesinnten Menschen „Stalldeutsche" und „Preußenseuchler"; letzteres bedeutet soviel wie Verräter zugunsten Preußens.

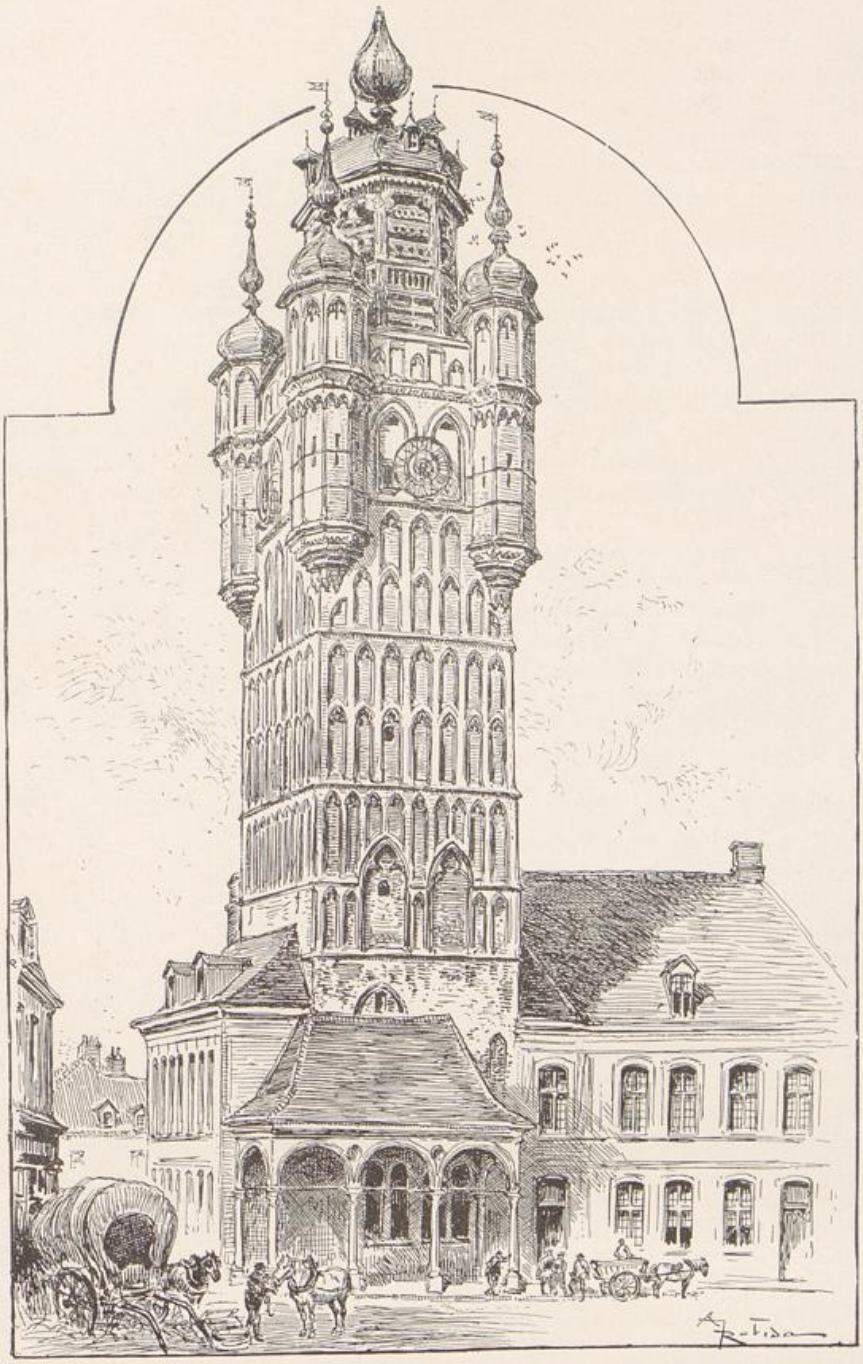
Die Tschechen nennen uns oft švaby (Schwaby) und sprechen auch gern von prušáci (Prúschätzi). Das bekannte Küchenungeziefer, in Norddeutschland als „Schwaben" oder „Schaben" bekannt, heißt in Rußland allgemein „Prussaken". Außerdem wird die russische Namengebung, wie Nicolái Alekjándrowitsch, im Scherz auch auf den Deutschen übertragen, indem man ihn als Karl Kárlowitsch (Karl, Karls Sohn) bezeichnet. In Petersburg lag das Gewerbe der Wurstmacher und -händler früher ganz und liegt jetzt noch zum großen Teil in den Händen unserer Landsleute. Daher heißen wir dort vielfach allgemein Kalbásnik (Wurstmacher). Die aus den Ostseeprovinzen stammenden Deutschrussen sind allgemein als „Balten" bekannt, also als Anwohner des Baltischen Meeres.

In Ungarn heißt der Deutsche Német (Néhmet), wahrscheinlich eine Nachbildung aus den slawischen Sprachen. Unter einem sváb (Schwób) versteht man dort, mit verächtlichem Nebensinn, mehr den Deutschösterreicher, im Gegensatz zu dem in großem Ansehen stehenden, etwas gefürchteten Reichsdeutschen. „Schwaben" im engeren Sinne heißen die deutschen Bauern bei Ofenpest, weiter in der Batschka, dem Banat, der Schwäbischen Türkei und anderen Teilen Südungarns. Ihr Hauptstamm ist in der Tat aus dem schwäbisch-alemannischen Südwestdeutschland eingewandert, dem früheren Vorderösterreich und seinen Nachbargebieten. Sie greifen jetzt in wachsender Zahl auch nach Slawonien und Bosnien über.

In Siebenbürgen siedelt der besonders gut organisierte deutsche Volksstamm der „Sachsen" (Saxones); seinen Namen hat er dem Umstand zu verdanken, daß die im Mittelalter zuerst dort auftretenden Deutschen aus Niedersachsen kamen, als Bergleute vom Harz, die man ihrer Fachkenntnisse wegen herbeigerufen hatte. Im Grunde jedoch — nach neueren Feststellungen, namentlich mundartlichen Forschungen — sind die Siebenbürger Sachsen Moselfranken aus der Gegend von Luxemburg und Trier. Ursprünglich hießen sie daher auch zutreffender „Flanderer" (Flandrenses). Von ihnen noch heute scharf zu trennen sind die „Landler", ebenfalls deutsche Lutheraner, aber aus Österreich selbst dorthin vertrieben zwischen 1736 und 1770. Die dortigen katholischen Deutschen sprechen vom „Speecksachsen" in bezug auf seine Lebensweise, ebenso wie die Rumänen (Walachen) vom „Szas gras" (fetter Sachse). Im übrigen werden die protestantischen Deutschen in Ungarn von ihren dortigen katholischen Volksgenossen „Hannickel" genannt, wegen der Wetterhähne auf ihren Kirchtürmen.

Mit einer wahren Flut von häßlichen Wörtern überschütten uns aber die Madjaren und Kroaten in den Ländern der ungarischen Krone. Da heißen „Pangermanen" (pángermánok auf madjarisch) oder Alldaitschok (Alldeutscher) alle Deutschen, die ihr Volkstum über alles andere stellen und nicht im Madjarentum usw. aufgehen wollen. Weiter kommen aber „deutscher Hundsfott" (hunczút német), „Hundsdeutscher" (kutya német), svábvetter (schwäbischer Vetter), „dummer, stinkender Schwab", „schwäbisches Schwein", „schwäbischer Kerl", „bockbeiniger" oder „Bocksachse" (bakszász), „vaterlandsverräterischer Sachse", osztsák (der österreichische Deutsche, im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres Paris, Dorbon-Ainé

Der Belfried der flämischen Stadt St. Winoks-Bergen (Bergues)
in Französisch-Flandern

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bösen Sinne gemeint), „deutscher Schwager", aber auch „sanfter Sachse" (jámbor szász und ördög szász) im bewundernden Sinne. „Dumme, verfluchte Schwaben", „pangermanische Bagage" oder „pangermanisches Pack". In Kroatien-Slawonien spricht man ähnlich vom „schwäbischen Hund" (švapsko peto), pangermanska bagaža usw.

In Bosnien und überhaupt bei den Südslawen heißen wir Schwaba und Schwabaci.

Die uns von den osteuropäischen Nachbarn beigelegten harmloseren Namen sind auch in die Balkanhalbinsel eingedrungen, so Nemet bei den Albanesen, wo wir übrigens auch als Aleman bekannt sind. Der mohammedanisch-slawische Guslare (blinder Sänger) spricht von Bavar oder Bavarac (Bayern), wenn er Deutsche im allgemeinen meint.

Den Bulgaren sind drei Ausdrücke geläufig: allgemein Nemet, für Österreicher und Ungarn Schwob, beide Namen etwas geringschätzig, besser, aber noch wenig verbreitet, German (Germania).

Ähnlich ist es in Rumänien: Schwob, Neamţi (Njamţi) für Deutsche ganz allgemein, einschließlich der Österreicher mit deutscher Sprache, German dagegen besonders der norddeutsche Reichsangehörige und Germania Deutschland, Deutsches Reich. Als Ausdruck der Bewunderung gilt draculu neamţi (Teufelsdeutscher).

Die Griechen nennen alle Deutsch sprechenden Fremden, auch Österreicher und Schweizer, kurzweg Γερμανος (Germános), spöttisch Germanokokálos, d. h. deutsche Hartköpfe oder steifknochische, unbeholfene, zugeknöpfte Deutsche.

Auch Türken und Perser machen im allgemeinen keinen Unterschied zwischen den Deutschen in bezug auf ihre Staatszugehörigkeit, sondern fassen sie alle zusammen als Alman, entstanden aus dem französischen Allemand. In Persien ist daneben auch noch Njamzi, Nemzaui zu erwähnen, türkisch Nemsauji, worunter man eigentlich den Österreicher verstand, als dem räumlich nächsten Vertreter des Deutschtums. Erst seit dem Besuche Kaiser Wilhelms II. in Konstantinopel und Jerusalem schied man aus diesem Begriff den der Allemanly aus. In entlegenen Winkeln des Osmanischen Reiches kommt es auch vor, daß man uns als Bismarkli anspricht. Ähnlich ist es ja Goethe auf Sizilien ergangen, wo man seine Volkszugehörigkeit erst dann freudig begriff, als er sich auf Friedrich den Großen berief.

Wenn man im Orient von Franki (Franken), in Persien von Frengi spricht, so werden damit überhaupt die eigentlichen Westeuropäer gemeint. An den Küsten von Kleinasien, Syrien, Ägypten, auch der Türkei (bis zur Donau) und Griechenland, also in der sog. Levante, spielte früher eine große Rolle die Lingua franka, eine Handelssprache, gemischt aus allen Sprachen des Mittelmeers. Diese Bezeichnungen stammen gewiß noch aus den Zeiten der Kreuzzüge, deren Hauptanstifter bekanntlich Franken waren. Im Arabischen heißen wir Germani.

So werden in der Hauptsache die Vorstellungen über uns Deutsche immer verschwommener, je weiter wir uns von Europa entfernen, namentlich bei den ungebildeten Völkern, die mit uns wenig Berührungspunkte besitzen. In China werfen die eingefleischten Fremdenhasser alle Weißen arischer Prägung gern in einen Topf zusammen, als „fremde rote Teufel". Der allgemein jetzt dort übliche streng sachliche Ausdruck lautet Tê-kwo-jên, d. h. „des Deutschen Reiches Menschen". oder auch Da-goa, d. h. „das große Volk". Früher übertrug man dort den Laut des englischen Wortes German ins Chinesische als Ji-êrh-man.

Die Japaner unterscheiden zunächst zwischen sich und den Fremden und nennen diese höflich Ichin san (Itschin-san), d. h. fremder Herr, verächtlich aber Ban-i, d. h. fremder Barbar. Bei der Unterscheidung nach Nationen hat man sich meistens die von diesen selber geführten Namen mundgerecht gemacht und nennt so uns Deutsche „Deutsu", oft auch noch, ebenfalls nach englischem Vorgang, „Germani", ohne strenge Unterscheidung nach den einzelnen Vaterländern.

Auch anderwärts wird der Deutsche von den unter englischem Einfluß stehenden Eingeborenen als German bezeichnet oder ähnlich, unter größerer Anpassung an die Sprache des Volkes, wie als Geleman bei den Zulus in Südafrika. Der in diesen Gegenden überwiegende holländische Einfluß hat den für den Weißen dort allgemein verbreiteten Ausdruck Baas (Herr) auch dem Deutschen beigelegt. Die Griquas sagen sogar „Deutßer", also genau so ausgesprochen wie von den Niederländern. In Ostafrika, in der weitverbreiteten Verkehrssprache der Suaheli, dem Kisuaheli, heißen wir Wadáthchi, oder ganz allgemein Wasungu (Europäer, Weiße).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im spanischen Südamerika, namentlich Argentinien, faßt man uns vielfach noch mit den Engländern zusammen als Inglés oder bezeichnet uns noch allgemeiner als Gringo (Fremder, Ausländer, étranger), mit geringschätzigem Nebensinn oder gar offen verächtlich als Gringo loco (verrückter Fremder). Die Straßenkinder rufen den Deutschen öfters nach: Aleman, culo de pan! Es besteht nämlich bei ihnen der feste Glaube, daß unser Sitzfleisch von Brot gebildet sei. So wird mir aus Buenos Aires mitgeteilt.

In Südbrasilien, mit seinem erheblichen deutschen Bevölkerungsanteil, kennt man uns besser und unter verschiedenen Namen. Im allgemeinen sagt man Alemóng, (Alemão), der Deutschbrasilianer heißt Teuto-Brazilero oder kurz Teuto. Aber auch hier kommt eine herabsetzende Bezeichnung für uns vor, nämlich Lamóng, abgekürzt aus Alemong.

Mit der ehrenvollsten und gerechtesten Beinamen aber erfreut sich der Deutsche bei den Sioux, dem bekannten Indianerstamm in Nordamerika, nämlich einmal als „das Volk der schweren Sprache" (wegen der Schwierigkeit, sie zu lernen) und „das ehrliche Volk von jenseits des großen Wassers" (im Gegensatz zu den weißen Amerikanern, von denen die Indianer so oft betrogen worden sind).

Dieses Wort eines unbeeinflußten Naturvolkes mit großer Beobachtungsgabe beweist, daß die mancherlei über uns umlaufenden häßlichen Beinamen nicht ganz gerecht sind, daß vielmehr bei vielen, gerade nicht vollwertigen Völkern ein wenig berechtigter nationaler Dünkel besteht. Unser ganzes Volk und mancher seiner Vertreter im Ausland mag ja manchmal Fehler begangen haben und Eigenschaften zeigen, die anderwärts nicht immer angenehm berühren. Im großen und ganzen aber brauchen wir uns nicht zu schämen und stehen hinter anderen an Wert nicht zurück. Jedenfalls aber müssen wir dafür sorgen, daß wir überall künftig nur noch mit Achtung genannt werden, jedoch ohne in den Fehler zu verfallen, daß wir solche Anerkennung um jeden Preis anstreben, selbst um den der Selbsterniedrigung und „Bedientenhaftigkeit", wie sie uns einmal vom Fürsten Bismarck zum Vorwurf gemacht worden ist.

Hohenstaufische Denkstätten in Apulien.

Von

Geh. Archivrat Prof. Dr. **Walter Friedensburg** in Stettin.

(Mit 9 Abbildungen, s. auch Tafel 9 u. 15.)

Den Südosten Italiens nimmt das halbinselartig auslaufende Apulien ein. Es bildet, während der Hauptstrang des Gebirges im Westen bleibt, dessen Senkung zur Adria. Nur eine mäßig hohe Hügelkette, „le Murgie", durchzieht dem Meere parallel das Land, gegen den Golf von Tarent streichend; davor breitet sich die sonnenbeglänzte Küstenebene aus, der Tavogliere di Puglia, den blühende Gärten und Felder erfüllen; zugleich ist er seit dem grauen Altertum der Tummelplatz unübersehbarer Herden, die hier ihre Winterweide finden und auf den vorgeschriebenen Herdenwegen der „Tratturi" ihren Weg vom Gebirge zur Ebene und zurück nehmen; in neueren Zeiten hat allerdings in dieser fruchtbarsten aller Provinzen Italiens der Feld- und Gartenbau die Herdenzucht mehr und mehr eingeschränkt.

Zahlreiche Völker hat Apulien kommen und gehen sehen, zahlreichen Herren hat es nacheinander gehorcht, zahlreiche Kulturen haben sich auf seinem Boden erhoben. Nur wenig Sicheres wissen wir von der Urzeit und der pelasgisch-oskischen Urbevölkerung; in das volle Licht der Geschichte tritt Apulien mit den Griechen, deren um den Golf von Tarent gelagerte, aber auch weiter nördlich begründete Kolonien zu hoher Blüte und sprichwörtlicher Üppigkeit gediehen. Rom und Karthago machten sich dann den Boden streitig, bis die Römer den Siegespreis davontrugen. Erben ihrer Herrschaft wurden nach einer Reihe von Jahrhunderten germanische Völker, erst die Ostgoten, hernach die Langobarden, zwischen denen die Oströmer von Byzanz aus sich nur vorübergehend zur Geltung brachten. Dann aber zog die leicht erreichbare blühende Landschaft die Begehrlichkeit der seemächtigen Sarazenen auf sich, die im 9. Jahrhundert Sizilien eroberten und von dort aus Raubzüge nach Unteritalien machten, wo sie ebenfalls eine Reihe fester Sitze gewannen. Schließlich erlagen sie indes der Kraft der Normannen. Diese romanisierten Germanen errichteten in Unteritalien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Sizilien während der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ein mächtiges Reich; doch der Mannesstamm ihrer kraftvollen Dynastie droht zu erlöschen. Da ist es der erste Fürst des Abendlandes, der deutsche Kaiser Friedrich, der „Rotbart", der gegen Ende seines Lebens seinen ältesten Sohn Heinrich mit Constanze, der Erbin des Normannenreiches, vermählt. So werden die schwäbischen Hohenstaufen die Nachfolger der Normannen im Süden, allerdings muß Heinrich das Erbe seiner Gemahlin erst mit dem Schwerte erobern und sichern. Um so inniger erscheint dann beider Sohn, Friedrich, der inmitten jener Kämpfe in Palermo das Licht der Welt erblickt, mit Süditalien verknüpft; hier wächst er, früh der Eltern beraubt, auf; hier bemächtigt sich sein lebhafter Geist aller Kulturelemente, sowohl der christlichen wie der sarazenisch-orientalischen, die ihm jener Boden zutrug; hier wurde er zu dem genialen, seiner Zeit voraneilenden Herrscher, als den ihn die Geschichte kennt. Auch als deutscher Kaiser hat Friedrich den Schwerpunkt seiner Stellung nicht aus Unteritalien verlegt; um letzteres hat er seine erbittertsten Kämpfe geführt, seinen Nachkommen aber ist dieser Besitz verderblich geworden; Manfred, der Sohn, und Konradin, der Enkel, haben im Kampfe um das italienische Erbe der Normannen den Untergang gefunden. Die hohenstaufische Epoche aber bildet auch für Apulien die Zeit des höchsten Glanzes, den schon die Überwinder der schwäbischen Dynastie, die französischen Anjou, nicht zu erhalten vermocht haben. Noch später teilt dann Apulien die Schicksale des gesamten Italien, das der Fremdherrschaft zur Beute fällt und in dem Ringen der Großmächte Frankreich und Spanien-Österreich wiederholt das Streitobjekt bildet und den Kampfplatz darbietet. Seit dem 18. Jahrhundert gehörte Apulien dem durch seine Mißregierung berüchtigtigten Königreich beider Sizilien an, bis es endlich vor einem halben Jahrhundert zu einem Gliede des nationalen, einheitlichen Königreichs Italien geworden ist. Im Gefüge des letzteren bildet Apulien gegenwärtig drei Provinzen: Foggia oder Capitanata im Norden, Bari oder Terra di Bari in der Mitte und Lecce oder Terra d'Otranto im Süden.

Der Boden Apuliens bewahrt Reste aller Kulturepochen, durch die das Land im Laufe seiner vielgestaltigen Geschichte hindurchgegangen ist, und dem, der sie zu deuten versteht, sprechen diese Trümmer noch heute eine beredte Sprache und tragen ihm Kunde zu von Macht und Sieg, von Verlust und Untergang, von Freude und Leid vergangener Geschlechter. Uns Deutschen zumal aber ist jener Boden geweiht durch die Erinnerung an eine der glanzvollsten Perioden unserer Geschichte, durch das Andenken des größten aller unserer mittelalterlichen Herrscher, Kaiser Friedrichs II.!

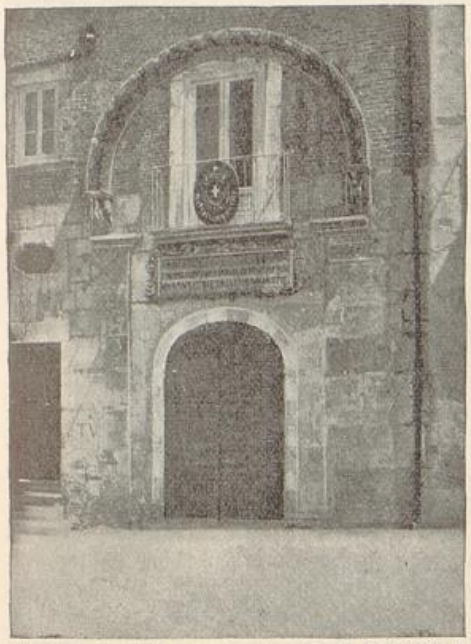


Abb. 12. Der letzte Rest vom glänzenden **Palaste Friedrichs II. in Foggia** (ein jetzt in einem Privathaus vermauerter Bogen).

Wer aber den Spuren Friedrichs und der Seinen in Apulien nachgehen will, dem ist das heutzutage wesentlich erleichtert, seit die Provinz vor kurzem eine Reihe in das Innere führender Eisenbahnen erhalten hat, die das Land gleichsam erschlossen haben. Und mit dieser Erschließung von außen geht auch — durch Verbesserung der Unterkünfte usw. — die innere Zugänglichmachung Hand in Hand.

Eine große Durchgangsstraße durchzieht Apulien allerdings schon seit längerer Zeit; es ist die englisch-ostindische Überlandroute. Über Bologna herabführend, erreicht die Eisenbahn bei Ancona das Adriatische Meer, um dann in südöstlicher Richtung über Brindisi, den Hafen für die Levante, bis fast zur Südspitze Apuliens zu verlaufen.

Fast stets an der Küste oder in geringer Entfernung vom Meere, biegt die Bahn nur an einer Stelle weit nach Westen aus, nämlich um das hochragende Vorgebirge des Monte Gargano, den Sporn Italiens, herum. Hier, im Norden Apuliens, bezeichnet die Stadt Foggia den Punkt, wo die Straße am weitesten in das Land hineintritt. In Foggia aber

erreicht auch der Reisende, der von Westen, von Rom oder Neapel kommt, die Ebene Apuliens. Ihn führt seine Straße über Caserta durch das Berggebiet der Flüsse Volturno und Calore nach Benevent; er folgt hier dem Marsche, den das Heer Karls von Anjou im Jahre 1266 vollführte, bis zum Schlachtfeld, wo am 26. Februar des nämlichen Jahres König Manfred erlag; dann geht es das enge Tal des Tammaro aufwärts zur Wasserscheide zwischen dem Tyrrhenischen Meere und der Adria und von hier in vielfachen Galerien abwärts in den Tavogliere und nach Foggia. Eben dieser Lage an dem wichtigen Straßenkreuzungspunkte verdankte die Stadt schon im Mittelalter ihre Bedeutung. Sie war, wenn Kaiser Friedrich II. in Apulien weilte, seine bevorzugte Residenz. Er erbaute hier auch schon im Jahre 1223 einen Palast; achtzehn Jahre später drückte er in Foggia seiner dritten, zärtlich geliebten Gemahlin Isabella von England die Augen zu. Hernach weilte auch Manfred wiederholt in Foggia; noch häufiger, namentlich in seinen späteren Jahren, dessen Überwinder Karl von Anjou, der 1285 hier den letzten Atemzug tat. Die Spuren jener großen Zeit hat freilich ein Erdbeben, das 1731 den Ort schwer heimsuchte, bis auf kümmerliche Reste verweht. Gleichwohl lebt das Andenken der Hohenstaufen bis in die Gegenwart in der fernen Stadt fort: „Piazza Federico II" heißt noch jetzt der Hauptplatz; hier erblickt man auch den „Pozzo dell' Imperatore", einen Brunnen aus hohenstaufischer Zeit; aber das hervorragendste Denkmal dieser bildet der unweit davon in einem Privathause eingemauerte romanische Bogen, das einzige Überbleibsel des Palastes Friedrichs II. Wo der Bogen auf den Pfeilern ansetzt, stehen zwei steinerne Kaiseradler. Darunter befindet sich auf marmorner Tafel eine wohlerhaltene Inschrift, die der Nachwelt das Baujahr des Palastes übermittelt.

Greifbarer freilich als in Foggia tritt uns das Walten der Orient und Okzident umfassenden Herrscherpersönlichkeit Friedrichs in Lucera entgegen, einem 20 km westlich von Foggia gelegenen Städtchen, mit dem es durch eine Zweigbahn verbunden ist. In der offenen Ebene gelegen, war Foggia zu Verteidigungszwecken ungeeignet; der Kaiser aber brauchte hier, am Nordeingang von Apulien, eine diesen deckende Feste. Die bot ihm Lucera dar. Von Foggia an steigt die Straße allmählich gegen eine Hügelreihe, die Vorboten des Gebirges, an; zur Linken, südlich, erblickt man auf der Höhe Troja, eine Gründung der Byzantiner; geradeaus aber erhebt sich, kegelförmig aufsteigend, eine nach den Seiten schroff abfallende Höhe, die zum Bau einer Burg geradezu einzuladen scheint; es ist die Höhe von Lucera. Fast ins Unermeßliche schweift der Blick von oben; er umfaßt den Monte Gargano, die schimmernde Silberfläche des Meeres bis zu den Tremitischen Inseln, die weitgeschwungene Küstenlinie des Golfs von Manfredonia und das weite, blühende Flachland, während westlich, im Rücken, die aufsteigenden malerischen Ketten der Apenninen den Blick begrenzen. Schon die Griechen haben hier eine Stadt erbaut, das alte Luceria, das dann, in eine römische Kolonie umgewandelt, viele Generationen später noch den lombardischen Eroberern von Apulien als Stützpunkt diente, bis im Kampfe gegen die Lombarden der Kaiser des Ostens, Konstanz II., die Stadt eroberte und zerstörte. Dann lag sie in Trümmer, bis Friedrich II. die Gunst der Lage erkannte und sie im Jahre 1233 neu erbaute. Der Kaiser hatte damals in Sizilien einen gefährlichen Aufstand der Sarazenen, die dort noch in größeren Mengen, wennschon als Unterworfene, lebten, bezwungen. Aufgeklärter als sein Zeitalter, verschmähte er es, die Besiegten auszurotten, und zog es, staatsmännisch denkend, vor, sie durch Verpflanzung in andere Teile seines Herrschaftsgebietes unschädlich, ja seinem Zepter nützlich zu machen. So siedelte er große Scharen der Sarazenen mit Weib und Kind in Apulien an, die Hauptmasse aber in Lucera. Widerwillig, knirschend zogen die Bekenner Mohammeds hier ein, aber schnell verwandelten sie sich in Bewunderer und treue Diener des hochherzigen Herrschers, der sie ihren Lebensgewohnheiten, besonders ihrem Glauben, so großen Anstoß das auch seinen bigotten, fanatischen Gegnern bot, treu bleiben ließ, ihnen auch die Möglichkeit gewährte, ihre technische und industrielle Befähigung in Waffenbereitung, Teppichweberei usw. auszuüben. Dafür dienten sie dem Kaiser im Felde; in unerschütterlicher Treue folgten sie ihm auf seinen Kriegszügen als seine Garden, seine Prätorianer. Sorgsam hüteten sie auch den ihnen anvertrauten wichtigen Ort, den Schlüssel der staufischen Herrschaft über Apulien. Die natürliche Festigkeit der Lage aber verstärkte Friedrich noch durch den Bau eines Kastells. Es liegt in einiger Entfernung von der Stadt auf der höchsten, westlichen Kuppe des Hügels, die eine weite, aus Ziegeln und Steinen gebaute Umfassungsmauer rechteckig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

umschließt. Nach der Stadt zu, auf der einzigen Zugangsseite, die der Hügel darbietet, verteidigt ihn ein Graben mit Fallbrücken, den zwei runde Türme flankieren. Außerdem erheben sich über der Umfassungsmauer in gleichen Abständen fünfzehn rechteckige Türme. Der Bau umfaßte ein Arsenal, eine Moschee, Palasträume voll orientalischer Pracht, die das Absteigequartier des Kaisers bildeten, sowie einen Übungsplatz. Heute liegt das Innere in Trümmern; aber die Umfassungsmauern ragen noch in grandioser Einsamkeit auf und legen von der kampfdurchtobten Heldenzeit Zeugnis ab, der sie entstammen.

Nach Friedrichs Tode hat noch Manfred in seinen Kämpfen um die Behauptung der Herrschaft seines Hauses in Apulien sich der Festigkeit Luceras und der Treue der dort angesiedelten Sarazenen erfreuen können. Als er zu Anfang des Jahres 1266 zum Entscheidungskampfe gegen den französischen Eindringling auszog, vertraute er jenen das Teuerste an, was er besaß: er ließ in Lucera seine junge Gemahlin Helena von Epirus und ihre vier unmündigen Sprößlinge zurück. In der Sarazenenfeste war es dann auch, wo die Königin nur allzu bald die Schreckenskunde von dem Verlust der Schlacht und dem Tode ihres herrlichen Gemahls erhielt; verzweifelnd verließ sie mit den Kindern das feste Schloß und eilte der Küste zu, um sich über das Meer in ihre epirotische Heimat zu retten. Aber auch die Elemente waren der Fürstin feindlich: widrige Märzwinde hinderten das Auslaufen des rettenden Schiffes aus dem Hafen von Trani; so wurden die Unglücklichen von den nachjagenden Reisigen des Anjou ereilt, denen der Kastellan von Trani, der Hüter des Kastells, das Friedrich hier einst errichtet, sie verräterisch zu namenlos unseligem Schicksal auslieferte. Lucera aber, von dessen maurischen Bewohnern Tausende auf dem Schlachtfelde von Benevent ihrem Herrn in den Tod gefolgt waren, ergab sich dem Überwinder. Als aber zwei Jahre später Konradin, der Letzte der Hohenstaufen, nahte, wurde die Sarazenenfeste nochmals der Sammel- und Stützpunkt der Ghibelliner Süditaliens, und noch nach der Katastrophe Konradins trotzte es mehr als einjähriger Belagerung durch den Anjou, bis der Hunger die Umschlossenen zur Ergebung zwang. Die Sarazenen mußten nun das Christentum annehmen, erhielten sich aber in ihrer Besonderheit und leisteten fortan dem Anjou ihre kriegerischen Dienste. Das hinderte aber nicht, daß Karl II., der Sohn des Siegers von Benevent, sie im Jahre 1300 treulos überfallen und niedermachen ließ, womit die eigenartige Schöpfung des großen Kaisers nach siebzigjährigem Bestehen ihr Ende fand.

Wie westwärts nach Lucera, so führt von Foggia auch nach der entgegengesetzten Seite ein Schienenstrang quer durch die Ebene, die zur Linken, in jetzt vereinsamter Gegend, die Trümmer einer Komturei des Ordens der Deutschherren, San Leonardo, ehemals der reichen Besitzerin des umliegenden Landes, zeigt, dem etwa 35 km entfernten Meere zu, das südlich des massig vorspringenden Monte Gargano in einem weit geschwungenen Golfe ins Land eintritt. Es ist der Golf von Manfredonia, so genannt nach der Stadt, die unmittelbar unter dem Absturz des Gebirges am Meere liegt. Manfredonia! durch die Jahrhunderte

Abb. 13. **Manfredonia** am gleichnamigen Meerbusen, von König Manfred gegründet, 1620 von den Türken zerstört (von den hohenstaufischen Bauten ist nichts übrig geblieben).

Abb. 14. **Das Kastell von Manfredonia**, von Manfred geplant, von Karl v. Anjou erbaut.

trägt uns der Name zurück zu dem Gründer der Stadt, dem glänzendsten der Nachkommen des großen hohenstaufischen Kaisers.

Allerdings ist Manfred nicht der erste gewesen, der in dieser Gegend gebaut hat. Es ist eine alte Kulturstätte; schon die Griechen besiedelten sie. Es erstand hier die Stadt Sipontum, die auch noch in römischer Zeit als Hafen- und Handelsplatz eine Rolle spielte. Dann trat das Meer zurück und bildete giftaushauchende Sümpfe; auch Erdbeben übten hier wiederholt ihre den Gebilden der Menschenhand feindlichen Wirkungen aus. So verödete die Gegend; gleichwohl gab noch im früheren Mittelalter Sipont einem ansehnlichen Erzbistum Sitz und Namen. Dann aber war es Manfred, der, nachdem 1255 nochmals ein verheerendes Erdbeben stattgehabt, den Plan faßte, die alte Gründung, deren Stelle heute nur noch wenige Trümmer, insbesondere eine kleine altertümliche Kirche mit Vorhalle in romanischem Bogenstil, die ehemalige Kathedrale des Erzstifts, bezeichnen, völlig aufzugeben und näher am Gargano sowie unmittelbar am Meere eine neue Stadt zu errichten. Er entwarf selbst den Bauplan und überwachte persönlich dessen Ausführung. So entstand Manfredonia, wohin schon 1257 der Sitz des ältesten Erzbistums verlegt wurde. Acht Jahre später endete Manfreds Glück und Leben; sein Besieger, Karl von Anjou, vollendete die von dem Hohenstaufen nur erst angelegte Befestigung und baute die Stadt weiter aus. Aber im Jahre 1620 nahte ihr das Verderben; die Türken bemächtigten sich Manfredonias und zerstörten es so vollständig, daß sich nur ein Teil der Mauern erhalten hat. Heute stellt sich uns Manfredonia als eine freundliche offene Hafenstadt von zwölfthalbtausend Einwohnern dar; weiße Häuser bilden sie, mit platten Dächern und offenen Loggien in maurischem Stil. Aber im Namen wahrt sie die Erinnerung an den Staufer, obschon bereits Karl von Anjou sich bemühte, diese auszutilgen, indem er die Stadt das neue Sipont (Siponto Novella) nannte; allein diese Bezeichnung hat nicht Wurzel gefaßt; ganz im Gegenteil zeigt noch heute der „Corso Manfredi", die Hauptstraße der modernen Stadt, daß der unglückliche Fürstensohn an der Stätte, da er planend und schaffend weilte, nicht völlig vergessen ist.

Etwa am Südende des Golfs von Manfredonia liegt Barletta, wo die große Route von Foggia her wieder die Küste erreicht, um ihr nun über Trani, die schon erwähnte Stätte der Gefangennahme der Familie König Manfreds, nach Bari, in dessen altehrwürdiger, dem hl. Nikolaus geweihter Kirche einst Heinrich VI. und Manfred die Krone von Unteritalien empfingen, und weiter zu folgen. Aber es besteht noch eine zweite Eisenbahnverbindung zwischen Barletta und Bari; sie führt von Barletta landeinwärts in südwestlicher Richtung nach Andria und von hier in einem weiten nach Norden geöffneten Bogen über Ruvo, die bekannte reiche Fundstätte griechischer Vasen, nach Bari. In Andria aber betreten wir wiederum eine Stätte, die durch Erinnerungen aus hohenstaufischer Glanzzeit geweiht ist. »Andria fidelis nostris affixa medullis« (Andria, du treue, unserem Herzen eng verbundene Stadt), rühmt eine Inschrift Kaiser Friedrichs vom Jahre 1230, die wir auf einer Gedenktafel an der Porta di Sant' Andrea erblicken. Der treuen Stadt aber hat Friedrich, wie überliefert wird, die entseelten Körper zweier seiner Frauen, der schon genannten Isabella von England, und einer anderen Isabella (oder Jolantha) „von Jerusalem", die von 1225 bis 1228 seinen Thron teilte, anvertraut. Man hat diese Überlieferung lange Zeit ohne Prüfung hingenommen; erst vor wenigen Jahren ist durch einen besonderen Anlaß die allgemeine Aufmerksamkeit der Geschichts- und Altertumsfreunde auf die „Kaiserinnen-Gräber von Andria" gelenkt und eine Untersuchung des Sachverhalts veranlaßt worden. Da haben sich denn in der Tat in der Unterkirche des schönen romanischen Doms von Andria zwei gemauerte Gräber gefunden, von denen das eine noch menschliche Reste barg, während das andere seines Inhalts beraubt war. Aber ihr Geheimnis verrieten die Gräber nicht; weder traten Inschriften zutage, noch ergaben sich sonstige Anhaltspunkte für die gesuchte Lösung der Frage, die somit bis auf weiteres unaufgeklärt bleiben muß.

Unverlierbar dagegen bewahrt Andria den Ruhm, in seiner Umgebung das stolzeste und unvergänglichste aller staufischen Monumente Apuliens aufzuweisen, das hochragende „Bergschloß" Castel del Monte, auch das Belvedere oder der Erker Apuliens genannt. Von Andria führt der Weg durch die Murgie dorthin, etwa 17 km weit. Schon von ferne sehen wir unser Ziel zu uns herüberschimmern. Ein pyramidenartig zu beträchtlicher Höhe aufragender, kahler Hügel trägt das Schloß. Es ist ein achteckiger Mauernkranz von solidester Bauart, an dessen acht Kanten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

je ein stumpfer runder Turm ein wenig über die Wandfläche emporsteigt; den marmorähnlichen, gelbweiß schimmernden Stein hat das Hügelland selbst geliefert. In der Einfachheit seiner reinen Formen steht das Schloß da als ein glänzendes Denkmal der Baukunst der staufischen Periode. „Alles ist harmonisch zusammengedacht", sagt Ferdinand Gregorovius, „und streng zusammengehalten, auf ein und dasselbe Prinzip bezogen, luftig und leicht und zugleich von starker Gediegenheit. Man glaubt hier ein Bauwerk der Frührenaissance vor sich zu sehen". Der Eingang — wir folgen weiter der Beschreibung des Verfassers der „Wanderjahre in Italien" — liegt auf der östlichen, dem Meere zugewandten Seite: ein schönes marmornes Portal von klassischen Formen des Gesimses und der Säulen, die, wie die Löwen, die sie tragen, von rotem Marmor (Breccia) sind. Zwischen ihnen öffnet sich das gotische Bogentor. Darüber befindet sich das größte der Schloßfenster, das in der Mitte von je zwei kleinen Säulen geteilt ist, während alle übrigen nur je eine Säule tragen. Durch das Portal gelangt man in das Untergeschoß von acht zusammenhängenden Sälen. Diese, die zwanzig Schritte breit und zwölf Schritte lang sind, werden in den vier Ecken von starken Halbsäulen aus roter Breccia mit korinthisierenden Kapitälen getragen; auf ihnen setzen die Rippen der Spitzbogen ein, die das Kreuzgewölbe bilden. Ein marmorner Sockel zum Sitzen umzog ursprünglich die Wände dieser herrlichen Gemächer, die alle eine Bekleidung von weißem und rosigem Marmor hatten. Auch die Türen sind mit rotem Marmor eingefaßt. Große Fenster nach dem von dem Achteck rings umschlossenen Binnenhofe in antikisierenden Formen, in den drei Ausgänge führen, geben den Sälen Licht. Zum Oberstock steigt man auf steinernen Wendeltreppen in den Türmen empor; letztere treten aus den Kanten des Baues weit hervor; sie haben einen Durchmesser von zwanzig Fuß und enthalten teils die eben erwähnten Wendeltreppen, teils kleine gewölbte Kammern. Im Oberstock finden sich wiederum acht Säle; sie bildeten die Wohnung des Kaisers. Ihre räumliche Anlage entspricht den unteren Gemächern, aber sie zeichnen sich vor diesen durch größere Pracht der Ausstattung aus. Statt der roten Halbsäulen stützen hier in den Ecken eines jeden Saales Bündel von drei weißen Marmorsäulen mit zusammengesetzten Kapitälen das Kreuzgewölbe. Die Fenster führen sowohl nach der Hofseite wie nach außen. Letztere haben eine tiefe, mit roter Breccia ausgelegte Brüstung. Sechs marmorne Stufen führen in dieser zu einem Sitz oder Sockel von Stein empor, auf dem der kaiserliche Erbauer des Schlosses sich der köstlichen Aussicht über sein schönes, terrassenartig zum unermeßlichen Meere abfallendes Herrschaftsgebiet, in dessen Mitte sich das Kastell erhebt, erfreuen mochte. Noch weiter streift natürlich der Blick von der mit Steinplatten eingelegten Terrasse, zu der vom Oberstock die erwähnten Wendeltreppen in den Türmen emporführen.

Abb. 15. Fenster im Hofe des **Castel del Monte.**

Nicht Beweggründe der Politik oder taktische Rücksichten haben den herrlichen Bau hervorgerufen; dieser hat vielmehr der Erholung und dem Genuß des großen Kaisers gedient. Von hier aus hat Friedrich in den Schluchten des zerrissenen Hügellandes der Murgie der Falkenjagd, die er über alles liebte, obgelegen; in dem einsamen Jagdschloß aber mag er jene tiefen Studien getrieben haben, aus denen eine der merkwürdigsten Schriften des Mittelalters, Friedrichs noch heute klassisches Werk über das Leben der Falken, hervorgegangen ist. Freilich auch in dieses friedlich-schöne Bild „fallen finstere Schatten, die es zerstören"; hat es doch hernach dem hartherzigen Henker der letzten Hohenstaufen, Karl von Anjou, beliebt, Castel del Monte den schuldlosen Söhnen Manfreds zum Kerker anzuweisen; lange Jahre durchhallte das Klirren ihrer Ketten die Säle, die sich der Ahn zu friedlichem Genusse hergerichtet hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Zeiten sind gnädig mit der Schöpfung des genialen Hohenstaufen umgegangen: der Bau steht in seiner kernhaften Masse noch heute machtvoll da, selbst das Innere ist in seiner Struktur noch wohl erkennbar. 1875 aber hat die italienische Regierung das Schloß erworben und als „Nationalmonument" unter ihre Obhut genommen.

Wir wenden uns dem Süden des Landes zu. Mehrere Straßenzüge verbinden die Adria mit dem Golf von Tarent; die beiden wichtigsten nehmen ihren Ausgang von Bari und von Brindisi. Jetzt folgen diesen Straßen zwei Eisenbahnlinien, die in Tarent zusammentreffen, um vereint weiter nach dem kalabrischen Reggio, an die Übergangsstelle nach Sizilien, zu führen. An der Route Bari—Tarent, und zwar dort, wo in diese ein von Nordosten über Gravina, dessen Kastell noch zerfallene Kaisergemächer aus Friedrichs Zeit aufweist, und Altamura, wo wir die prächtige Kathedrale, deren Ursprung auf den nämlichen großen Herrscher zurückgeht, noch heute bewundern, heranführender Straßenzug einmündet, liegt inmitten des Landes, in annähernd gleicher Entfernung von der Adria und dem Tarenter Meerbusen, Gioja oder Gioja del Colle, wie man die Stadt im Unterschied von dem ganz eben liegenden Gioja in Kalabrien auch zu bezeichnen pflegt; denn unser Gioja liegt auf rauher Hochebene in dem südlichen Murgie. Die strategische Wichtigkeit der Gegend bewog Friedrich II., hier im Jahre 1230 ein Kastell anzulegen, das die Straße nach Tarent deckte und den Eintritt in das südliche Apulien, die Terra d'Otranto, verteidigte. In den marmorumrahmten Fenstern, die sich zwischen den geschwärzten Kragsteinen der rechteckigen Türme öffnen, will man Ähnlichkeiten mit entsprechenden Teilen rheinischer Kirchen der nämlichen Zeit finden, möglich, daß ein rheinischer Baumeister hier tätig gewesen ist. Auch dies Kastell ist noch leidlich erhalten; im Innern nehmen wir eine Reihe von Gemächern wahr, die anscheinend den Zwecken des täglichen Lebens gedient haben. Mögen die geplanten Restaurationsarbeiten dazu führen, dem klassischen Bauwerk seine ehemalige Schönheit, so weit es noch möglich ist, zurückzugeben.

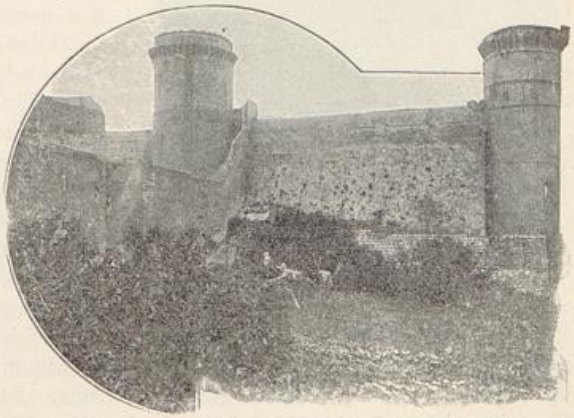
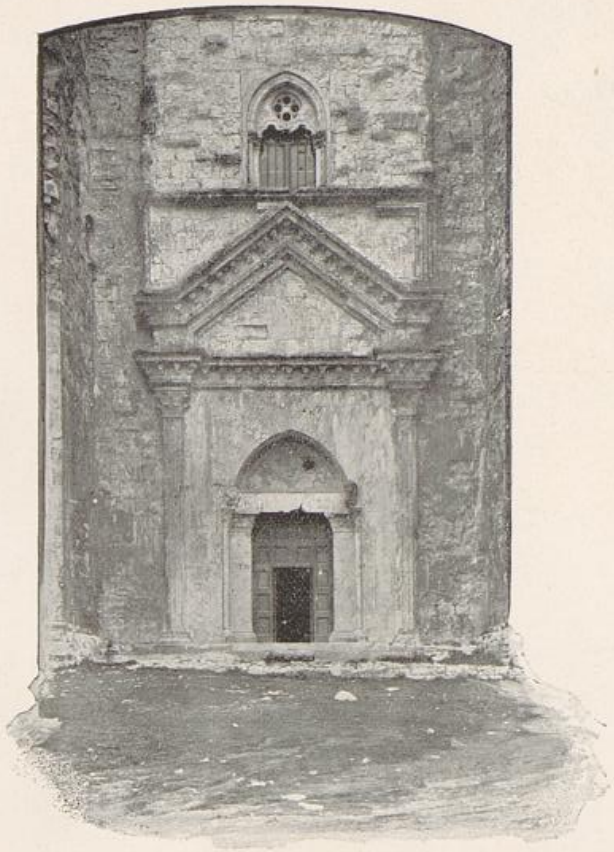


Abb. 16. **Kastell von Oria**, von Friedrich II. 1227 auf den Trümmern einer älteren Befestigung erbaut, später von Manfred vergeblich berannt.

Oria endlich, die südlichste der Hohenstaufenburgen Apuliens, liegt an dem Schienenstrang, der Brindisi mit Tarent verbindet. Alle drei Städte haben eine bedeutsame Vergangenheit als Vertreterinnen verschiedener Kulturepochen, die Apulien nacheinander gesehen hat. Wenn wir bei Brindisi (Brundusium) der Römer, bei Tarent der Griechen gedenken, so bestand schon lange bevor diese beiden Völker den Boden Apuliens betraten, Oria als ein Mittelpunkt der ältesten Epoche, in die die Geschichte des Landes hinaufreicht, der messapischen oder japygischen. Die geographische Lage erklärt die frühe Bedeutung des Ortes. Bis hierhin reichen die letzten Ausläufer des apulischen Höhenzuges; was noch weiter südlich liegt, ist ebenes Flachland. So begreifen wir auch, daß Friedrich II. hier eine Feste anlegte; er fand noch Trümmer einer älteren Burg, an deren Stelle nun ein großes Kastell erstand. Es hat die Gestalt eines Dreiecks, an dessen Kanten Türme hervorspringen, ein quadratischer und zwei runde; kleinere Türme ragen in großer Zahl auf der Umfassungsmauer auf. Im Innern treffen wir noch ein mit Kolonnaden geschmücktes Atrium und eine Kapelle, Reste, die freilich von der Zeit arg mitgenommen sind und leider selbst noch in jüngster Vergangenheit durch einen gewaltigen Zyklon, der jene Gegenden im Jahre 1897 heimsuchte, beträchtlichen Schaden gelitten haben.

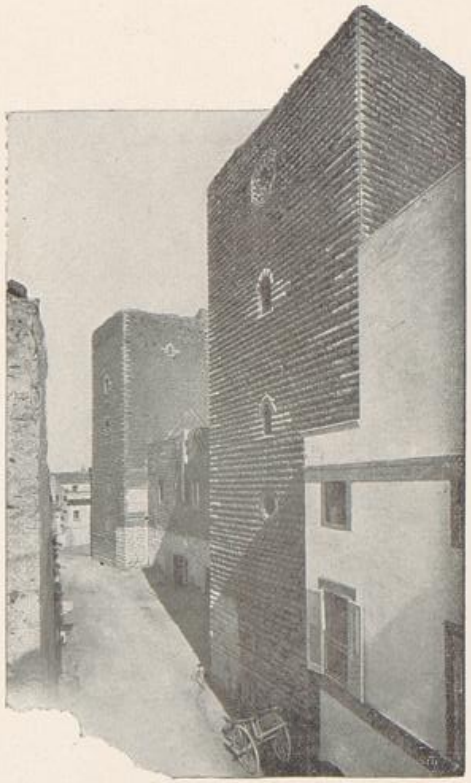
Menschenhand und Elemente haben jahrhundertelang mitleidlos Krieg geführt gegen die Denkmäler, die im fernen Apulien von dem Walten der Hohenstaufen Kunde geben. Die Überreste, die alle diese Angriffe überdauert haben, mögen geringfügig erscheinen; aber unvergänglich haftet an ihnen die Erinnerung an deutsche Kraft und deutsches Heldentum.

Jahrgang 1910. Tafel 15
Deutsche Erde IX
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Eingangstür (Hauptportal) zum Castel del Monte

an der südöstlichen Seite, mit deutlichen Anklängen an die Antike (Höhen- und Breitenverhältnis wie bei den römischen Triumphbögen)



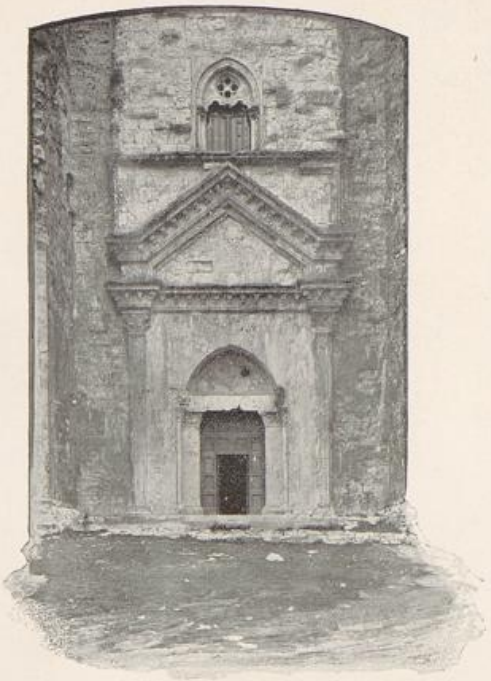
Vorderansicht des Kastells von Gioia del Colle,

des einzigen Baues aus der Zeit Friedrichs II., der durch einige Besonderheiten deutschen Einfluß verrät (marmorumrahmte Fenster erinnern z. B. an die rheinländischen Kirchen)

Hohenstaufen-Bauten in Apulien

Aus der Bildersammlung der Generaldirektion der Kgl. Italienischen Staatsbahnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Eingangstür (Hauptportal) zum Castel del Monte

an der südöstlichen Seite, mit deutlichen Anklängen an die Antike (Höhen- und Breitenverhältnis wie bei den römischen Triumphbögen)

Vorderansicht des Kastells von Gioia del Colle,

des einzigen Baues aus der Zeit Friedrichs II., der durch einige Besonderheiten deutschen Einfluß verrät (marmorumrahmte Fenster erinnern z. B. an die rheinländischen Kirchen)

Hohenstaufen-Bauten in Apulien

Aus der Bildersammlung der Generaldirektion der Kgl. Italienischen Staatsbahnen

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Tätigkeit der Kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen 1909[1]).

Von Realschuldirektor Prof. Dr. **Moritz Gehre** in Werdau i. S. 1909.

Im Jahre 1909 wurden der Ansiedlungskommission 314 Güter mit 109296 ha zum Kauf angeboten oder als käuflich angemeldet. 1908 waren es 265 Güter mit 106714 ha, 1907 407 Güter mit 138110 ha und 1906 368 Güter mit 102464 ha. Die Durchschnittsgröße der angebotenen Güter betrug 1909 348, 1908 403, 1907 339 und 1906 278 ha. Ferner wurden im Jahre 1909 der Ansiedlungskommission 511 bäuerliche Grundstücke mit 17318 ha angeboten (1908: 579 Grundstücke mit 16881 ha). Das gesamte Angebot betrug 1909 126614 ha oder 22⅛ Quadratmeilen gegen 123595 ha oder 21¾ Quadratmeilen im Jahre 1908.

Erworben wurden 17 Rittergüter — darunter 2 Staatsdomänen —, 12 sonstige Güter und 50 Bauernwirtschaften mit einer Gesamtfläche von 21085 ha für 26827616 M. 2 Rittergüter und 5 Grundstücke wurden in der Zwangsversteigerung erstanden, die übrigen Besitzungen im freien Grundstücksverkehr. Im Jahre 1908 wurden 14093 ha für 16644475 M., 1907 9390 ha für 14160774 M. und 1906 29670 ha für 42214151 M. angekauft. Von den 1909 erworbenen 21085 ha fallen auf die Regierungsbezirke Danzig 651 ha, Marienwerder 6804 ha, Posen 4019 ha und Bromberg 9611 ha. 5 Güter — darunter 2 Rittergüter — und 25 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 3457 ha wurden von Polen gekauft.

Insgesamt wurden von 1886 bis 1909 663 Güter mit 345295 ha und 504 Bauernwirtschaften mit 25267 ha für 350173379 M. erworben. Aus deutscher Hand stammen 475 Güter und 294 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 259233 ha, aus polnischer Hand 188 Güter und 210 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 111329 ha.

Der Durchschnittspreis für ein Hektar betrug 1906 1423 M., 1907 1508 M., 1908 1181 M. und 1909 1272 M.

Den meisten Besitz hat die Ansiedlungskommission im Regierungsbezirk Danzig in den Kreisen Berent (7511 ha), Pr.-Stargard (4216 ha) und Dirschau (4078 ha) erworben. Im Regierungsbezirk Marienwerder fällt der meiste Ansiedlungsbesitz auf die Kreise Briesen, (18167 ha), Schwetz (16223 ha), Strasburg (9077 ha) Thorn (9067 ha), Tuchel (8130 ha), Graudenz (7902 ha), Löbau (6906 ha), Kulm (6463 ha) und Flatow (5205 ha). Im Regierungsbezirk Posen ist der Ansiedlungsbesitz am stärksten in den Kreisen Obornik (12961 ha), Wreschen (11143 ha), Posen-Ost (9645 ha), Bomst (8725 ha), Samter (6508 ha), Schmiegel (6302 ha), Jarotschin (5527 ha), Schroda (5113 ha) und Pleschen (5085 ha), im Regierungsbezirk Bromberg in den Kreisen Gnesen (21951 ha), Wongrowitz (21625 ha), Znin (19733 ha), Mogilno (14531 ha), Wirsitz (12285 ha), Hohensalza (11585 ha), Schubin (10453 ha), Bromberg-Land (10349 ha), Strelno (5825 ha) und Witkowo (5205 ha). In den Landkreisen Danziger Niederung, Elbing, Marienburg, Neustadt, Putzig, Deutsch-Krone, Stuhm, Neutomischel und Schwerin a. W. hat die Ansiedlungskommission bisher keine Besitzungen erworben.

Die Nachfrage nach Ansiedlerstellen wies eine Steigerung gegen das Vorjahr auf. Es wurden 7365 Ansiedlungsanträge gestellt (gegen 7015 im Jahre 1908 und 6161 im Jahre 1907) und 1386 Verträge rechtswirksam geschlossen (1216 Rentenguts- und 170 Pachtverträge). Im ganzen wurden von 1886 bis 1909 16529 Ansiedlerverträge geschlossen und genehmigt, und zwar 13461 Rentenguts- und 3068 Pachtverträge. Dazu kommen 522 Mietverträge über staatliche Arbeitermiethäuser.

Aus den Ansiedlungsprovinzen Posen und Westpreußen selbst stammen 4084 Familien, aus Ostpreußen 88, Pommern 1128, Brandenburg 915, Schlesien 444, Schleswig-Holstein 30, Hannover 658, Westfalen 1408, Hessen-Nassau 200, aus der Rheinprovinz 177, aus der Provinz Sachsen 1509, aus anderen deutschen Bundesstaaten 2013, aus dem Auslande (deutsche Rückwanderer) 4077. Von den Ansiedlerfamilien waren 15916 evangelisch und 613 katholisch.

Die gesamte deutsche Bevölkerung der Ansiedlungsgemeinden und Ansiedlungsgüter ist auf 122200 Personen zu schätzen. Davon sind nach vorsichtiger Schätzung ungefähr 1000 deutsche Arbeiter- und Handwerkerfamilien mit 5200 Köpfen und 5300 ledige deutsche Handwerker, Arbeiter und Arbeiterinnen, zusammen 10500 Personen.

Von den 16529 Ansiedlerstellen hatten eine Größe bis 2 ha 985, eine Fläche von 2–5 ha 1158, von 5—10 ha 2576, von 10—15 ha 5028, von 15—20 ha 4146, von 20—25 ha 1410, von 25—50 ha 1032, von 50—100 ha 142 und von mehr als 100 ha 52.

Im Jahre 1909 wurden 134 Gebäude zu öffentlichen Zwecken für 1031300 M. und 1201 Gebäude zum Einzelgebrauche für 4291100 M., zusammen 1335 Gebäude für 5322400 M. aufgeführt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind 1 Kirche, 1 Bethaus, 3 Pfarrgehöfte und 3 Ergänzungsbauten an Pfarrgehöften, 31 Schulgehöfte und 3 Erweiterungsbauten und 61 Gebäude für Gemeindezwecke.

In der Zeit von 1886 bis Ende 1909 wurden 43 Kirchen und 1 Erweiterungsbau, 29 Bethäuser, 47 Pfarrgehöfte und 3 Ergänzungsbauten an Pfarrgehöften, 585 Schulgehöfte (davon 27 Erweiterungsbauten) und 438 Gebäude für Gemeindezwecke, darunter 1 landwirtschaftliche Versuchswirtschaft, aufgeführt. Die dafür aufgewendeten Kosten beliefen sich auf 12267150 M.

Die Obstbaumzucht wurde nach Kräften gefördert. 1909 wurden den Ansiedlern 39649, im ganzen bisher aber 406546 Obstbäume geliefert. Jedem Rentenansiedler wurden 40 Obstbäume, das Stück zu 40 Pfg., und jedem Pachtansiedler 20 Obstbäume unentgeltlich überlassen. Die Anlegung von Hausgärten und die Bepflanzung der Wege soll in Zukunft nach einem der Örtlichkeit angepaßten Pflanzungsplane und unter der Aufsicht von Fachbeamten ausgeführt werden. In den älteren Ansiedlungen wurde die Anlage von Mustergärten gefördert. So wurden im Herbste 1909 in der Provinz Posen 31 Mustergärten mit 1714 Obstbäumen

1) Nach: Denkschrift über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886, betr. die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen für das Jahr 1909. 4°, 19 S. und 377 S. Anlagen zu der Denkschrift. Berlin 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angelegt. Auch sollen geeignete Ansiedler zu Obstbaumwärtern ausgebildet werden.

Dränagen, Moorkulturen und sonstige Wiesenmeliorationen wurden auch 1909 ausgeführt. Im ganzen wurden bis Ende 1909 auf 289 Gütern 50537 ha mit einem Aufwande von 8773022 M. dräniert; auf 10 Gütern wurde die Dränierung für eine Fläche von 1044 ha eingeleitet. Die bis Ende 1909 auf 4067 ha durchgeführten Moorkulturen und auf 280 ha ausgeführten Wiesenkulturen haben 2286900 M. gekostet.

Im Jahre 1909 wurden 49 Teilungspläne über eine Fläche von 17573 ha fertiggestellt.

Von den neuen Ansiedlungen (über 500) ist der bei weitem größte Teil in selbständige Landgemeinden umgewandelt worden und hat einen deutschen oder deutschklingenden Namen erhalten. Der kleinere Teil ist mit alten Landgemeinden oder kleineren Landstädten vereinigt worden. Zwei Drittel der neuen Ortschaften liegen in der Provinz Posen, ein Drittel in Westpreußen. Drei Fünftel der Ansiedlungsdörfer finden sich in den Kreisen Berent, Briesen, Strasburg, Schwetz, Kulm, Thorn, Gnesen, Znin, Wongrowitz, Bromberg-Land, Hohensalza, Mogilno, Schubin, Wirsitz, Obornik und Wreschen. In 72 neuen Ortschaften beträgt die Zahl der Ansiedler 50—131. Solche stattliche Gemeinden sind z. B. Wittenburg (124 Ansiedler) und Osterbitz (131) im Kreise Briesen, Konojad im Kreise Strasburg (83), Blandau im Kreise Kulm (86), Tinnwalde im Kreise Löbau (84), Bartschin (105) und Königsrode (76) im Kreise Schubin, Wittelsdorf (71) im Kreise Bromberg-Land, Eigenheim (70) im Kreise Hohensalza, Orchheim (71) und Altraden (69) im Kreise Mogilno, Lindenwald (74) im Kreise Wirsitz, Rombschin (77) und Morkau (65) im Kreise Wongrowitz, Lindenbrück (75) im Kreise Znin, Großdorf (70) und Grabitz (62) im Kreise Birnbaum, Marienbronn (80) im Kreise Pleschen u. a.

21 neue Orte wurden mit deutschen Katholiken besiedelt: Biechowo, Kaczanowo, Scherze und Schondorf im Kreise Wreschen, Lengen, Marienbronn, Pirschütz, Sinnig, Strielau und Wettin im Kreise Pleschen, Kreuzwehr und Petershag im Kreise Meseritz, Ratenau und Lawan im Kreise Jarotschin, Lottyn, Melanenhof, Neuhof, Schlagenthin, Sternau-Jacubowo und Götzendorf im Kreise Konitz und Grochowo im Kreise Tuchel.

In 3 Orten (Neuguth-Buchwald im Kreise Freistadt, Altkloster im Kreise Bomst, Zwangsbruch im Kreise Tuchel) wohnen katholische und evangelische Ansiedler.

Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds betrugen bis Ende 1909 615676670 M., die Gesamteinnahmen 180943340 M., die reinen Ausgaben mithin 434733330 M.

Die Deutschen in Syrmien. Die von Maria Theresia und Joseph II. in dem von den Türken verwüsteten Banat angesiedelten Deutschen, die sog. Banater Schwaben, haben sich innerhalb 135 Jahren derartig vermehrt, daß von Südungarn aus viele tausend Schwaben nach Slawonien und Bosnien ausgewandert sind und auch dort recht blühende deutsche Kolonien gegründet haben. Die Deutschen in Südungarn stehen in einem äußerst scharfen wirtschaftlichen Wettbewerbe mit den Südslawen, Serben und Kroaten. Dieser wirtschaftliche Kampf läßt die überlegene Tüchtigkeit dieses gesunden deutschen Bauernstammes scharf hervortreten und zeigt das ganze rasche Zurückweichen des kulturell noch unverbrauchten Serbentums, obwohl dasselbe im völkischen Kampfe sich eines vorzüglichen Rüstzeuges in seiner serbischen Nationalkirche erfreut, die mit ihrem nach vielen Millionen zählenden Vermögen und ihrem konfessionellen Schulwesen sich ganz in den Dienst ihres Volkes stellt. Dennoch hat das schwäbische Bauernvolk, das auch nicht die Spur einer nationalen oder finanziellen Organisation besaß, dem südungarischen Serbentum in den letzten 50 Jahren 30 Gemeinden abgerungen. Auch in den drei slawonischen Komitaten haben die Deutschen den Serbokroaten in diesem Zeitraum zumindest weitere 10 Ortschaften abgenommen, d. h. in ihnen die Mehrheit erlangt, und über 100 mit ansehnlichen deutschen Minderheiten durchsetzt. Diese allmähliche Verdrängung der Serben durch die Deutschen ist in Südungarn eine so allgemeine Erscheinung, daß ein serbischer Pfarrer, Radoslav Marković, in seiner Monographie über die in Syrmien gelegene Gemeinde India in banger Sorge um die Zukunft seines Serbenvolkes in Ungarn und Slawonien ausruft: „Zu unserer Trauer ist das eine allgemeine Erscheinung, überall in Syrmien, in der Batschka und im Banat. Auf dem Hotter der serbischen Dörfer ackern schon überall die Deutschen, aber daß ein Serbe auf dem Hotter einer deutschen Gemeinde den Pflug angesetzt hätte, haben wir noch nicht gehört. Wenn dies auch fürderhin so geht, werden die Serben aus diesen Gegenden ganz verschwinden müssen, denn ein Volk kann ohne Grundbesitz nicht leben." Dies das Zeugnis eines Mannes, der als wahrer Priester seines Volkes durch 20 Jahre mit seltener Ausdauer alle seine Kräfte darangesetzt hat, den Untergang der Serben in seiner Pfarrgemeinde hintanzuhalten. Das in seiner Monographie enthaltene statistische Material liefert den glänzendsten Beweis für die urwüchsige Kraft und die große Tüchtigkeit dieses schwäbischen Bauernvolkes. Laut dieser Monographie kamen die deutschen Ansiedler aus der Batschka und dem Banat in nicht gerade rosige Verhältnisse; doch der Boden war gut, die Deutschen fleißig, und Gott segnete sie mit reichen Ernten und einer großen Kinderschar und so nahm die Kolonie einen so großartigen, erstaunlich raschen Aufschwung, daß in kaum 80 Jahren eine blühende schwäbische Gemeinde entstanden ist, deren 5200 Einwohner sich in diesem Zeitraum 10840 Joch Grund zum Eigentum erworben haben. Und dabei hat ihnen kein einziger Faktor außer ihrer eigenen körperlichen und geistigen Tüchtigkeit zur Seite gestanden. Nach der Statistik des serbischen Pfarrers Marković lebten im Jahre 1871 in India 650 Serben und 2600 Deutsche, also nur viermal mehr. Nach 30 Jahren haben die Serben einen Geburtenüberschuß von 207, die Deutschen dagegen einen von 2140 Seelen aufzuweisen, also mehr denn zehnmal so viel. Noch größer ist der Unterschied, wenn man das wirtschaftliche Zurückweichen des Schwächeren in Betracht zieht. Dann sind die Serben von den Deutschen vollständig besiegt, denn trotz des Geburtenüberschusses gibt es heute in India um 10 Serben weniger, Deutsche hingegen um 1620 Seelen mehr als vor 30 Jahren. Die Ursachen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses für das ganze deutsche Volk so erfreulichen Erfolges, die fast völlige Verdrängung eines ursprünglich in gesicherten Stellungen befindlichen, national organisierten und von der Staatsgewalt begünstigten Gegners in so kurzer Zeit, liegen in dem zähen Fleiße, der wirtschaftlichen Initiative, dem großen Kinderreichtume, der Liebe zum Boden- und Landbau und dem daraus erspringenden großen Landhunger des schwäbischen Bauern, kurz in der robusten körperlichen und geistigen Gesundheit, die diesem Volksstamme eigen ist. (Erläuternde Tabellen folgen im 4. Heft).

Deutscher Adel in Rußland. In der „Täglichen Rundschau" (Nr. 61, vom 31. Dezember 1909) schreibt Graf Richard von Pfeil, der vor Jahren im russischen Heeresdienste stand, daß er häufig Anfragen von deutschen Adligen über Träger ihres Namens in Rußland erhalte, und teilt eine Liste solcher Namen aus russischen Heereslisten mit. Diese Liste ist natürlich nicht vollständig. Eine Geschichte des deutschen Adels in Rußland sollte endlich einmal von einem der tüchtigen baltischen Genealogen geschrieben werden. Ihre Abfassung entspräche wirklich einem Bedürfnisse. Man kann die Träger deutscher adliger Namen in Rußland ihrer Abstammung nach in drei Gruppen teilen. Erstens die Nachkommen baltischer adliger Geschlechter, die nach Einverleibung der baltischen Provinzen in das russische Reich in russische Heeres- und Staatsdienste traten. Dann die Nachkommen der Adligen, die im 18. Jahrhundert nach Rußland gingen. Unter ihnen befanden sich sehr viel Abenteurer. Schließlich gibt es eine dritte Gruppe. Das sind die Familien, die von den deutschen bzw. preußischen Offizieren abstammen, die sich in der napoleonischen Zeit nach Rußland begaben, um nicht unter dem Korsen, sondern gegen ihn zu kämpfen. Von den Gliedern dieser deutschen Legion berichtet z. B. Arndt in seinen Erinnerungen. In der Erlöserkirche zu Moskau, diesem großartigen Siegesdenkmale, sind die Namen der deutschen Adligen, die im Kampfe gegen Napoleon fielen, mit goldenen Lettern in Marmortafeln eingegraben. Eine Geschichte der hervorragenden russischen Heerführer baltischer Abstammung in russischen Diensten wäre ein Ehrendenkmal, das die Balten sich selbst mit gutem Recht errichten könnten. Es dürfte z. B. in weiteren Kreisen Preußens nicht bekannt sein, daß der bedeutende preußische Militärschriftsteller Adam Heinrich Dietrich von Bülow (gest. im Juli 1807 in Riga) auf dem Jakobifriedhof zu Riga die letzte Ruhestatt nach seinem bewegten Leben gefunden hat.

C. E. Gleye.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat. Von Th. Bieder. (Beiträge zur Rassenkunde, Heft 7.) Hildburghausen 1909, Thür. Verlag.

Die Mehrheit der Forscher neigt jetzt zu der Ansicht, die Urheimat der Germanen nach Europa zu verlegen. Auch der jüngste Versuch Eduard Meyers, mit Hilfe der nachchristlichen(!) Tocharer die Heimat in das Tarimbecken zu verlegen, ist völlig gescheitert. Da ist es denn durchaus gerechtfertigt, jetzt an eine Geschichte der europazentrischen Auffassung heranzugehen. Nach dem Vorgang Woltmanns legt Bieder neue Grundsteine für eine solche Geschichte. Die Übersicht greift ungemein weit aus; sie berücksichtigt selbst Hebbel und Richard Wagner. Erfreulich ist die Würdigung von Wilhelm Lindenschmit und Alexander v. Peez, den auch schon der Rembrandt-Deutsche so sehr geschätzt hat. Auch meinen Großvater, der ein richtiger „Übergermane" war und die Goten von den Geten herleitete — mit besseren Gründen, sagt v. Wietersheim, als Jakob Grimm —, und seine „Geschichte der D." hätte Bieder heranziehen können. Eine weitere Bemerkung! Wenn Leibniz die Germanen aus Szythien kommen läßt, so ist das schwerlich originell; denn diese Meinung kommt schon bei den Kirchenvätern und Kosmas Indikopleustes vor.

München. Dr. Albrecht Wirth.

Allgemeines. Die Brüdermission in Wort und Bild. Von Ad. Schulze. 1 Übersichtsk. u. 148 Abb. Herrnhut 1908, Missionsbuchhandlung. Kart. 2 M.

Das Werk gibt einen Überblick über die Arbeit dieser ältesten evangelischen d. Mission (wenn man von den Halleschen Missionaren absieht), wobei sowohl der gegenwärtige Stand als die geschichtliche Entwicklung berücksichtigt wird. Dem Missionseifer Zinzendorfs war es zu verdanken, daß 1732 die Brüder Dober und Nitschmann als die ersten Brüdermissionare nach St. Thomas ausgesandt werden konnten. Nach und nach wurden in allen Weltteilen Arbeitsgebiete begründet, die im einzelnen besprochen werden: Grönland (1900 an die dänisch-lutherische Kirche abgegeben), Labrador, Alaska, Indianermission in Nordamerika — die einst 63 Jahre lang von David Zeisberger, dem größten Missionar der Brüdergemeinde, geleitet war, aber jetzt nur noch in wenig Resten in Kalifornien erhalten ist —, Nikaragua (Moskitoküste), Westindien, Surinam, Südafrika, D.-Ostafrika, Westhimalaja, Australien. Obwohl das Missionswerk von dem d., englischen und amerikanischen Zweig der Brüdergemeinde gemeinsam betrieben wird, liegt hier doch zum größten Teil d. Arbeit vor. Es sind besonders schwierige Gebiete, die die Brüdermission in Angriff genommen hat, wie die obige Übersicht beweist. In Labrador, Westindien, Surinam ist sie die einzige d. Mission geblieben. Da, wo das Deutschtum sonst schwach vertreten ist, z. B. in Guyana, gewinnt sie für die Geschichte des Deutschtums noch besondere Bedeutung. Unter den d. Missionen, die in Indien wirken, hat die Brüdergemeinde wohl die mühseligste Arbeit in den schwer zugänglichen Gebirgsschluchten des westlichen Himalaja, wo jetzt fünf Stationen vorhanden sind. In D.-Ostafrika, wo die Arbeit 1891 einsetzte, hat die Brüdergemeinde zwei Gebiete: das fruchtbare, erfolgreichere Njassagebiet im Südwesten mit 8 Hauptstationen, 28 Außenstationen und 467

Predigtplätzen und einer Gehilfenschule in Rungwe, die die eingeborenen Evangelisten heranbildet, und die noch weniger entwickelte Unyamwesimission (von der Londoner Mission übernommen), die aber auch schon 6 Stationen und 12 Predigtplätze zählt. Eine besondere Schwierigkeit lag darin, daß eine Verbindungslinie zwischen beiden Gebieten hergestellt werden mußte, was jetzt ziemlich gelungen ist. — Die Abbildung des Aussätzigenasyls Jesushilfe in Jerusalem zeigt einen stattlichen Bau. Die Anstalt hat unter den Hauseltern und fünf Schwestern 50 Personen in Pflege und ist damit vollbesetzt.

Unna i. W. Dr. Oskar Rückert.

Allgemeines. Die Pläne zur Begründung ostindischer Kompanien in Harburg und Stade. Von Dr. Ernst Baasch. (SA.: Zeitschr. des Histor. Vereins für Niedersachsen, 1908.) 8°, 36 S. Hannover, Hahnsche Buchh.

Die kleine Arbeit bietet auf Grund von Aktenstücken des Hannöverschen Archivs Einblick in eine wenig bekannte Episode der d. Wirtschaftsgeschichte. Nachdem der Plan Kaiser Karls VI., von Ostende aus durch eine belgisch-d. Kompanie Anteil am ostindischen Handel zu gewinnen, den Interessen der habsburgischen Hauspolitik geopfert worden war, sah man sich in Hamburg, wo das Ostender Unternehmen lebhaften Anklang gefunden hatte, nach neuen Möglichkeiten um. Erst dachte man daran, mit Hilfe Dänemarks oder Preußens eine neue ostindische Kompanie zu gründen; dann, als es sich als aussichtslos erwies, verfiel man darauf, Hannover für die Sache zu gewinnen. Der hannöversche Hafen Harburg war schon früher als Ausgangspunkt für Indienfahrten ins Auge gefaßt worden. Jetzt, wo die hannöversche Dynastie in England regierte, schien es nicht sehr schwierig zu sein, die Zustimmung der englischen Regierung für ein Unternehmen zu finden, das dem Stammland der Dynastie großen Vorteil bringen konnte. Durch Vermittlung eines geborenen Hannoveraners, des Hamburger Dompredigers Meyer, wurden so eine Anzahl Hamburger, Holländer und Engländer in Hannover 1736 wegen der Sache vorstellig. Den letzteren kam es natürlich nur darauf an, der Englisch-ostindischen Kompanie auf diese Weise ein Schnippchen zu schlagen. Die Geheimen Räte in Hannover zogen die Sache ernstlich in Erwägung. Sie verlangten, daß die Interessenten zunächst in Harburg sich seßhaft machten. Dazu waren diese nicht geneigt, und da auch in London Entgegenkommen nicht zu finden war, fiel der Plan ins Wasser. Doch schon 1740 nahmen ihn die Hamburger wieder auf. Sie erbaten einen hannöverschen Paß für ein stattliches Schiff zur Fahrt nach Kanton und zurück. Nachdem das Gesuch abgelehnt wurde, beantragten noch im selben Jahre Hamburger Kaufleute ein Privileg für eine ostindische Kompanie in Stade. Dieser Plan wurde 1743, als Friedrich der Große an überseeische Unternehmungen ging, wieder aufgenommen und unterstützt vom früheren englischen Gesandten Wich in Hamburg. Allerlei Umstände ließen auch damals nichts daraus werden, und ebenso vergeblich befürwortete Wich nochmals 1750 die Errichtung einer indischen Kompanie in Stade.

Berlin. Dr. Alfred Zimmermann.

Allgemeines. Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum. Beiträge zur Verbreitungsgeschichte der Kulturgewächse. Von Robert Gradmann. 8°, 111 S. Jena 1909, Hermann Costenoble. 3 M.

Der Verfasser bewegt sich in dieser Studie auf einem ihm wohlvertrauten und von ihm bereits mit Erfolg bearbeiteten Gebiet. Die Schrift gewährt einen guten Überblick über den Stand der Frage auf Grund fremder und eigener Untersuchung; besonders die Dinkelfrage, ein Spezialgebiet des Verfassers, wird nach allen Seiten erörtert. Das Ergebnis ist in der Hauptsache eine volle Bestätigung der Ansicht derjenigen, die den Germanen die Bekanntschaft mit den feldmäßig im großen angebauten Halmfrüchten — darunter mit dem von den Römern nicht gebauten Hafer und Roggen —, also einen sehr ausgebildeten Ackerbau, zusprechen. Ja, er geht in dieser Richtung sogar um einen Schritt weiter als Hoops, der den Dinkel wenigstens für römischen Import hält. Was dagegen den Germanen auch nach Gradmann mangelt, ist der Gartenbau, und in bezug auf diesen macht er sogar dem fremden Einfluß zu große Zugeständnisse, wenn er das Wort Garten selbst für ein „wenn auch altes Lehnwort" aus hortus erklärt. Das kann es unmöglich sein, und wir stehen hier im Gegenteil vor der bemerkenswerten Tatsache, daß die Germanen nicht nur ein einheimisches Wort für den Begriff Garten besitzen, sondern daß dieses sogar von den Romanen — zunächst ins Nordfranzösische — aufgenommen wurde und als jardin, giardino bei ihnen das lat. hortus ersetzt hat. Im Gotischen bedeutet das unserem Garten entsprechende garda „Stall, Viehhof"; es wird sich daher bei diesem, wofür auch die Etymologie spricht, ursprünglich um ein Gehege in der Nähe des Hauses oder um dasselbe handeln, in dem das Vieh zeitweilig eingepfercht war, und dessen durch dieses reichlich gedüngter Boden in der besseren Jahreszeit, wenn das Vieh ganz auf freier Weide blieb, für Gemüsepflanzungen verwendet wurde. Solche muß man den Germanen jedenfalls zugestehen, und zu den von ihnen gebauten Pflanzen werden wir außer den von Gradmann angeführten nach O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte ³, II, S. 199, auf Grund von agf. hwerhwette = skrt. karkaṭī, karkāru auch noch den Kürbis rechnen.

Nicht zwingend scheint mir der aus Hoops „Waldb. und Kulturpfl.", S. 461, herübergenommene und von Gradmann gebilligte Schluß, der Roggen könne, da sein Name die Lautverschiebung nicht mitgemacht habe, wohl erst nach 400 v. Chr. zu den Germanen gelangt sein. Denn wir wissen nicht, ob sein Name im Baltisch-Slawischen auf rugi oder rughi zurückgeht und ob hier auch altes gh zur Zeit der Entlehnung schon zu g geworden war und somit bei Aufnahme ins Germanische — wenn sie vor der Lautverschiebung erfolgte — den alten idg. g, späteren k des Germanischen sich hätte anschließen müssen.

Die östliche Herkunft von Wort (germ. rugi) und Sache steht freilich fest, und mit ihr stimmt es sehr gut, daß der vor der Übersiedlung der Goten an das Südufer der Ostsee östlichste Germanenstamm, die Rugier, durch ihren Namen sich als die ältesten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Roggenbauer und Roggenesser unter den Germanen erweisen. Damit ist immerhin ein Anhaltspunkt für eine zunächst relative Chronologie gegeben, da die Goten bei ihrer Einwanderung die Rugier an der Weichselmündung schon vorfanden. Zugleich beweist die Etymologie ihres Namens, daß die Rugier an der Ostsee nicht von den norwegischen Rygir herstammen, sondern umgekehrt.

Wien. Prof. Dr. Rudolf Much.

Deutschland. Römerspuren und Römerkriege im nordwestlichen Deutschland. Von Med.-Rat O. Dörrenberg. Nach einem im Dezember 1894 gehaltenen Vortrag nebst einem Anhang: Die Stämme der Germanen. 8°, XI u. 258 S., 13 Taf. Leipzig 1909, Dieterichsche Verlagsbuchh. 14 M.

Das Buch, das sich durch einen z. B. im Literarischen Zentralblatt abgedruckten „Waschzettel" als eine epochemachende Leistung kundgibt, enthält einen 1894 gehaltenen, 1897 veröffentlichten Vortrag über die Römerkriege in den Jahren 12—16 n. Chr., dem als Anhang I Auszüge aus den griechisch-römischen Quellen in d. Übersetzung beigegeben sind. Dieser Vortrag bietet trotz gegenteiliger Behauptung nichts Neues, wenn auch nicht wesentlich Falsches; entschieden zurückzuweisen ist nur der Versuch, nach Schierenbergs Vorgang Arminius mit Siegfried zusammenzubringen (auf diese Idee ist man schon lange gekommen, was Verfasser nicht zu wissen scheint), und namentlich die Angaben der Edda zur Bestimmung der Örtlichkeit der Varusschlacht zu verwerten. Den größten Umfang des Buches nimmt aber der zweite, 161 Seiten umfassende Anhang ein, in dem „nachgewiesen wird, daß die Germanen aus drei Urnationen, Ingävonen, Istävonen und Sueven, bestehen, die sich an charakteristischen Gaueinrichtungen und namentlich an ihren unveränderten Ackermaßen bis ins Mittelalter verfolgen lassen." Die fabelhafte Kühnheit und Sicherheit, mit der die verwickeltsten Zusammenhänge aufgedeckt werden, vermag aber nur einen Unkundigen über den Mangel an wissenschaftlicher Beweisführung hinwegzutäuschen; es sind in der Hauptsache nur haltlose Vermutungen und willkürliche Kombinationen, die uns hier aufgetischt werden. Es würde den Umfang einer gewöhnlichen Besprechung weit überschreiten, wenn an dieser Stelle auf alle Einzelheiten eingegangen werden sollte. Ich will hier nur einiges anführen. Nach S. 153 ist Pytheas bis in die Ostsee gekommen; längst ist aber nachgewiesen, daß dieser Reisende nur die Nordsee besucht hat. Der Name der Insel Rügen rührt nicht von den Rugiern her, sondern von einem slawischen Volke. Von einer Abkunft der Sueven von den Sueonen kann keine Rede sein, wie Sprache und Archäologie erweisen. Daß die Ostiäer des Pytheas nicht die Litauer sind, hat Müllenhoff, D. Altertumskunde I, S. 374 f., gezeigt. Mit seiner Ansicht, daß die germanischen Liten von den Litauern herzuleiten seien, wird der Verfasser wohl kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen (S. 157). Sogar die längst überwunden geglaubte Theorie der Abstammung der Goten von den Geten taucht wieder auf (S. 158 f.). Dem Laienelement soll es keineswegs verwehrt werden, an dem Ausbau der Wissenschaft mitzuwirken; von einem so schwierigen, die umfassendsten Kenntnisse erfordernden Gebiet, wie es in dem vorliegenden Buche behandelt ist, soll aber jeder Unberufene die Hände lassen. — Von § 50 ab sind die Seitenzahlen im Index falsch angegeben.

Dresden. Prof. Dr. Ludwig Schmidt.

Norddeutschland. Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses. Von Dr. Willi Peßler. (Archiv f. Anthropologie VIII, Neue Folge.) Braunschweig 1909, F. Vieweg u. Sohn.

Den Forschungen Peßlers ist nachzurühmen, daß sie nicht auf dem Flecke stehen bleiben, sondern daß der Verfasser bestrebt ist, durch erneute kritische Würdigung des von ihm selbst gesammelten Materials immer festere Grundlagen zu der Geschichte des d. Hauses zu legen. So geht er, der die Grenzen des altsächsischen Hauses in mühevollen Untersuchungen festgelegt hat, in seiner jüngsten Arbeit den Umwandlungen der Bauart und ihren Ursachen nach. Die Methode, die Konstruktion (Kübbungs- und Vierständerhaus) und die Grundrisse (Fletdiele, Durchgangsdiele usw.) gesondert kartographisch festzulegen, hat auch hier bemerkenswerte Ergebnisse gezeitigt. Sie legen dar, daß dem Umwandlungsprozeß zum Teil völkergeschichtliche Ursachen zugrunde liegen, aus denen der Verfasser scharfsinnige Rückschlüsse über das Alter des Altsachsenhauses zieht. Man wird den Folgerungen, daß das Altsachsenhaus in seiner typischen Form mindestens in das vierte Jahrhundert zurückgeht und daß sich das Vierständerhaus bis zum Jahre 770 in dem Brukterer- und Chattenlande und anderen Grenzgebieten herausgebildet hat, nur zustimmen können. Auch daß der Stammeseigenart bei der Umwandlung eine für die Ausbreitung sehr wirksame Kraft beizumessen ist, dürfte kaum von der Hand zu weisen sein. Nur mit der gänzlichen Ausschaltung der geographischen Bedingungen kann ich mich zunächst noch nicht befreunden.

Charlottenburg. Robert Mielke.

Mecklenburg. Mecklenburgische Geschichte. Von Dr. Hans Witte. Bd. I. 8°, VI u. 301 S. Wismar 1909, Hinstorff. 6 M.

Der Verfasser hat das Glück, die Ergebnisse seiner sorgfältigen Forschungen über die ehemalige wendische Bevölkerung in Mecklenburg durch Herausgabe einer „Mecklenburgischen Geschichte" seinen Heimatsgenossen in wirkungsvollster Weise bekannt geben zu dürfen. Infolgedessen geht das Buch, wenigstens in seiner ersten Hälfte, weit hinaus über den sonstigen Rahmen einer Lokalgeschichte. Die Schilderung ist zuverlässig, schön, voll innerer Anteilnahme des Verfassers und daher nicht ohne Momente dramatischer Spannung.

Im 6. Jahrhundert mag es gewesen sein, als die Slawen von Osten her bis an die Elbe vordrangen und die von den Germanen in der Völkerwanderung verlassenen Gegenden ohne wesentlichen Kampf besetzten; das Fehlen einer älteren germanischen Ortsnamenschicht im Mecklenburgischen spricht dafür. Waldbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei neben spärlichem Ackerbau mit unvollkommenen Werkzeugen waren die Beschäftigungen, welche dem Volke Nahrung verschafften, dazu kam — erst in den neuen Sitzen vom Meere selbst gelehrt — der Seeraub. Den Wald zu roden und die Ackerfläche zu vermehren, fiel ihnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht bei, aber die vorhandene Siedlungsfläche, auch die Waldlichtungen, wurden dicht bedeckt von ihren kleinen, in Rundlingsform gebauten Dörfern. Zur Ausübung irgendeiner Kunstfertigkeit scheint ihnen Talent und Lust gefehlt zu haben. Der gemeine Mann lebte in einer Art von Hörigkeit, abhängig von den Stammesfürsten und Großen. Privateigentum am Acker war ihnen unbekannt; sie bauten die gemeinsame Dorfflur. Mit Zähigkeit hielten sie am Götzendienst fest, und ihre heidnische Wildheit brach immer wieder hervor, so oft sie noch vor d. Missionaren ihr Haupt über den Taufkessel beugten.

Anfangs schützte sie die Selbstsucht der sächsischen Markgrafen vor der Ausrottung und vor ernstlichen Bekehrungsversuchen, weil jene ihre Einnahmen aus dem Slawenzins nicht selbst sich schmälern wollten. Aber unter Heinrich dem Löwen begann das Werk ihrer Verchristlichung und Germanisation, sobald er die Einsicht gewonnen hatte, daß auf diesem Wege mehr zu gewinnen war, als aufgegeben ward. Solange freilich der Obotritenfürst Niklot lebte, hielt er seinen Herrschaftsbezirk frei von d. Kolonisation. Klug ordnete er sich dem Löwen unter und sorgte für dessen Nutzen, mußte aber schließlich erfahren, daß er einem höheren politischen Interesse aufgeopfert wurde. Da stellte er sich zum Entscheidungskampf; als Held ist er gefallen. Auf sein Land legte der Löwe Beschlag und öffnete es der d. Einwanderung, die in breitem Strome sich über die fruchtbaren Gefilde ergoß, namentlich von Holstein, Westfalen und Holland her. Die festen Plätze erhielten d. Besatzungen, neben der Burg Schwerin ward eine Stadt gleichen Namens gegründet, und das Obotritenbistum, welches unter den Heiden in Mecklenburg nur mehr dem Namen nach bestanden hatte, dahin verlegt. Man überschätzt leicht die missionierende Kraft der Klöster und Bistümer im heidnischen Lande; sie waren mehr Kristallisationspunkte für die verstreuten Christen d. Nationalität und Mittelpunkte der beginnenden kirchlichen Organisation. So groß nun auch die Masse der damals das Slawenland erobernden d. Bauern war, verteilte sie sich doch über den ganzen Osten jenseits der Elbe und Saale bis Schlesien, Polen, Preußen, ja bis nach Rußland hinein. So kam es, daß das Mecklenburger Land doch nur wie mit einem Netze d. Kolonien überzogen wurde und die slawische Bevölkerung überall zwischen den D. sitzen blieb. Aber der überlegenen Kultur der D. gegenüber von ihren Fürsten und ihrem Adel in Ruhe gelassen, in ihrer verachteten Religion und ohne nationalheidnischen Priesterstand suchten sie mehr und mehr ihr Heil in der Nachahmung der Fremden, wurden Christen, verloren ihre Sprache und ihre Besonderheiten, kurz sie verschwanden unter den D. und verschmolzen mit ihnen. Dieser Prozeß ist allerdings viel langwieriger gewesen, als man sich gemeinhin vorstellt. Um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert waren in einzelnen Gegenden noch bedeutende Reste wendischer Bevölkerung, und in einem Punkte, der Jabelheide, hat sie sich sogar noch im 16. Jahrhundert behauptet, soweit Sprache und nationale Eigentümlichkeit in Frage kommt.

Ratzeburg. Prof. Dr. Hellwig (†).

Ostmarken. Ostmärkische Städtepolitik. Ein Zukunftsbild von einem Deutschen. 8°, 47 S. Lissa i. P. 1909, Oskar Eulitz. 80 Pf.

Obwohl sich der Einfluß der staatlichen wie privaten Siedlungen auf das Deutschtum der „eingekreisten" Städte bereits bemerkbar macht, hat das Vordringen des Polentums in den posenschen und westpreußischen Städten im allgemeinen noch nicht aufgehört. Diese Abnahme des Deutschtums beruht einmal auf der allmählichen Abwanderung der Juden aus dem für den Handel unbequemen ostmärkischen Kampfgebiete, dann auf dem Rückgange des d. Handwerks. Der technisch geschicktere und geschäftlich gewandtere Pole verdrängt den d. Handwerker, dessen Leistungsfähigkeit zu wünschen übrig läßt. Ein verhältnismäßig für das Deutschtum noch günstiges Beispiel ist typisch für das Handwerk aller ostmärkischen Städte. So waren in der Stadt Gnesen der Nationalität nach vorhanden (S. 43): 1890: 176 d. und 340 polnische Handwerker, 1906: 136 d. und 406 polnische Handwerker, d. h. also in 16 Jahren eine Zunahme der polnischen Handwerker um 19,4 v. H. und eine Abnahme der d. Handwerker um 22,7 v. H.

Charlottenburg. Prof. Dr. Otto Kurth.

Westpreußen. Die Westfalen in Danzig. Ein Stück mittelalterliche Kolonialgeschichte. Von Reg.-Assessor Dr. jur. Rothert. (Beitr. z. Gesch. Dortmunds u. der Grafschaft Mark XVII, 1903, S. 1—64, hg. vom Histor. Ver. f. Dortmund u. die Grafsch. Mark.)

Dicht gesponnen sind die Fäden, die die mittelalterliche Geschichte Westfalens mit Danzig, der d. Kolonialstadt weit im Osten, verbinden, so eng und dicht, daß man sie schon früher verfolgt hat. Rotherts Arbeit ist dennoch nicht überflüssig; elf bisher unveröffentlichte Urkunden aus dem Danziger Stadtarchiv werden beigegeben und bieten willkommene Bereicherung der bisherigen Quellen, aus denen der Verfasser manches Neue zu schöpfen versteht. Im einzelnen gründet sich die Darlegung der Beziehungen Westfalens und Danzigs auf Namenforschung und dem sicheren Beweismittel der Urkunden, die westfälische Echtgeburt bezeugen oder Nachlaßordnungen betreffen. Die Betrachtung des Handels und Verkehrs von Danzig, namentlich in bezug auf Dortmund, und der Venn in ihrer Bedeutung für die erstgenannte Stadt bieten weitere Anhaltspunkte.

Berlin. Dr. Willy Hoppe.

Galizien. Neue Quellen zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung Krakaus. (Nach: St. Estereicher, O nicznaym zbiorze średniowiecznych przywilejów i wielkierzy miasta Krakowa. (Sprawozdania der Krakauer Akad. XIII, 1908, Nr. 4.)

Estereicher führt aus, daß die Stadt Krakau am Ende des 14. Jahrhunderts an die Ordnung ihres Archivs schritt und in einigen Bänden Urkunden, Willküren, Zunftbriefe und Magdeburger Urteile niederschreiben ließ. Manches davon ist verloren. Jüngst hat nun Estereicher im Privatbesitz eine Handschrift gefunden, die auf Geheiß der Stadt von mehreren Händen am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde. Der älteste und wichtigste Teil wurde ungefähr 1580—90 geschrieben, wozu dann später Nachträge hinzukamen. Den Inhalt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bilden zahlreiche Freibriefe für Krakau aus dem 13. und 14. Jahrhundert, darunter auch unbekannte, ferner Willküren der Stadt aus 1367—87, die zumeist auch unbekannt sind oder doch hier in ursprünglicher Form erhalten sind, während wir sonst jüngere veränderte Redaktionen kennen. Wichtig ist ferner, daß die Schreiber am Rande Bemerkungen über die Ungültigkeitserklärung einzelner Privilegien, ferner Änderungen einzelner Bestimmungen der Willküren usw. notierten. Estreicher beweist auch, daß die gefundene Handschrift von dem Stadtschreiber Balthazar Behem für seinen berühmten gemalten Kodex anfangs des 16. Jahrhunderts benutzt wurde (vgl. Raindl, Geschichte der D. in den Karpathenländern I, S. 168 u. 349).

Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Raindl.

Galizien. Das Zisterzienserkloster Mogila als Stätte deutscher Kulturarbeit. (Nach: St. Tomkowicz, Inwentaryzacya zabytków Galicyi zachodniej. Teka Konserwatorów Galic. zachod. II, S. 1—318, Krakau 1907.)

Zu den hervorragenden d. Kulturstätten in Kleinpolen gehörte das Zisterzienserkloster Mogila bei Krakau. Die Mönche hatten schon 1294 für dieses Dorf und andere Besitzungen d. Recht erhalten. Wir erfahren, daß in diesem Kloster um 1376 Johann Wartynberg theologische Traktate schrieb; im 15. Jahrhundert zählen zu den berühmten Mönchen Nikolaus Briger und Wilhelm. Abt war hier 1402—24 Johann Stechir oder Stecher (S. 134), 1669—97 Johann Kazimir Denhof, 1714—20 Christoph Anton Szembek und 1720—26 Michael Szembek (S. 144). Unter den Handschriften findet sich eine »Chronologia chronologizata scriptore P. Emmanuele Mayr ord. Cist. de Campo liliorum (Lilienfeld)« aus dem 18. Jahrhundert. Die Chronik des Klosters von 1695 bis 1750 wird einem Metner zugeschrieben (S. 190). In der Bibliothek liegt mancher alte wertvolle d. Druck, z. B. die 1495 in Nürnberg gedruckte Chronik Hartmann Schedls (S. 191). Im 16. Jahrhundert (vielleicht schon früher) bestand hier eine große klösterliche Papierfabrik, deren Erzeugnisse auch ausgeführt wurden (S. 134). Eine kleine schöne Glocke dieses Klosters goß Kaspar Kramnitz 1762 in Szczerzyc (S. 193). Ebenso erhalten wir über andere Orte wissenswerte Nachrichten. Das heutige Półwsie zwierzynieckie hieß 1574 Halbindorf (S. 211). In Prądnik biały bestand schon 1496 eine Papiermühle, welche am Anfang des 16. Jahrhunderts der Krakauer Drucker Johann Haller in Pacht hatte und nach ihm seine Frau; erst am Ende des 18. Jahrhunderts geriet diese Papiermühle in Verfall (S. 212). Prądnik czerwony hatte schon am Anfang des 14. Jahrhunderts d. Recht, das von einem Schulzen ausgeübt wurde. Ein Teil dieses Dorfes hieß im 18. Jahrhundert Celarowska, ein anderes Fryzerowska, beide offenbar nach einstigen d. Besitzern; der erstgenannte Teil gehörte 1783 einem Bartsch (S. 217). Das Dorf Rybna hatte 1537 einen Schulzen, somit auch d. Recht (S. 252). In Wola justowska bestand 1398 eine Schulzei mit d. Recht (S. 260). In der Kirche und am Friedhof in Zwierzyniec findet man d. Grabmäler aus den 19. Jahrhundert (S. 286).

Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Raindl.

Siebenbürgen. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Unter Mitwirkung von R. Briebrecher, Emil Neugeboren, W. Schiller, Fr. Schuller, G. A. Schuller, A. Schullerus, O. Wittstock herausgegeben von Friedrich Teutsch. 1. Bd., 2. Aufl. 8°, 398 S. Hermannstadt 1909, W. Krafft.

Die trefflichen Bilder, die im Jahre 1895 in erster Auflage erschienen sind, wollten nicht eine pragmatische Geschichte des ungarischen Vaterlandes geben, „sondern Bilder aus derselben, die den Gelehrtenapparat hinter dem behaglichen Flusse der Erzählung ganz zurücktreten lassen", und hatten sich zum Ziele gesetzt, ein „Hausbuch zu werden, um das sächsische Bürger- und Bauernhaus nicht vergessen zu lassen, was es der Vergangenheit verdankt, damit es dadurch fähiger werde, die Gegenwart mit ihren Aufgaben zu verstehen und ihnen gerecht zu werden."

Die Bilder haben überall in den Kreisen, für die sie bestimmt waren, freundliche Aufnahme und Würdigung gefunden, wie das kurze Begleitwort zur zweiten Auflage mit Recht hervorheben konnte, und daß sie ihr Ziel erreicht haben, dafür ist mit ein Beweis die Tatsache der zweiten Auflage. Diese hat zu den 40 Bildern der ersten noch vier hinzugefügt, die eine wertvolle Ergänzung bringen. „Bruder Georg 1482—1551" von Dr. Fr. Teutsch behandelt das Leben Martinuzzis, der in der Geschichte Siebenbürgens eine hervorragende Rolle gespielt hat. Das zweite Bild bringt die Geschichte der „siebenbürgischen Landtage von 1834 bis 1847" von R. Briebrecher. Das dritte behandelt den Sekretär der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen „Franz Gebbel 1835—77" nach Heinrich Wittstock. Franz Gebbel ist eine der hervorragendsten Kampfgestalten, die an der Schwelle der neuesten politischen siebenbürgisch-sächsischen Geschichte stehen. Und diese selbst wird im letzten der neu hinzugekommenen Bilder ausgeführt: „Die Zertrümmerung des Sachsenlandes 1876" von Emil Neugeboren. Wer sich über die ungarische und namentlich über die siebenbürgisch-sächsische Geschichte in ihren wichtigsten Entwicklungsphasen unterrichten will, der wird in den „Bildern" ein vorzügliches Hilfsmittel finden.

Hermannstadt. Prof. Ernst Buchholzer.

Slawonien. Deutscher Haus- und Familienkalender für Syrmien 1910. Ruma, Verlag der D. Bücher- u. Zeitschriften-Aktiengesellschaft.

In Syrmien, dem östlichsten Komitat des Königreichs Kroatien und Slawonien, wohnen Serbien gegenüber, mitten unter Serben, etwa 150000 D. Das Land ist von der Natur gesegnet, Wein und insbesondere Zwetschen, aus denen der berühmte Sliwowitz erzeugt wird, gedeihen vortrefflich, die D. aber, die durch Fleiß und Geschicklichkeit ausgezeichnet sind, überragen die eingeborene slawische Bevölkerung auch an Wohlstand. Die d. Dörfer sind reich und sehr reinlich gehalten, in der Nähe von Semlin haben manche Bauernhöfe elektrisches Licht. Die d. Sprache wird in den Schulen gut gepflegt. Die Zahl der D. vermehrt sich rasch durch ihre Fruchtbarkeit und durch Zuwanderung von D. aus Ungarn. Seit sechs Jahren erscheint in der Stadt Ruma, die den deutschnationalen Abgeordneten Ferdinand Riester in den kroatischen Landtag entsendet, das „D. Volksblatt für Syrmien"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für das Jahr 1910 erschien auch ein „D. Haus- und Familienkalender für Syrmien". Was uns darin besonders gefällt, ist der Aufsatz über den Abgeordneten Riester, der Wiederabdruck des ersten Leitaufsatzes aus dem D. Volksblatt für Syrmien, die Mitteilungen über das d. Vereinswesen in dieser Gegend. Wir hätten gewünscht, daß die Nachrichten über das eigentliche d. Volksleben in Syrmien reichlicher wären. Der übrige Teil des Kalenders enthält Volkserzählungen, Anekdoten, Auskünfte usw., wie sie ähnlich fast in jedem für die ländliche Bevölkerung bestimmten d. Kalender enthalten sind. Auf das Bild des polnischen Landsmannministers im österreichischen Ministerkabinett, der übrigens längst seine Entlassung gegeben hat, hätten wir in diesem deutschen Kalender lieber verzichtet. Wir erinnern uns keines slawischen Kalenders, der das Bild eines d. Landsmannministers im österreichischen Ministerkabinett gebracht hätte. Nun, derartige Fehler können leicht behoben werden und an dem guten Willen scheint es den Herausgebern nicht zu fehlen. „Nächstes Jahr — so sagen sie — wollen wir uns noch mehr zusammennehmen, um unseren lieben d. Volksgenossen etwas ganz Vollkommenes zu bieten. Insbesondere werden wir bestrebt sein, aus dem schönen Syrmien recht viel Bilder und völkische Erzählungen zu bringen." Diese Absicht begrüßen wir auf das herzlichste. Den D. in Syrmien, die so weit von dem Mutterland wohnen, können wir aber auch bei dieser Gelegenheit nur entgegenrufen, daß sie sich Macht, Wohlstand, d. Bildung und Gesittung nur dann erhalten können, wenn sie die Verbindung mit der großen d. Nation niemals verlieren.

Wildshut bei Salzburg. Dr. Hans Pokorny.

Schweiz. Les Colonies Vallaisannes de l'Oberland Bernois. Von W. A. B. Coolidge. (Blätter f. Bernische Geschichte 1906, S. 1—15.)

Die „Walser"-Forschung hat im letzten Jahrzehnt große Fortschritte gemacht. Auch die angeführte Abhandlung liefert einen schätzenswerten Beitrag. Es wird darin urkundlich nachgewiesen, wie die Verheiratung des Johann de La Tour-Châtillon, eines wallisischen Edelmanns, mit der Erbin Elisabeth von Wädiswil den Anlaß zur Gründung von zwei, vielleicht sogar von drei neuen Walserkolonien gab, nämlich zu denjenigen von Brienz und Lauterbrunnen, und vielleicht auch derjenigen in der Umgegend von Thun. Die Heirat fällt jedenfalls in den Anfang des 14. Jahrhunderts, wenn auch das genaue Datum nicht bekannt ist. Der Wert der kurzen Abhandlung besteht in bestimmten Zahlenangaben über die Gründung der Kolonien (14. Jahrhundert).

München. Dr. Wilh. Rohmeder.

Rußland. Johann Cornies, Züge aus seinem Leben und Wirken. Von D. H. Epp. 8°, 224 S., mit Abb. Jekaterinoslaw u. Berdjansk 1909, Verlag des „Botschafter". 1.25 Rubel.

Johann Cornies in Ohrloff, später in Juschanlee in der Mennonitenkolonie Molotschna (Taurien, Südrußland), ist der hervorragendste mennonitische Pionier in den südrussischen Kolonien gewesen. Ein schlichtes, aber anschauliches Bild von seinem Leben und Wirken entrollt uns der Verfasser, Herausgeber des d. Kolonistenblattes „Der Botschafter". Cornies ist 1789 geboren und 1848 gestorben. Als 14jähriger Knabe wanderte er mit seinen Eltern aus Westpreußen ein und machte sich schon mit 19 Jahren selbständig. Zunächst trieb er einen Handel mit landwirtschaftlichen Produkten von den Kolonien aus durch die damals noch unkultivierten Steppen nach Sebastopol und anderen am Schwarzen und Asowschen Meer gelegenen Städten. Bei diesen Handelsreisen gewann er eine genaue Kenntnis der russischen Steppen und ihrer Bewohner. Mit 22 Jahren gründete er seinen eigenen Hausstand und siedelte sich als Landwirt im Dorfe Ohrloff an. Er verband mit der Landwirtschaft zugleich die Viehzucht und entwickelte dabei eine großartige, fast geniale Begabung für alle Betriebe auf landwirtschaftlichem Gebiet. Die Bewaldung der Steppen, die Hebung der Viehzucht, die praktische Einrichtung der Gärten nicht allein in den mennonitischen Kolonien, sondern in sämtlichen durch Ausländer gegründeten russischen Kolonien betrieb er mit Unterstützung der russischen Behörden mit unermüdlichem Eifer und eiserner Energie. Der nur in Volksschulen notdürftig vorgebildete Mann wurde später zu allen Fragen, welche die russischen Kolonien betrafen, herangezogen und schließlich wurde er zum korrespondierenden Mitglied des Gelehrtenkomitees zu St. Petersburg ernannt. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Johann Cornies an dem Aufschwung Südrußlands einen hervorragenden Anteil gehabt hat. Das Buch liest sich leicht und ist allen zu empfehlen, welche Freude an d. Kulturarbeit im Ausland haben.

Altona. H. van der Smissen.

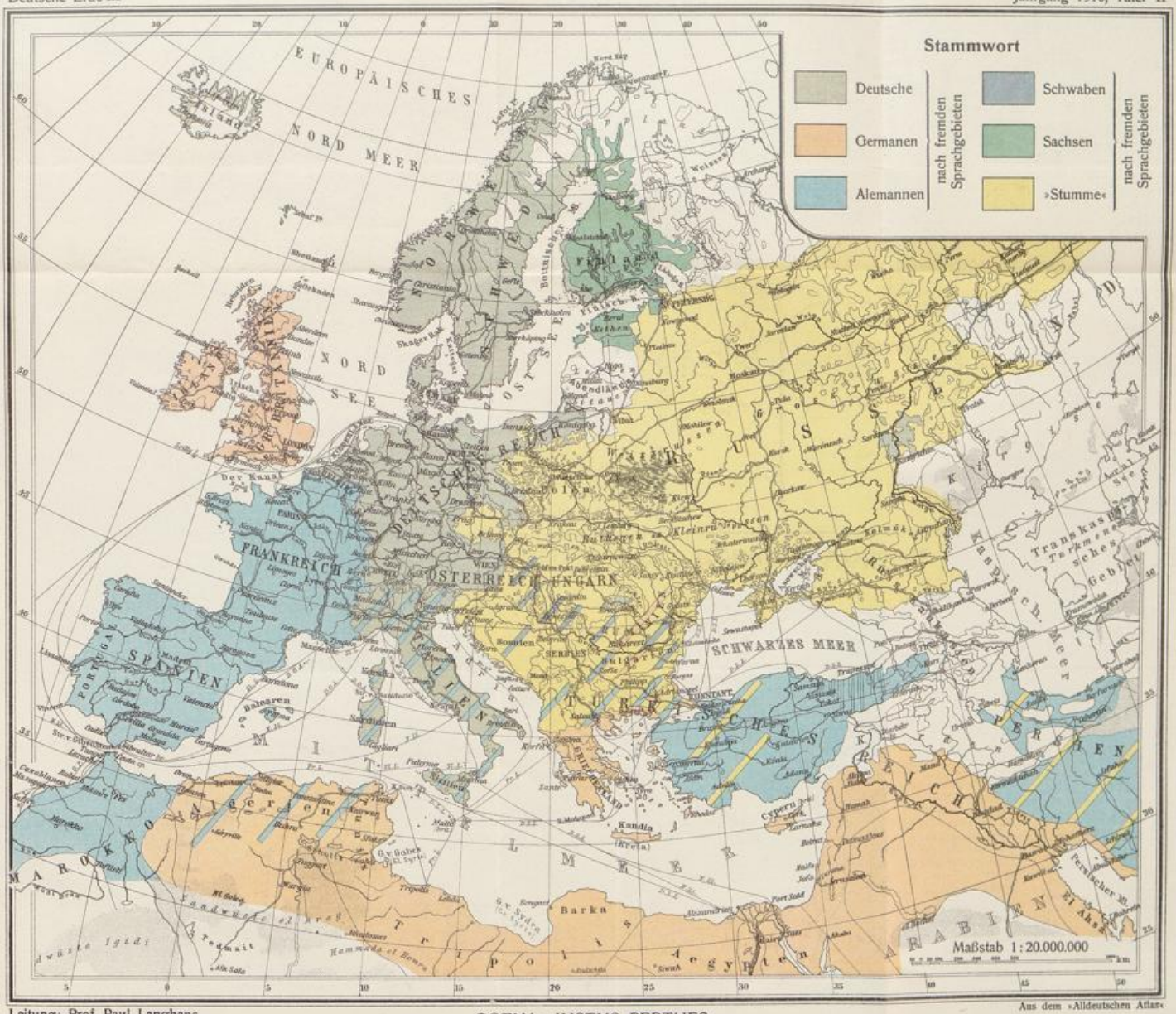
Vereinigte Staaten. The Mennonites of America. Von C. Henry Smith, Professor der Geschichte zu Goshen-College. Goshen, Indiana, 1909. Selbstverlag.

Die Bedeutung der Mennoniten als Pioniere der Kultur ist bekannt. In diesem Buche wird auch im Laufe der geschichtlichen Entwicklung den seit dem 17. Jahrhundert auf amerikanischem Boden angesiedelten Mennoniten ihre Tüchtigkeit in dieser Beziehung aufs neue nachgewiesen. Doch hat der Verfasser, Geschichtsprofessor an dem von altmennonitischer Seite eingerichteten Kollege zu Goshen, Indiana, mit besonderer Vorliebe die Geschichte der Altmennoniten geschildert, welche zwar für die Kulturentwicklung Amerikas in vergangener Zeit ihre Bedeutung gehabt haben, jedoch gegenwärtig schon der Hauptsache nach ihr Deutschtum abgestreift haben. Ihre religiösen Gebräuche (Kap. 15) sind unverändert, man möchte fast sagen versteinert, noch die alten, welche sie aus der d. und Schweizer Heimat mitgebracht haben. Ihre Sprache ist das bekannte Pennsilvanisch-deutsch, eine Mischung d. und englischer Ausdrücke, welche niemand versteht als die D. in Amerika. Zu kurz gekommen in dieser Darstellung ist die große Bedeutung der Auswanderung der in den letzten 40 Jahren aus Rußland und Westpreußen wegen der Wehrpflicht ausgewanderten Mennoniten. Dieselben haben sich auf den Ländereien der ersten Pazifikeisenbahn der Linie Atchison—Topeka—Kansas angesiedelt und namentlich in den Staaten Kansas und Nebraska zum schnellen Aufschwung dieser beiden Staaten wesentlich beigetragen.

Altona. H. van der Smissen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Namen der Deutschen bei fremden Völkern



Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Aus dem »Alldeutschen Atlas«

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Aus dem deutschen Dorfe Kunzendorf bei Biala in Galizien

(rund 6000 deutsche, 3000 polnische und 1000 jüdische Einwohner)

1. Deutsche Schulvereinsschule
(errichtet 1813, fünfklassig, katholisch, Neubau)
Daneben besteht noch eine zweiklassige deutsch-evangelische Schule (Neubau von 1908)

Aus: Jahrbuch des Bundes der christl. Deutschen in Galizien 1909 u. 1910

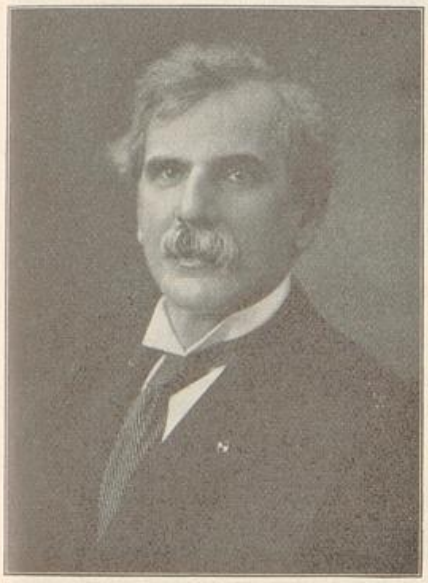
2. Deutsche Burschen und junger Mann
in der Alt-Kunzendorfer Tracht

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leopold Markbreit.

Mit dem am 27. Juli 1909 nach einem bewegten, tatenreichen und ruhmvollen Leben verstorbenen Bürgermeister von Cincinnati, Leopold Markbreit, ist einer der bedeutendsten Deutschamerikaner dahingegangen, und einstimmig haben es sowohl englische als auch deutsche Zeitungen der Union ausgesprochen, daß die Nation einen großen Bürger verloren hat. Das Jahr 1848 hat auch ihn, den 1842 in Wien Geborenen nach Amerika gebracht. Sein Stiefbruder Friedrich Hassaurek, der später in der Union zu hohem Ansehen gelangte, hatte sich an der Bewegung des Jahres 1848 beteiligt, und die Familie Markbreit siedelte nach Amerika über, wo sie sich zuerst in Cincinnati niederließ. Nachdem der junge Markbreit seine Erziehung in Cincinnati und in anderen Städten genossen hatte, studierte er nach amerikanischer Art im Rechtsbureau seines Stiefbruders Hassaurek praktisch die Rechte und eröffnete dann mit dem späteren Präsidenten Hayes ein eigenes Bureau. Diese Tätigkeit wurde bald durch den Ausbruch des Bürgerkrieges unterbrochen. Beide Teilhaber eilten zu den Waffen. Markbreit zog als Sergant-Major des 28. (zweiten deutschen) Ohioregiments ins Feld, und dank seiner oft bewiesenen Bravour stieg er schnell empor. Beim bekannten „Raid" des Generals Averill in das feindliche Gebiet wurde er gefangen genommen und in das zu trauriger Berühmtheit gelangte Libbygefängnis in Richmond gebracht, wo er mit seinen Mitgefangenen im dunklen Verließ scheußliche Qualen zu erdulden hatte und fast dem Hungertode preisgegeben war. Ihr Leben hatten die Gefangenen bloß mitleidigen Negern zu verdanken, die ihnen heimlich karge Nahrung zusteckten. Diese achtzehn Monate dauernde Gefangenschaft hatte Markbreits Gesundheit für immer untergraben. Als es seinem Stiefbruder Hassaurek gelungen war, seine Freilassung zu erwirken, erhielt er gleich eine bedeutsame Stellung. Er wurde Gesandter in Bolivien. Als solcher rettete er durch sein mannhaftes Auftreten dem in die amerikanische Gesandtschaft geflüchteten Premierminister des gestürzten Präsidenten das Leben. Nach vierjähriger Tätigkeit als Gesandter verbrachte er die nächsten Jahre auf ausgedehnten Reisen im Interesse einer großen amerikanischen Dampfschiff- und Eisenbahngesellschaft. In diese Periode fällt auch ein Besuch Europas. Im Jahre 1882 wurde er vom Präsidenten Arthur zum Hilfsschatzkanzler der Vereinigten Staaten und zum Vorsteher des Unterschatzamtes in Cincinnati ernannt. In dieser Stadt bekleidete er in der Folge eine Reihe von Kommunalämtern und erwarb sich bleibende Verdienste durch Schaffung eines großartigen Wasserwerkes. Im Jahre 1907 wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Stadthaupt erwählt. Sich als Deutscher zu betätigen, hat Markbreit oft Gelegenheit gefunden, vor allem als Leiter des „Cincinnatier Volksblattes", in dessen Direktorium er schon im Jahre 1875 eingetreten und dessen Präsident und verantwortlicher Leiter er seit 1880 war. Das deutsche



L. Markbreit

Abb. 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vereinswesen, deutsche Presse, deutsche Kunst und Literatur haben in ihm allezeit einen eifrigen, tatkräftigen Förderer gefunden. Auch das deutsche Altenheim in Cincinnati verdankt seiner Initiative die Entstehung. Mit fast allen Präsidenten der Union verband ihn aufrichtige Freundschaft, und oft haben sie in schwierigen Fragen den gewiegten Staatsmann und Politiker um Rat gefragt. Die spontane, lebhafte Anteilnahme des ganzen Landes an seinem Tode bekundete deutlich, daß mit ihm, der als Soldat, Jurist, Journalist, Diplomat, Geschäftsmann, als hoher Staats- und Kommunalbeamter gleich Hervorragendes geleistet hat, ein glänzender Vertreter des nur auf dem Boden der amerikanischen Entwicklungsfreiheit möglichen Bürgerideals dahingegangen ist. Und auch das deutsche Mutterland hat die Pflicht, des großen Sohnes in Ehren zu gedenken.

Dr. Carl Erich Gleye in Friedenau.

Was leisteten die Deutschen in Österreich für ihr Volkstum im Jahre 1908, was ihre Gegner?

Von **Karl Reinold** in Wien.

(Mit 1 Karte, s. Tafel 17.)

Von all den freiwilligen Leistungen, welche ein Volk für Zwecke der allgemeinen Wohltätigkeit, Bildung, nationalen Denkmäler usw. erbringt, sind für Österreich, wo infolge der nationalen Kämpfe der Gedanke der nationalen Selbsthilfe zur vollendetsten Entwicklung gelangte, wohl am interessantesten die Leistungen, welche durch die sog. Schutzvereine eingehen. Zwar sind viele der übrigen freiwilligen Leistungen auch dem Volkswohl gewidmet, doch es fehlt ihnen das Merkmal der Leistungen der Schutzvereine, nämlich daß sie für das Gesamtwohl des eigenen Volkes in der Abwehr gegen seine nationalen Gegner erfolgen.

Statistiken über die deutschen Schutzvereine sind schon oft gemacht worden[1]). In diesem Aufsatze sollen aber auch die gegnerischen Schutzvereine gegenübergestellt werden, um so dem Leser die große Gefahr der Deutschösterreicher deutlich zu zeigen. Dann aber sollen die in den Schutzvereinsberichten ausgewiesenen Zahlen selbst einer näheren Betrachtung unterworfen werden. Wer nämlich in die Rechnungsberichte der Schutzvereine tiefer geblickt hat, wird finden, daß die bloße Zusammenstellung der angegebenen Zahlen noch kein getreues Bild von der hier gesuchten Opferwilligkeit geben kann. Denn einerseits sind, wie die folgende Statistik zeigen wird, bei den Gesamteinnahmen manche Beträge eingerechnet, die zwar rechnungsgemäß als Einnahmen bezeichnet werden müssen, dennoch aber nicht als Leistung des inländischen Volkes im ausgewiesenen Jahre betrachtet werden können (z. B. Zinserträgnisse, rückgezahlte Darlehen, Spenden vom Ausland usf.), anderseits aber werden bestimmte Beiträge überhaupt nicht von der Hauptleitung des Schutzvereins ausgewiesen (z. B. Beiträge an Ortsgruppen und Gauverbände, die, oft für einen bestimmten Zweck gespendet, zugleich für diesen ausgegeben werden, usw.). Endlich darf man auch nicht außer acht lassen, daß es noch viele kleine nationale Ortsvereine gibt, die im örtlich beschränkten Kreise genau so wirken wie die Schutzvereine für ganz Österreich oder für wenigstens größere Gebiete. Man sieht also, daß man zur einigermaßen genauen Beantwortung unserer Titelfrage noch unendlich viel Arbeit mit derzeit noch unüberwindlichen Schwierigkeiten zu leisten hätte. Hier soll nun der erste Anstoß dazu gegeben werden.

Indessen müssen wir die Leistungen selbst noch einer näheren Prüfung unterwerfen. Denn es ist für die Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit eines Volkes wohl von großem Belang, ob die Beträge mehr von einigen wenigen Vermögenden in großen Teilbeträgen oder mehr von der großen Masse in kleinen Beträgen aufgebracht werden. Außerdem sind in den Einkünften selbst Differen-

---

[1]) So die von Herrn Prof. Dr. August Ritter v. Wotawa für 1906 angefertigte Statistik über die deutschen Schutzvereine anläßlich der Gründung der gemeinsamen Hauptstelle für Schutzvereinsarbeit (s. „Deutsche Erde" 1908, Heft 1), ferner von Dr. jur. Chwatal im Auftrag des Lese- und Redevereines „Germania" in Prag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zierungen vorzunehmen, worüber uns der zweite Teil der Arbeit belehren soll. Zunächst sollen, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, die Gesamteinnahmen sämtlicher größeren Schutzvereine mit der Mitglieder- und Ortsgruppenanzahl gebracht werden, und zwar auch die betreffenden Zahlen von 1907, damit der Leser genau ersehen kann, welch große Entwicklung die Schutzvereine überhaupt entfaltet haben.

I. Gesamtübersicht über die Schutzvereine.

A. Die deutschen Schutzvereine.

Name und Reihenfolge (nach dem Alter)	Wirkungsgebiet	Gesamteinnahmen (1908 u. 1907)		Zahl der Ortsgrupp.	Zahl der Mitglieder	Mitgl.-Beitrag Kr.	Anmerkungen
			Kr.				
Deutscher Schulverein	ganz Österreich	1908	806 894.70	1544	150 000	2.—	Nicht eingerechnet ist die Rohrmann-Spende von 300 000 Kr. für Schlesien.
		1907	628 880.70	1020	120 000		
Deutscher Böhmerwaldbund	Südböhmen	1908	65 720.10	399	37 740	—.40 bzw. 1.—	
		1907	47 191.52	585	36 000		
Bund der Deutschen Nordmährens	Nordmähren	1908	136 953.30	534	44 200	—.50	
		1907	88 100.—	503	41 000		
Bund der Deutschen in Böhmen	größtenteils Nordböhmen	1908	311 797.74	765	65 419	1.—	88 075 Kr. haben die Ortsgruppen außerdem eingenommen.
		1907	158 859.—	689	* 50 000		
Südmark	österr. Alpenländer O.- u. N.-Österr.	1908	433 408.97	593	55 701	2.—	
		1907	262 485.64	547	49 667		
Nordmark	Schlesien	1908	115 623.18	?	* 20 500	1.—	
		1907	118 048.—	219	17 653		
Verein „Nordmark" in Wien	desgl.	1908	2 635.74	9	722	?	
		1907	?	?	727		
Prager Schulerhaltungsverein	Prag und Umgebung	1908	98 573.—	?			Die 11 Ortsgruppen des Deutschen Schulvereins Prag haben dafür allein 24 864 Kr. geleistet.
		1907	89 373.—	?			
Bund der Deutschen in Ostböhmen	Ostböhmen	1908	8 814.52	74	4 531		1. Okt. 1908 bis 30. Sept. 1909.
		1907	† 6 600.—	72	4 080		
Verein der christl. Deutschen in der Bukowina	Bukowina	1908	63 495.94	45	7 000	3.—	
		1907	32 886.61	?	?		
Bund der Deutschen Südmährens	Südmähren	1908	12 195.27	146	8 128	3.—	1908—1909.
		1907	9 898.02	139	7 591		1907—1908.
Deutsches Haus Triest	Triest	1908	14 646·77		493	1.—	
		1907	9 647·42		?		
Bund der Deutschen der Iglauer Sprachinsel	Iglauer Sprachinsel böhm. u. mähr. Teil	1908	11 028.—		2 977	1.—	
		1907	7 591.32		2 564		
Bund der Deutschen in Niederösterreich	Niederösterreich	1908	13 459.35	119	14 800	1.—	1. Mai 1908 bis 30. April 1909. Mitgliederzahl Ende 1907.
		1907	5 564.—	90	3 200		
Tiroler Volksbund	Tirol	1908	76 382.96	171	16 000	1.—	
		1907	56 031.—	144	?		
Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn	Ungarn	1908	4 635.99	?	?	2.—	Dieser Verein gehört eigentlich nicht mehr in die Besprechung. Doch wurde er der Vollständigkeit halber hier aufgenommen, zumal da die Beträge von Deutschösterreichern aufgebracht werden.
		1907	696.—	?	?		
Bund der christl. Deutschen in Galizien	Galizien	1908	8 973.23	?	?	?	21. Sept. 1907 bis 31. Dez. 1907.
		1907	2 607.50	?	2 042	nach Vereinb.	

Bemerkungen zu den Tabellen. Die mit einem † versehenen Schutzvereine haben durch ihre Unterverbände (Gaue, Ortsgruppen) besondere, hier nicht ausgewiesene Beträge außerdem noch eingenommen. — * bedeutet stets schätzungsweise Angabe.

Zu A. Wie schon angedeutet, gibt es außerdem eine Reihe von deutschen Ortsschulvereinen, so der Brünner Vororteverein usw. Außerdem kämen als weitere Schutzvereinigungen noch die sogenannten „Volksräte" in Betracht, die sich aber mehr mit jenen Fragen beschäftigen, die nur im engsten Zusammenhang mit den Politikern zu lösen sind und auf die Staatsverwaltung bei allen national belangreichen Fragen einwirken.

Zu Ba. Größere tschechische Ortsschulvereine sind zu nennen: die Matice in Budweis, Krumman, Znaim, Aussig, Olmütz, Mährisch-Ostrau, Troppau. Für nationale und kulturelle Arbeit sorgt die Matice Osvéty Lidové (Volksbildungsverein, mit dem Hauptsitz in Polnisch-Ostrau). Auch die Tschechen haben für Böhmen und Mähren und Niederösterreich tschechische Nationalräte geschaffen. Nebst der den deutschen Nationalräten analogen Arbeit und der Organisation der ausländischen Tschechen geben sie Nationalstempel heraus, im Jahre 1907 für 18 588.91 Kr., die aber unter die tschechischen Schutzvereine verteilt werden. Für Schlesien wirkt das schlesische Sekretariat (Slezký sekretariát) in Poln.-Ostrau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

B. Die slawischen Schutzvereine.

a) Die tschechischen Schutzvereine.

Name	Übersetzung	Gesamteinnahmen 1908 u. 1907	Kr.	Zahl der Ortsgruppen	Zahl der Mitglieder	Anmerkungen
Ústřední Matice Školská	Tschechischer Zentral-Schulverein	1908 1907	778 342.69 784 258.80	553 403	? ?	Die Extrabeiträge der Fonde sind für 1908 unbekannt. Im Jahre 1907 betragen dieselben 247 383 Kr.
Národní Jednota Pošumavská	Tschechischer Böhmerwaldbund	1908 1907	259 263.77 183 540.20	552 531	39 050 37 000	
Národní Jednota Severočeská	Tschechischer Nordböhmerbund	1908 1907	467 344.10 † 259 600.—	791 751	42 605 42 555	
Národní Jednota pro východní Moravu	Tschechischer Bund für Nordostmähren	1908 1907	39 125.59 21 046.—	222 154	14 166 8 930	
Nár. Jedn. pro jihozápadní Moravu	Tschechischer Südwestmährerbund	1908 1907	55 509.98 18 033.78	402 288	15 440 11 463	
Komenský	Wiener Tschechischer Schulverein	1908 1907	269 296.45 148 458.62	17 10	3 793 2 440	
Československanská Jednota	Tschechoslaw. Vereinigung (f. d. Slowak. in Ung. wirk.)	1908 1907	24 995.52 ?			
Matice Budějovická Matice Brněnska	Budweiser u. Brünner tschech. Ortsschulverein	1908 1907	[1]) 100 000.— [2]) 50 000.—			Für den Budweiser Verein sind nur die Ausgaben, 84 000 Kr., bekannt. [1]) für Budw. V. [2]) für Brünner V.

b) Die südslawischen Schutzvereine.

Družba sv. Cirila in Methoda	Slowenischer Schulverein	1908 1907	136 268.69 95 151.—	177 103	11 539 ?	Wirkungsgebiet: Krain, Kärnten, Südsteiermark, Küstenland.
Družba sv. Cirila in Methoda	Kroatischer Schulverein	1908 1907	? 98 147.88	? 68	? 3 700	Wirkungsgebiet: Istrien.

c) Die polnischen Schutzvereine.

Towarzystwo szkoły ludowej	Polnischer Schulverein	1908 1907	608 017.— ?	258	25 974	Wirkungsgebiet: Schlesien, Galizien. — 1907 unbekannt.
Mazierz Szkolna	Poln. Schulverein f. Teschen	1908	† 100 000.—	36	?	Herzogtum Teschen

d) Die ruthenischen Schutzvereine.

Proswita	Wirtschafts-Bildungs-Schulverein	1908 1907	 129 770.44	53	über 20 000 20 818	Siehe Erklärung des Wirkens dieses Vereines weiter unten.
Ruske Tovaryštvo Pedagogiéne	Ruthenischer Schulverein	1908	50 000.—	?	?	

C. Die italienischen Schutzvereine.

Name	Wirkungsgebiet	Gesamteinnahmen	Kr.	Grupp.	Mitglieder	Anmerkungen
Gruppe Triest	Triest und Umgeb.	1908	104 484.—		8800	
Gruppe Zara	Dalmatien	1908 1907	53 433.— 45 209.—		?	
Welschtiroler Sektion	Südtirol	1908	40 398.—	73	?	Diese ausgewiesene Summe setzt sich nur aus den Gesamteinnahmen der Gruppen Trient, Rovereto, Riva, Persen zusammen.

Zu Bb. Der Hermagorasverein (slowenisch-klerikal) mit 80 000 Mitgliedern sorgt für Verbreitung von aufklärenden und slowenisch-nationalen Schriften. Obwohl kein eigentlicher Schutzverein, hat er doch sehr nationalen Charakter, wie dies überhaupt bei allen folgenden Volksbildungsvereinen, namentlich bei den Ruthenen, der Fall ist. Jetzt (1908) ist in Kärnten ein eigener (klerikaler) slowenischer Schulverein (Slovensko Šolsko društvo), ebenso im August 1909 ein eigener slowenischer wirtschaftlicher Schutzverein „Brani bor" gegründet worden.

Zu Bc. Der Verein „Mazierz Skolna" befaßt sich auch mit der Errichtung von Nationalhäusern.

Zu Bd. Die angeführten Vereine sind überhaupt keine Schutzvereine in unserm Sinne, da ihr Wirkungskreis namentlich Volksbildung und die weitgehendste Wirtschaftspflege umfaßt. Für die Bukowina kommt in Betracht die „Ruska Resida" mit ähnlichen Aufgaben. Außerdem wirkt noch der Verein zur Förderung des ruthenischen Buchdruckes, der im Jahre 1907 (19. August 1907 bis 19. August 1908) 66 875 Kr. einnahm. Für die ruthenische Intelligenz wirkt in national aufklärendem Sinne die Schewtschenkogesellschaft. (Übrigens sind die Ruthenen wohl nicht als Feinde des deutschen Volkes zu betrachten.)

Zu C. Die Lega Nazionale hat außer den Gruppen in Triest und Zara noch andere Gruppen, die zusammen in der Sektion Adria vereinigt sind, doch fehlen die übrigen Angaben. Die Zahl der Mitglieder der „Lega Nazionale" soll 17 526 betragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II. Die Leistungen der Nationen im einzelnen.

Von all den vielen Opfern, welche aus Liebe zum Volkstum erbracht werden, können hier nur die Geldopfer berechnet werden. Welche Arbeit wird aber z. B. in Schutzvereinen geleistet, die, ohne bezahlt zu werden, hohe Anforderungen an Opferwilligkeit und Arbeitsfähigkeit stellt. Um diese gewiß sehr beträchtlichen Leistungen doch nicht ganz zu vernachlässigen, sollen die mit dem Betrieb eines Schutzvereins in Verbindung stehenden Auslagen angeführt werden. Der Leser mag dann daraus schließen, wieviel an Arbeit für Agitation, Festveranstaltungen, Verwaltungs- und Kanzleiarbeit geleistet wurde, wenn er die Größe und Wirksamkeit des Vereins mit den geringen Betriebsauslagen vergleicht (s. letzte Tabelle S. 100).

Von den Einnahmen selbst interessieren uns zunächst die Beiträge der Ortsgruppen; die angeführten Beiträge sind stets etwas kleiner als die wirklich geleisteten, da schon die Auslagen der Ortsgruppenleitungen abgerechnet sind. (Übrigens vergleiche man die Ausführungen nach der folgenden Tabelle.)

Die in der folgenden Tabelle ausgewiesenen Schutzvereine haben im Jahre 1908 an Ortsgruppenbeiträgen den Vereinshauptleitungen abgeführt: a) die Deutschen 646810.54 Kr., b) die Tschechen und Slowenen 792468.72 Kr., c) die Italiener (schätzungsweise) 30000 Kr.

Die Ortsgruppenbeiträge bestehen zumeist aus Mitgliedsbeiträgen, sie stellen deshalb vor allem die Leistung des Mittelstandes dar. Indessen sind darin auch andere Einkünfte enthalten, z. B. kleinere Spenden, Festerträgnisse usw. In den meisten Schutzvereinsberichten ist allerdings die Differenzierung nicht durchgeführt (sehr genau angegeben ist sie z. B. beim Bericht des Deutschen Nordmährenbundes). Aus diesem Grunde mag es wohl auch zu erklären sein, daß hier die Slawen den Deutschen so weit voranstehen, es dürften nämlich einige Einnahmekategorien, die die Slawen unter den Ortsgruppenbeiträgen anführen, wohl schon zu den nächsten Posten zu rechnen sein.

Nach den Ortsgruppenleistungen kommen die Spenden in Betracht. Um eine einheitliche Einkommenkategorie zu bilden, habe ich Spenden von privaten und juristischen Personen, Sammelturmerträgnisse, Gründerbeiträge usw., schließlich auch Festerträgnisse zusammenziehen müssen, da in manchen Verrechnungen die Festerträgnisse mit den Spenden zusammen angeführt werden. Im Jahr 1908 haben die angeführten deutschen Schutzvereine an Spenden (im weiteren Sinne des Wortes) 825276.92 Kr., die tschechischen und slowenischen Schulvereine 793808.19 Kr.; die italienischen Schutzvereine (Triest, Zara) 138383.87 Kr. vereinnahmt.

Auch bei den Spenden haben die Slawen eine verhältnismäßige hohe Zahl erreicht. Dies beweist, in welch hohem Maße die begüterten Stände bei den Slawen an der Schutzvereinstätigkeit Anteil nehmen. Der bedeutende Betrag der Spenden bei den Italienern (zwei italienische Städte!) läßt sich vor allem aus den hohen Festerträgnissen der Lega Nazionale erklären. Es ist gewiß sehr charakteristisch, daß z. B. die ungefähr 10000 Italiener Dalmatiens im Fasching 1910 an Festerträgnissen allein 40000 Kr. erzielt haben.

Von den Spenden nehmen eine besondere Stellung die Subventionen ein. Hier sieht man recht deutlich, mit welch bedeutend größerem Wohlwollen und Verständnis die öffentlich rechtlichen Körperschaften der Slawen den Schutzvereinen gegenüberstehen als die entsprechenden deutschen Körperschaften. Namentlich gilt dies für die Landtage. So beziehen die tschechischen Schutzvereine als solche 61180 Kr., die deutschen als solche an 8000 Kr., erst wenn man einige Subventionen dazu rechnet, die den wirtschaftlichen Schutzvereinen für bestimmte Zwecke zukommmen, dürfte die Zahl sich auf 22000 Kr. erhöhen. Auch die Schulvereine beziehen für bestimmte Schulen Einzelsubventionen, die aber hier nicht berechnet werden können.

Die dritte große Einnahmequelle der Schutzvereine endlich bildet der Reinerlös aus den Verkaufsgegenständen, Wehrschatzmarken usw. Da hier der Verkäufer des Verkaufsgegenstandes nur zum Teil eine kleine Opferleistung erbringt, während er selbst einen Gegenstand mit Wert engegennimmt, so möchte ich für diese Art von Leistungen „indirekte Volkssteuern" als Ausdruck einführen. Bei ihnen kommen auch jene Leistungen zur Geltung, welche überhaupt nicht zahlenmäßig berechnet werden. Man denke an die Arbeit beim freiwilligen Vertrieb von Verkaufsgegenständen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier haben die Deutschen einen weiten Vorsprung vor den Slawen. Die deutschen Schutzvereine haben in den „indirekten Volkssteuern" der verschiedensten Richtungen 355866.37 Kr. eingenommen. Bei den Tschechen und Slowenen beträgt diese Summe 147066.51 Kr.

Von den Slawen weisen hier die Slowenen den höchsten Betrag auf. Die eifrige Vertriebstätigkeit der Südslawen von Gegenständen aller Art ist hier ganz besonders charakteristisch (s. folg. Tabelle).

Ihnen stehen hierin die Italiener nicht nach. So hat die Sektion Adria der Lega Nazionale allein an Wehrschatzmarken im Jahre 1907 15000 Kr., die welschtirolische Sektion an Zündern und Briefverschlußmarken 5535 Kr. eingenommen. Mehr Angaben fehlen.

Mehr aber als diese angeführten Teilposten interessieren uns die Beträge der tatsächlichen Gesamtleistungen, welche die Völker Österreichs in den Schutzvereinen — insoweit sie in den Vereinsberichten ausgewiesen sind — für ihr Volkstum erbracht haben. Hier liegt die eigentliche Beantwortung unserer Titelfrage. Eigentlich müßte man, um ganz genau zu sein, die Einnahmen, die vom Ausland zuflossen, ausscheiden. Indessen ermöglichen dies die Schutzvereinsberichte keineswegs, so wertvoll auch eine derartige übersichtliche Scheidung wäre, wie sie z. B. schon der Bericht des Tschechischen Schulvereins durchführt. Aus diesem Grunde dürften auch die folgenden Angaben etwas niedriger anzusetzen sein, das gegenseitige Verhältnis dürfte allerdings wenig berührt werden, da einerseits Deutsche und Tschechen und Italiener beträchtliche Spenden vom Ausland beziehen und anderseits die etwa höher zu veranschlagenden Spenden für die Deutschen aus Deutschland doch zumeist den Gauen des Deutschen Schulvereins zukommen, welche Beträge ohnehin im Hauptvereinsbericht nicht ausgewiesen werden.

Die deutschen Schutzvereine haben als solche reine Leistungen zu verzeichnen 1930798.75 Kr., wenn man die Einnahmen des Prager Schulvereins und des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn dazuzählt, etwa 2024800 Kr.

Bei den tschechischen und slowenischen Schutzvereinen betragen die reinen Volksleistungen 1718456.58 Kr., mit Zurechnung der reinen Leistungen im Brünner und Budweiser Ortsschulverein und im Tschechischen Volksbildungsverein für Teschen beträgt die Summe 1878940 Kr.

Die Italiener zuletzt haben ungefähr 200000 Kr. als reine Leistung erzielt.

A. Die deutschen Schutzvereine (1908).

Name des Schutzvereins	Ortsgruppenbeiträge Kr.	Spenden, Festveranstaltungen usw. Kr.	Indirekte Volkssteuer Kr.	Tatsächl. Leistung des Volkes für den Schutzverein Kr.	Verwaltungskosten usw. Kr.
Deutscher Schulverein	281073.82	426729.88	36111.19	743923.11	47598.64
Südmark	100512.26	154678.78	68386.06 [1]	403578.10	22411.16
Bund der Deutschen in Böhmen	144315.94	100000.—*	56000.—*	388000.—*	—
Deutscher Böhmerwaldbund	17241.42	23422.75	25055.93	58617.10	17270.21
Bund der Deutschen Nordmährens	36729.75 [2]	19037.30	28815.58	88888.86	12346.97 [3]
Bund der Deutschen Südmährens	3575.65	6240.67	1915.60	11731.92	3868.29
Bund d. Deutsch. der Iglauer Sprachinsel	4000.—*	3000.—*	2500.—*	9500.—*	—
Verein Nordmark Wien	2635.74*	—	—	—[4]	—
Nordmark	21590.71	60000.—*	26000.—*	114400.—*	10850.09
Bund der christl. Deutsch. in der Bukowina	9134.06	7286.22	6700.—*	36300.—*	7938.02
Bund der Deutschen in Niederösterreich	3198.44	4355.59	4891.26	13445.29	5340.40
Deutsches Haus in Triest	1684.—	8062.53	2482.57	12329.10	773.93
Tiroler Volksbund	18411.45	10000.—*	14060.—	42472.08	3296.49 [5]
Bund der Deutschen in Galizien	2707.30	2463.20	2948.18	7613.09	944.33

B. Die slawischen Schutzvereine.

a) Die tschechischen Schutzvereine.

Tschechischer Schulverein	375595.72	320170.55	50088.— [6]	731756.—	—
Tschechischer Böhmerwaldbund	67005.18	89924.10	6121.76	163051.34	16465.79
Tschechischer Nordböhmerbund	274303.— [7]*	100000.—*	50000.—*	430000.—*	—

[1]) Und 80000 Kr. für Lotterie. — [2]) Diese zerfallen in Eintrittsgelder (610 Kr.), Gründerbeiträge (1032 Kr.), Mitgliedsbeiträge (23231 Kr.), Spenden (4970 Kr.), Festerträgnisse (6887 Kr.). — [3]) Einschließlich „allgemeine Kosten". — [4]) Beim Hauptverein eingerechnet. — [5]) Für Werbung und Verwaltung. — [6]) Als indirekte Volkssteuer kommt noch in Betracht der Erlös des Nationalstempels, der vom Tschechischen Nationalrat vertrieben und dann an die einzelnen Schutzvereine verteilt wird. (Etwa 20000 Kr. Erlös.) — [7]) Das sind die Einnahmen der Ortsgruppen als solche. Hier ist der einzige Schutzverein, bei dem die Abfuhr der Ortsgruppen an die Hauptleitung nicht angegeben werden konnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Name des Schutzvereins	Ortsgruppenbeiträge Kr.	Spenden, Festveranstaltungen usw. Kr.	Indirekte Volkssteuer Kr.	Tatsächl. Leistung des Volkes für den Schutzverein Kr.	Verwaltungskosten usw. Kr.
Tschechischer Südwestmährerbund . . .	4597.72	26972.05	3000.—*	35362.62	5527.25
Tschechischer Nordostmährerbund . . .	3367.85	20649.65	3617.—	28576.11	12009.26
Komenskyverein	18472.47	183147.65	2000.—*	195980.51	—
b) die südslawischen Schutzvereine.					
Slowenischer Schulverein	49026.80	52944.18	32259.75	133730.—*	
Kroatischer Schulverein	17311.—	58581.65	20117.13	95909.91[1])	
C. Die italienischen Schutzvereine (Lega Nazionale).					
1. Gruppe Triest	17011.—	98167.87	?	101000.—*	5065.83
2. Gruppe Zara	6051.—	40216.—	?	53000.—*	—

Wenn die Summe der drei in der Tabelle angeführten Posten bei einigen Schutzvereinen nicht genau die Gesamtleistung ergibt, so ist dies dadurch zu erklären, daß verschiedene kleine Posten doch der Gesamtleistung zugerechnet werden mußten, die ich aber in keine der drei angeführten Kategorien einreihen konnte, so z. B. Einnahmen aus dem Bezug von Schutzvereinsmitteilungen. Außerdem weisen einige Berichte den Posten „unaufgeklärte Eingänge", „Verschiedenes" usw. auf. Aus diesen und ähnlichen Gründen kann ich auch innerhalb eines wenn auch kleinen Spielraumes für die angeführten Zahlen keine vollständig sichere Gewähr geben. Die meisten Schutzvereinsberichte sind leider nicht so angelegt, daß man aus ihnen unanfechtbare Resultate ziehen könnte, wie sie unserem Zwecke völlig entsprechen würden. Hier muß ich es offen erklären, daß eigentlich die slawischen Berichte meinen Berechnungen viel zugänglicher waren und mir auch nicht solche Schwierigkeiten machten wie die deutschen Berichte.

Indessen sind die hier gewonnenen Zahlen zur einigermaßen genauen Beantwortung unserer Titelfrage noch lange nicht genügend. Wir müssen nämlich bedenken, daß alle bis jetzt gebrachten Zahlen sich nur auf die Rechnungsgebarung der Hauptleitung der Schutzvereine beziehen. Nun aber werden von den Unternehmerverbänden mancher Schutzvereine (Gaue, Ortsgruppen) verschiedene Summen aufgebracht, die im Rechnungsbericht der Vereinshauptleitung gar nicht ausgewiesen werden. Hier sind namentlich die Gaue des „Deutschen Schulvereins" bemerkenswert. Leider gestattet das für 1908 ohnehin ungemein spärlich vorliegende Material infolge seiner eigenartigen, nicht für die weite Öffentlichkeit bestimmten Rechnungsgebarung es keineswegs, daraus Daten zu entnehmen, die den hier gestellten Anforderungen einigermaßen entsprächen. Gerade diese Leistungen sind zuweilen sehr groß. So hat der Schulvereinsgau VII (Westböhmen, um Pilsen) aus dem Inland an Gauspenden allein 4657.76 Kr., aus dem Ausland sogar 161.60 Kr. im Jahre 1908 eingenommen, der Gau I (Aussig) hat vom Jahre 1907 einen Betrag von 8302.60 Kr. als eigenen Vermögenskassenstand zurückbehalten, Gau III (Reichenberg) hat an Subventionen, Spenden usw. selbst 3093 Kr. aufgewendet, Gau IV (Sudetengau) deren um 3290 Kr., Gau V (Trautenau) deren 2405 Kr., Gau VIII (Zwittau) hat für einen eigenen „Schulbauschatz" 2388 Kr. gesammelt, Gau IX eine Gaueinnahme von 2357.51 Kr. erzielt. Allerdings beziehen die Gaue einen großen Teil der Sondereinkünfte vom Ausland (vor allem Deutschland!). Die Gauorganisation mit ihren Sondereinnahmen und -ausgaben ist auch bei anderen deutschen Schutzvereinen durchgeführt. Bei den tschechischen Schutzvereinen muß man die Frage, ob sie ähnliche Organisationen besitzen, offen lassen. Wahrscheinlich dürfte sie aber auch beim Tschechischen Böhmerwald- und Tschechischen Nordböhmerbund eingeführt sein. Aber abgesehen von den Gausonderleistungen müssen wir noch die Leistungen für einzelne, von der Hauptgebarung abgesonderte Fonde und die Leistungen in den größeren Ortsgruppen im bedrohten Gebiet in Betracht ziehen. So hat die Nordmark an Spenden und Einkünften aus „Volksschatzmarken" noch 8731 Kr. erzielt. Die Ortsgruppen der Nordmark haben im Jahre 1908 an Bruttoeinnahmen ungefähr 95510 Kr. (ausgewiesen im Hauptleitungsbericht nur 21590.71 Kr.).

Aber auch bei anderen Schutzvereinen überwiegen die tatsächlichen Einnahmen der Ortsgruppen ihre Abfuhren an die Hauptleitung. So haben z. B. der Tschechische Nordostmährerbund

[1]) Bezieht sich auf 1907.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinen Ortsgruppen brutto an 157840 Kr. eingenommen, die Ortsgruppen des Tschechischen Südwestmährerbundes haben in ihrem eigenen Wirkungskreis an 35230 Kr. ausgegeben. Weitere Angaben fehlen. Aber außerdem kommen noch verschiedene Realleistungen an einzelne Ortsgruppen in Betracht. So werden z. B. für Schulen an der Sprachgrenze Realspenden, wie Baumaterial, Schulbänke, Bücher, Hefte, dann Kleider, Schuhe usw. hergegeben. Könnte man all diese Posten ziffernmäßig berechnen, so würde man sicherlich auch noch hübsche Summen bekommen.

Erst mit sorgfältiger Einbeziehung aller dieser Posten wäre eine genaue Darlegung der wirklichen Leistung der Deutschösterreicher für ihr Volkstum in einem bestimmten Jahre möglich, eine Arbeit, die sicherlich sowohl vom nationalpolitischen als auch vom rein kulturellen Gesichtspunkte aus von der weittragendsten Bedeutung wäre! Indessen müssen wir uns nur hier mit bloßen Hinweisen begnügen. Denn alle diese noch hinzukommenden Posten kann ich nicht der Gesamtsumme der Volksleistung zuzählen, da ich die Angaben von den anderen Schutzvereinen, namentlich den slawischen, nicht habe. Da aber auch bei den Slawen solche in den Hauptberichten nicht ausgewiesenen Einkünfte der Ortsgruppen vorhanden sind, so würde sich das Mißverhältnis zwischen den Gesamtleistungen der Deutschen und ihrer Gegner nur wenig zum Vorteil der Deutschen ändern.

Die Beresaner deutschen Kolonien in Südrußland

zu ihrem hundertjährigen Jubiläum 1809/10—1909/10.

Von

Pater **Konrad Keller** in Odessa.

(Fortsetzung.[1])

b) Das Rastadter Wolostamt.

Das Rastadter Wolostamt enthält nur zwei deutsche Kolonien: Rastadt und München, die bis zum Jahre 1871 zum Beresaner Kolonistenbezirk gehörten. Dieses Wolostamt befindet sich im Chersonschen Guvernement, von dessen Hauptstadt Cherson 140 Werst entfernt, im Ananiewer Kreis, von dessen Kreisstadt Ananiew 90 Werst entlegen, auf der rechten Seite des Steppenflusses Tschitschekleja. Dieser Fluß nimmt seinen Anfang bei der genannten Stadt Ananiew, unweit dem Chutor Sofiewka, zieht bis zur Kolonie Rastadt mit einigen Windungen von Nordwest nach Südost, von dieser Kolonie an fließt derselbe beinahe bis zu seiner Mündung in den Bug bei den Chutoren Marianowka und Wasilewka ganz östlich. Einige Werst vor der Mündung macht derselbe plötzlich eine Wendung nach Süden und gleich wieder nach Norden, und bildet, nachdem er wieder östlich fließt, eine originelle Halbinsel, auf welcher in alten Zeiten ein Städtchen stand, dessen Ruinen und Grabmäler heute noch zu sehen sind. Das Flußgebiet des Tschitschekleja war noch vor 40 Jahren von Bulgaren, Serben, Arnauten und anderen slawischen Völkern bewohnt, aber gegenwärtig gehören die meisten Ländereien daselbst den deutschen Kolonisten, bei welchen die früheren Besitzer dieses Landes als Taglöhner oder Halbbauern wohnen. Es ist das wiederum ein Beweis, daß die deutschen Kolonisten die besten Kulturträger in Rußland sind. Durch die friedliche Eroberung der nur ihnen innewohnenden Kulturkräfte erwarben sie sich in Rußland in einem Zeitraum von ungefähr 50 Jahren ein Landareal von etwa 17 Millionen Deßjatinen Land[2]).

Die Kolonie Rastadt.

Im Herbst 1809 kamen viele Auswandererzüge aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in der Stadt Odessa an, welche alle in den schon in der Umgegend dieser Stadt angesiedelten deutschen Kolonien in die Winterquartiere verlegt wurden. Im Frühjahr 1810 wurden diese Auswanderer, weil im Beresaner Tal kein Kronsland mehr vorhanden war, nach dem Steppenfluß Tschitschekleja befördert, wo sie 40 Werst aufwärts, von der Mündung des Flusses gerechnet, zwei

1) Siehe Deutsche Erde 1909, Heft 7, S. 206.

2) Die Ziffer ist nach einer russischen, aber deutschfeindlichen Zeitung und scheint, um die Gefährlichkeit der Deutschen in Rußland zu beweisen, zu hoch gegriffen zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutſche Kolonien, Raſtadt und München, anlegten. Der Fluß Tſchitſchekleja hatte damals noch viel Waſſer und war ſehr fiſchreich; an beiden Ufern wuchs viel Rohr und mannshoher Burian, worin ſich viele Wölfe und anderes Getier aufhielten. Am rechten Ufer des Fluſſes befand ſich unter einem hohen zackigen Felsberg eine lange terraſſenförmige Anhöhe, auf welcher die beiden Kolonien nahe beieinander angeſiedelt wurden. Die neuen Anſiedler wurden von dem ſchon oft genannten Oberſchulzen des Liebenthaler Bezirks, Franz Brittner, an den Ort der Anſiedlung geleitet, unter deſſen Aufſicht und Anleitung dieſe Kolonien auch angelegt wurden. Bis zur Herſtellung der Kronshäuschen mußten die Koloniſten in ſchlechten Rohrhütten wohnen, was auf den Geſundheitszuſtand der Anſiedler ſehr nachteilig wirkte. Durch dieſen Umſtand und durch die übelriechenden Ausdünſtungen von dem in Pfützen ſtehenden, in Fäulnis übergegangenen Waſſer, verbreiteten ſich verſchiedene Krankheiten, die einen großen Teil der neuen Anſiedler ins kühle Grab brachten. Es gab kaum eine Familie, wo nicht der Tod den Vater oder die Mutter herausgeholt und die armen Kinder zu Waiſen gemacht hatte. Die erſten Jahre waren für alle Anſiedler hart und bitter, nur die Hoffnung auf die Hilfe des allbarmherzigen Vaters im Himmel hielt die armen Leute noch aufrecht. Auch die ruſſiſche Regierung unterſtützte die neuen Anſiedler tatkräftig mit Nahrungsgeldern, Vorſchuß und den nötigen Ackergeräten. Je drei Familien bekamen drei Paar Ochſen, einen Pflug und eine Egge. Alle Materialien zum Häuſerbau und Ackerbaugeräte wurden von einem Lieferanten, namens Herrmann, aus Odeſſa auf Anordnung des Herzogs Richelieu den neuen Koloniſten zugeſtellt. Das Landquantum der Kolonie Raſtadt beträgt 5428 Deßjatinen und iſt auf 91 Wirtſchaften verteilt. Der Boden der Landmarkung iſt meiſtens Schwarzerde mit einer Unterlage von Mergel und ſtellenweiſe von Sand und Kies und iſt für die meiſten Getreidearten bei guter Witterung ſehr fruchtbar. Das Waſſer in den Brunnen von anderthalb Faden Tiefe iſt im Mitteldorf viel beſſer und wohlſchmeckender als in den Brunnen im Ober- und Unterdorf, weshalb auch daſelbſt mehr Erkrankungen vorkommen. Bruchſtein gibt es eine halbe Werſt von der Kolonie an dem vorhin genannten Berge in Menge, doch ſind dieſelben von geringer Güte und können zu maſſiven Bauten nicht gebraucht werden. Im Jahre 1820 wurden auf Verordnung des Fürſorgekomitees Waldungen, Obſtgärten und Weinberge angelegt. Da aber die neuen Koloniſten von Haus aus von Obſt- und Weinbau keinen Begriff hatten, ſo war der Erfolg nur gering.

Im Jahre 1811 wurde in Raſtadt eine eigene Pfarrei gegründet und als erſter Pfarrer der Jeſuitenpater Johannes Koervers angeſtellt. Derſelbe erbaute im Jahre 1812 ein kleines Kirchlein, das, nachdem es einigemal remontiert und vergrößert wurde, bis zur Erbauung der jetzigen Kirche (1872) als Pfarrkirche diente. Auf dem Berge gegen Süden befindet ſich eine Wallfahrtskapelle, welche im Jahre 1824 von dem dortigen Koloniſten Johannes Koch aus eigenen Mitteln erbaut wurde, gegenwärtig aber von der Gemeinde unterhalten wird. Das jetzige Schulhaus, das ziemlich geräumig iſt, wurde im Jahre 1843 erbaut.

Die Einwohner der Kolonie Raſtadt ſtammen aus folgenden Gegenden und Ortſchaften Deutſchlands: aus dem Großherzogtum Baden: Stadt Bretten 11 Familien, aus Bruchſaal 1 Familie, aus Pilippsburg 1 Familie, aus Meinheim 3 Familien, aus Mailſtadt 14 Familien, aus Ettlingen 8 Familien, aus Raſtatt 14 Familien, aus Gersзach 2 Familien; aus dem Elſaß: aus Weißenburg 22 Familien, aus Straßburg 5 Familien; aus der bayriſchen Pfalz: aus Speier 15 Familien, aus Annweiler 7 Familien, aus Germersheim 5 Familien, aus Landau 2 Familien, ferner aus Trier (Preußen) 1 Familie, aus Brandenburg 3 Familien, aus Mähren (Öſterreich) 5 Familien.

Gegenwärtig zählt die Kolonie Raſtadt 278 Hofſtellen mit 3691 Einwohnern, alle katholiſcher Konfeſſion, eine Pfarrkirche, ein Paſtorat, zwei Schulen mit vier Lehrern und 305 Schulkindern, eine meteorologiſche Station, einen Konſumverein, acht Kramläden, eine Dampfmühle, ein Einkehrhof, eine Apotheke, einen Wohltätigkeitsverein und eine Kleinkreditgenoſſenſchaft.

Die Kolonie München.

Die Kolonie München wurde zu gleicher Zeit und unter denſelben ungünſtigen Verhältniſſen, wie Raſtadt, und zwar nur eine Werſt weit nordweſtlich von letzterer Kolonie im Jahre 1810

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angesiedelt. Doch hat diese Kolonie noch eine ungünstigere Lage, denn im Unterdorf ist das Tal des Tschitschekleja sehr flach und deshalb oft den Überschwemmungen ausgesetzt, so daß man gezwungen war, 19 Häuser abzubrechen und dieselben auf eine höhere Stelle zu übertragen. Der Boden des Landes besteht größtenteils aus guter Schwarzerde mit sandiger Unterlage und ist bei guter Witterung sehr fruchtbar. Die Landesquantität dieser Kolonie beträgt 2940 Deßjatinen und ist auf 48 Wirtschaften verteilt. Die Figur des Landes bildet ein längliches Viereck von einer Werst Breite und 13 Werst Länge. Im Jahre 1820 wurden in München auf Verordnung der Kolonialobrigkeit Waldungen, Obstgärten und Weinberge angelegt. Und weil in München sich einige Wirte mit Fleiß diesem Erwerbszweig hingaben, hatten dieselben auch besseren Erfolg als in Rastadt, so daß oft die Rastadter bei den Münchnern ihr Obst kaufen mußten.

Im Jahre 1816 wurde in München die erste Kapelle erbaut, die aber, weil sie im Unterdorf stand, oft durch Überschwemmungen beschädigt wurde, so daß dieselbe nach und nach ganz verfiel. Die Ruinen derselben waren noch vor einigen Jahren zu sehen. Da die Einwohner nur eine Werst nach Rastadt hatten, so gingen sie an Sonn- und Feiertagen dorthin in den Gottesdienst. Erst im Jahre 1872 erbaute die Gemeinde eine hübsche steinerne Kirche, die, nachdem München eine selbständige Pfarrei geworden, bis heute als Pfarrkirche dient.

Die Einwohner der Kolonie München sind aus folgenden Provinzen Deutschlands ausgewandert. Aus der bayrischen Pfalz: aus Lang-Kandel 15 Familien, aus Speier 5 Familien, aus Germersheim 3 Familien, aus Annweiler 6 Familien, aus Bergzabern 4 Familien, aus Pirmasens 2 Familien; aus dem Elsaß: aus Weißenburg 4 Familien, aus Hagenau 2 Familien; aus dem Großherzogtum Baden: aus Heidelberg 1 Familie, aus Sinzheim (?) 8 Familien, aus Bretten 3 Familien, aus Meinheim 2 Familien, aus Karlsruhe 1 Familie; aus dem Königreich Preußen: aus Grünbach 4 Familien, aus Breslau 1 Familie, aus Gelhausen (Sachsen) 1 Familie. Gegenwärtig zählt diese Kolonie 152 Hofstellen mit 1828 Einwohnern, alle katholischer Konfession, eine Pfarrkirche, ein Pastorat, zwei Schulen mit zwei Lehrern und 150 Schulkindern, einen Konsumvereinsladen, vier Kramläden, eine Dampfmühle und einen Einkehrhof.

c) Das Rohrbacher Wolostamt.

Das Rohrbacher Wolostamt besteht aus den zwei deutschen Kolonien Rohrbach und Worms, die bis zum Jahre 1871 zum Beresaner Kolonistenbezirk gehörten. Beide Kolonien liegen westlich von dem Beresan, Rohrbach an dem Kleinen Zerigol und Worms an dem Großen Zerigol, welche beide Nebenthäler des Flusses Tiligul sind.

Die Kolonie Rohrbach.

Die Kolonie Rohrbach liegt am oberen Laufe des Kleinen Zerigol auf fruchtbarer Steppe. Der Boden besteht aus guter Schwarzerde mit einem Untergrund von Lehm und Kies und ist bei günstiger Witterung sehr fruchtbar. Die erste Partie Auswanderer, aus 26 Familien bestehend, kam im Herbst 1809 an den Ort, wo heute die Ansiedlung sich befindet. Im Frühjahr 1810 kamen noch 74 Familien zu den obigen und die Ansiedlung wurde begonnen. Von diesen 100 Familien stammten aus dem Großherzogtum Baden 33 Familien, aus dem Königreich Württemberg 4 Familien, aus Preußisch-Polen 7 Familien, aus dem Elsaß 56 Familien. Die Seelenzahl belief sich auf 248 männliche und 227 weibliche Personen. Im Jahre 1813 kamen noch hinzu aus Preußisch-Polen 22 Familien, aus Württemberg 4 Familien, später kamen noch aus Baden 16 Familien und durch Übersiedlung aus anderen Kolonien noch 6 Familien, in allem 48 Familien. Im Jahre 1838 betrug die Familienzahl 148 mit 367 männlichen und 316 weiblichen Seelen. Abgegangen sind im Jahre 1818 nach Grusien (im Kaukasus) 10 Familien, im Jahre 1823 nach Odessa und in andere Kolonien 11 Familien, ins Ausland zurück 2 Familien, im Jahre 1826 nach den Ansiedlungen Friedrichsthal und Johannesthal 11 Familien, im Jahre 1843 nach Bessarabien 10 Familien, nach der Ansiedlung Neudanzig 7 Familien, und ins Ausland zurück nochmals 4 Familien. Die meisten Kolonisten kamen von der russischen Grenzstadt Radziwilow unter der Anführung von Michael Kühn, der nachher der erste Schulz in Rohrbach wurde. Die Kolonie bekam den Namen „Rohrbach" von den zwei zuerst angelangten Einwanderern Peter Nuß und Peter Schmitt, welche aus dem Dorfe Rohrbach in der bayrischen Pfalz stammten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Laut Berechnung vom Jahre 1820 hatte diese Kolonie von der Krone zum Häuserbau und zur ersten wirtschaftlichen Einrichtung 28711 Rubel 54½ Kop. als Vorschuß erhalten. Der größte Teil der ersten Ansiedler war arm, doch waren auch einige wohlhabende Familien, die ungefähr 50000 Rubel Banko aus der Heimat mitbrachen. Im Jahre 1812 erhielt die Gemeide den ersten Prediger (Hubner) der aber schon nach zwei Jahren starb. Im Jahre 1824 erhielt die Gemeinde den zweiten Prediger, der bis 1848 wirkte.

Im Jahre 1848 kauften einzelne Kolonisten von einem benachbarten Gutsbesitzer 1640 Deßjatinen Land, und hielten 9000 Deßjatinen in Pacht. Auf dem Pachtland hielten die Kolonisten Schafzucht, die ihnen jährlich einen Reingewinn von 24000 Rubel einbrachte.

Gegenwärtig zählt Rohrbach 511 Hofstellen mit 2550 Einwohnern, davon sind zwei Drittel reformierter und ein Drittel lutherischer Konfession und auch einige Baptisten, drei Bethäuser (ein reformiertes, ein lutherisches, ein baptistisches), ein reformiertes Pastorat, zwei Schulen: eine reformierte mit vier Lehrern und 545 Schulkindern, eine lutherische mit zwei Lehrern und 100 Schulkindern.

Rohrbach besitzt 8528¾ Deßjatinen Gemeindeland, welches auf folgende Weise verteilt ist: unter Hofplätzen 127, unter Gemüsegärten 14, unter Weinbergen 17, unter Wald 18, unter Wasser 10, unter Steinbrüchen 5, unter Fahrwegen 20, unter Ackerland 5293, unter Heuschlag 520, unter Viehweide 2504 Deßjatinen. In Rohrbach befinden sich zwei Windmühlen, eine Ölmühle, sechzehn Schmiedewerkstätten, elf Stellmachereien, drei Faßbindereien, zwei Tischlereien, eine Malerwerkstätte, ein Kramladen, zwei Weinkeller und zwei Trakteure.

Die Kolonie Worms.

Diese Kolonie wurde von deutschen Auswanderern im Jahre 1810 gegründet. Diese Ansiedlung befindet sich in dem oberen Lauf des Steppenflusses Großer Zerigol. Der Boden der Landmarkung besteht aus Schwarzerde, ist aber vielerorts stark mit Salpeter gemischt, deshalb ist auch das Wasser in den meisten Brunnen ziemlich salzig. Steinbrüche sind reichlich vorhanden und liefern Bausteine von vorzüglicher Qualität. Die Kolonie erhielt die Benennung „Worms" von dem Oberschulzen des Liebenthaler Gebiets, Franz Brittner, der auch die Arbeiten der neuen Ansiedlung leitete. Ursprünglich ließen sich in Worms 65 Familien häuslich nieder, und zwar aus dem Elsaß 36 Familien, aus dem Großherzogtum Baden 14 Familien, aus dem Königreich Württemberg 6 Familien, aus der bayrischen Pfalz 4 Familien, aus dem Vogtlande 2 Familien, aus Westfalen 1 Familie und aus Sachsen 1 Familie.

Der Kolonie Worms wurden von der Krone 3881 Deßjatinen Land zugeteilt. Da sich aber auf diesem Land kein Tal zur Anlegung einer Kolonie eignete, so wurden durch den Oberschulzen Brittner auf Befehl der höheren Obrigkeit 1000 Deßjatinen Land von dem angrenzenden Gutsbesitzer Tretzkewitz gegen ebensoviel Kronsland eingetauscht und der Kolonie zur Ansiedlung zugeteilt. Auf diesem Land befanden sich vier Russenhäuschen und ein Wirtshaus auf der Landstraße, die von Odessa nach Wosnesensk zieht. Im Jahre 1811 brach die Pest aus und alle dort wohnenden Russenfamilien starben an dieser Krankheit. Ihre Häuser wurden verbrannt und die vorüberführende Landstraße wurde durch Kosaken gesperrt. Die Kolonisten blieben von der Pest verschont, doch hatten sie die Gelegenheit, in der Nähe zu sehen, wie die wachthaltenden Kosaken tot von ihren Pferden stürzten. Zur Anschaffung von Zugvieh erhielten die Ansiedler nach ihrer Ankunft auf jede Familie 125 Rubel Banko und ein auf Kronskosten erbautes Häuschen, teils aus Stein gebaut, teils aus Lehm gestampft. Die Einwanderer hatten aus ihrer alten Heimat Geld, Kleidungsstücke und viele Tuchwaren mitgebracht. Aber von diesem Vermögen ging auf der langen und beschwerlichen Reise vieles zugrunde, denn weil sie den Wert des russischen Geldes nicht kannten, wurden sie vielfach von jüdischen Geldwechslern und Händlern betrogen, so daß viele Kolonisten auf diese Weise um Hab und Gut gebracht wurden. Doch einige Kolonisten hatten auch nicht unbedeutendes Vermögen mitgebracht, das im ganzen auf 50000 Rubel geschätzt wurde.

Gegenwärtig zählt die Kolonie Worms 192 Hofstellen mit 1600 Seelen, von denen die größere Hälfte lutherischer, die kleinere Hälfte reformierter Konfession sind, eine lutherische Kirche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Pastorat, ein reformiertes Bethaus eine lutherische Schule mit zwei Lehrern und 160 Schulkindern, eine reformierte Schule mit zwei Lehrern und 145 Schulkindern, eine Taubstummenanstalt mit vier Lehrern und 38 Zöglingen. Gemeindeland[1]) besitzt die Kolonie Worms 5050 Deßjatinen, welches gegenwärtig auf folgende Weise eingeteilt ist: unter Hofplätzen befinden sich 115, unter Gemüsegärten 44, unter Weinbergen 4, unter Wald 15, unter Wasser (Dämmen) 14, unter Steinbrüchen 25, unter Abgründen 3, unter Fahrwegen 43, unter Ackerland 2837, unter Viehweide 1958 Deßjatinen. In Worms befinden sich eine Dampfmühle, drei Windmühlen, eine Ölmühle, acht Kalkbrennereien, fünf Schneider, fünf Stellmacher, ein Böttcher, zwei Schuster, drei Kramläden und ein Einkehrhof mit Trakteur auf der Landstraße.

Zum Schlusse gebe ich noch einige Ereignisse und Schicksalsschläge, welche in den ersten Jahren der Ansiedlung die Beresaner Kolonisten betroffen, und deren normalen Entwicklungsgang nicht wenig gestört und gehemmt hatten. Schon bei der Ansiedlung brachen beinahe in allen Kolonien epidemische Krankheiten aus und rafften einen großen Teil der neuen Ansiedler ins Grab. So starben in der Kolonie Sulz im ersten Jahre der Ansiedlung 24 Familien gänzlich aus. Auch in den anderen Kolonien war die Sterblichkeit in den Ansiedlungsjahren sehr groß. Im Jahre 1812 grassierte die Pest, an der sehr viele Kolonisten erkrankten, aber die meisten durch Medikamente gerettet wurden. Im Jahre 1824 erschienen ungeheure Schwärme von Heuschrecken, die in einigen Tagen alles Gras und sämtliche Feldfrüchte auffrassen, so daß eine gänzliche Mißernte eintrat, und die Krone allen Kolonisten Nahrungsgelder und Saatfrucht verabfolgen mußte. Dazu kam in diesem Jahr noch ein strenger Winter, so daß sehr viel Vieh im Stalle erfror oder verhungerte. In den Jahren 1825 und 1839 entstanden furchtbare Viehseuchen, die beinahe den ganzen Viehstand der Kolonisten dahinrafften, so daß viele Wirte gänzlich ohne Vieh blieben. Dann kamen 1833 und 1834 vollständige Mißernten, welche die meisten Kolonisten vollends an den Bettelstab brachten. Scharenweise gingen die Kolonisten in die nahegelegenen Städte und zu den Edelleuten, um Brot und Kleidungsstücke zu erbetteln. Viele Edelleute in der Umgegend ließen jeden Tag Brot aus Eichelmehl und anderen Gemengseln für die armen Kolonisten backen, damit dieselben nicht Hungers starben.

Doch den tiefsten Eindruck auf unsere Voreltern machte das im Jahre 1838 den 11. Januar abends um neun Uhr stattgehabte Erdbeben. Die ersten Stöße kamen von Westen in horizontaler Richtung, die nachfolgenden Stöße waren weit heftiger und zuckten wellenförmig in vertikaler Richtung. Es entstand ein furchtbares unterirdisches Getöse und Rauschen, wie das Rollen vieler Tausende von Wagen. Die Personen, die im Freien waren, sahen, wie die Bäume sich bewegten, leichte Sachen wurden von ihrem Standorte geworfen, Flüssigkeiten wurden verschüttet, die Wanduhren blieben stehen, Tische, Bänke, Schränke, Bettstellen und andere Gegenstände wurden hin und her bewegt, die Balken krachten in ihren Fugen und der Boden drohte zu versinken. Alle Menschen schrien, jammerten, weinten und beteten und suchten ins Freie zu gelangen, um nicht unter den Trümmern der Häuser begraben zu werden. Die armen Tiere, besonders die Pferde, schrien und tobten, die Kühe brüllten furchtbar durcheinander, und alles Vieh suchte sich von seinen Banden frei zu machen. Alles was lebte, bebte und zitterte vor Furcht und Angst. Es war das ein furchtbarer Abend, sowohl für die Menschen, als auch für das arme Vieh. Doch die fünf Minuten der Schrecken waren bald vorüber, und alle, die sich schon verloren glaubten, lebten wieder auf und dankten dem Allmächtigen für die Rettung aus so großer Gefahr. Daß bei diesem Erdbeben Menschen zugrunde gingen, wird in den Urkunden nicht berichtet. Auch aus den letztgenannten Kolonien sind viele Kolonisten nach Amerika und Sibirien ausgewandert.

1) Über das gekaufte Land dieser vier letzten Kolonien ist leider in den Urkunden nichts berichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Kulturarbeit in Argentinien.

Zur Hundertjährung der argentinischen Unabhängigkeit.

Von

Dr. **Walter Hauff** in Steglitz.

Am 25. Mai 1910 wurde in Buenos Aires die Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit von Spanien gefeiert. Die Vorbereitungen dazu entsprachen dem Stolz, mit dem die Argentinier von ihrer Freiheit sprechen. Dem Europäer freilich, der aus geordneten Staaten kommt, die eine lange Geschichte hinter sich haben, fällt immer wieder die große Jugend des Landes ins Auge, und immer wieder werden ihm Zweifel aufsteigen, ob das Land reif zur Selbstregierung ist. Wir möchten nicht nur aus nationalem Interesse, sondern in erster Linie auch im Interesse Argentiniens wünschen, daß die Germanen mehr als bisher an der Verwaltung des Landes Anteil haben möchten, denn die großen kulturellen Erfolge kommen in erster Linie auf Rechnung der Germanen, besonders der Deutschen im engeren Sinne. Ich möchte im folgenden eine kurze Übersicht davon geben.

Bereits bei der Gründung von Buenos Aires am 2. Februar 1535 oder 1536 durch Mendoza waren neben 2500 Spaniern 150 Deutsche. Die meisten von diesen ersten Ansiedlern gingen allerdings zugrunde oder zerstreuten sich, so daß die eigentliche Gründung der Stadt durch Garay auf den 11. Juni 1580 fällt. Von den 65 Begleitern Garays waren 10 Spanier, während die Herkunft der übrigen vielfach unsicher ist. Namentlich waren darunter nicht wenige, die bereits irgendwo im Lande ansässig oder auch schon dort geboren waren. Die Namen sind sämtlich überliefert in der Gründungsurkunde, mehrere scheinen deutschen Ursprungs zu sein, wenn man die romanische Endung wegläßt, z. B. Peter Frank, Johann Martin, Anton Robert und wohl noch manche andere, deren Namen vielleicht übersetzt oder stärker entstellt sind. Bei allen steht der oft wiederkehrende Zusatz: „Familie und Herkunft unbekannt."

Soweit sich dies erkennen läßt, hat die Einwanderung der Deutschen ununterbrochen fortgedauert; meist werden es Abenteurer gewesen sein, denen der Boden in Europa zu heiß geworden war. Eine planmäßige Ansiedlung deutscher Einwanderer begann aber erst im Jahre 1836. Der Holsteiner Frers, ursprünglich Schullehrer, dann infolge einer reichen Heirat Friedensrichter, veranlaßte zunächst zehn, ein Jahr darauf weitere acht schweizerische Familien aus dem Kanton Freiburg, sich in Baradero, einem Dorf am Parana, Provinz Buenos Aires, niederzulassen. Zur selben Zeit wurden in andern Teilen Argentiniens Ansiedlungen gegründet, besonders in Esperanza (vgl. Jahrg. VIII, Heft 6), wobei auch die argentinische Regierung fördernd eingriff. Besonders rege wurde die Einwanderung nach dem Gesetz vom Jahre 1863, in welchem größere Geldsummen für diesen Zweck angewiesen wurden. Man gründete eine große Anzahl von Städten, in denen gleich zu Anfang die Deutschen einen starken Bruchteil der Bevölkerung ausmachten. Meist siedelte man die Handwerker in den Städten selbst an, während man das umliegende Land den Ackerbauern überließ. Bei der raschen Preissteigerung von Grund und Boden gelang es den meisten, schnell zu Wohlstand zu kommen, denn man hatte durch anfängliche Mißerfolge gelernt, den Platz etwas sorgfältiger auszuwählen. So mußte die im Jahre 1856 am Parana in Entre Rios entstandene Kolonie Villa Urquiza zwanzig Jahre später durch eine neue Ansiedlung vergrößert werden, und immer mehr schieben sich die Nachkommen der ersten Ansiedler in das Innere des Landes vor, wo der Grund und Boden billiger ist, wie ich dies selbst in Esperanza und anderen Kolonien beobachten konnte. Die Zahl der heute in Argentinien lebenden Deutschen dürfte wohl mehr als 50000 betragen. Bei einer Gesamtbevölkerung von 5—6 Millionen ist die Zahl an sich schon nicht zu verachten, namentlich aber fällt ins Gewicht, daß die meisten Deutschen sich in besserer Stellung befinden, während die Tagelöhnerarbeit hauptsächlich den Italienern zufällt oder den Eingeborenen selbst.

Wer sich der Landwirtschaft zuwandte, trieb zunächst fast nur Viehzucht. Man ließ das Vieh einfach weiden; da kein Mangel an Land war, brauchte man nicht einmal die Einzäunungen mit Draht, wie man sie jetzt überall sieht. Der Draht wird zum großen Teil von Deutschland bezogen, und auch zur Verbesserung des Viehstandes haben die Deutschen nicht wenig beigetragen. Es ist eine wahre Freude, wenn man auf den großen Gütern Oldenburger Pferde und holsteinische Kühe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiden sieht. Unter den Verwaltern der Güter sind zahlreiche Deutsche, ebenso wie unter den Besitzern. Der Wert der Güter hat sich in den letzten dreißig Jahren zum Teil verzehnfacht, ohne daß irgend etwas Besonderes geschah. Jetzt aber hat die Preissteigerung ihren Höhepunkt erreicht, und es ist notwendig, daß der Ackerbau in stärkerem Maß betrieben wird. In kleineren Betrieben geschieht dies natürlich schon lange, aber jetzt fangen auch die großen Güterbesitzer an, jährlich einen Teil unter den Pflug zu nehmen. Zu diesem Zweck siedeln sie kleine Bauern an, die vertragsmäßig verpflichtet sind, einen bestimmten Platz in soundsoviel Jahren umzupflügen. Dafür erhalten sie Land, Geräte und Vieh zur Benutzung und haben außerdem in der Regel noch 10—15 v. H. des Reinertrags abzuliefern. Auf diese Weise kann ein Bauer, der nur eben so viel Geld hat, um die Reise und die ersten Bedürfnisse zu bestreiten, sich in Argentinien ansiedeln und allmählich so viel zurücklegen, daß er weiter im Innern sich selbständig machen kann, was ohne Kenntnis der Verhältnisse selbst mit einem Kapital von 20000 M. ein gewagtes Unternehmen wäre. Unter diesen eben beschriebenen Ansiedlern finden sich viele Deutschrussen, leider viel zu wenig Deutsche. Es ist offenbar die Abneigung gegen die Abhängigkeit, die aber einmal sehr wenig zu fühlen ist und außerdem in der Regel zur Selbständigkeit oder zu einer leitenden Stelle führt.

Der Ackerbau ist allerdings sehr von der Witterung und den Heuschrecken abhängig, weshalb es immer gewagt ist, sich im kleinbäuerlichen Betrieb ohne Anschluß an ein großes Gut ausschließlich damit abzugeben, doch sind jetzt bereits mehr als 13 Mill. ha gepflügt, auf denen vor allem Weizen mit ungefähr einem Drittel der Fläche den ersten Platz einnimmt, dann kommen Mais, Lein und Luzernklee. Die Deutschen haben auch an verschiedenen Stellen mit Weinbau gute Erfolge gehabt, zunächst freilich im kleinen.

Da das Land meist eben und ohne Bäume ist, kann der Boden sofort mit Maschinen bearbeitet werden. Diese finden auch auf den großen Gütern immer mehr Verwendung, und ein großer Teil trägt den Namen einer deutschen Firma, mehr allerdings kommen leider aus Nordamerika oder England.

Die industriellen Anlagen, die sich im Lande selbst, besonders in Buenos Aires und Rosario befinden, sind ebenfalls vorzüglich von Deutschen gegründet. Um den Weizen ebenso billig liefern zu können wie Nordamerika, baute die Firma Bunge u. Ko. am Hafen von Buenos Aires einen riesigen Getreidespeicher mit Mühle und Mehlniederlage. Der Speicher faßt 30000 Tonnen. Der Weizen, der mit der Bahn oder im Boot ankommt, wird automatisch gewogen, gereinigt, dann noch einmal automatisch gewogen, gemahlen und in Säcke gefüllt, die aus den oberen Räumen auf einer langen Rutschbahn von selbst in die überseeischen Dampfer gleiten. Die Mühle liefert täglich 350 Tonnen. Auch von den Zuckerfabriken sind verschiedene in deutschem Besitz. Die größte des Landes, die sich in Rosario befindet, ist fast ganz mit deutschem Geld gebaut und wird von Deutschen geleitet. Sie verarbeitet täglich 125000 kg Rohzucker. Die Bierbrauerei ist bis jetzt ausschließlich in deutschen Händen. Trotz der hohen Steuer wird Bier auch von den Einheimischen jeder Farbenmischung gern getrunken. Dreiviertel Liter kosten 70 Pfennig, das Bier steht aber an Güte dem deutschen nicht nach. In Buenos Aires und den Vorstädten sind allein drei große Brauereien.

Geradezu unverständlich ist es, daß die Herstellung von Schinken, Würsten u. dgl. nicht in größerem Maßstab betrieben wird. Zwar ist in Buenos Aires eine größere Wurstfabrik, die ganz in deutschen Händen ist, aber zu teuer verkauft. Dagegen fehlt es an kleineren Schlächtermeistern in den Landstädten. Wo man sie findet, sind sie derartig mit Arbeit überhäuft, daß man nur nach vorheriger Bestellung etwas bekommt. Es sind immer Deutsche, die in wenigen Jahren reiche Leute werden. Es gehören allerdings dazu einige besondere Kenntnisse, die man sich erst im Lande aneignen kann. Große Schlächtereien für Salzfleisch und Konserven sind ebenfalls von Deutschen ins Leben gerufen worden, leider aber meist in englischen Besitz übergegangen, so Santa Elena, gegründet von Dr. Kemmerich 1880. Die Anlage umfaßt jetzt gegen 60 Gebäude und verwendet jeden Bestandteil des Rindes in irgend einer Weise. Es gelang ebensowenig, deutsche Kapitalien in hinreichender Menge dafür aufzubringen, wie für die Liebig-Gesellschaft, wir haben aber wenigstens die Genugtuung, daß die leitenden Stellen vorwiegend in deutschen Händen sind. Wie gut die Deutschen ihre Sache machen, ist daraus ersichtlich, daß die Liebig-Gesellschaft, die in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fray Bentos ihren Hauptsitz hat, kürzlich in Colon am Uruguay eine Zweigniederlassung gründete, die im ersten Jahr 60000 Stück Vieh verarbeitete.

Ein Deutscher, namens Bletscher († 1879), war es, der sich 1857 ein neues Gerbverfahren mit Quebrachoholz in Argentinien patentieren ließ. Er stellte in seiner Fabrik in Buenos Aires aus Quebracho Gerbstoff her, der ihm zahlreiche Ehrendiplome und zehn goldene und silberne Münzen eintrug. Außerdem brachte er auch bereits Quebrachoholz in den Handel. In den letzten Jahren haben die Quebrachoextrakt-Fabriken ungeheuer zugenommen, besonders im Chaco, und noch immer stehen große Wälder unberührt von der Axt. In den Fabriken weht fast durchweg deutscher Geist. Die leitenden Stellen sind in deutschen Händen, die Maschinen kamen aus Deutschland, die elektrische Lichtanlage ist von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft eingerichtet. Auch Gerbereien sind in beträchtlicher Anzahl von Deutschen eingerichtet. Wo vor zwanzig Jahren einige kleine Hütten standen, in denen diese Leute einige Häute gerbten, stehen heute große Anlagen, die einen Reingewinn von 100000 Mark im Jahr abwerfen.

Philipp Schwarz in Buenos Aires war der erste, der eine Dreschmaschine in Argentinien baute, vor etwa 15 Jahren. Diese einheimische Industrie ist ja insofern bedauerlich, als sie die Einfuhr aus Deutschland vermindern wird, dagegen können wir eine ungeteilte Freude darüber empfinden, daß die deutsche Überseeische Elektrizitätsgesellschaft für ganz Buenos Aires Licht und Kraft liefert. Außerdem hat diese Gesellschaft in Montevideo, Rosario und Buenos Aires zahlreiche elektrische Straßenbahnen geschaffen, die einen bedeutenden Gewinn abwerfen. Die Eisenbahnen sind leider fast alle von den Engländern gebaut worden, und nur wenige Lokomotiven wurden aus Deutschland bezogen. Es ist zu hoffen, daß die große Ausstellung im Mai 1910 hier Wandel schafft. Unter den Verwaltungsbeamten der Bahnen sind jedoch viele Deutsche. Von Bleichert u. Ko. in Gohlis-Leipzig gebaut wurde eine Drahtseilbahn, die Erze aus La Mejicana nach Chilecito befördert. Ebenso sind verschiedene Kleinbahnen, besonders auch zur Beförderung der Quebrachostämme, von Arthur Koppel in Berlin gebaut. Ein Deutscher, Fischer-Treuenfeld, legte das erste unterseeische Kabel zwischen Buenos Aires und Rosario.

Seit dem Jahre 1871 hat auch die Schiffahrt von Deutschland nach Argentinien einen mächtigen Aufschwung genommen, und die großen prachtvollen Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft werden auch von den Einheimischen derartig bevorzugt, daß man in der Reisezeit monatelang vorher die Plätze belegen muß. Allerdings sind die Dampfer die meiste Zeit des Jahres nur auf einer Reise voll besetzt. Hoffentlich gelingt es der Gesellschaft bald auch, die Flußschiffahrt in ihre Hand zu bringen, die bis jetzt ausschließlich in argentinischen Händen ruht und viel zu wünschen übrig läßt.

Außer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft schickt noch der Bremer Lloyd Personendampfer, die Hansa Frachtdampfer nach Buenos Aires, so daß jetzt die deutschen Schiffe im Hafen von Buenos Aires einen recht stattlichen Prozentsatz ausmachen und hoffentlich bald die englischen einholen und übertreffen.

Ungefähr die Hälfte aller deutschen Geschäfte haben ihren Sitz in Buenos Aires selbst, dann folgt in weitem Abstand Rosario. Alles in allem sind es etwa 1100. Die Ausfuhr von Getreide wird fast ganz von Deutschen besorgt. Natürlich können sich diese Geschäfte bei ihren Einkäufen nicht auf Deutschland beschränken, doch habe ich öfters mit Unwillen die Erfahrung gemacht, daß sie hierin weiter gehen als nötig ist, während der Engländer auch hierin mehr Engländer bleibt. Besonders alles was dem Putz dient, wird fast nur aus Frankreich bezogen und diese Gegenstände werden in Argentinien in weit größerem Umfang verbraucht als in Deutschland, wo sie jedoch sehr gut hergestellt werden, denn vieles geht aus Deutschland über Paris in deutsche Häuser in Argentinien.

Merkwürdig ist die oft ganz entsetzliche Bedienung in den deutschen Geschäften. Namentlich mit zwei von den vier deutschen Buchhandlungen habe ich sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Es ist eben bedauerlich, daß die Angestellten meist Eingeborene sind, die den Kunden so behandeln, als wäre es eine große Gnade von ihrer Seite, wenn sie sich bequemen, ein Glied zu rühren. Deutsche jedoch, die auch Spanisch können, und das ist unerläßlich, werden viel zu gut bezahlt, als daß ein mittleres Geschäft lauter solche Verkäufer haben könnte. Es müßten viel mehr junge Kauf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leute in Deutschland Spanisch lernen; wenn sie tüchtig sind, würden sie alle in Südamerika ihr Glück machen, nur müssen sie die Sprache fließend sprechen, was aber nicht allzu viel heißen will, da Spanisch sehr leicht ist.

Wie hoch der Umsatz des deutschen Geldes ist, zeigt am besten das deutsche Bankwesen. Der erste Versuch, eine deutsche Bank in Buenos Aires zu gründen, ging aus von der Diskontogesellschaft und Sal. Oppenheim jr. u. Ko. in Köln. Das Unternehmen bestand aber nur 13 Jahre und ging 1885 durch fehlgeschlagene Spekulationen ein. Nicht besser erging es der Deutschen Überseebank, die 1892 durch die großen Änderungen in der argentinischen Geldwährung gewaltige Verluste erlitt. Darauf wurde die Deutsche Überseeische Bank gegründet, die fortgesetzt neue Zweigniederlassungen gründete, so in Bahia Blanca, Cordoba, Tucuman, Belle Ville, abgesehen von den Niederlassungen außerhalb Argentiniens. Kürzlich wurde in Buenos Aires selbst eine Zweigniederlassung eröffnet, was bei der Ausdehnung der Stadt nur wünschenswert war. Daneben besteht seit 1906 die Deutsch-Südamerikanische Bank, die von der Dresdener Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein gegründet wurde. Beide Banken haben ein Grundkapital von 20 Millionen Mark. In beiden Banken ist der Andrang des Publikums sehr stark und auch hier fehlt es wieder an deutschen Hilfskräften, so daß Argentinier angestellt werden müssen, die nicht Deutsch verstehen, was jeden Deutschen höchst unangenehm berühren wird.

Großer Schwindel wird mit Minenaktien getrieben, was um so leichter gelingt, als es unzweifelhaft in Argentinien reiche und wertvolle Mineralien aller Art gibt, was von deutschen Gelehrten festgestellt worden ist. Der Abbau ist jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden, da die Gegenden sehr entlegen sind, und außerdem verlangt die Regierung, daß der Betrieb aufrecht erhalten bleibt, wenn die Erlaubnis zum Abbau nicht erlöschen soll. Ich habe selbst einen sehr gewandten Deutschen kennen gelernt, der sich in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben hatte, nur mit dem Bergbau hatte er kein Glück. Er mußte den Betrieb einstellen und verlor dabei mehr als 100000 Mark, was ihm im übrigen nicht sonderlich wehe tat. In diesem Fall handelte es sich um Erdöl.

Leider ist die Niederlassung deutscher Ärzte in Buenos Aires dadurch sehr erschwert, daß die ganze Prüfung noch einmal in spanischer Sprache abgelegt werden muß, was mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Der Übergang nach Argentinien ist daher fast nur so zu erreichen, daß der Betreffende in einem deutschen Krankenhaus so lange tätig ist, bis er die Prüfung hinter sich hat. Bis dahin kann er aber nur die Kranken im Krankenhaus selbst behandeln. Diese Erschwerung ist sehr zu bedauern, da die Ärzte ungeheure Preise nehmen und trotzdem meist unzuverlässig sind. Ich kannte einen jungen deutschargentinischen Arzt, der sich in zwei Jahren so viel zurückgelegt hatte, daß er sich ein großes eigenes Haus für 60000 Mark kaufen konnte. Dabei galt er keineswegs für hervorragend.

Gelingt es deutschen Gelehrten, von der argentinischen Regierung angestellt zu werden, so sind die Stellen immer sehr gut bezahlt. Ob sie etwas leisten können, hängt von dem jeweiligen Minister ab, dem sie unterstellt sind. Ebenso sind die Stellen sehr unsicher, wenn die Verträge nur für eine bestimmte Zeit gelten. Hat man ihnen die Hauptsachen abgeguckt, so können sie gehen.

Dagegen steht das eigentliche deutsche Schulwesen in hoher Blüte. (Vgl. darüber Deutsche Erde 1908, Seite 189.) Besonders bildet sich die Germaniaschule unter der Leitung von Dr. Ruge immer mehr zu einer Musteranstalt aus, die für die andern deutschen Schulen in Argentinien und darüber hinaus vorbildlich ist. Sie hat die Berechtigung zum Einjährigen, muß aber auch die einzige bleiben, die diesen Vorzug genießt, um die weniger zahlreichen Schüler der oberen Klassen in sich zu vereinigen. Es war ein Fehler, der Knabenschule in Belgrano diese Berechtigung ebenfalls zu erteilen und ein Glück, daß die Schule sich dieser Auszeichnung so wenig würdig gezeigt hat, daß ihr die Berechtigung wieder entzogen werden mußte. Sehr zu bedauern aber ist es, daß der ausgezeichnete Plan des Direktors der Germaniaschule, eine Handelsschule ins Leben zu rufen, infolge mangelhafter Beteiligung scheiterte. Die deutschen Handelsschulen und -städte würden sich das größte Verdienst um das Deutschtum im Ausland erwerben, wenn sie diesen Plan verwirklichten und so deutsche junge Kaufleute in die argentinischen Verhältnisse einführten. Der Einfluß der Deutschen in Südamerika würde dadurch gewaltig wachsen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wilmesauer Stube im Bialaer Städt. Museum
(Hausrat aus dem deutschen Markt Wilmesau [= Wilhelmsau] in Galizien)

Aus Hanslik: Biala, eine deutsche Stadt in Galizien Teschen: Karl Prochaska in Komm.

Übergang von Bielitz (Schlesien) nach Biala (Galizien)
in der Hauptstraſse
Im Vordergrunde Brücke über die Biala, der Grenze zwischen Schlesien und Galizien, früher zwischen dem Deutschen und polnischen Reiche durch über 300 Jahre

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste Kirchengemeinde in Argentinien bildete sich 1842 auf Anregung des Bremer Kaufmanns Detjen. Der erste Geistliche war Sigel, der sich ganz vorzüglich für diese Stellung eignete. Die Grundsteinlegung der jetzigen Kirche erfolgte am 18. Oktober 1851, die Einweihung 1853. Es ist ein hübsches Gotteshaus mitten in der Stadt, das in Anbetracht der großen Gemeinde von etwa 14- bis 16000 Seelen recht klein ist. Trotzdem ist es für gewöhnliche Sonntage noch viel zu groß, da der Kirchenbesuch sehr schlecht ist. Etwa 50 Jahre lang war der erste Pastor zugleich Leiter der Gemeindeschule, aus der sich die Germaniaschule entwickelt hat. Mit dem Pfarrer des Deutschen Seemannsheims sind es drei Geistliche. Für die Schule war die vollkommene Trennung von der Kirche sehr vorteilhaft. Die Bedeutung der Kirche für das Deutschtum läßt sich mit der Germaniaschule überhaupt nicht vergleichen, da sie zu wenig fruchtbringende Arbeit leistet. Sie müßte sich vor allem der Deutschen, die Stellen suchen, kräftiger annehmen. Dies geschieht jedoch nur für Dienstboten, die in dem deutschen Mädchenheim Unterkunft finden. An Nachfrage fehlt es nie.

Sehr tief steht auch das Zeitungswesen. Die 1870 gegründete „La Plata-Zeitung" ist höchstens mit Provinzialblättern zu vergleichen, wie sie in Städten von 8- bis 10000 Einwohnern erscheinen, wenn auch die äußere Ausstattung etwas besser ist. Selbständiger im Urteil ist das „Argentinische Tageblatt", das jedoch in den letzten Jahren derartig gehässig gegen Deutschland vorging, daß es den Namen einer deutschen Zeitung nicht mehr verdiente. Es trat darauf vor etwa zwei Jahren ein Wechsel in der Leitung ein, der hoffentlich gute Früchte gebracht hat. Es wäre sehr nötig, daß besonders auch die auf dem Land zerstreut wohnenden Deutschen eine wirklich gute einheimische Zeitung bekämen und nicht bloß auf das „Echo" angewiesen wären. Zu erwähnen wäre noch die spanisch und deutsch erscheinende „Buenos Aires Handelszeitung", während das „Evangelische Gemeindeblatt" für die La Plata-Staaten außerordentlich Dürftiges bietet. Wie die Dinge stehen, ist auch der Deutsche in erster Linie auf die großen spanischen Zeitungen, besonders die „Prensa", angewiesen.

Auch unter den gelehrten Werken über Argentinien stehen die von Deutschen bearbeiteten in erster Reihe. Besonders zu nennen ist Hermann Burmeister, der seit 1861 das Naturhistorische Museum in Buenos Aires leitete, wo er 1892 gestorben ist. Im Park von Palermo wurde ihm ein Denkmal gesetzt. Burmeister zog eine ganze Reihe anderer deutscher Gelehrter ins Land, die besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Erdkunde Vorzügliches geleistet haben.

Vertreten wird Deutschland in Buenos Aires durch eine Gesandtschaft und ein Konsulat. Damit sind Auskunftsstellen für Handel und Gewerbe verbunden. Es ist schade und merkwürdig, daß der deutsche Unternehmungsgeist sich trotzdem viele schöne Gelegenheiten entgehen läßt. Hoffen wir, daß die große Ausstellung von 1910 recht vielen deutschen Kaufleuten Gelegenheit gibt, selbst zu sehen, wie viele Schätze das große Land mit der kleinen Einwohnerzahl noch birgt, die nur auf deutsche Hände warten.

Fünfundzwanzig Jahre Wirksamkeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Ein Rückblick von

Dr. **Günter Saalfeld** in Berlin-Friedenau.

(Mit Karte, s. Tafel 16)

Im August des Jahres 1885 tat sich der Braunschweiger Museumsdirektor Prof. Dr. Hermann Riegel mit einer Anzahl vaterländisch gesinnter Männer zusammen und stiftete mit ihrer Hilfe den Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Es galt den wissenschaftlich begründeten Kampf gegen das unnötige Fremdwort unter gewissenhafter Schonung alles dessen, was sich ehrliches Bürgerrecht bei uns erworben hatte: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!" Mit dieser Losung trat der Sprachverein in die Schranken und heftete Sieg auf Sieg an seine Banner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In die Wirklichkeit des Daseins gerufen wurde der Sprachverein durch die Gründung seines ersten Zweigvereins: Dresden hat den Vorzug, diese erste Gründung zu sein; darum wird auch heuer die Jubelfeier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dort an der Elbe freundlichen Ufern begangen werden. Am 10. September ist der Geburtstag des A. D. Sprachvereins. Was für ein langer Weg vom Jahre 1885 bis zum Jahre 1910! Hinweg über den Gründer Riegel, vorbei an den Nachfolgern Max Jähns und Friedhelm Schöning sowie an dem milden Hugo Häpe, bis hin zu der gesegneten, nun schon ein Jahrzehnt friedlich waltenden Gestaltungskraft eines Otto Sarrazin, unter dem der Sprachverein erst seine wahre Bedeutung erlangt, seine höchste Blüte entfaltet hat: die deutsche Sprache zu pflegen. Es ist hier nicht die Stätte, im einzelnen nachzuweisen, wie sich die 323 Gründungen des Sprachvereins im Laufe des Vierteljahrhunderts allgemach vollzogen haben. Aber eine Betrachtung drängt sich dem Beschauer der Karte doch unwillkürlich auf, nämlich die eigentümlichen Schwankungen, denen die einzelnen Gaue des deutschen Vaterlandes unterworfen sind.

Voran steht durch seine Größe natürlich das Königreich Preußen mit 185 Zweigvereinen, aber sehr ungleich in seinen Provinzen. Die höchste Zahl — 46 — weist das Rheinland auf, es folgen Schlesien und Westfalen mit je 23, Provinz Sachsen 20, Hannover 14, Brandenburg Pommern und Westpreußen je 10, Nassau und Schleswig 8, Ostpreußen 7, Posen gar nur 6.

Das Königreich Sachsen bringt 25, Bayern 14, Baden 10, Hessen 8, das Reichsland 7, die drei Hansestädte und ihre Gebiete 5, Württemberg 4, die 13 übrigen Bundesstaaten zusammen nur 23, die deutschen Schutzgebiete 3; Österreich 24 (davon in Böhmen 9, in Steiermark 4). Ganz besonders wertvoll sind uns auch im Ausland diese Bekundungen liebevoller Tätigkeit für die Muttersprache, wobei kein Erdteil übergangen ist. Besonders leuchten 6 Zweigvereine in den Vereinigten Staaten von Amerika als Verkünder des Deutschtums freundlich hervor. Und dann vergesse man auch nicht unter den mehr als 30000 Mitgliedern das gute Zehntel der Unmittelbaren, die im In- wie im Ausland zahlreich auch dort den Gedanken der Sprachreinigung vertreten, wo zunächst keine Vereinigung selbständiger Art besteht. —

Ein solches Jubelfest, wie das, zu dem sich der Sprachverein nunmehr anschickt, ist aber gleichzeitig eine willkommene Ruhe- und Erholungspause, um recht eindringlich mit sich darüber zu Rate zu gehen, ob der seit langem verfolgte Weg der richtige war und was nun für das zweite Vierteljahrhundert zu leisten sein wird.

Da will es uns denn scheinen, als habe das deutsche Vaterland alle Ursache, den Männern zu danken, die das Sprachvereinsschiff bis zu dem heute erreichten Ziele geführt haben. Nicht alle sind mehr an Bord; gar manchen hat des Lebens Sturm dahingerafft; andere, die ihre beste Kraft für Vaterland und Muttersprache körperlich und geistig eingesetzt haben, merken, daß ihre Zeit bald um ist, auf daß sie frischeren Kräften Gelegenheit geben, sich ebenfalls zu bewähren. Aber richtig muß der Weg wohl schon sein, der eingeschlagen worden ist. Das beweisen alle die stillen und nachhaltigen Erfolge, deren Wirkung auf unser Geistesleben oft genug erst mittelbar zutage tritt. Eine Macht geradezu ist die Zeitschrift des A. D. Sprachvereins geworden, die auch erst unter der Leitung des jetzigen Herausgebers das geworden ist, was sie ist: eine im besten Sinne des Wortes volkstümliche Zeitschrift, belehrend, anregend, fesselnd, aber bitte, nicht „interessant!“ Ferner die wertvollen Verdeutschungsbücher des Vereins, die zur Befriedigung tieferer Bedürfnisse unerläßlichen „Wissenschaftlichen Beihefte“, wertvolle und hervorragende Preisschriften und dazu noch manche andere Veröffentlichung von weittragender Bedeutung. Das alles sichert dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein auch in den Reihen der gelehrten Forscher eine bleibende Beachtung zu und hebt seine Veröffentlichungen zu dauernden Schätzen auf den öffentlichen Büchereien der Hoch- und Mittelschulen.

Und damit die Bäume schließlich nicht in den Himmel wachsen, lassen wir einen ernsten Blick noch einmal auf die Karte gleiten. Da ist noch viel, sehr viel Platz zum Anpflanzen, und wenn wir einen Wunsch und eine Hoffnung noch hier aussprechen dürfen, so möchten wir es wohl noch erleben, daß auch unser süddeutsches Vaterland weit mehr noch als bisher Anteil nimmt an der Mitarbeit, der segenbringenden, des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch eine vergessene deutsche Siedlung in Westindien.

Von Dr. **C. E. Gleye** in Friedenau.

In Nr. 1 der „Deutschen Erde" ist von einer vergessenen deutschen Siedlung auf Jamaika berichtet worden.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß auch Lessing von solch einer deutschen Siedlung auf einem westindischen Eilande erzählt.

In den gegen den Hauptpastor Goeze gerichteten, heute wohl nur noch wenig gelesenen Axiomata (1778) schreibt Lessing:

„Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Lutherscher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonien des britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast Alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an Allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter Andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Gerätschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand.

Es versteht sich, daß dieser Katechismus bei gänzlichem Mangel aller anderen Bücher ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und starben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eignen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen, lachenden Tale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu befinden, das Deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe, er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht und sie hatten nichts mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. ‚In diesen Bretterchen', sagten sie, ‚steht das alles, was wir wissen.' — ‚Hat es gestanden, meine Lieben!' sagte der Feldprediger. — ‚Steht noch, steht noch', sagten sie. ‚Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo.'

Ehe ich weiter erzähle, Herr Pastor: Waren diese guten Leutchen wohl Christen oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme, sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein anderes ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Herr Pastor, waren diese Leutchen Christen oder waren sie keine?

Sie müssen notwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen nichts weiter."

Im Anti-Goeze (Achter Beitrag X, 1778) kommt Lessing noch einmal auf dieses Völkchen zurück:

„Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger (könnte auch ein braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Lutherische Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig oder von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt: mit glaubwürdigen Zeichen, mit rechtskräftigen Dokumenten und dergleichen." Von diesem hessischen Feldprediger sagt Lessing dann, daß er bei Saratoga (1777) in die Gefangenschaft der Amerikaner geriet.

Vielleicht läßt sich auch noch aus anderen Quellen etwas über diese deutsche Siedlung auf einem fernen Eilande feststellen.

Die Deutsche Schule in Pretoria.

Von **Moritz Schanz** in Chemnitz.

Die Deutsche Schule in Pretoria beging am 4. Dezember 1909 die Feier ihres zehnjährigen Bestehens. Nachdem der seitens der deutschen Kolonie in Pretoria schon seit Jahren gehegte Wunsch, eine eigene Schule zu besitzen, wegen Mangel an Mitteln nicht zur Ausführung kommen konnte, setzte ein Vermächtnis von 10000 Pfund Sterling seitens eines biederen, schlichten Landsmannes, des im Pretoriabezirk lebenden deutschen Farmers F. Klinkenberg († 1897), die deutsch-evangelische Gemeinde in den Stand, eine ihr angegliederte deutsche Schule zu schaffen.

Im Mai 1899 fand die formelle Gründung und die Konstituierung des Schulvorstandes statt, dem laut Statuten der jeweilige amtliche Vertreter des Deutschen Reiches in Pretoria, die vier Mitglieder des Kuratoriums der Klinkenberg-Stiftung, vier alljährlich von der Gemeinde zu erwählende Mitglieder und als ständiger Vorsitzender der Pastor der Gemeinde angehören.

Die vom ersten Schulvorstand entworfenen Statuten wurden von der Gemeindeversammlung am 11. Mai 1899 als bindend angenommen und man unternahm nun sofort die nötigen Schritte zur Errichtung der Schule.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da laut testamentarischer Bestimmung vom Kapital der Klinkenberg-Stiftung nur 1000 Pfund Sterling zum Bau der Schule verwandt werden durften, ein geeignetes Gebäude für diesen Betrag aber nicht zu errichten war, so wandte man sich an kapitalkräftige Institute und Einzelpersonen und konnte durch diese Sammlung die zum Bau zur Verfügung stehende Summe mehr als verdoppeln.

Der Bauplatz wurde der deutschen Gemeinde in liberaler Weise von der Regierung der Südafrikanischen Republik kostenlos überlassen, und während im Lande die Kriegsfackel loderte, Handel und Wandel brach lagen und alle Regierungsschulen geschlossen waren, wurde der Grundstein zur Deutschen Schule gelegt.

Da den Deutschen wegen des Schließens der öffentlichen Regierungsschulen eine baldige Eröffnung ihrer Schule ganz besonders am Herzen lag, kam die Transvaalregierung den betreffenden Wünschen wiederum freundlich entgegen und stellte vom 4. Dezember 1899, dem Tage der Eröffnung der Deutschen Schule, bis zur Fertigstellung des eigenen Baues im April 1900 mehrere Räume im Staatsgymnasium zur Verfügung.

Am 18. April 1900 fand die feierliche Einweihung des inzwischen fertiggestellten eigenen Schulhauses statt, eines freistehenden, einfachen aber freundlichen Baues, der zwei große Schulzimmer, ein Lehrerzimmer und die Wohnung für den Rektor umfaßte.

Nachdem der Unterricht 1899 mit 43 Schülern, Knaben und Mädchen, unter der Leitung von einem Lehrer und einer Lehrerin begonnen hatte, stieg die Schülerzahl infolge der freiwilligen oder zwangsweisen Übersiedlung vieler deutscher Familien vom Lande nach Pretoria während des Krieges auf über 100, so daß es nötig wurde, das Schulgebäude durch Anbau zu vergrößern und die Lehrkräfte zeitweilig auf vier zu vermehren.

Die Einnahmen freilich stiegen nicht in gleichem Maße wie die Schülerzahl, da die Eltern der Kinder während des Krieges meist außerstande waren, Schulgeld zu zahlen.

Indessen war der Schulvorstand, dank dem Ertrag der Klinkenberg-Stiftung, dem alljährlich vom Deutschen Reiche gewährten Zuschuß und den von Freunden der Schule gegebenen Beiträgen, doch in der Lage, auch in den schwersten Zeiten den Unterricht nicht nur fortsetzen, sondern sogar die notwendige Ausdehnung des Betriebs einrichten zu können.

Da nach dem Friedensschluß im Mai 1902 viele deutsche Familien Pretoria wieder verließen, verringerte sich die Zahl der Schulkinder etwa um die Hälfte, so daß die Klassen- und Lehrerzahl wieder auf drei herabgesetzt werden mußte.

Mit der Errichtung der neuen Regierung in Transvaal schien auch die Deutsche Schule in Pretoria, wie alle Privatschulen im Lande, zunächst in ihrer Existenz bedroht, da die britische Regierung anfangs die Absicht hatte, nur Regierungsschulen zuzulassen. Diesen Plan ließ man schließlich aber fallen und begnügte sich nur mit einer gewissen, durchaus berechtigten Kontrolle.

Um gleichen Schritt zu halten sowohl mit den Schulen des Mutterlandes wie mit den deutschen und englischen Schulen Südafrikas, wurde die Schulzeit erhöht, einesteils durch Einführung des Unterrichts auch an den bislang schulfreien Sonnabenden, anderenteils durch Erhöhung der Zahl der Wochenstunden.

Die Zahl der aufsteigenden Abteilungen beträgt jetzt sieben, die wöchentliche Stundenzahl bei der zweijährigen Unterstufe 22, bei der zweijährigen Mittelstufe 30 und bei der dreijährigen Oberstufe 36. Um den Sonderbedürfnissen des Landes zu entsprechen, erhalten Mittel- und Oberstufe wöchentlich sechs Stunden Unterricht in Englisch, die Oberstufe außerdem drei Stunden Holländisch.

Diejenigen Kinder, welche die Deutsche Schule regelmäßig besuchen — was leider nicht in allen Fällen geschieht — und dann zu anderen Lehranstalten, teils deutschen, teils englischen, übergingen, sind ohne Ausnahme gut vorangekommen und zählten zu den besten Schülern, ein Beweis dafür, daß die Anstalt auf dem richtigen Wege ist.

Die wirtschaftliche Depression des Landes machte sich 1908 auch unter den Deutschen Pretorias immer mehr bemerkbar. Viele Familienväter waren durch dauernde Arbeitslosigkeit oder plötzlichen Verlust ihrer Stellung gezwungen, mit ihrer Familie Pretoria zu verlassen, andere mußten ihre größeren Kinder aus der Schule nehmen, damit sie zum Lebensunterhalt der Familie beitragen halfen.

Das Schulgeld wird prinzipiell möglichst niedrig gehalten; arme Kinder genießen freien Unterricht.

Im Oktober 1909 war die Schülerzahl wieder auf 60 gestiegen und es ist zu erwarten, daß dieselbe in den nächsten Jahren ständig zunehmen wird, da durch die Erhebung Pretorias zur Hauptstadt von Britisch-Südafrika das geschäftliche Leben wieder aufblühen wird und mehr deutsche Familien zuziehen dürften.

„Zur Erinnerung an das zehnjährige Stiftungsfest der Deutschen Schule in Pretoria" hat die Anstalt eine schön ausgestattete und illustrierte Festschrift herausgegeben.

Ein neues Werk über Martin Behaim[1]).

Über Martin Behaim (1459—1507), den berühmten Seefahrer und Globusverfertiger aus Nürnberg, ist seit vier Jahrhunderten so viel geschrieben worden, daß man glauben möchte, alle Einzelheiten seines Lebens und Wirkens wären genügend erforscht. Daß dem aber doch nicht so ist, beweist eine neue monumentale Biographie, die alle ihre Vorgängerinnen an Umfang, an Bedeutung des Inhalts und an Reichtum der Ausstattung übertrifft. Sie verdient hohe Anerkennung, doch mag vom deutschen Standpunkt aus das Bedauern nicht unterdrückt werden, daß diese hervorragende Würdigung eines deutschen Geographen in England und nicht in Deutschland erschienen ist. Das Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste behandelt auf Grund

1) Martin Behaim, his life an his globe. Von E. G. Ravenstein. Fol., VIII, 123 S., 17 Abb., 1 Faksimile des Globus, 11 K. London 1908, Philip & Son.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aller erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Quellen das an wechselvollen Schicksalen reiche Leben Behaims. Der Verfasser schildert die Vaterstadt seines Helden, in der um die Zeit seiner Geburt Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften mächtig emporblühten, seine Familie, von der sich ein Zweig bis auf die Gegenwart erhalten hat, seine Jugend- und Lehrjahre, seinen Aufenthalt in den Niederlanden und seine Übersiedlung nach Portugal, wo damals zahlreiche Deutsche als angesehene Kaufleute lebten. Über die Periode seines Lebens, die er in Lissabon zubrachte, ist nicht viel Sicheres bekannt, und deshalb haben die älteren Biographen diesen Zeitraum durch allerhand Legenden ausgefüllt. Es wird behauptet, daß er sich sehr bedeutende Verdienste um das portugiesische Seewesen erwarb, daß er an einer Forschungsfahrt nach Westafrika hervorragenden Anteil nahm und daß ihm die großen Entdecker Kolumbus und Magellan wichtige Anregungen verdanken. Einige übereifrige Landsleute gingen sogar so weit, ihn ohne ausreichende Gründe als den ersten Entdecker Amerikas vor Kolumbus zu bezeichnen. Sicher ist wohl nur, daß er verschiedene von den geschickten Mechanikern seiner Vaterstadt gefertigte, sehr vollkommene und handliche nautische Beobachtungsinstrumente in Portugal einführte, daß er vom König João II. zum Mitglied der Junta dos Mathematicos ernannt und in den Ritterstand erhoben wurde und daß er gegen Ende seines Lebens längere Zeit auf den Azoren zubrachte.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich in sehr eingehender Weise mit dem von altersher unter dem Namen des „Nürnberger Erdapfels" bekannten, noch jetzt im Besitz der Familie befindlichen Globus Behaims. Der Verfasser schildert die Herstellung und das Äußere dieses in Gold und bunten Farben prangenden ehrwürdigen Denkmals der deutschen Kartographie, dessen Entstehung vermutlich in das Jahr 1492 fällt. Man hat wiederholt versucht, ihn nachzubilden, aber die flächenförmigen Faksimiles, die Doppelmayr 1770, Murr 1778, Ghillany 1853 und Jomard 1854 teils in Kupferstich, teils in Lithographie veröffentlichten, glichen dem Original so wenig und enthielten so viele Fehler, daß sie als Pseudofaksimiles bezeichnet werden müssen. Eine neue, wirklich originalgetreue Nachbildung war deshalb seit langem ein Bedürfnis. Nun liegt sie hier in vorzüglichem Farbendruck, auf vier große Bogen verteilt, in Originalgröße vor. Sie ist ein Meisterwerk der modernen Reproduktionstechnik, und ihre Herstellung gereicht der Firma W. Griggs zu hoher Ehre. Zu den Tafeln gehört ein begleitender Text, der alle Eigennamen des Globus wiedergibt, ebenso sämtliche Legenden mit beigefügter englischer Übersetzung. Dabei werden Untersuchungen über die von Behaim benutzten Quellen angestellt, und es zeigt sich, daß er neben portugiesischen Seekarten und Entdeckungsberichten hauptsächlich den lateinischen Ptolemäus sowie die mittelalterlichen Reisebeschreibungen des Marco Polo und des Sir John Mandeville herangezogen hat. Den Schluß des Textes bildet eine Sammlung einiger auf Behaim und seinen Globus bezüglichen Briefe, Urkunden und sonstigen Dokumente. Eingeschaltet sind ferner ein wohlgetroffenes Bildnis Behaims, Abbildungen seines Geburtshauses und seines Denkmals in Nürnberg und eine Probe seiner Handschrift. Einen besonderen Hinweis verdienen noch die überaus reichlichen, allerdings hier und da durch Druckfehler entstellten Literaturangaben sowie ein sorgfältig gearbeitetes Register. Dr. Viktor Hantzsch.

Lubor Niederles Stellung zum Deutschtum[1]).

Slovanský Svět, das anerkannt gediegene Werk des bedeutendsten tschechischen Ethnographen der Gegenwart, den man wegen seiner „Slawischen Altertümer" den Nachfolger Šafariks nennen kann, ist deutscherseits schon in Franz Spinas Aufsatze „Die neueste Statistik des Slawentums" (Deutsche Arbeit, Mai-Heft Nr. 8, S. 502—07, Prag 1910, Verlag von K. Bellmann) ziemlich eingehend besprochen worden. Hier soll nur Niederles Verhältnis zum Deutschtum näher beleuchtet und einige Ostdeutschland betreffende Irrtümer berichtigt werden. Wie schon die Widmung des Buches an den jungtschechischen Reichsratsabgeordneten Dr. Kramář, den Anreger des Prager Slawenkongresses von 1908, klar andeutet, steht Niederle auf nationalslawischem Standpunkte, was uns jedoch nicht befremden darf, da historisch-ethnographische Werke in wendischer, polnischer oder tschechischer Sprache ohne Hervorkehrung des antideutschen Standpunktes überhaupt nicht vorhanden sind. In einem Punkte jedoch hätte sich Niederle unbedingt Unparteilichkeit bewahren sollen, nämlich in der rein wissenschaftlichen Frage der ostgermanisch-slawischen Siedlungsgeschichte. Die Hypothese vom „Autochthonentum der Tschechen und Elbslawen" (S. 65 und 71) wird zwar mit archäologisch-prähistorischem Aufputz (angebliche Slawizität der Brandgräber des Lausitzer Typus) vorgetragen, aber ihre Unhaltbarkeit ergibt sich nicht nur aus den vorsichtigen Verklausulierungen und dem merkwürdigen Widerspruch, in den Niederle verfällt, indem er die Ansprüche der Südslawen auf dasselbe Autochthonentum (S. 101) zurückweist, sondern noch mehr aus dem von E. G. Schulze und G. Bremer ausgesprochenen Grundsatz, daß für die Bestimmung der Nationalität aus der prähistorischen Archäologie gar nichts Sicheres zu gewinnen ist und nur die Verbindung der geschichtlichen Zeugnisse mit den Ergebnissen der Sprachforschung eine sichere Grundlage bietet. Gegenüber der Autorität des Tacitus oder Ptolemäus und der Beweiskraft der sprachlichen Argumente (Silingi-Schlesien, die Flußnamen Vistula, Elbe, Elster, Havel) wird sich Niederles „Urslawentheorie" — ein würdiges Seitenstück zur „Urgermanentheorie" — nicht behaupten können. Ich

1) Slovanský Svět. Zeměpisný a statistický obraz současného Slovanstva. (Die slawische Welt. Ein geographisches und statistisches Bild des zeitgenössischen Slawentums.) Von Prof. Dr. Lubor Niederle. Prag 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehe nun zur Angabe der wichtigsten das Deutschtum betreffenden Stellen über.

S. 44 und 45, Historisches Verhältnis der Polen zu den Deutschen: Die vom Losungsworte »exterminare idioma polonicum« geleitete deutsche Kolonisation des Mittelalters entriß den Polen drei Viertel ihres alten Bodens. S. 48, Gegenwärtige Lage der Polen in Preußen: Niederle verdammt das Ansiedlungsgesetz, meint, die bisherigen Erfolge entsprächen den großen Opfern nicht, und hofft, an der Widerstandskraft der Polen werde der Ansturm der Hakatisten zerschellen. Dieser Zuversicht entspricht aber schlecht das Geständnis, daß die Verdeutschung trotz lokaler Siege der Polen in Schlesien, Posen und Masuren fortschreite. Auf die evangelischen Masuren, die nach Tetzner trotz polnischer Muttersprache Deutsche und Preußen mit Leib und Seele sein wollen, ist der Verfasser überhaupt schlecht zu sprechen, er meint (S. 62), dieser hybride, vom preußischen Staate geforderte Zustand werde sonst von den Polen grundsätzlich und tapfer zurückgewiesen. S. 49, 55 und 56, Benachteiligung der Polen bei der preußischen Volkszählung. S. 51, Schwierigkeiten, die polnisch-deutsche Sprachgrenze in Posen und Westpreußen zu bestimmen: „Wir haben nur deutsche Karten." S. 54, Polnische Kolonien im deutschen Gebiete, Städte mit deutscher Mehrheit in Galizien. — Das nächste Kapitel über die Sorbenwenden bietet, abgesehen von übertriebenen Vorstellungen über ihre ehemalige Ausdehnung gegen Westen und von verfehlten Umprägungen urkundlicher Namensformen, wenig Bemerkenswertes. Nur Tetzner bekommt S. 69 einen Verweis, weil er „verfrüht und unrichtig" in seinem Buche die Niederlausitz als Sprachinsel bezeichnet habe; die Verbindung zwischen den beiden Wendengebieten werde noch durch einen schmalen Gürtel wendischer Dörfer aufrecht erhalten. — Der interessanteste Abschnitt des ganzen Buches ist der über die Tschechen. Die von den eigenen Fürsten durchgeführte deutsche Kolonisation betrachtet Niederle mit den Augen des alttschechischen Chronisten Dalimil, er sieht darin ein nationales Unglück (S. 73 u. 74). Ziemlich eingehend schildert er dann (S. 74—79) die geschichtliche Entwicklung des deutschen Sprachgebiets, wobei auch (S. 76) der alten deutschen Kolonien in der Slowakei gedacht wird. Die Beschreibung der deutsch-tschechischen Sprachgrenze (S. 80—83) ist unparteiisch gehalten, auch die Karte von Langhans (S. 82) wird herangezogen. Es folgt (S. 83—86) die Erwähnung der deutschen Sprachinseln im tschechoslowakischen Gebiet und der tschechischen Kolonien: Wien soll gegen 385000 Tschechen und über 50000 Slowaken beherbergen! Im Abschnitte über die Statistik (§ 23) klagt Niederle über unmoralischen Druck, den man im deutschen Sprachgebiet auf wirtschaftlich abhängige Tschechen ausgeübt habe, um sie zur Angabe der deutschen Umgangssprache zu veranlassen; aus diesem Grunde sei die amtliche Schätzung bedeutend zu erhöhen. Die größere Fruchtbarkeit der Tschechen erklärt er für eine Legende, aber bei den Deutschböhmen sei die Kindersterblichkeit und die Zahl der unehelichen Kinder größer (S. 89). In der Anmerkung stellt der Verfasser den Rückgang des österreichischen Deutschtums seit 1851 gegenüber dem österreichischen Slawentum fest, indem er auf die von Živanský zusammengestellte Prozenttabelle verweist, die allerdings mit Zurückhaltung anzunehmen sei. Seine Schlußbetrachtungen über das gegenwärtige Verhältnis der Tschechen zu den Deutschen (S. 91 und 92) weisen etwa folgenden Gedankengang auf: „Gegen die deutsche Eroberungssucht ist ein fester Wall errichtet. Die gefährlichste Stelle bleibt die Grenze in Nordmähren, wo die Deutschen die Schönhengster Sprachinsel mit dem geschlossenen deutschen Gebiete Nordmährens verbinden wollen. Hier muß die Abwehr einsetzen. Überhaupt ist an allen Grenzen das tschechische Element auf jede Art zu stärken, dann brauchen sich die Tschechen um ihre Nationalität nicht zu fürchten. Schon erkennen die Deutschen selber, wenigstens die vernünftigen, daß man die Tschechen nicht germanisieren könne. Nur die Chauvinisten rechnen damit, namentlich jene, welche von Deutschland aus auf den tschechischen ‚Querriegel' schauen und rufen, er müsse entfernt werden, um dem Deutschtum den Weg zur Adria freizumachen." — Aus der historischen Einleitung zum Kapitel über die Slowenen verdient hervorgehoben zu werden, daß nach Niederle die spärlichen Slawen der Ostmark gewiß schon vom Anfang an mit deutschen Kolonisten vermischt waren (S. 103). Von den jetzigen Slowenen ist Niederle zwar wenig erbaut (kleine Zahl, unbedeutende Zunahme selbst in Krain, Erfolge des Deutschtums in Steiermark und besonders in Kärnten), aber er befürchtet keinen vollständigen Untergang, da sie in Krain die politische Macht in Händen hätten. Ihre Lage sei für das Slawentum äußerst wichtig, da sie die Deutschen an der Verbindung der Nordsee mit der Adria hinderten (S. 107). — Der antideutsche Standpunkt Niederles kommt auch S. 125 zum Ausdruck: „Die Zunahme der Deutschen in Kroatien ist ein Memento für die Zukunft, auf dessen Abwehr Serben und Kroaten einträchtig und gemeinsam denken sollten." Am Schlusse des Buches (S. 162) wird mit leisem Jubel betont, daß die Gesamtzahl der Slawen 136 Millionen, die der Deutschen (nach Langhans) 85 Millionen betrage, die letzteren würden also schon von den Russen allein mit 94 Millionen übertroffen.

Was nun die streng wissenschaftliche Frage der historischen Ethnographie Ostdeutschlands anbelangt, so wären gar manche Unrichtigkeiten zu verbessern. Niederle hätte hervorheben müssen, daß der Name Kaschuben urkundlich und historisch ausschließlich mit Pommern-Stettin verknüpft war; die jetzige Verwendung beruht auf mißbräuchlicher Übertragung (Karl Pernin, Wanderungen durch die sogenannte Kaschubei, Danzig 1886). Slowinc, slowinski ist kein Stammesname, bedeutet nur Wende, wendisch, ist also gleichbedeutend mit Kassube (vgl. die „Kassuben oder Wenden" in Stolper Archivalien). Heute ist natürlich am Garder- und Lebasee alles deutsch, die slawische Sprache ist nur mehr einigen Greisen bekannt. Eine arge Übertreibung ist die Behauptung, die Sorbenwenden hätten in kompakten Massen an der Werra und Fulda gewohnt. Es handelt sich auf Grund der Urkunden nur um vereinzelte Kolonien, der Kern Thüringens ist selbstverständlich urdeutscher Boden. Oder teilt Niederle etwa die Ansicht Boguslawskis, der alle Thüringer für germanisierte Slawen hält? Viel ist auch gegen willkürliche Namenprägungen einzuwenden: Wurice soll Aurith (bei Frankfurt a. Oder) sein, allein die urkundlichen Formen Urat, Uret, Urit, schließen W

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ice einfach aus. Ärger ist es, daß uns Ülzen (an der Ilmenau in Hannover) im slawischen Gewande als Olsin vorgeführt wird, obwohl die urkundlichen Formen 1133 Ulleshusen, 1296 Ullessen keinen Zweifel an dem deutschen Ursprung des Namens aufkommen lassen; selbst Kühnel erklärt ihn für deutsch. Die Gleichung Priegnitz = Brisani ist gewagt. Lüchow ist nicht Luchow, sondern Ljuchow, wie die von Hennig und Pfeffinger mitgeteilten drawehnischen Formen Ljauchi Lieuschü klar beweisen: slawische Parallelformen sind Luchow (zu lesen Ljuchow) in Russisch-Polen und Lichov in Böhmen. Der Name Drawehn beruht nicht auf Dräväna, sondern ist die organische Entwicklung des urkundlichen Drevani, Drevene (altsl. Drevjane = Waldbewohner) im niederdeutschen Munde, vgl. Lassan < Lessan, Stragut < Stregut, Trabun < Trebun, Madüe < Medna, Kramon < Kremon usw. Das Drawehner Tor in Lüchow hieß nach Kühnel noch 1306 Drevenesdor. Daß die Havel bei den baltolechischen Wenden nicht Havola, sondern Obla, Wobla hieß, werde ich an anderer Stelle der „Deutschen Erde" beweisen. Die künstliche Form Braniborsko (Provinz Brandenburg) sollte Niederle zugunsten der altschechischen Form Bramborsko, Brambursko (Brantburium schon in den lateinisch geschriebenen böhmischen Chroniken!) zu Brambor < deutsch „Brandenburger" fallen lassen.

Prof. Julius Koblischke.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Nordwestdeutschland. Germanische Siedlungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Berichte des Ptolemäus. Von Friedr. Langewiesche. (Jahresber. des Realprogymnasiums zu Bünde 1909/10.)

Seit Müllenhoff ist man geneigt, den Wert der Mitteilungen des Ptolemäus über Germanien sehr gering einzuschätzen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung bemüht sich dagegen, die Zuverlässigkeit des griechischen Geographen zu erweisen, indem er eine Anzahl ptolemäischer Orte des nordwestlichen Deutschlands in jetzt bestehenden wiederfinden zu können glaubt. Seine Beweisführung beruht auf der Richtigstellung der durch falsche Ansetzung der Grade entstandenen Fehler und einigen Namensähnlichkeiten, ist aber eben deshalb ganz unzureichend. Wer sich mit Ptolemäus beschäftigt, muß sich vor allem um dessen Arbeitsmethode und Art der Quellenbenutzung kümmern, was der Verfasser aber gar nicht getan hat. Es läßt sich an vielen Beispielen nachweisen, daß Ptolemäus geographische Namen, die er bei seinen Gewährsmännern fand, ganz beliebig dort in seine Karte eingetragen hat, wo gerade Platz war. So sind offenbar auch Novaision, Teuderion, Mediolanion fälschlich in das freie Deutschland gesetzt worden und identisch mit Neuß bzw. den im Itinerarium Antonini in Germania inferior genannten Städten Thendurum und Mediolanum, nicht mit Niesen, Detern, Metelen. Zu solchen Willkürlichkeiten gesellen sich häufige Mißverständnisse, wie Munition, wohl nichts weiter als eine römische Befestigung munitio, nicht Minden, das bekannte Siatutanda aus Tac. ann. IV, 73 ad sua tutanda (Verfasser will, höchst unpassend, einen Ortsnamen Suatutanda auch bei Tacitus einsetzen). Aus Ptolemäus gewinnt der Verfasser die Erkenntnis, daß Aliso = Haltern sei, obwohl es doch jetzt feststeht, daß Aliso anderswo zu suchen ist. Wir müssen darauf verzichten, den sicheren Nachweis der Identität ptolemäischer Orte mit heutigen zu erbringen. Es soll aber dabei gar nicht geleugnet werden, daß viele der jetzigen Siedlungen in eine sehr frühe Zeit hinaufreichen und schon zur Zeit des Ptolemäus in irgend einer Form bestanden haben.

Dresden. Prof. Dr. Ludwig Schmidt.

Hannover. Was bedeutet der Name Lüneburg? Von Prof. Ludwig Bückmann. (Jahresber. des Johanneums zu Lüneburg, Ostern 1909.) 18 S. Lüneburg 1909, Sternsche Buchdruckerei.

Bückmann führt in eingehender Untersuchung den Namen Lüneburg auf das zuerst im Jahre 795 genannte Hlinni = Schutzort, Zufluchtsort zurück, das er in dem Lüneburger Kalkberg wiederfindet. Der Name ist zweifellos germanisch „und stammt wahrscheinlich noch aus langobardischer Zeit" (S. 7). So rückt er auch den Ursprung der Stadt in vorslawische, langobardische Zeit hinauf. Eine Zusammenstellung der uralten Namen der Lüneburger Siedehäuser, die fast ausnahmslos auf -inge benannt sind, mit langobardischen Personennamen und Ortsnamen auf -ingo, -engo (S. 9 f.) ergibt eine sehr weitgehende Übereinstimmung gleich einem ebenfalls zusammengestellten Verzeichnis altlüneburgischer Bürgernamen mit langobardischen Personennamen.

Auch die Nachbarorte Lüneburgs, auf die Bückmann seine Untersuchung ausdehnt, sind ihren ausschließlich d. Namen nach d. Gründungen, „haben aber zum Teil später wendische Einwanderer in sich aufgenommen". Besonders „Wendisch-Evern, Barendorf, Nutzfelde und Häcklingen, die, wie es scheint, eine Zeitlang völlig von den Wenden überflutet worden sind" (S. 15).

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Sachsen. Geographische Studien über die Waldhufenansiedlungen in Sachsen. Von Dr. B. Bruhns. (Globus XCV, 1909, Nr. 13. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.)

Sorgfältige Beobachtung, zielbewußte Methode und Beherrschung der einschlägigen Literatur sichern dieser Arbeit einen dauernden wissenschaftlichen Wert. Der Verfasser scheidet zunächst die dem Gebiet inselartig eingesprengten Bergbausiedlungen aus, legt ihre Beziehungen zu den alten Verkehrsstraßen dar und stellt dann die Anlage der Waldhufensiedlungen mit dem Ende der großen d. Kolonisationsbewegung fest. Das eigentliche Waldhufengebiet wird von der Zschopau, dem Sehma- und dem Grenzbach durchflossen, die zugleich die Richtlinie für die Anlage der eigentlichen Dörfer abgeben. Das etappenweise Vorschreiten der Bodenkultur wird besonders bei Königswalde anschaulich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemacht. Sehr lehrreich ist die Analyse einer sonst im allgemeinen nicht immer klar erkannten Aufteilungsform, die sich aus den Böschungswinkeln der Bergabhänge ergibt. Hermannsdorf, Dörfel, Frohnau, Kl.-Rückerswalde u. a. haben dadurch nicht nur eine Erklärung ihrer zum Bache gerichteten Querstellung gefunden, sondern sie deuten auch sehr wahrscheinlich auf Siedlungsgruppen hin, die auf politische Einteilungen zurückgehen. In der Mildenauer, der Belberg-, Waldenberg- und Schlettauer Gruppe erkennt Bruhns solche Vorgänge, die ein interessantes Licht auf die Aufteilungstechnik der Lokatoren werfen. Eine sorgfältig ausgeführte farbige Karte unterstützt die inhaltreichen Untersuchungen des Verfassers über die Sondergruppe von Dorfsiedlungen, die bisher nur von A. Meitzen bearbeitet worden ist.

Charlottenburg. Robert Mielke.

Westpreußen. Deutsche Besiedlung des Kreises Dirschau. (Nach: Geschichte des Kreises Dirschau. Von Dr. Fr. Schultz. 8°, 372 S. Dirschau 1907.)

Die interessante Schrift stellt fest, daß das Deutschtum im Kreise Dirschau schon vor der Ordenszeit begründet wurde. Das Dirschauer Gebiet hatte bereits eine Vergangenheit hinter sich, als es unter dem slawischen Herzog Sambor, der vor dem Jahre 1210 geboren wurde und 1278 starb, für die d. Kolonisation geöffnet wurde. Sambor war ein bedeutender Förderer des Deutschtums, denn er begünstigte nicht bloß durch Privilegien die Klöster der Johanniter und Zisterzienser, die sich mit dem Deutschtum eins wußten — so wurde z. B. Liebschau durch die Johanniter völlig d. — sondern Sambor setzte auch d. Edelleute zu d. Rechte an und zog Kaufleute und Handwerker in die von ihm gegründete Feste Dirschau. 1252 war der Schloßbau fertig, und schon 1258 hatte der sich daran schließende Ort einen d. Schultheißen Johann von Wittenberg und das Lübecker Recht, 1260 sein erstes Stadtprivileg. Zum Andenken an den Slawenfürsten hat die dankbare Stadt eine Straße heute „Samborstraße" genannt.

Die Ordenszeit (1309—1466) war die erste Blütezeit der Stadt und auch des Kreises in bezug auf den Wohlstand und die Sicherheit des Landes. Unter der polnischen Herrschaft (1466—1772) verdrängte allmählich die polnische Sprache die d., und die d. Besitzer wurden immer seltener; dagegen behielt die Stadt Dirschau ihren d. Charakter, was in der grundsätzlichen Anwendung der d. oder lateinischen Sprache in den erhaltenen Erlassen der Dirschauer Behörden zum Ausdruck kommt. Während der friderizianischen Periode, der zweiten Blütezeit des Dirschauer Gebiets, machte das Deutschtum hervorragende Fortschritte. Nach und nach gingen die meisten Güter aus den Händen des alteingesessenen polnischen Adels, der seiner Sonderrechte beraubt und scharf zu Abgaben und sonstigen Pflichten herangezogen wurde, in d. Besitz über. Unter den d. Familien, die sich dort ankauften, sind zu nennen: die Familie Heine, noch heute im Besitz mehrerer Güter, von Brön, Dubois, von Gordon, von Hundt, Paleske, Plehn, Pohl, Preiß, von Rottenburg, Stampe, Steffens, Thiel, von Tiedemann u. a.

Nach der Volkszählung von 1905 umfaßte der Kreis Dirschau die Stadt, 30 Landgemeinden, 51 Gutsbezirke und zählte 40856 Einwohner, darunter 14193 evangelische und 26181 katholische Christen.

Charlottenburg. Prof. Dr. Kurth.

Ostdeutschland. Staat und Kultur im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation. Von Rudolf Kötzschke. (Aus Sachsens Vergangenheit. Einzeldarstellungen, dem sächs. Volk dargeboten von der Kgl. Sächs. Kommission für Geschichte, Heft 1.) 8°, 85 S. Leipzig 1910, Joh. Wörner.

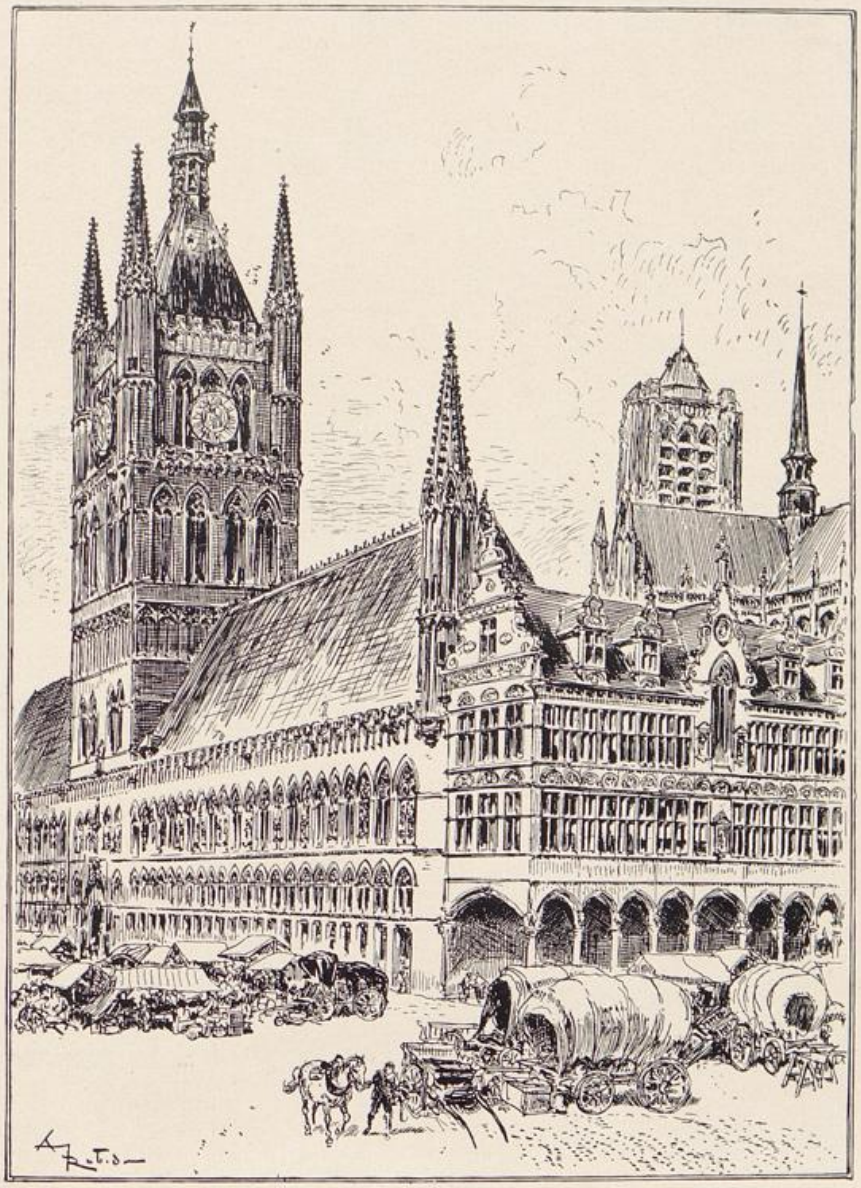
Zwar fehlt uns zurzeit noch eine großzügige Darstellung der ostd. Kolonisation; aber eine Reihe tüchtiger Vorarbeiten sind doch schon vorhanden. Ich denke an Ed. Otto Schulzes „Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe" (Leipzig 1896) oder an Erich Schmidts „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft" (Bromberg 1904). Ihnen schließt sich Kötzschke mit dem vorliegenden Bändchen an, das zunächst für weitere Kreise bestimmt und deshalb ohne Belegstellen geschrieben ist. Doch auch der Fachmann wird den Blättern gern einige Stunden schenken, zumal sich mancherlei Ansichten entwickelt finden, die weiterer Erörterung harren. Die Darstellung führt uns etwa von den Karolingern bis zur Hussitenzeit durch die Geschichte der meißnisch-sächsischen Lande, eines Gebietes, das im politischen wie geistigen Leben eine von Kötzschke stark betonte Mittelstellung zwischen West- und Ostdeutschland eingenommen hat. Meißen, von den karolingischen Herrschern noch als Grenzwacht betrachtet, wurde durch Konrads II. Feldzüge (um 1030) für Deutschland gesichert; aber erst nach der Erwerbung der Markgrafenwürde durch die Wettiner (1088 bzw. 1123) beginnt eine fruchtbare Kolonisation, die das Land bis zur Zeit der Habsburger und Luxemburger vollkommen in den Verband des d. Reiches hineingeschweißt hat. Als gegen Ende des Mittelalters Böhmen, Polen und Hussiten gegen das Reich andrängen, kann Meißen ein Bollwerk d. Volkstums sein. Es ist ein durchaus d. Land geworden, wenn ihm auch das frühere Slawentum unvergängliche Spuren in mehr als einer Beziehung aufgedrückt hat. — Eine Übersicht über „Quellen und Hilfsmittel" schließt das lesenswerte Büchlein, in dem ich freilich die Bedeutung des Meißner Domkapitels für die Kolonisation gern stärker betont gesehen hätte. Ein Mann wie der dortige Domherr Konrad von Boritz (etwa 1263—96) hat viel geleistet; die Urkunden des Codex diplomaticus Saxoniae regiae geben manchen Beleg.

Berlin. Dr. Willy Hoppe.

Österreich. Österreich. (Schriften des Werdandi-Bundes, Heft 11.) Br.-8°, 21 S. Leipzig o. J., Fritz Eckardt. 50 Pf.

Der Gedanke des Werkchens ist verdienstlich. So wohltuend aber die dichterischen Beiträge wirken, so fehlerhaft sind die ethnographischen, deren schwungvolle Ausdrucksweise und schöne Gefühle für die gerade in solchen Aufklärungsschriften unangenehme Mangelhaftigkeit nicht genügend entschädigen. In den Slowenen sieht Walter Schmied-Kowarzik mit Unrecht „die am weitesten zurückgebliebene unter den slawischen Nationen" (S. 10). Diese Behauptung gilt höchstens für die Entwicklung ihrer slawischen Schriftsprache, keineswegs aber für die anderen Kulturgüter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Aus Robida, Les vieilles villes des Flandres Paris: Librairie Dorbon-Ainé

Die „Hallen" am Marktplatz von Ypern

(10 km von der flämisch-französischen Sprachgrenze),

das mächtigste Denkmal aus der Blütezeit flämischen Gewerbes u. Handels,

1200—1380 von der Tuchmachergilde im gotischen Stil erbaut (bedeckt 4872 qm)

Belfried, 70 m hoch
Der Große Markt

Kathedrale St. Martin (13. Jahrhundert)
Das „Nieuwewerk" (Rathaus; Renaissance-Anbau aus dem 17. Jahrhundert)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht „die beiden Kronländer Krain und Küstenland, die zwischen dem Meere liegen", sondern Südkärnten und Südsteiermark „sind ganz von kleineren und größeren d. Sprachinseln übersät". Triest ist keineswegs allein der „letzte Rest der österreichischen Besitzungen auf italienischem Sprachgebiete", wie man nach Mundts Worten (S. 18) annehmen müßte.

Die beiden genannten Aufsätze enthalten ja auch manches Richtige. Doch scheint mir die Auswanderung aus der Gottschee einer Besiedlung des Karstes mit d. Bauern (S. 18) alle Aussichten abzusprechen. Es ist zu wünschen, daß die Mitarbeiter an derartigen Aufklärungsschriften sich zuerst durch einen flüchtigen Blick auf die Karte „Deutschland nach Osten" in Langhans' Alldeutschem Atlas über die wichtigsten ethnogeographischen Verhältnisse unterrichten.

München. Dr. Otto Seidl.

Galizien. Biala, eine deutsche Stadt in Galizien. Geographische Untersuchung des Stadtproblems. Von Prof. Dr. Erwin Hanslik. 8°, 264 S., 37 Abb. u. Pläne, 3 Karten. Wien, Teschen u. Leipzig 1909, [Karl Prochaska]. 5 M.

Wenn ein sorgsamer Hausvater sein Ende herannahen sieht, so ordnet er sein Haus und seine Verlassenschaft. Ein ähnlicher Beweggrund mag es gewesen sein, der den Magistrat der königlichen Freistadt Biala veranlaßte, den Verfasser und den Direktor Farny mit der Sichtung des vorhandenen und der Aufsuchung des zerstreuten Materials behufs Herausgabe einer Heimatkunde zu betrauen. Der Verfasser, ein Kind dieser Stadt und ein gewiegter Geograph und Historiker, hat seine Aufgabe weiter gefaßt, und so ist daraus nicht ein gewöhnliches Stadtbild, sondern ein Werk von wissenschaftlicher Bedeutung geworden. Der Stoff ist aber auch so einzigartig, daß er geradezu zur typischen Behandlung herausfordert. An der Grenze der west- und osteuropäischen Kultur gelegen, eine d. Siedlung aus dem 13. Jahrhundert, hat sich dieser Ort in jahrhundertelangem Ringen mit der Starostei Lipnik noch zur Zeit des polnischen Königreichs zum Städtchen entwickelt, das unter österreichischer Herrschaft seit 1772 neben der Schwesterstadt Bielitz rasch zu einem bedeutenden Tuchindustrieort emporblühte. An die Vorführung des geschichtlichen und geographischen Materials knüpft der Verfasser siedlungskundliche Schlüsse auf das Wesen eines Dorfes, einer Stadt, behandelt das Wirtschaftsproblem, das politische Stadtproblem sowie das nationale und geistige Leben der Stadt in der Gegenwart. Die statistischen Übersichten gewähren einen deutlichen Einblick in die nationale Verteidigungsstellung dieser einzigen d. Stadt in Galizien. Von 8256 Einwohnern im Jahre 1900 haben sich zwar noch 6345 zur d. Umgangssprache bekannt, der Gemeinderat und die städtischen Einrichtungen sind d., aber der Nachwuchs an Lehrlingen und Gesellen ist zu 90 v. H. polnisch, die landesfürstlichen Ämter (Bezirkshauptmannschaft, Bezirksgericht, Steueramt, Post- und Telegraphenamt usw.) sind ganz polnisch und tragen nicht einmal eine d. Aufschrift, was im übrigen Galizien hier und da noch der Fall ist. Bedenkt man, daß die Polen hier bereits eine Schulvereinsschule, ein Lehrerseminar, ein Gymnasium, einen „Sokol", einen Sparverein gegründet haben und von Krakau aus polnische Universitätskurse hier veranstaltet werden, so sieht man, wie eine fieberhafte Zerstörungsarbeit hier eingesetzt hat. Es ist, als ob man ein Haus einreißen wollte.

Bielitz. Prof. Karl Harlos.

Galizien. Zur Geschichte des deutschen Rechts in Galizien. (Nach J. Sulisz, Tyrawa Solna. [Lude XIII, Lemberg 1907, S. 282 ff.])

Was Sulisz über das alte Gerichtsbuch von Tyrawa Solna berichtet, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des d. Rechts in diesem Ort vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In diesem Buche sind verzeichnet: die Eide für den Vogt und die Schöffen, ferner die Berichte über die nach Magdeburger Recht gepflogenen Gerichtssitzungen. Die Namen der Vögte und Schöffen sind stets genannt; die Zahl der letzteren betrug sieben. Auch ist eine Vorschrift über die Hegung des Gerichts enthalten, die ganz dem entsprechenden d. gleicht. Wir lernen ferner alle möglichen bürgerlichen Rechtsgeschäfte (Kauf, Verkauf, Schenkungen, Verträge, Testamente usw.) kennen. Die Aufzeichnungen sind lateinisch und polnisch gehalten. Doch kommen Ausdrücke vor wie litkup (Leihkauf), szepszelag (Schöffenschilling) u. dgl. Bei den großen Gerichtssitzungen fand sich ganz entsprechend dem d. Rechte ein Vertreter des Starosten ein. Bei Verkäufen übergab der Verkäufer dem Käufer einen grünen Zweig zum Zeichen des wahren stetigen Besitzwechsels (sub viridi virga de radice sumpta), also ganz wie im d. Recht (Grimm, D. Rechtsaltertümer II, S. 88).

Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Fr. Kaindl.

Slawonien. Über die Entstehung einiger deutsch-evangelischer Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen k. k. Militärgrenze. Von Dr. Andreas Lutz, k. k. Gymnasialprof. (SA.: Jahresbericht des k. k. Staatsgymn. in Landskron.) 2. Aufl., Landskron 1910, SV.

Die vorliegende kleine und verdienstliche Arbeit befaßt sich mit der Gründung der Gemeinden Franzfeld, Neu-Pazua, Neudorf und gibt in einem Anhange eine chronologische Übersicht der Entstehung der deutschen Ansiedlungen überhaupt im Gebiet der ehemaligen k. k. Militärgrenze. Der Verfasser kommt, indem er die Geschicke der deutschen Ansiedler der drei zuerst genannten Orte untersucht, zu dem Ergebnis: 1. Daß der ungarische Magnat Graf Theodor Battyány viele Deutsche nach Ungarn gelockt, dann vor die Türe gesetzt und dem Hunger preisgegeben habe, so daß die Gemeinden Franzfeld, Neu-Pazua, dann das obere Schwabendorf bei Karlowitz, ebenso bei Peterwardein-Bukowitz, ihre d. Bevölkerung mehr einem Zufall und dem Eingreifen der Regierungsbehörden verdanken. Diese Besiedlung erfolgte im Jahre 1790. 2. Was Neudorf anbelangt, so verdankt es seine Entstehung dem Umstande, daß ein Teil der im Jahre 1817 aus Württemberg nach Rußland berufenen Ansiedler unterwegs die Reise aufgab und sich unter Hilfe und auf Wunsch der kaiserlichen Regierung im Gebiet der Militärgrenze niederließ, wobei den Hofkriegsrat, wie Lutz hervorhebt, nicht etwa allein der Gesichtspunkt leitete, Soldatenmaterial zu gewinnen, sondern mehr noch der Wunsch, neue Kulturelemente hier seßhaft zu machen.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schweiz. „Sind wir Deutsche?" Von Ed. Blocher. (Wissen und Leben, Heft 8 vom 15. Januar 1910. Zürich, Rascher u. Ko.)

Für den Deutschschweizer Verfasser, einen den Lesern der „D. Erde" wohlbekannten Mitarbeiter, ist das ja keine Frage; er stellt sich aber auf den Standpunkt der Zweifler und Gegner, um Schritt für Schritt den Vorurteilen unter seinen Landsleuten auf den Leib zu rücken und sie schließlich mit zwingenden Gründen, auch für die Ungläubigsten, über den Haufen zu werfen.

„Ein D. ist, wer D. seine Muttersprache nennt" — „das Wort d. hat neben dem politischen, den Sinn einer Sprachgemeinschaft, einer Kulturgemeinschaft, einen völkischen Sinn". „Da sind am Ende wir d. Schweizer auch D.?" — „die Schlußfolgerung wäre mehr als einem von uns unerwünscht". Daß sie auch gleichen Stammes, der Alemannen, wie die reichsd. Nachbarn über dem Rhein, übergeht auffallenderweise das Schriftchen bei dem Rückblick in die Vergangenheit. „Ganz klar liegen die Dinge im Mittelalter zur Zeit der Gründung unseres Staates, der damals der Oberdeutsche Bund hieß", und „die Schweizer blieben, was sie waren" (nach der staatsrechtlichen Anerkennung der Lostrennung vom alten D. Reich durch den Westfälischen Frieden), „D., aber fortan D. ohne Rechtsverhältnis zum Reich". — Und weiterhin: „den Männern, die damals (im 18. Jahrhundert) den geistigen Austausch zwischen Nord und Süd besorgten, sich in Basel, Zürich, Frankfurt, Weimar besuchten — Bodmer, Breitinger, Geßner, Haller, Lavater, Stolberg, Goethe, Wieland, Klopstock, Jung-Stilling, diesen Männern wäre nicht im Traum der Gedanke gekommen, daß die Schweizer etwa keine D. wären. Sie haben deshalb auch nicht für nötig erachtet, das Gegenteil zu versichern. — Wohl aber tauchen im 19. Jahrhundert solche Versicherungen auf. . . ."

Bekannt ist, daß Gottfried Keller sich durchaus als D. gefühlt hat: „wo ungestört und unbekannt ich Schweizer darf und D. sein" und daß er auch danach handelte. — „Unter den großen Männern, die Gott dem d. Volke geschenkt hat — ich rechne in diesem Zusammenhang uns Schweizer auch dazu —, ist Bismarck einer der allergrößten", schrieb Professor Eberhard Vischer, aus altbaslerischer Familie, und ein Anderer: „ich bin d. bis auf die Knochen. . . . Was die Kultur betrifft, ist die d. Schweiz natürlich eine Provinz, nicht des D. Reiches, aber des d. Kulturgebietes."

So die Gelehrten und Dichter. — Und das Volk? „In seiner Mehrheit wird es aussagen: Wir sind keine D., weil der ungebildete Mann eben nur an die politische Bedeutung des Wortes denkt." Immerhin mit Ausnahmen: „D. sind wir ja auch", erwidert eine Bauersfrau darauf, daß Reichsd. sagen: „wir sind D." — Deutschländer hat der Verfasser die Reichsd. zum Unterschied nennen gehört von Bernern und Oberwallisern (richtiger wäre ja „Reichsd.", denn dem Worte „Deutschland" sollten wir den alten Sinn des Vaterlandsliedes wahren!). „Zwei Dinge haben sicherlich viel dazu beigetragen, im Laufe des letzten Jahrhunderts in uns den Gedanken zu stärken, daß wir nicht D., sondern etwas anderes, besonderes seien . . . die großen geistigen Fortschritte der Schweiz und die Gründung des D. Reiches . . . Trotzdem haben wir gesehen, daß in allen Schichten unseres Volkes das Gefühl der Zugehörigkeit zum d. Volke noch lebendig ist und da und dort seinen Ausdruck findet." — So schließt zusammenfassend der zweite Abschnitt; aus dem dritten und letzten seien folgende Sätze Blochers hervorgehoben: „Die Behauptung, daß wir keine D. seien, zeigt die psychologischen Merkmale einer Abwehrbewegung. Das ist kein günstiges Zeichen für ihre sachliche Richtigkeit. . . . Menschen, Sprache und Kultur, alles, was wir sind und was wir geschaffen haben, ist hüben und drüben dasselbe. . . . Ein wichtiger Unterschied freilich trennt uns . . ., das sind die politischen Interessen . . . und wir haben ja Landsleute, die nicht D. sprechen, sondern Französisch und Italienisch, gute Schweizer, mit denen wir ein einig Volk von Brüdern sein wollen. . . . Für einen Schweizer aus den gebildeten Ständen liegt, wenn er Französisch sprechen kann, die Sache nicht ganz so einfach, wie für unsere Grenzbauern. . . . Unsere Frauen fühlen vielfach weniger d., als die Männerwelt, stark aristokratisch gesinnte Leute mehr d. als entschiedene Demokraten. . . . Ein guter Teil unserer Empfindlichkeit gegen das Wesen der Reichsd. ist zu erklären aus einer Sehnsucht nach Beseitigung eines Zwiespaltes, unter dem wir leiden. . . . Dieser Zwiespalt ist der Preis, mit dem wir unsere Freiheit bezahlen. . . . Wir wollen eigentlich nur Schweizer sein. Wenn dennoch das Bewußtsein, daß wir auch zu dem d. Volke gehören, in uns bisher noch nicht ganz zu ersticken gewesen ist, so gibt es hier nur eine Erklärung: Mit solcher Stärke spricht nur die Stimme der Natur."

Wenn Blocher von der Notwendigkeit spricht, „einer tapferen Auseinandersetzung mit dem eigentümlichen Verhältnis zu unseren nichtd. Landsleuten und unseren nichtschweizerischen Volksgenossen", so ist in der besprochenen Arbeit damit ein verheißungsvoller Anfang gemacht, und sein Schritt verdient den Dank und die Anerkennung aller D., D. im Sinne der großen Volks- und Kulturgemeinschaft von 90 Millionen. Außerhalb der Heimat, in Ländern fremder Zunge, haben sich ja schon längst Deutschschweizer wie Deutschösterreicher und andere mit den Reichsd. zusammengefunden zu d. Schulen, Vereinen u. a. m.

Konstanz. Dr. Wilhelm Groos.

Italien. La casa villereccia di Sappada. Von Prof. Arist. Baragiola. (Rassegne varie. Periodico del'Istituto internazionale Baragiola, I, Heft 1.) Riva S. Vitale (Svizzera) 1910.

Der fleißige Sammler d. Sprachreste und d. Volksgebräuche innerhalb des heutigen italienischen Sprachgebiets berichtet in dieser schön ausgestatteten und mit (26) Abbildungen gezierten Abhandlung über die Typen des Bauernhauses in einer der drei d. Sprachinseln im nordöstlichen Italien (Provinz Belluno), nämlich in Bladen (mundartlich: Plod'n, italienisch: Sappada). Die Abhandlung bildet den ersten Teil einer Arbeit, deren zweiter unter dem zusammenfassenden Titel »La casa villereccia delle tre colonie tedesche (Sappada, Sauris e Timau) nelle Alpi Carniche« in der gleichen Zeitschrift erscheinen wird. Den ersten Band der einschlägigen Studien des Verfassers aber bildet das in der „D. Erde"[1]) bereits angezeigte Buch

[1]) 1909, Heft 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

»La casa villereccia delle colonie tedesche veneto-tridentine«, den dritten, in der Vorbereitung begriffenen Band sollen die d. Kolonien im Nordwestitalien (Piemont) und im Tessin bilden. Die vorliegende Arbeit geht aus von dem wohl ältesten wissenschaftlichen Bericht über Bladen und die Zahre (ital. Sauris[1]), der auch den dortigen Hausbau in Kürze behandelt, sowie von einem anderen Bericht, welchen der Verfasser selbst vor einigen Jahren an anderer Stelle über Bladen veröffentlicht hat[2]). Die Gemeinde, aus 14 einzelnen Siedlungen bestehend, trägt in ausgeprägtester Weise den Charakter der bairisch-tirolischen „Weilerdörfer", wie wir demselben in gleich ausgeprägter Weise innerhalb Welschtirols auch im d. Fersentale[3]), auf der Lafraun-Vielgereuter Hochebene[4]), im Laim-, Brand- und Rauttal (Terragnolo, Vallarsa und Ronchi) und vielfach auch im oberen Suganer Tal wieder begegnen. Wie die Mundart der Bladener eine bairisch-tirolische ist, so ist auch ihr Haus wenig verschieden von dem bairisch-tirolischen Typus, und zwar sowohl in bezug auf den geometrischen Grundplan des Wohnhauses und des Wirtschaftsbaues, als auch in der äußeren Erscheinung, welche einen gewissen künstlerischen Sinn widerspiegelt (z. B. Blumenschmuck am „Sold'r", d. i. Söller usw.), den Baragiola, wohl sehr mit Unrecht, auf italienische Einflüsse glaubt zurückführen zu sollen. Seine Beschreibung eines der ältesten Haustypen in Bladen könnte ohne die geringste Abänderung auf eine Anzahl von (mir bekannten) alten Bauernhäusern im Fersental, in St. Sebastian (Gemeinde Vielgereut) usw. übertragen werden. Auch die mundartlichen Bezeichnungen für die einzelnen Teile der Baulichkeiten stimmen mit denjenigen in D.-Südtirol und in den südtirolischen d. Sprachinseln vollständig überein. Selbst in manchen nebensächlichen Abweichungen von der sonst üblichen Durchführung der allgemeinen Grundform in den verschiedenen „Dörflen" von Bladen weist Baragiola Übereinstimmung mit seinen Befunden in Altrei (Fleims), Gliezen („sieben Gemeinden") usw. nach. So bilden auch diese Hausforschungen neue Belege für die von den Kundigen längst vertretene Anschauung, daß die Annahme von einem besonderen „zimbrischen" Volkstum ins Reich der wissenschaftlichen Fabeln zu verweisen ist und daß wir in all dem, was zwischen der Kreuzspitze und dem Südfuß der Alpen zusammenfassend als „zimbrisch" bezeichnet wird, nichts anderes anzuerkennen haben, als die heute zersplitterten Reste eines ehemals zusammenhängenden Deutschtums von hauptsächlich, jedoch nicht ausschließlich bairisch-tirolischer Herkunft. Zahlreiche Literaturangaben machen diese Arbeit Baragiolas noch besonders wertvoll.

München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

[1]) J. Bergmann, Die d. Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo. (Kais. Akad. der Wiss. Wien III, 1849, S. 253—56.)

[2]) Dialetto e costumi di Sappada. (Auszug aus Rivista Cadore II, Februar bis April. Padua 1908, Prosperini).

[3]) D. Erde 1905, Heft 5 und 6.

[4]) D. Erde 1906, Heft 5.

Südafrika. Die Hermannsburger in Südafrika. (Nach: Hannoversche Missionsgeschichte. II. Teil: Insbesondere Geschichte der Hermannsburger Mission von 1849 bis zu Louis Harms' Tode. Von D. Georg Haccius. Zweite Auflage. 8°, 640 S., mit Abb. Hermannsburg 1910, Missionshandlung. 3.60 M.)

Nachdem in Südafrika von evangelischen deutschen Missionen zuerst seit 1737 bzw. 1792 die Brüdergemeinde, seit 1829 die Rheinische Mission, seit 1834 Berlin I in die Missionsarbeit eingetreten waren, kam seit 1854 noch die Hermannsburger Mission hinzu, deren Wirken bis zum Tode des Begründers, des Pastors Louis Harms in Hermannsburg, Hannover († 14. November 1865), in diesem Werk behandelt wird. Die Versuche, unter den Gallas in Ostafrika zu wirken, bei denen die Hermannsburger von dem bekannten Missionspionier und Forscher Rebmann unterstützt wurde, scheiterten. Aber in Natal bestanden 1865 schon 8, im Nordsululand 6, in Südsululand 4 Stationen. Ausgangspunkt war für diese Gegenden (Neu-) Hermannsburg in Natal. Von hier aus drangen die Hermannsburger namentlich unter dem eifrigen Superintendenten Hardeland weiter nach Norden vor bis ins Gebiet des Pongolo, nachdem sie mit den Suluhäuptlingen, u. a. auch mit Panda und Ketschwayo, Fühlung genommen hatten. Die Zahl der Bekehrten blieb lange gering, da die Sulu für das Christentum wenig empfänglich waren. In ihrem Gebiet sollte die Hermannsburger Mission noch trübe Erfahrungen machen. Ein weiteres, an sich günstigeres Arbeitsgebiet waren die dem Christentum zugänglicheren Betschuanen im westlichen Transvaal und in den westlich angrenzenden Strichen. Diese Mission war durch den Präsidenten Pretorius veranlaßt worden, den der Betschuanenhäuptling Setschele um Missionare gebeten hatte. Mit den stammverwandten Buren kamen die Hermannsburger im allgemeinen gut aus, was den englischen Missionaren oft nicht gelang. In der Behandlung der Eingeborenen verfolgten sie ruhig und sicher etwa die mittlere Linie zwischen dem Verfahren der Engländer und der Buren. Es entstanden Stationen in Schoschong, wo die Hermannsburger die Mission überhaupt erst einführten und durch Schulenburg den bekannten König Khama tauften, den oft genannten Bekämpfer des Branntweins, sowie in Liteyane unter dem Volke des schon von Livingstone (1848) getauften christlichen „Königs" Setschele, ferner in Linokana. Nur diese Station blieb den Hermannsburgern; von hier aus wurden dann eine ganze Reihe anderer Stationen angelegt, mit besonderem Erfolg in den Magaliesbergen (westlich von Pretoria), wo Bethanie Hauptstation wurde. — Jetzt zählt (nach dem Bericht für 1908) die Sulumission der Hermannsburger 9516, die Betschuanenmission 57 868 Bekenner. Hervorzuheben ist noch, um dies erfreuliche Bild deutscher Arbeit in Südafrika zu vollenden, daß die Hermannsburger schon damals begannen, dortige lutherische deutsche Gemeinden mit Predigern zu versorgen.

Unna i. W. Dr. Oskar Rückert.

Vereinigte Staaten. The Mecklenburg Declaration of Independence as mentioned in Records of Wachovia. Von Miß Adaleide L. Fries. 8°, 9 S. Raleigh, N. C., 1907.

Im September 1904 wurde unter den Papieren des

Mährischen Archivs in Bethanien, N. C., eine in d. Sprache geschriebene historische Skizze aufgefunden, die Ereignisse des Revolutionskrieges, welche sich auf die Wachau beziehen und bis 1779 reichen, zum Gegenstand hat. Hierin findet sich eine Notiz, daß schon im Sommer 1775 die Grafschaft Mecklenburg in Nordkarolina sich für frei und unabhängig von England erklärt habe, also ein Jahr vor der allgemeinen amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Da dieses „Bruchstück" ohne Datum und Unterschrift ist, so entstand ein lebhafter Streit über Zeit und Verfasser des Schriftstücks. Die Verfasserin hat sich eingehend mit der Angelegenheit befaßt und kommt in obiger kleinen Schrift zu dem Ergebnis, daß das Bruchstück im September 1783 von einem gewissen Traugott Bagge in Salem, N. C., geschrieben wurde.

Bremen. Prof. Dr. Albert Beyer.

Chile. Deutsche Kolonisation in Chile. (Nach: Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile. Von Dr. Otto Bürger. 8°, XII u. 410 S. Leipzig 1909, Dieterich.)

Das Werk gibt interessante Aufschlüsse über die d. Kolonisation Chiles. Verfasser entrollt ein fesselndes Bild, wie d. Tatkraft das südchilenische Urwaldgebiet durch allmählich immer intensiver einsetzende Feldwirtschaft in blühende Ackerbaugefilde umwandelte. Von Valdivia bis Puerto Montt entwickelten sich dann im Anschluß an den Ackerbau und die Viehzucht große Industrien, wie Gerbereien, Mälzereien, Brauereien; das Handwerk blühte auf, und das in armseligen Verhältnissen lebende, durch den eigenen Tiefstand geknechtete eingeborene Volk wurde einem wahren Menschenleben zugeführt und aus dem erbärmlichen Abhängigkeitsverhältnis erlöst, in dem es so lange gestanden. Der Aufschwung d. Kolonisation veranlaßte auch das Entstehen eines Arbeiterstandes, wie man ihn in ganz Chile nicht wiederfindet: der Arbeiter ist hier selbstbewußter, freier, selbständiger, geht besser gekleidet und wohnt besser als im Norden. Der Lohn der Landarbeiter z. B. ist im Süden 20—30 v. H. höher, die Kost ist besser, die Arbeitszeit kürzer.

Während bei der Besiedlung der Provinz Valdivia konfessionelle Rücksichten außer acht gelassen wurden, trat bei der späteren von Llanquihue eine heftige katholische Agitation gegen die protestantische Einwanderung ein, und so sehen wir die d. Bevölkerung dieser Provinz heute in zwei scharfe Lager gespalten, die sich nicht nur religiös, sondern auch wirtschaftlich befehden dank der Umtriebe der dortigen d. Jesuiten. Neuerdings macht sich eine starke Abwanderung der jüngeren zugezogenen Elemente nach Argentinien geltend, begründet in der Ausdehnung, die das Banditentum in Südchile angenommen, anderseits in der beispiellosen Rechtsunsicherheit und der enormen Entwertung des chilenischen Geldes.

Am meisten tragen aber zur Rechtsunsicherheit des Besitzes und zur Entvölkerung die widersinnigen Landkonzessionen der Regierung bei, die entstehenden Aktiengesellschaften die wildeste Spekulation überlassen und die ihrerseits einen erbitterten Kampf um die Existenz zwischen den rechtmäßig Angesessenen und jenen Gesellschaften entzünden, einen Kampf, in dem es gilt, die Verteidigung ihrer in fünfzig Jahren schwerer, saurer Arbeit und Mühe erworbenen Güter gegen Raubritter schlimmster Art zu führen.

Einen zweiten Siedlungspunkt bildet die sog. „Frontera", das alte Araukanerland im Herzen Chiles. Das Aufblühen des wichtigsten Ortes, Temuco, hat etwas Nordamerikanisches an sich. Als Militärplatz 1881 gegründet, zählt die Stadt heute 10000 Einwohner und das dank d. Fleißes. Von hier aus ist der d. Kolonist nach allen Punkten der Frontera vorgedrungen und blühende Gemeinwesen zeugen davon.

Erfurt. Prof. Dr. Paul Stange.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Elsaß. Hohentann, ein d. Volksbuch aus dem Elsaß. Von H. Ewart (Hermann Bäcker). 8°, VIII u. 465 S., Leipzig 1908, E. Ungleich. Geb. 6 M.

Die goldene Brücke, ein Roman aus den Reichslanden. Von Karla Eden (C. v. Ende). (Deutsche Zeitung, Berlin 1908, vom 26. Nov. Nr. 324 ab.)

„Hohentann." — Das Buch hat mir lebhaft wieder die Erinnerung zurückgerufen an die Zeit, da unsere Kompagnie von der Belagerung Straßburgs weg den Talausgang der Vogesen in Gertweiler bei Barr gegen Franktireure hütete, und ich nach der Wiedergewinnung des Landes in alljährlichen Wanderungen die Wasgauberge, Land und Leute von Belfort bis zum Wasgenstein an der bayrischen Grenze, kennen lernte. — Die Geschichte spielt offenbar in dem mittleren Teil der Vogesen, zwischen dem Bogen der Breusch, die auf Straßburg hinausläuft, und der von Markirch herabkommenden Leber — das lassen nicht nur gewisse örtliche Anführungen schließen („Ballon du Fö", „Pélage", „Drumont" (Climont?), sondern auch die prächtig geschilderten Landschaftsbilder. — Der Verfasser, dem Namen nach Niederdeutscher, hat nach seiner Kenntnis der Verhältnisse jahrelang selbst im Elsaß gelebt, und man möchte beinahe denken, daß er selbst der altdeutsche Vikar sei, der nach seinem Studium in Straßburg in den Dienst der elsässischen Landeskirche und der hochgelegenen Gebirgsgemeinde „Hohentann" gekommen ist als Helfer und Schüler des ref. Pfarrers Usteri — Deutschschweizers von Geburt, Reichsdeutschen (begeisterten) von Gesinnung — eine prächtige Gestalt, dieser bei aller Entschiedenheit christlich milde „Gottesfreund". — Daß der Verfasser streng evangelisch, merkt man — die kath. Kirche zeigt er uns als Hauptgegnerin der geistigen Wiedergewinnung der Reichslande; aber er ist nicht ungerecht, lehrt uns auch einen gutherzigen kath. Pfarrer kennen und neben der völkischen Schwachherzigkeit anderer evangelischer Geistlicher und Laien unter ersteren sogar den im Solde Frankreichs stehenden Namensverwelscher „Mr. Ane" (Hahn). — Köstlich ist der Reinfall der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

St. Petersteiner Schildbürger bei ihrer Ausnutzung des Leichenbegängnisses eines früheren französischen Kolonels zu einer welschen Kundgebung, dieses Spielen mit dem Feuer, das man sich vor kurzem wieder bei der Einweihung von französischen Kriegsdenkmälern erlaubt hat. Die Auszeichnung des französische Spionendienste leistenden Hegemeisters, früheren Franktireurs, durch den vorgesetzten Forstmeister wirft ein grelles Licht auf unser dem Volksleben vielfach fernstehendes altd. Beamtentum, das aber durch einen Kreisdirektor anderseits gut vertreten ist.

Als roter Faden zieht sich durch das prächtige Buch — ein wahres Volksbuch — die Erzählung, wie der unter dem Einfluß der ehrwürdigen Persönlichkeit des „Gottesfreundes" auch zu einem religiös gefestigten Manne sich entwickelnde deutschbegeisterte junge Vikar die im Hause der Tante zu Lyon halb verwelschte liebliche Pfarrtochter Luison zuerst dem Deutschtum und dann sich selbst gewinnt. —

In andere Gesellschaftskreise und in einen anderen Teil des Elsasses führt der Roman aus den Reichslanden „Die goldene Brücke" von Karla Eden. Kein Zweifel — der Schauplatz der Handlung ist der Badeort Niederbronn und der Blick wohl der vom Turm der Ruine Wasenberg, zu der man in einer Stunde hinaufsteigt. — Die Kunstgattung des Romans bringt es mit sich, daß die Seelenmalerei einen breiten Raum einnimmt, die Entwicklung der Gefühle, hier das sich Nähern, sich Verstehen und Liebenlernen der zwei bis dahin sich fremd und kühl gegenübergestandenen Menschenherzen, die im Mittelpunkt der Handlung stehen. Aber die Hemmnisse, Hindernisse liegen eben gerade — und das gibt den völkischen Hintergrund — in dem noch unausgeglichenen Widerspruch älterer französischer Erinnerungen und Beziehungen gegen die durch 1870/71 geschaffene neue Lage und in dem Gegensatz der französisch erzogenen höheren elsässischen Kreise der Geld- und Industriearistokraten zu dem Deutschtum, der hier einer alt- und echtd. Beamtenfamilie entgegentritt. Dieser gegenübergestellt ist der Hüttenbesitzer Baron Meunier, Enkel eines unter Napoleon geadelten Elsasser Hüttenmeisters Müller, dessen Mutter dazu aus Altdeutschland stammte, also von rein deutschem Blute, aber französisch erzogen, Erbe der dichterischen Ader seines Großvaters, der auf die Frage von Hildegard: „Warum dichten Sie nicht in Ihrer Muttersprache?" zunächst verwundert antwortet: „Das tat ich doch", und erst auf die Erinnerung: „Französisch war nie Ihre Muttersprache, war Ihre Mutter Französin?" ein wenig verlegen erwidert: „Nein sie war eine D." — Wie sich — trotz dieser Verschiedenheiten in grundlegenden Anschauungen, trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten („seit wir d. wurden, konnten wir die Konkurrenz mit dem Roheisen nicht mehr aushalten") und ihrer Ausnützung durch die leidenschaftlich französische Stiefschwester im Bunde mit einer Tochter der verwelschten Fabrikantenfamilie Kleber — die Herzen schließlich in dauerndem Bunde zusammenfinden, und es der tapferen Hildegard gelingt, von ihrem Gatten den welschen Firnis allmählich abzustreifen, kann hier nur in kurzen Strichen angedeutet werden. — Wer im leichten Gewande des Romanes die elsässischen Verhältnisse und im besonderen einen der Hauptgründe des Widerstandes gegen die innere Gewinnung des Elsasses kennen lernen will, möge die fesselnde Erzählung selbst lesen, die mittlerweile auch in Buchform erschienen ist.

Konstanz. Dr. Wilhelm Groos.

Ungarn. Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage. 8°, 337 S. Wien u. Leipzig 1908, Akadem. Verlag. 4.80 Kr.

Dieser Roman des bekannten, aus Ungarn stammenden Wiener Schriftstellers und Theaterleiters ist ein deutschungarisches Heimatsbuch, ein „Soll und Haben" des ungarländischen Deutschtums.

Georg Trauttmann kehrt nach langer, erfolgreicher Arbeit in Amerika in sein Banater Heimatdorf zurück. Es bietet sich ihm eine gewaltige wirtschaftlich-technische Aufgabe zum Heile seines Vaterlandes. Aber die Männer, in deren Hand schließlich die Zügel der Regierung gelegt werden, bringen ihn um sein Heimatsrecht, weil er in wichtigen Augenblicken entscheidend für das Deutschtum seiner Heimatgemeinde eingetreten ist. Er weicht, geht nach Amerika zurück, getröstet durch Wiener Eindrücke. Aber über die d. Dörfer des Banat braust nun der Frühlingssturm nationalen Erwachens . . .

Dieser Frühlingssturm war es, der den zwanzig Jahre lang gehegten Plan des Dichters, die hoffnungsvolle Stimmung dieses Heimatsbuchs, zur Ausführung brachte. Mit starker Entschiedenheit betont Müller die Bereitwilligkeit der Rumänen zum Bündnis mit den Schwaben. Wie fein kennzeichnet er die schmiegsame Haltung der Siebenbürger Sachsen, die mit ihren Kräften vorsichtig haushalten und, durch trübe Erfahrungen entmutigt, die Befreiungsbewegung der großen Völkerschaften für aussichtslos halten!

Die „Götzendämmerung" schildert viel Verdorbenheit, viel ekelhafte Vorzimmerpolitik. Aber mit rührenden Worten und zartester Hoheit führt uns Müller die Möglichkeit, Tatsache und Begründung eines habsburgisch-katholischen Deutschsinnes vor, wie er sich nur bei den d. Bauern der ungarischen Ebene bilden konnte, wie ihn nur ein großer Künstler taktvoll, vorurteilslos jedem D. wert machen kann. Es sind einige Stellen in diesem Buche, die in Mitteleuropa d. Empfinden in einer neuen, wertvollen Eigenart und Auffassung wecken können.

Wir wissen nicht, wann und ob „der Kaiser zu Pferde steigt". Nicht alle Leser werden Müllers Hoffnungen auf das Haus Habsburg und das österreichische Einheitsheer teilen. Aber dessen bin ich sicher, daß jeder D., der dieses Buch liest, ihm gleich mir weiteste Verbreitung wünschen wird. Ich glaube nicht, daß je ein d. Roman von so starkem politischen Wollen und Wünschen so hoch als Kunstwerk gestanden hat, politisches, deutschtümliches Trauern und Mahnen so künstlerisch gestaltet hat zugunsten einer so gerechten Sache. Auf Müller-Guttenbrunns „Götzendämmerung" werden die jungen Geschichtsbeflissenen künftiger Jahrhunderte gewiesen werden als auf eine lehrreiche künstlerische Behandlung der ungarischen Frage.

München. Dr. Otto Seidl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschkundlicher Inhalt der Zeitschriften der der „Deutschen Erde" verbundenen Vereine.

1. **Verein für das Deutschtum im Ausland** (Allg. Deutscher Schulverein) E. V., Berlin. Das Deutschtum im Ausland. Vierteljahreshefte (Preis je 50 Pf.). Herausgeg. vom Hauptvorstand; Schriftleiter: Alfred Geiser, Steglitz; Verlag: Herm. Hilger, Berlin.
   Heft 1 (Sept. 1909): G. Hentig, Ein Lebensgesetz des deutschen Volkes. — A. Geiser, Nationale Kampforganisationen. — Ders., Rundschau über das Deutschtum im Ausland. — Bücherschau. — Aus dem Vereinsleben (letztere drei Abteilungen in allen Heften).
   Heft 2 (Dez. 1909): K. Lamprecht, Alte und neue Reichspolitik. — H. Amrhein, Die politische Bedeutung der Sprache. — Germanicus, Faut-il apprendre l'allemand? — R. Steig, Eine im 18. Jahrh. gestiftete „Deutsche Gesellschaft" in Neuyork.
   Heft 3 (März 1910): F. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen als Volksindividualität. — A. Geiser, Schutz- und Kulturvereine der Auslanddeutschen.
   Heft 4 (Juni 1910): A. Brandl, Umstimmung in Österreich. — W. Rein, Die Erhaltung des Deutschtums im Ausland und der deutsche Lehrerstand. — E. Sevin, Vormärzliches Auslanddeutschtum. — Unser Vereinstag 1910.

2. **Alldeutscher Verband**, Mainz. Alldeutsche Blätter. Herausgeg. vom A. D. V. (H. Claß, Mainz). Wöchentl. (Preis jährl. 4 M.). Verlag der Vermögensverwaltung des A. D. V. 20. Jahrg. 1910.
   Nr. 3: J. S., Das baltische Deutschtum und die neubegonnene Politik der Russifizierung. (In den meisten Nummern: Kleine Mitteilungen, Undeutsches, Bücherbesprechungen.)
   Nr. 5: R. Kranse, Der Rückgang der deutschen Zeitungen in Amerika.
   Nr. 6: G. Herlt, Die deutschen Interessen in Mesopotamien bedroht.
   Nr. 7 (u. ff.): C. Klingemann, Grenzen alldeutscher Arbeit.
   Nr. 9: Volt, Die Tschechen im Königreich Sachsen. — Die Polen im Industriegebiet.
   Nr. 13: Deutsch oder reichsdeutsch?
   Nr. 16: E. D., Der deutsche Volksrat für Böhmen.
   Nr. 17: Ausbreitung des ungarischen Deutschtums in den letzten 50 Jahren. — K. Fink, Der Kulturwert deutscher Schutzarbeit in Österreich.
   Nr. 19: Die Zukunft und die Bedeutung des Deutschtums in Galizien und in der Bukowina.
   Nr. 20: M., Das Deutschtum im Küstenland.
   Nr. 22: T. B., Gesetzliche Anerkennung der nieder- und hochdeutschen Sprache in Belgien. — Vom Deutschtum in Schanghai.
   Nr. 23 (u. f.): W. Rohmeder, Deutsche Gaststätten in den sprachlichen Grenzgebieten.
   Nr. 25: K. v. Strantz, Die angeblichen Wenden der Lausitz.
   Nr. 27: P. Samassa, Das vereinigte Südafrika.

3. **Deutscher Ostmarkenverein**, Berlin. Die Ostmark. Monatsblatt des D. O. V., E. V. (Preis jährl. 4 M.) Schriftleiter Dr. H. Wendland, Wilmersdorf; Verlag W. Ißleib, Berlin. 15. Jahrg. 1910.
   Nr. 1 (u. f.): E. Zechlin, Westpreußen unter Friedrich dem Großen. (In jeder Nummer: Aus dem Vereinsleben, Vermischtes, Bücherschau.)
   Nr. 2: W., Ausbau der Posener Akademie zur Universität?
   Nr. 3: W., die Polen in Preußen nach der Zählung von 1905.
   Nr. 6: Sontag, Polnische Volksbanken in Oberschlesien.

4. **Verein Südmark**, Graz. Mitteilungen des V. S. Monatlich (Preis jährl. 2 Kr., Ausland 3 Kr.). Schriftleiter: Fr. Weisl. 5. Jahrg. 1910.
   Nr. 2: E. Haufe: Soll der Deutsche die slawischen Gestade des Südens besuchen? — Der Kampf um St. Egydi. (In allen Nummern: Von der Hauptleitung, Aus den Gauen und Ortsgruppen, Von unseren Gegnern, Aus anderen Schutzvereinen, Völkisches Schrifttum.)
   Nr. 3: Rechnungsbericht für 1909. — G. Lukas, Soll der Deutsche die slawischen Gestade des Südens besuchen?
   Nr. 4: Geschäftsbericht für 1909.
   Nr. 5: F. X., Eine ernste Gefahr für das Deutschtum im Süden.
   Nr. 6: Die Linzer Südmarktagung (21. Hauptversammlung).

5. **Verein Nordmark**, Troppau. Nordmarkmitteilungen. Monatlich (Preis jährl. 2 Kr.). Schriftleiter A. Bernt. 3. Jahrg. 1910.
   Nr. 2: E. Barta, Die Leistungen der deutschen Schutzvereine auf dem Gebiete des Schulwesens in Schlesien. (In allen Nummern: Aus deutschen Kreisen, Aus dem feindlichen Lager, Aus dem Vereinsleben, Besprechungen.)
   Nr. 3: Dr. Gustav Schreiner.
   Nr. 4: Moorbad Ustron.
   Nr. 6/7: Jahresbericht für 1909.
   Nr. 8: 17. Jahresversammlung in Wagstadt.

Ethno-geographische Karten des Deutschtums.

Europa.

Ganz und größere Teile.

P. Langhans: Die Namen der Deutschen bei fremden Völkern. 1 : 20 Mill., 30° W—65° O Gr./25—70° N, 29×25 cm, Farbendruck. Grundlage aus dem „Alldeutschen Atlas" (Deutsche Erde IX, 1910, Heft 3, Taf. 11).
Flächenfärbung der Volksgebiete nach den für die Deutschen gebräuchlichen Stammwörtern: Deutsche, Germanen, Alemannen, Schwaben, Sachsen, Abendländer, „Stumme".

G. Weigand: Völkerkarte des rumänischen Sprachgebiets. 1 : 1200000, 21°—29° 30' O Gr./43° 20'—48° 20' N, 59—47 cm, Farbendruck. Lithogr. von A. Klimke, Druck von Joh. Kratz in Leipzig. (Linguistischer Atlas des dacorumänischen Sprachgebiets, herausgegeben auf Kosten der Rumänischen Akademie in Bukarest, Nr. 67. Leipzig 1909, Joh. Ambr. Barth.)
Deutsches Sprachgebiet, deutsche Sprachinseln und Sprachanteile in Ungarn-Siebenbürgen, Rumänien, Bukowina und Teilen von Serbien, Bulgarien und Südrußland.

Deutsches Reich.

M. Bolle: Gang der Besiedlung und Grundrißformen der Orte [im Havelwinkel]. 1 : 200000, ohne Netz, 27,5×38,5 cm, Farbendr. (C. A. Kaemmerer u. Ko., Halle a. S.). (Mitt. des Sächs.-Thür. Vereins f. Erdkunde, Halle a. S., 1909, Taf. 1.)
Perioden der Ortsgründungen: I. Slawische Zeit (600—900 n. Chr.); II. Eroberung des Gebiets durch die Deutschen (900—983); III. Mittelalterliche Kolonisation des Ostens (1140—1250): a) neue slawische Orte, b) deutsche Kolonien; IV. Neuere Kolonisation (1550—1850). — Grundrißformen: Gutssiedlungen, Dörfer (darunter deutsche und slawische Straßendörfer), Städte.

M. Broesike: Die Muttersprache der Bevölkerung in den einzelnen Kreisen der Provinz Schlesien am 1. Dezember 1905. 4 Kärtchen in 1 : 2 Mill., 42,5×27 cm, Farbendruck. Lithogr. W. Greve, Berlin. (Zeitschr. d. Kgl. Preuß. Stat. Landesamts 1909, Taf. 1.)
a) Deutsche Muttersprache (von 1000 Ortsanwesenden 97,44—992,10), b) polnische Muttersprache (desgl. 1,94—862,36), c) andere fremde Muttersprache (desgl. 0,19—419,27), d) Deutsch und eine andere Sprache (desgl. 0,02—221,92), in je 5 Farbenstufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

M. Broesike: Zunahme und Abnahme der Deutschen und Polen in den einzelnen Kreisen des Regierungsbezirks Oppeln, 1890—1900 und 1900—1905. Diagramm, 42×28 cm, Farbendruck. Lithogr. W. Greve, Berlin. (Zeitschr. d. Kgl. Preuß. Stat. Landesamts 1909, Taf. 2.)

Durchschnittliche jährliche Zunahme oder Abnahme, aufs Tausend ihrer Kopfzahl bei Deutschen und Polen dargestellt durch je 4 Säulen für jeden Kreis.

W. Peßler: Ethno-geographische Wellen des Sachsentums. 1:5,5 Mill., ohne Netz, 20×12 cm, Schwarzdruck. (Wörter und Sachen I, 1909, Heft 1. Heidelberg, C. Winter.)

Grenzen der niederdeutschen Sprache, der niedersächsischen Mundarten, der nordniedersächs. Mundart, des altsächs. Mittellängsdielen-, Kübbungs- und Flettdielenhauses, der altsächsisch beeinflußten Hausformen, der friesischen Orts- und Personennamen, Westgrenze der wendischen Rundlinge und slawischen Ortsnamen, Gebiet des reinsten Sachsentums.

—: Die Unterarten des altsächsischen Bauernhauses. 2 Teilkarten rund 1:2 Mill., ohne Netz, 45×49 cm, Schwarzdruck (Handkarte zu Vorträgen). Verkleinert auf 1:6 Mill. auch im Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. VIII, Heft 3, S. 164 u. 173. Braunschweig 1909, Fr. Vieweg u. Sohn.

I. Unterarten nach der Konstruktion: Kübbungshaus, erhöhtes K., Vierständerhaus, Zweistöckigkeit im Wohnteil und durchgehend (im Archiv f. Anthrop. auch noch Dreiständerhaus). — II. Unterarten nach dem Grundriß: Flettdiele, T-Haus, Durchgangsdiele, Wohnräume vorn, Wohnteil erweitert (im Archiv f. Anthrop. auch noch Flettarmdiele, Sackdiele, Wohnung seitlich, Übergangsabarten überhaupt).

Österreich.

J. Stark: Deutschtumskarte der Bukowina (nach den Bezirksgerichtssprengeln). 1:600000, ohne Netz, 24,5×34 cm, Farbendruck (J. Kanarski, Czernowitz). Gez. von Baumeister Klee.

Deutsche in 5 Farbenstufen (0—1, 1—5, 5—10, 10—15, 15—20, 20—25 v. H.) unterschieden nach Schwaben, Deutschböhmen und Zipsern. Ferner rein deutsche Gemeinden, über 75 und 50 v. H. Deutsche und Deutsche in ausschlaggebender Minderheit. Zahl der Deutschen durch Ortszeichen in 7 Stufen (10000 Deutsche, 2000—5000, 1000—2000, 500—1000, 200—500, 100—200, 50—100).

Fr. Perko: Sprach- und Schulkarte von Mähren und Schlesien. Ausgeführt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Gez. von Otto Perko. 1:375000 mit gesonderter Darstellung der größeren Städte, ohne Netz, 75×53 cm, Farbendruck. (Deutsche Erde IX, 1910, Heft 1, Taf. 1. Gotha, Justus Perthes.)

Sprachgebiete nach absoluter Mehrheit (dazu die Gebiete, in denen 1900 keine Umgangssprache über 50 v. H. ausmachte), deutsche und tschechische Schulbezirksgrenzen, deutsche, tschechische, polnische und utraquistische Schulen nach 24 Schularten.

W. Heinz: Die Tschechen in der Nordwestecke von Niederösterreich. 1:100000, 14°50′—15° O Gr./48° 45—55′ N, 14×20,5 cm, Farbendruck. (Deutsche Erde VIII, 1909, Heft 5, Sonderk. 8. Gotha, Justus Perthes.)

Ungarn.

S. Bátky: Ethnographische Wandkarte der Länder der Ungarischen St. Stephans-Krone. Im Auftrag des Kultus- und Unterrichtsministers herausgegeben vom Ungar. Geogr. Institut A.-G., Ofenpest 1909. 1:600000, 14°30′—26°30′ O Gr./44°—49°30′ N, 320×226 cm (in 4 Blättern), Farbendruck. Nebenkarte: Bevölkerungsdichte nach Städten und Bezirken von Dr. J. Cholnoky. Diagramm: Anteil der Nationalitäten nach Millionenbruchteilen. (In madjarischer Sprache.)

Koloriert nach dem Hundertsatz der Nationalitäten in jeder Gemeinde 1900 übertragen auf deren Fläche (in den Städten Grenze der Minderheiten 5 v. H., auf dem Lande 10 v. H.). Unbewohnte Gegenden weiß, d. h. nur in den Hochgebirgen, die menschenleeren Puszten deckt die madjarische Farbe. Infolgedessen erscheint das madjarische Sprachgebiet größer als ihm zukommt.

Rich. Pfanndler: Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn. Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dez. 1900. Blatt I: Gespanschaft Odenburg. 1:200000, 16°20—50′ O Gr./47° 25′—48° N, 23×34 cm, Farbendruck. (Deutsche Erde IX, 1910, Heft 2, Tafel 6. Gotha, Justus Perthes.)

8 Mischungsstufen nach Gemeinden (100—95, 94,99—90, 89,99—80, 79,99—70, 69,99—60, 59,99—50, 49,99—40, 39,99—30 v. H.) für Deutsche, Madjaren, Kroaten, Slowaken (u. Slowenen); außerdem Kennzeichnung der Minderheiten über 5 v. H. durch Umrahmung der betreffenden Gemeindegrenze in der entsprechenden Farbe und deren Stärke in drei- und mehrsprachigen Gemeinden durch Zahlen.

Die Bevölkerung nach Muttersprachen. Bd. 1: 6500000, ohne Netz, 6 Teilkarten, je 15×10 cm, Farbendr. Lithogr. Pesti Könyveyomba R. T., Ofenpest. (Tafel 2 auf Karte XIV in Ungar. Stat. Mitteilungen, N. S. Bd. XXVII: Volkszählung in den Ländern der Ungarischen heil. Krone im Jahre 1900. 10. Teil: Zusammenstellung der Endergebnisse. Ofenpest 1909, Ungar. Stat. Landesamt. (In madj. Sprache.)

Deutsche nach Gespanschaften und selbständigen Städten in 9 Stufen (1—10, 10—20, 20—30, 30—40, 40—50, 50—60, 60—75, 75—90, über 90 v. H.); daneben auf den anderen 5 Tafeln: Madjaren, Slowaken, Rumänen und Kroaten, Serben, Ruthenen und Slowenen.

Kenntnis der ungarischen [d. h. madjar.] Sprache in der Bevölkerung nichtungarischer Muttersprache, nach Bezirken. 1:3 Mill., ohne Netz, 33×23 cm, Farbendruck. Ebenda. (Karte XVI desselben Werkes.) (In madjar. Sprache.)

Unterschieden je 9 Stufen (wie oben) in zwei Farben für Bezirke und Städte mit mehr oder weniger als 25 v. H. nichtungarischer Muttersprache.

Rußland.

Wolgakolonien, Karte der ∞ 1910. 1:672000, ohne Netz, 44,5×34,5 cm, Farbendruck. (Beilage zum Kalender „Volksfreund" 1910, Druck und Verlag der Buchdruckerei „Energie" in Saratow.) Nebenkarte: Zarizyn-Sarepta.

Lutherische und katholische Kirchspiels- und andere Dörfer, Mennonitenansiedlungen, estnische und russische Dörfer, Gouvernements- und Bezirksgrenzen, Kreisämter, Post- und Eisenbahnstationen, Schiffsanlegeplätze.

Asien.

Lamec Saad: Emmaus-Kubebe bei Jerusalem. 1:7500, ohne Netz, 19×14 cm, Farbendruck zu ∞: Die deutsche Siedlung und Sommerfrische Emmaus-Kubebe bei Jerusalem. (Deutsche Erde VIII, 1909, Heft 5, Sonderkarte 9. Gotha, Justus Perthes.)

Besitztum des „Deutschen Vereins vom Heiligen Lande" in Köln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Allgemeines.

Ausland. Mitteilungen des Vereins zur Pflege des deutschen evangelischen Lebens im –. Bisher drei Nummern. Herausg. P. Guhr, Breslau IX.

Beschorner: Fortschritte der Flurnamenforschung in Deutschland seit 1906. (Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine LVIII, 1910, Sp. 113—40.) [Die „Deutsche Erde" ist nicht berücksichtigt.]

Bredt, E.: Deutsche Lande — deutsche Maler. 4°, 272 S.*. Leipzig, Th. Thomas. Geb. 10 M.

Claparède, H. de: Les Burgondes jusqu'en 443. Contribution à l'histoire externe du droit germanique. (SA.: Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum der Universität Genf.) Gr.-8°, 75 S.†.

Das Auswandererproblem. Verhandlungen der Konferenz für Auswandererwesen auf dem 14. Caritastag zu Erfurt 11. Okt. 1909. (SA.: Caritas 1910, Nr. 4/5.) Gr.-8°, 36 S. Freiburg i. Br.

Dumcke: Die Verbreitung der Deutschen und der deutschen Sprache auf der Erde. (Aufklärungsschriften d. Reichsdeutschen Verbandes, Heft 2, S. 26—31.) Leipzig, Röder u. Schunke. 50 Pf.

Fischer, J.: Der „deutsche Ptolemäus" aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (um 1490). 8°, 45 S. u. Faksimiledruck*. Straßburg i. E. 1910, J. H. Ed. Heitz. 8 M.

Gutjahr, E.: Die deutschen Kolonisationsbewegungen im Mittelalter und ihre kulturellen Folgen besonders für Recht und Sprache. (In: Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther. 8°, 240 S. Halle, Waisenhaus. 7.50 M.)

Hanslik, E.: Kulturgeographie der deutsch-slawischen Sprachgrenze. (SA.: Vierteljahresschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. VIII, 1910.) 8°, 55 S.†.

Hege, Chr.: Kurze Geschichte der Mennoniten. 8°, VIII u. 126 S. Frankfurt a. M., H. Minjon. 1.20 M.

Kaefebier, K.: Französische Fremdwörter in der deutschen, deutsche Fremdwörter in der französischen Sprache. (Progr. d. Realschule Köthen.) 8°, 30 S.

Kötzschke, R.: Über die Aufgaben vergleichender Siedlungsgeschichte der deutschen Volksstämme. (Studium Lipsiense, K. Lamprecht dargebracht. Berlin 1909, Weidmann.)

Liebmann, H.: Deutsches Land und Volk nach italienischen Berichterstattern der Reformationszeit. 8°, 33 S. Diss. Jena.

Reuter: Die Deutschen und die Ostsee von Karl dem Großen bis zum Interregnum. (Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. deutschen Gesch.- u. Altertumsver. LVII, 1909, S. 196—210.)

Rhamm, K.: Germanische Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat. 1. Buch: Die altslawische Wohnung. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 15 M.

—: Kritik der Dachlerschen Karte der österreichischen Bauernhausformen und der Peßlerschen Karte der Haustypengebiete im Deutschen Reiche. (Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien XXXIX, 1909, S. 294—99.)

Sartorius von Waltershausen, A.: Die Wanderung ins Ausland als nationales Problem. (Zschr. f. Sozialwiss., N. F. I, Heft 3.)

Schmidt, E.: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. I. Abt.: Die Geschichte der Ostgermanen. V u. 493 S.†. Berlin 1910, Weidmann. 18 M.

Schmidt, M.: Franz Junghuhn. Biogr. Beiträge zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. 8°, XIV u. 374 S. Leipzig, Dürr. 8.70 M.

Spina, F.: Die neueste Statistik des Slawentums (Niederles Slovanský Svět). (Deutsche Arbeit IX, Heft 8, S. 502—07.)

Warschauer: Lageplan der osteuropäischen Kolonialstädte. (Korr.-Bl. d. Ges.-Vereins d. deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine LVII, 1909, S. 122 f.)

Österreich-Ungarn.

Allgemeines.

Bohác, A.: Die tschechischen Minoritäten im Jahre 1909. (Čas, 2. Febr. 1910, Prag.) (Tschechisch.)

Kaindl, R.: Erzherzog Karl als Förderer des Ansiedlungswesens in Österreich. (Wiener Zeitung, 22. Mai 1910.)

Böhmen.

Arnold, R. F.: Bibliographie der deutschen Böhmen seit 1830. 2. Aufl. 8°, 57 S. Straßburg i. E., K. J. Trübner. 1.60 M.

Deutschböhmen im Bilde. 80 farb. Blätter deutsch-böhm. Künstler. Hg.: Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen. 38×28,5 cm. V. Leitmeritz-Auscha-Lewin-Böhm.-Leipa. Prag, A. Haase. Jede Lief. 8.50 M.

Kumpert, K.: Ein mehr als 100jähriges Zeugnis für das geschlossene Sprachgebiet „Deutschböhmen". (Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XLVI, S. 415 f.)

Naegle, A.: Die Gründung des Bistums Prag und deren nächste religiös-kirchliche und politisch-nationale Bedeutung. (Deutsche Arbeit IX, Heft 7, S. 395—420.)

Spina, F.: Unser Verhältnis zur tschechischen Literatur. Bemerkungen zur deutsch-tschechischen Frage. (Ebenda S. 433—39.)

Mähren und Schlesien.

Bohác, A.: Die natürliche Veränderung der Bevölkerung in Mähren und Schlesien. (Národopisný Věstník československý 1909, Nr. 4.) (Tschechisch.)

Hey, H.: Der nationale Besitzstand in Mähren und Schlesien. (Sombarts Archiv f. Sozialwissenschaft XXIX, S. 329 ff.)

Südösterreich.

Leisiak, P.: Beiträge zur Dialektgeographie der österreichischen Alpenländer. B. Das Gail- und Lesachtal nebst angrenzenden Gebieten. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1909, Heft 1, S. 1—24.)

Linhart, K.: Der Abwehrkrieg des unterländischen Deutschtums. Zeitgeschichtliche Streiflichter. Im Auftrag des „Deutschen Vereins für Pettau und Rohitsch" verf. 8°, 64 S. Pettau, [W. Blanke]. 1.20 M.

Radics, P. v.: Alte Häuser in Laibach. Geschichtserinnerungen. 2. Serie. 8°, 89 S. Laibach, [J. v. Kleinmayr u. F. Bamberg]. 2 M.

Seidl, G.: Windenfahrt. (März III, Heft 22, München.)

—: Die windische Mark. (Hilfe 1910, Nr. 9.)

Galizien und Bukowina.

Kaindl, R. F.: Das deutsche Ansiedlerhaus in Galizien und sein Einfluß auf die einheimischen Bauernhäuser. (Globus XCVII, 1910, Nr. 7 u. 8*.)

—: Deutsche Volkslieder in der Bukowina. Czernowitz, [Pardini]. 1 Kr.

Stark, J.: Deutsch-böhmische Ansiedlungen in Ostösterreich. Beiträge zur Geschichte der Deutschböhmen in der Bukowina und in Galizien. 8°, 36 S.†. Leipzig, Teutonia-Verlag. 80 Pf.

Steinmann, P.: Einiges von Galizien und anderen Dingen, die einen evangelischen Deutschen beschäftigen sollten. (Der alte Glaube XI, Nr. 25.)

Ungarn.

Dachler, A.: Die Heanzen. (Zeitschr. f. österr. Volkskunde XVI, Heft 1/2, S. 28—38.)

Illyefalvi, E.: Geschichte der an Polen verpfändeten 13 Zipser Städte. I. Von deren Gründung bis 1526. 8°, 71 S. Makó, Gaál. (Madjarisch.)

Kósa, J.: Deutsche Herniotomen, Lithotomen und Okulisten in Ungarn. (In: Festschrift für Boas, Worms: 20 Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Hamburg, Voß.)

Lutz, A.: Über die Entstehung einiger deutscher evangelischer Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen k. k. Militärgrenze. (38. Jahresber. d. Staatsgymn. Landskron i. Böhmen.)

Reihlen, M.: Von den Schwaben in Südungarn. (Grenzboten LXIX, Nr. 9/10.)

Schrattenthal, K.: Deutsche Poesie in Ungarn. (Von der Heide II, Heft 4, S. 9—12, Temesvar.)

Triebnigg, E.: Von der schwäbischen Türkei. (Die Kultur XI, Heft 3, S. 342—50, Wien.)

Siebenbürgen.

Henrich, C.: Aufgefundene Reste der ältesten Befestigungen (Burg) in Hermannstadt. (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskde XXXII, Nr. 4/5, S. 68—70.)

Karl Wolff-Heft der „Karpathen" III, Heft 13, S. 393—421.

Müller, E. G.: Wann sind Mediasch, Jurkeschdorf und Tobsdorf kolonisiert worden? (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskde XXXII, Nr. 4/5, S. 49—68.)

Peisner, J.: Madjarische Sprachelemente im Siebenbürgisch-Sächsischen. (Magyar Nyelvőr 1910, Febr., Ofenpest.) (Madjarisch.)

Wolff, K.: Genossenschaft und Kolonisation. (Karpathen III, Heft 13, S. 403—7.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Erde IX

Die Arbeitsgebiete der Schutzvereine in Österreich

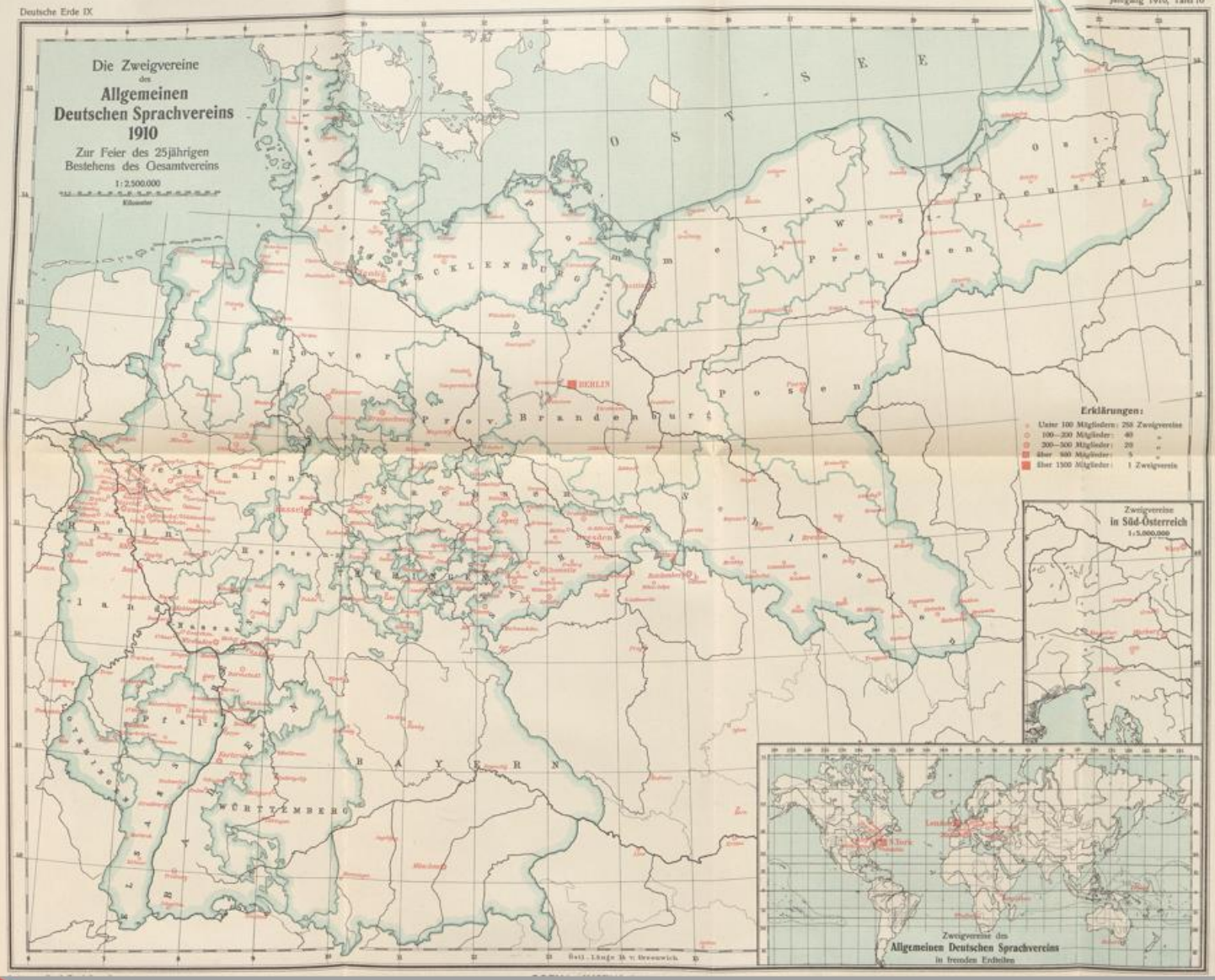
Jahrgang 1910, Tafel 17

Von Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

1 : 2.500.000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes in Gotha

der Gründer des Verlags der »Deutschen Erde«
(1749—1816)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Anschauungsunterricht zu erteilen oder innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle auf Geographentagen Vorträge zu halten — stets war Theobald Fischer ohne jede Schonung seiner Gesundheit zur Stelle. Und welch hehres Vorbild treuester Pflichterfüllung gab er seinen Studenten! Selbst wenn er, fern der Berufstätigkeit, nur im Liegestuhl die frische Bergluft seines Gartens genießen sollte, hatte er für jeden, der geographischen Rates bedurfte, stets hilfsbereit ein offenes Ohr.

Freilich das, was der Wirksamkeit Theobald Fischers erst die eigene Stimmung, die eigentliche Weihe gibt, ist seine ausgesprochene nationale Gesinnung und Tätigkeit. Sie ist gewissermaßen als das Oberlicht anzusehen, durch das seine ganze, auch berufliche Lebensarbeit betrachtet sein will. Ihm war die Erdkunde nicht eine abstrakte oder internationale Wissenschaft, sondern er setzte sie stets in Beziehung zur heimischen Erde. Die Wirtschaftsbeziehungen, die uns mit fremden Ländern verknüpfen, die Verbreitung unserer Volksgenossen auf dem ganzen Erdenrund — das war ihm ein wesentlicher Teil der Betrachtung. „Erziehe die Deutschen zu nationaler Gesinnung und es gehört ihnen die Welt!" war ein Lieblingswort von ihm, von dessen Wahrheit er felsenfest überzeugt war und das für ihn selbst einen Lebensgrundsatz bedeutete. Männer voll nationalen Pflichtbewußtseins heranzubilden, die sich ihrer Mitverantwortung an den Geschicken des Vaterlandes bewußt sind und mit Verständnis und herzlicher Anteilnahme die Aufwärtsbewegung unseres Volkstums begleiten, das war's, was Fischers Wirksamkeit in Marburg seit bald 30 Jahren das Gepräge gab.

Dem „Schulverein" war Fischers besondere Fürsorge gewidmet; seit bald zwei Jahrzehnten stand er an der Spitze der Marburger Ortsgruppe, erledigte alle Geschäfte und sorgte in emsigster Betätigung für die Pflege und Weiterverbreitung der idealen Ziele dieser Vereinigung. Wie viele tatkräftige Hilfe den national bedrohten Volksgenossen auf Fischers Veranlassung hin geleistet worden ist, ist ganz unberechenbar.

Besonders gütiges Wohlwollen erfuhren die jungen Kommilitonen aus Siebenbürgen, dem Banat, aus Syrmien, Kroatien und Slawonien. Unermüdlich war Fischer bald hier, bald dort tätig, ihnen neue Wege zu erschließen, um ihre Studien fruchtbringend zu gestalten und den Aufenthalt im Reiche zu erleichtern. Bald wußte er ihnen bei wohlhabenden Familien Freitische zu erwirken, bald Stipendien von der Universität oder den nationalen Ortsgruppen und Landesverbänden zu erzielen, Erleichterung der Verpflichtungen bei den akademischen Korporationen durchzusetzen, Erlaß der Kolleggelder bei der Gratuitenkommission zu erbitten und ähnliche kleine Vorteile für seine Schützlinge zu erringen; ja dem Vernehmen nach soll auch gelegentlich manch kräftiges Wort gefallen sein, wenn man seinen Bemühungen nicht das rechte Verständnis entgegenbrachte. Kein Wunder, daß der Name „Theobald" Fischer bei den Volksgenossen draußen einen guten Klang hat, wie der Verfasser dieser Zeilen bei seinen Streifzügen durch Österreich-Ungarn selbst oft genug spüren durfte.

Eigentlich politischer Tätigkeit hielt Fischer sich fern; trotzdem hat es das Schicksal gefügt, daß er durch Aufrollung der marokkanischen Frage mitten in das Getriebe der großen Politik hineingeworfen wurde. Mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit und Leidenschaft seiner stürmischen Natur stürzte er sich in den Kampf um die Förderung der deutschen Interessen im Sultanat, zu dem er ja auch wie kein anderer berufen war. Unermüdlich war er trotz zeitweiliger Krankheit an der Arbeit. Wie bei seinen weitreichenden Verbindungen die Fäden fast aus aller Welt an seinem Schreibtisch zusammenliefen, so trafen jetzt ununterbrochen die Berichte oder Gesuche der in Marokko Interessierten oder Ansässigen ein, Gutachten gingen an die Regierung, Aufsätze an die Zeitungen, Vortrag folgte auf Vortrag bald in Wien, bald in Berlin, bald in Frankfurt, und mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte er die Weiterentwicklung der Dinge — daß das Ergebnis seinen Hoffnungen wenig entsprach, ist vielleicht die schmerzlichste Enttäuschung seines Lebens gewesen. —

Nun ruht der Mann mit dem Feuergeist und dem treudeutschen Herzen unter dem grünen Rasen, ehrlich betrauert und unvergeßlich nicht nur für Hunderte seiner Schüler und der Anhänger der geographischen Wissenschaft, sondern auch für Tausende von Freunden unserer Bestrebungen innerhalb und außerhalb des Reiches, welche aus seinem vorbildlichen Wirken im Dienste unseres Volkstums Kraft und Anregung für die eigene Tätigkeit schöpfen werden.

Prof. Dr. Max Georg Schmidt in Marburg a. L.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Theobald Fischer †.

Am Abhang des Schloßberges in Marburg, wo der Blick weithin über das Lahntal, über die umrahmenden, waldumschatteten Höhen bis zur Basaltmasse des Frauenberges schweift, liegt die „Villa Palermo". Fremdländische Hörner, Geweihe, Felle und Waffen, dazu eine Unzahl von Landschaftsbildern an allen Wänden deuten darauf hin, daß wir uns im Hause eines Forschungsreisenden befinden; die mächtige Agave im Flur, die subtropischen Gewächse im Wintergarten und der Name des Landhäuschens selbst verraten uns den „Geographen des Mittelmeers", und die kunstvoll ausgeführten Ehrenmitgliedsdiplome des Vereins für das Deutschtum im Ausland und der Kolonialgesellschaft im Arbeitszimmer verkünden uns, daß hier ein Mann von hervorragenden Verdiensten um unser Volkstum sein Heim aufgeschlagen hat. Hier in der Villa Palermo hat am Sonnabend, den 17. September, der Tod Einkehr gehalten und hat Theobald Fischer, einen der Bedeutendsten unter den jetzt lebenden älteren Geographen, den zielbewußten, energischen Führer von straff nationaler Gesinnung dahingerafft.

Abb. 18.

Th. Fischer.

Am 31. Januar 1846 in Kirchsteitz bei Zeitz geboren, besuchte Theobald Fischer die Universitäten Heidelberg, Halle und Bonn und widmete sich historischen, dann mehr und mehr naturwissenschaftlich-geographischen Studien. Nachdem er im Jahre 1868 in Bonn promoviert hatte, ging er acht Jahre lang auf Reisen, die ihn durch halb Europa führten. Die Erforschung der Mittelmeerländer setzte er sich dann in steigendem Maße zur Aufgabe. Auch nachdem er im Jahre 1876 sich in Bonn habilitiert hatte, im Jahre 1879 als ordentlicher Professor nach Kiel und 1883 nach Marburg berufen wurde, ist er diesen besonderen Studien treu geblieben und hat unsere Kenntnisse, zumal von den nordwestafrikanischen Mittelmeergebieten, durch längere, höchst anstrengende Reisen in wertvollster Weise bereichert. Im Jahre 1886 bereiste er Tunesien und Ostalgerien, 1888 Westalgier und Marokko und dann noch einmal in den Jahren 1899 und 1901 das gesamte marokkanisch-algerische Binnenland. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Forschungen sind zumeist in den Ergänzungsheften zu Petermanns Mitteilungen, aber auch in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg niedergelegt. Doch auch sonst hat Fischer eine rege literarische Tätigkeit entwickelt. Neben zahlreichen Bücherbesprechungen und Einzelaufsätzen sind seine Studien über die Dattelpalme (1881) und den Ölbaum (1904) besonders zu nennen, und seine prächtigen „Mittelmeerbilder" haben ihn in weiten Kreisen bekannt gemacht. Kein Zweifel, daß Theobald Fischer heute als der sachkundigste Beurteiler der Mittelmeerländer, als „Geograph des Mittelmeers" galt. Seine Forschungen haben ihm Auszeichnungen in Hülle und Fülle gebracht. Er war Ehrenmitglied der Società Geografica Italiana, korrespondierendes Mitglied der Società Veneta, Ehrenmitglied fast aller deutschen geographischen Gesellschaften, Inhaber der Ritter- und Rüppelmedaille usw.

Als akademischer Lehrer hat Fischer eine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet. Mit bewundernswerter Energie zwang er den oft von asthmatischen Anfällen heimgesuchten Körper. Ob es hieß, Ausflüge des Geographischen Seminars zu leiten oder im Ferienkursus der Oberlehrer geographi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Grenze zwischen Deutschen und Tschechen im Böhmerwald.

Von

Dr. **Max Mayr** in München.

Werfen wir einen Blick auf eine Sprachenkarte von Böhmen, so scheint die Grenze zwischen Deutschen und Tschechen im Böhmerwald einen willkürlichen, unregelmäßigen Verlauf zu nehmen; doch ist es möglich, die Sprachgrenze hier aus den morphologisch-hydrographischen Verhältnissen mit Hilfe historischer Ereignisse ungezwungen zu erklären. Es handelt sich bei folgender Betrachtung um das Gebiet des eigentlichen (südlichen) Böhmerwaldes, der „Šumava" der Tschechen, also von der Furth—Neumarker Senke bis zum Plansker Wald, von Taus bis Krummau.

Die heutige Sprachgrenze läuft von Paschnitz (südl. Taus) über Neugedein, Janowitz, Tschachrau (Čachrau), Schüttenhofen (Sušice), Stachau, Rabitz (nördl. Winterberg) nach Hussinetz (nördl. Prachatitz) und mit einer Ausbiegung nach Norden über Netolitz, Berlau und über den Kamm des Plansker Waldes nach Welleschin. Die genannten Orte sind ganz oder doch vorwiegend tschechisch. Die Sprachgrenze ist meistens sehr scharf, d. h. gemischtsprachische Siedlungen sind selten. Eine deutsche Enklave in tschechischem Gebiet ist die Sprachinsel Budweis und Umgebung, Deffernik stellt eine tschechische Enklave in deutschem Sprachgebiet dar.

Betrachten wir nun kurz die morphologischen Verhältnisse, welche uns den Schlüssel zum Verständnis der historischen Entwicklung dieser Sprachgrenze geben sollen:

Eine Reihe langgezogener, meist aus Granit und Gneis bestehender, dicht bewaldeter Rücken streicht von Nordwest nach Südost. Das wahrscheinlich schon im Altpaläozoikum entstandene, bereits sehr stark eingeebnete Gebirge ist im Tertiär von einem großen, ebenfalls Nordwest—Südost verlaufenden Störungssystem betroffen worden, wodurch wieder beträchtliche Höhenunterschiede geschaffen wurden (Arber 1456 m, Rachel 1452 m usw., dagegen Passau 303 m, Budweis 380 m). So wird der Böhmerwald das den Verkehr hindernde, schwer zugängliche Grenzgebirge, als das er besonders im Altertum und Mittelalter erschien. Dazu trägt auch der Reichtum an Wäldern und Sümpfen bei, durch die unser Gebiet vor allen anderen deutschen Mittelgebirgen ausgezeichnet ist. Die ziemlich große Meereshöhe der inneren Gebiete bewirkt, verbunden mit den eben genannten Faktoren, ein rauhes Klima, ausgezeichnet durch einen langen, schneereichen Winter und einen kurzen, relativ kühlen Sommer, was wiederum die Ursache für eine große landwirtschaftliche Ungunst in vielen Teilen des Böhmerwaldes ist.

Zur genaueren Kenntnis der Landstriche an der Sprachgrenze wollen wir die einzelnen Flußnetze auf der böhmischen Seite des „Waldes" betrachten:

Das Gebiet der Rubřina (eines Quellflusses der Radbusa) liegt im Tonschiefer; flache niedrige Rücken streichen in nordost—südwestlicher Richtung, also senkrecht zu den Zügen des Böhmerwaldes, so daß hier eine Bresche in das sonst nicht so leicht zugängliche Gebirge gelegt ist. Die breiten Täler setzen dem Verkehr, die sanft ansteigenden Hänge der Besiedlung keine Hindernisse entgegen. Niedrige Talwasserscheiden führen ins Gebiet des Chambachs, es ist hier eine breite offene Pforte (die Furth—Neumarker Senke), welche ein leichtes Eindringen von Böhmen nach Bayern und umgekehrt gestattet.

Der Oberlauf der Angel liegt im Glimmerschiefer; sie fließt in einem relativ breiten Längstal, das aber eine schmale Sohle hat und von schwer überschreitbaren Höhen eingesäumt ist. Ein an Zugänglichkeit der Further Senke und den Übergängen aus dem oberen Moldau- ins Ilzgebiet nachstehender Paß führt vom obersten Angeltal in das des Schwarzen Regens (Paß von Eisenstein). Bei Neuern biegt die Angel in fast rechtem Winkel nach Nordosten um und fließt nun in einer breiten, mit Alluvionen erfüllten Weiterung (der sog. Neuerner Bucht). Leichte Übergänge führen ins Radbuser bzw. Rubřina-Gebiet, auch gegen das Wottawagebiet zu verläuft die Wasserscheide über niedriges Hügelland.

Gneis und Granit ist der Untergrund im Wottawa-, Wollinka-, Blanitz- und oberen Moldaugebiet. Von Raby abwärts fließt die Wottawa in einem Ausläufer des Budweiser Tertiärbeckens; bis oberhalb Langendorf (südlich Schüttenhofen) ist das Tal breit und leicht zugänglich. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Quellbäche sind tief eingeschnitten, nur der oberste Teil (um Mader und Stubenbach) hat flache, aber versumpfte Täler. Eine auch jetzt noch ausgedehnte Wald- und Sumpfwildnis, verbunden mit rauhem Klima (Mader hat nur 3,1°C Jahresmittel), machen das Widra- und Kieslingbachgebiet zum ungünstigsten des Böhmerwaldes. Bei Unter- und Bergreichenstein war im Mittelalter ein blühender Goldbergbau.

Das Wollinka- und Blanitzgebiet hat breite Täler und flache Höhen. Dem Verkehr und Anbau sind nur geringe Schwierigkeiten entgegengesetzt. Relativ leicht überschreitbare Pässe führen von diesen beiden Flußtälern ins obere Moldautal; doch sind auch gerade zwischen letzterem und dem Blanitz- und Wollinkagebiet wieder größere Höhen, besonders der massive Kubanystock (1362 m).

Das obere Moldautal stellt ein über 40 km langes und sehr breites Tal dar, das wahrscheinlich längs einer großen Verwerfungslinie verläuft; der Talboden ist völlig versumpft, doch sind die Hänge an vielen Stellen so sanft, daß Siedlungen möglich sind. Leichte niedrige Übergänge führen ins Ilzgebiet und auch die Pässe zur Großen Mühl bieten keine Schwierigkeiten.

Bei Unter-Wuldau (am Fuße des Plöckensteins) biegt die Moldau nach Ostsüdosten um und durchbricht in engem Tale (Teufelsmauer) und mit Stromschnellen das Gebirge. Bei Hohenfurt biegt der Fluß nach Nordnordosten um und fließt in einem sehr steilwandigen, nur von einigen Weiterungen unterbrochenen Tale bis zum Hinaustreten in die Budweiser Ebene.

Diese eben geschilderten hydrographischen und morphologischen Verhältnisse geben uns die Möglichkeit für das Verständnis der Siedlungsgeschichte.

Als um 500 n. Chr. die Markomannen Böhmen verließen und die bairisch-österreichischen Länder in Besitz nahmen und besiedelten, rückten slawische Völker nach und breiteten sich über Böhmen aus. Von den fruchtbaren Landstrichen der mittelböhmischen Mulde und der Budweiser Ebene aus drangen sie in das wahrscheinlich schon in der Markomannenzeit wenn auch nur schwach besiedelte niedrige Hügelland des östlichen Böhmerwaldes vor.

Das geringste Hindernis von seiten der Natur war diesem Vorrücken in der Furth—Neumarker Senke entgegengesetzt, und hier sind die Slawen auch über die Wasserscheide ins Regen- und sogar bis ins Nabtal vorgedrungen, ohne allerdings die deutsche Bevölkerung zu verdrängen; vielmehr haben hier im 7. und 8. Jahrhundert deutsche und slawische (tschechische) Siedlungen nebeneinander bestanden, und zwar unter böhmischer Herrschaft. Die geschlossenen Siedlungen waren vorwiegend von Slawen bewohnt, Cham war der Hauptort; die zahlreichen Einzelsiedlungen (vorwiegend ing-Orte) gehörten bajuwarischen Bauern. Durch die Errichtung des Nordgaus unter Karl dem Großen (805) und die darauf folgende Germanisierung wurden die Tschechen wieder über die Donau-Moldau-Wasserscheide zurückgedrängt und nur vereinzelte slawische Ortsnamen in jetzt deutschem Gebiet zeugen noch von ihrer ehemaligen Ausbreitung.

Daß die breite Neuerner Bucht von den Tschechen besiedelt wurde, ist leicht verständlich, dagegen bot das obere Angeltal keine Anziehungspunkte. Im Wottawa-, Wollinka- und Blanitzgebiet sind sie bis zu den höheren Rücken vorgedrungen, welche ungefähr parallel zu den hohen Grenzzügen streichen und das obere Wottawagebiet (Widra- und Kieslingbach) und das obere Moldautal von dem niedrigeren Hügelland des östlichen Böhmerwaldes scheiden. Hier begann auch der gewaltige zusammenhängende „Nordwald", der noch im 10. Jahrhundert die tschechischen von den deutschen Siedlungen durch eine 30—40 km breite Urwaldzone schied.

Das enge Tal der Moldau von Krummau aufwärts haben die Tschechen gemieden, wohl aber das nördlich davon gelegene, leichter zugängliche Hügelland besiedelt.

So war die Südwestgrenze der Tschechen im 10. Jahrhundert ungefähr folgende: Taus—Bistritz an der Angel—Tschachrau (Čachrau)—Hartmanitz—Duschowitz (nördlich Bergreichenstein)—Ždickau—Rabitz (nördlich Winterberg)—Sablat—Prachatitz—Chrobold—Gr.-Zmietsch—Pořič (südlich Budweis). Diese Grenze wurde von den Tschechen bis in die neueste Zeit nicht überschritten[1]), sie haben ihr Siedlungsgebiet nicht durch Rodungsarbeit im Urwald zu vergrößern gesucht.

Demgegenüber wurde auf deutscher Seite die Urbarmachung des gewaltigen Waldgebietes energisch in Angriff genommen und Fürsten, Klöster und Adlige sandten Kolonisten aus, welche

1) Nur ganz vereinzelte tschechische Siedlungen (Flanitz, Deffernik u. a.) entstanden im deutschen Sprachgebiet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

große Strecken der Kultur gewannen. So rückten deutsche, vorwiegend bairische Siedler im Laufe des Mittelalters allmählich bis zum Fuße der höheren Berge an der Wasserscheide vor und überschritten diese. Vom Schwarzen Regen kamen sie ins obere Angeltal und ins Gebiet des Kieslingbaches, vom Ilz- und Mühlgebiet (Oberösterreich) über die niedrigen Pässe ins obere Moldautal.

Den mächtigen Grafen von Bogen, welchen große Gebiete des Böhmerwaldes gehörten, verdanken Schüttenhofen und Winterberg ihre Entstehung; durch die im Mittelalter wichtige Handelsstraße, des „goldenen Steiges", kamen deutsche Ansiedler ins obere Moldau- und Wottawagebiet. Besonders hat auch das reiche Kloster Schlägl (an der Gr. Mühl) zur deutschen Kolonisation des oberen Moldaugebietes beigetragen.

Durch die deutschfreundliche Politik der Premysliden und der darauffolgenden böhmischen Könige machte das Deutschtum große Fortschritte; besonders die Städte wurden damals fast alle mehr oder minder deutsch. Für unser Gebiet wichtig war die Gründung des Klosters Hohenfurt (unter Ottokar II.), das ein Zentrum deutscher Kultur und Kolonisation wurde; seiner Tätigkeit verdankt man hauptsächlich die Germanisierung des von der Moldau umströmten dreieckigen Gebietes südlich und südwestlich Krummau. Auch das mächtige Adelsgeschlecht der Rosenberge (von Rosenberg südlich Krummau) hat dazu beigetragen. So haben wir bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein für das Deutschtum erfreuliches Bild, die Städte sind vorwiegend deutsch und auch das geschlossene tschechische Sprachgebiet ist an manchen Stellen zurückgedrängt, so bei Taus—Neugedein—Neuern, bei Hartmanitz, Prachatitz und Krummau.

Durch die Hussitenkriege kam ein starker Rückschlag. Die Deutschen, die bis dahin in Böhmen eine herrschende Rolle gespielt hatten, verloren diese Stellung. In den meisten Städten wurde das deutsche Element verdrängt, wenn auch deutsche Kultur und Wirtschaftsform bestehen blieben. Dagegen wurde das geschlossene Sprachgebiet wenig verändert, nur die Gebiete um Taus und Neugedein fielen den Tschechen zu.

Die Neuzeit brachte für das geschlossene Sprachgebiet wenig Veränderungen, nur viele Städte (Schüttenhofen, Winterberg, Prachatitz, Krummau) gingen wieder in deutschen Besitz über. In den letzten Jahrzehnten ist der Kampf immer erbitterter geworden und ist leider vielfach zugunsten der Tschechen ausgefallen. Schüttenhofen ist fast ganz tschechisch, in den anderen Städten wird heftig gekämpft. Auch auf dem Lande ist die Stellung der Deutschen nicht leicht, besonders gefährlich ist die tschechenfreundliche Haltung der Fürsten von Schwarzenberg, denen ein großer Teil des Böhmerwaldes gehört, und des Budweiser Bistums.

So kommt für den deutschen „Wäldler" auch noch der Kampf um seine Sprache und sein Volkstum hinzu zu den vielen anstrengenden Kämpfen gegen die rauhe Waldnatur und die Sumpfwildnis seiner von seinen Vorfahren mit vielen Mühen errungenen Heimat.

Gotha und die Deutschkunde.

(Mit 4 Bildtafeln s. Nr. 22—25.)

Gelegentlich seines 125jährigen Bestehens darf der Verlag Justus Perthes mit berechtigter Genugtuung hinweisen auf seine Bemühungen, der neuen Wissenschaft, der auch die „Deutsche Erde" dient, der Deutschkunde, feste, unverrückbare Unterlagen zu schaffen. Justus Perthes verdankt die Deutschkunde die Herausgabe des „Deutschen Kolonialatlas", der im Gegensatz zu modern-einseitiger Auffassung die gesamte deutsche koloniale Tätigkeit auf der ganzen Erde umfaßt, den „Staatsbürger-" und den „Alldeutschen Atlas" sowie zahllose Einzelkarten für die Darstellung deutscher Arbeit daheim und übersee. So ist Gotha, wie bereits früher für die internationale Kartographie, in den letzten Jahrzehnten auch für die Deutschkunde zum Mittelpunkt geworden.

Abb. 19. Titelbild des „Deutschen Kolonialatlas".

L.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von

Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten.)

(Fortsetzung.[1])

III. Die Gespanschaft Wieselburg.

(Mit Karte, s. Tafel 21.)

Die Gespanschaft Wieselburg, eine der kleinsten in Ungarn, liegt vollkommen in der oberungarischen Tiefebene zwischen dem Neusiedler See, der Donau, der Rabnitz und dem Waasen und wird von der Leitha, die sich bei Wieselburg mit dem die Kleine Schütt einschließenden Donauarm vereinigt, in südöstlicher Richtung durchflossen. Sie umfaßt den vielfachen Überschwemmungen ausgesetzten waldlosen sog. „Heideboden" und den mit zahlreichen kleinen Seen bedeckten „Seewinkel" und ist am Südrande auf weite Strecken versumpft.

Die Verteilung der Ansiedlungen hat sich der Bodenbeschaffenheit angepaßt. Statt in zahllosen kleinen Gemeinden mit oft weit verstreuten Wohnplätzen, wie sie die westlichen gebirgigen Teile der Gespanschaften Ödenburg und Eisenburg bedecken, ist die Bevölkerung der Gespanschaft in volkreichen Gemeinden vereinigt, die weit entfernt voneinander liegen und von denen die meisten geschlossene Wohnplätze bilden. Zwischen diesen Orten liegen nur vereinzelte Meierhöfe, deren vielfach hochadlige Eigentümer weite Gebiete der Gespanschaft zu ihrem Herrschaftsbesitz zählen.

Die Gespanschaft ist die einzige im ganzen Königreich Ungarn, in welcher die Deutschen die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Zum deutschen Sprachgebiet, das aber an der niederösterreichischen Grenze stark mit kroatischen Gemeinden durchsetzt ist (Parndorfer Insel), gehören von den drei Bezirken, in welche die Gespanschaft eingeteilt ist, Ragendorf und Neusiedl fast ganz, vom Bezirk Ungarisch-Altenburg aber nur die westliche Hälfte, während die auf der Kleinen Schütt liegenden Gemeinden dieses Bezirks sowie seine Südspitze fast ganz dem madjarischen Sprachboden angehören.

Vom gesamten Flächeninhalt der Gespanschaft, welche 2012 qkm beträgt, entfallen nahezu drei Viertel (1465,5 qkm) auf das Gebiet der Gemeinden mit deutscher Mehrheit. 36 Gemeinden von 60 weisen absolute oder relative deutsche Mehrheiten auf, 16 Gemeinden, darunter zehn auf der Kleinen Schütt gelegene, sind madjarisch, der Rest von acht Gemeinden fällt auf die kroatischen Ansiedlungen.

Die Abgrenzung der Nationalitäten ist durchaus keine so scharfe, wie etwa in der Gespanschaft Ödenburg. Von den deutschen Gemeinden sind kaum die Hälfte (17) ganz überwiegend, d. h. zu mehr als neun Zehnteln, sieben noch zu mehr als vier Fünfteln deutsch; in weiteren zehn Gemeinden bilden die Deutschen aber nur mehr eine schwächere absolute, in zwei Gemeinden sogar nur eine relative Mehrheit. Die kroatischen Gemeinden weisen mit zwei Ausnahmen durchweg andersprachige Minderheiten auf, welche das Fünftel übersteigen, und in einer Gemeinde bilden die Kroaten nur eine knappe relative Mehrheit. Das madjarische Sprachgebiet ist mit Ausnahme von drei Gemeinden fast völlig frei von fremder Beimischung.

Aus dem Erwähnten ergibt sich auch schon, daß der größere Teil der Gespanschaft Wieselburg nationalen Mischgebieten zuzurechnen ist. Die ganz überwiegend deutschen Gemeinden bilden vom Leithagebirge bis in den Seewinkel einen fast lückenlosen Halbbogen längs des Seeufers und außerdem eine größere Gruppe am Heideboden um Wieselburg. Der übrige Teil des deutschen Sprachgebiets aber muß als deutsch-madjarisches Mischgebiet bezeichnet werden.

Noch viel stärker gemischt sind die kroatischen Gemeinden der Parndorfer Sprachinsel und an der Kleinen Donau. Sie haben fast alle bedeutende deutsche und etwas kleinere madjarische Minderheiten. Diese Dreisprachigkeit erstreckt sich auch auf die deutschen Nachbargemeinden Kittsee und Potzneusiedl sowie auf das vorwiegend madjarische Bruck an der Leitha; nur treten in Bruck an die Stelle der Kroaten Tschechen.

1) Den Anfang s. Heft 1, S. 14—18; Heft 2, S. 35—46; Heft 3, S. 67—72, sowie Tafel 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den beiden benachbarten Hauptorten[1]) der Gespanschaft, Wieselburg und Ungarisch-Altenburg, halten sich Deutsche und Madjaren die Wage. Wieselburg und ebenso die mit Ungarisch-Altenburg zusammenhängende Gemeinde Lutschen haben eine deutsche Mehrheit von 57 v. H., während in Altenburg die Madjaren mit 49 v. H. gerade überwiegen. Neben diesem Orte bildet noch die Gemeinde Leiden ein madjarisch-deutsches Mischgebiet.

Hier sei auch die deutsch-madjarisch gemischte Gemeinde Sövenyhaz genannt, die den äußersten Vorposten des Deutschtums in der sonst ganz madjarischen Gespanschaft Raab bildet.

Die gesamte Zivil- und Militärbevölkerung der Gespanschaft betrug bei der Volkszählung vom Jahre 1900 89714 Köpfe. Hiervon entfielen sechs Zehntel (54508 = 60,8 v. H.) auf die Deutschen, drei Zehntel (25991 = 29,0 v. H.) auf die Madjaren, der Rest fast ganz auf die Kroaten (8017 = 8,9 v. H.).

Der Anteil dieser drei Nationalitäten an der Bevölkerung der einzelnen Bezirke ist aus der folgenden Übersicht zu entnehmen:

Bezirk	Deutsche		Madjaren	Kroaten
	absolut	Gemeinden	in Verhältniszahlen (v. H.)	
Ragendorf	12550	8	60,7	18,0	19,5
Neusiedl	23970	18	76,6	12,2	9,6
Ungarisch-Altenburg	17988	10	47,7	48,9	2,6

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß die Deutschen im Bezirk Neusiedl drei Viertel, im Bezirk Ragendorf sechs Zehntel der Bevölkerung ausmachen, im Bezirk Ungarisch-Altenburg aber von den Madjaren, welche nahezu die absolute Mehrheit erreichen, an Zahl knapp übertroffen werden. Die Minderheiten in den beiden überwiegend deutschen Bezirken verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf Madjaren und Kroaten, die im Bezirk Ragendorf mit je einem Fünftel, im Bezirk Neusiedl mit je einem Zehntel der Bevölkerung vertreten sind.

Unter der deutschsprachigen Bevölkerung der Gespanschaft überwiegen heute die Römisch-Katholischen mit etwa vier Fünfteln (rund 45400 Köpfen) neben den Evangelischen A.B. (etwa 7800) und einigen Juden (1250). Die im Wieselburger Seniorate vereinigten Evangelischen bilden nur mehr in den Gemeinden Ragendorf, Gols und Kaltenstein die Mehrheit, aber bedeutende Minderheiten in den Gemeinden Zurndorf, Nickelsdorf, Karlburg, Deutsch-Jahrndorf, Straß-Sommerein, welche mit den drei zuerst genannten Orten sich zu einem großen konfessionell gemischten Bezirk zusammenschließen. Jüdische Synagogen stehen in folgenden deutschen Gemeinden: Wieselburg, Ragendorf, Karlburg, Frauenkirchen, Kittsee sowie in Gattendorf. Die jüdische Bevölkerung macht namentlich in Wieselburg, Frauenkirchen und Ragendorf einen bedeutenden Bruchteil der Einwohnerschaft aus. Nahezu die Hälfte der in der Gespanschaft lebenden Juden hat sich aber bei der letzten Volkszählung zum Madjarentum bekannt.

Alle Einzelheiten über die Verteilung der Nationalitäten auf die Gemeinden sind der Sprachenkarte zu entnehmen.

Die Bevölkerung der Gespanschaft Wieselburg beschäftigt sich ganz überwiegend, zu mehr als zwei Dritteln, mit der Landwirtschaft, der in diesem Gebiete eine noch größere Bedeutung zufällt als in der Gespanschaft Ödenburg. Insbesondere haben die auf der Kleinen Schütt und die im Seewinkel liegenden Gemeinden ihren agrarischen Charakter streng bewahrt, während sich im Norden der Gespanschaft an der niederösterreichischen Grenze und dann namentlich in Wieselburg, Ungarisch-Altenburg und ihrer näheren Umgebung sowie in einzelnen an Bahnstrecken gelegenen Gemeinden industrielle Unternehmungen in größerem Umfange entwickelt haben. Am bedeutendsten scheinen nach den Ergebnissen der letzten Berufs- und Betriebszählung die Maschinenindustrie in Wieselburg, die Patronen- und Sprengstofferzeugung in Ungarisch-Altenburg und Zurndorf und die Leithakalksteingewinnung in Kaiser-Steinbruch zu sein.

Die Zivilbevölkerung der Gespanschaft belief sich im Jahre 1850 auf etwa 68000 Köpfe und ist nur in sehr langsamem Steigen begriffen. Im Jahre 1880 betrug sie rund 86000, sank im folgenden Jahrzehnt bis auf 85000 und vermehrte sich bis zur letzten Volkszählung auf

1) Amtssitz der Gespanschaftsbehörden ist Ungarisch-Altenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

89000. Die Zunahme in den letzten zwanzig dieser Zählung vorausgehenden Jahren betrug also kaum 4 v. H.[1]).

Am raschesten nahm die Bevölkerung noch im madjarisch-deutschen Bezirk Ungarisch-Altenburg zu, am langsamsten im Bezirk Ragendorf, ohne daß die Abweichungen vom Durchschnitt irgendwie wesentlich wären. Gut ein Drittel der Gemeinden, das sich über die ganze Gespanschaft verteilt, war im Zeitraum von 1880 bis 1900 sogar rückläufig. Die Ursache dieser Erscheinung soll noch später berührt werden.

Über die Wege, welche die Entwicklung der Bevölkerung der Gespanschaft in nationaler Beziehung in der letzten Jahrzehnten eingeschlagen hat, gibt die folgende Übersicht Aufschluß; sie ist auf Grund der gleichen historischen und statistischen Quellenwerke zusammengestellt wie die entsprechende Tabelle im zweiten Teile dieses Aufsatzes.

Die Nationalitäten der Gespanschaft Wieselburg[2]).

Quelle und Berichtsjahr			Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen				In Verhältniszahlen (v. H.)			
				Deutsche	Juden	Madjaren	Kroaten	Deutsche	Juden	Madjar.	Kroaten
Acsády, 1720/21			3555 (steuerpflichtige Haushaltungen)	2552	—	486	415	71,8	—	13,7	11,7
Fényes, 1839—41			58361	39491	1851	7600	9413	67,7	3,2	13,0	16,1
Volkszählung 1850			68070	45538	2205	10935	9324	66,9	3,2	16,0	13,7
Ficker-Czörnig, 1857			72145 (Einheimische)	52193	—	9026	10485	72,3	—	12,5	14,5
Keleti, 1869			75486	57481	—	8001	9813	76,2	—	10,6	13,0
Volkszählungen	1880	Zivil	85961	57673	—	18154	8878	67,1	—	21,1	10,3
	1890		85050	54729	—	20787	8424	64,3	—	24,4	9,9
	1900		89217	54406	—	25618	8011	61,0	—	28,7	9,0
Zivil und Militär, 1900			**89714**	**54508**	—	**25991**	**8017**	**60,8**	—	**29,0**	**8,9**

Die Übersicht zeigt eine einheitliche Entwicklung nur bezüglich der Kroaten, von welchen wohl behauptet werden kann, daß sie in einem zwar langsamen, aber stetigen Rückgang begriffen sind. Ihre Abnahme war insbesondere auch in den Jahren 1880—1900, für welche vollkommen vergleichbare Ergebnisse vorliegen, gleich anhaltend.

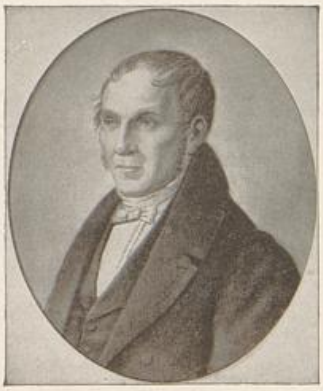
Was die Deutschen und Madjaren betrifft, so zeigt sich die bemerkenswerte Tatsache, daß die Deutschen bis zur Begründung des selbständigen ungarischen Staates absolut und verhältnismäßig in Zunahme begriffen waren. Von diesem Zeitpunkt an nehmen aber die Madjaren diese bevorzugte Stellung in hohem Grade ein und schwellen von Zählung zu Zählung an, wobei zugleich auch ihr Hundertsatz rasch steigt, während jener der Deutschen, die insbesondere im Jahrzehnt 1880—90 einen bedeutenden absoluten Rückgang erlitten, wesentlich gesunken ist. Diese Erscheinung ist nicht nur auf die bedeutende Vergrößerung des madjarischen Teiles in der Gespanschaft zurückzuführen, sondern zeigt sich auch von 1880 bis 1900 in auffallender Weise. Die Entwicklung vollzieht sich seit 1880 in allen drei Bezirken in gleicher Richtung. Im Bezirk Ungarisch-Altenburg haben die Deutschen die absolute Mehrheit, welche sie mit 55,6 v. H. im Jahre 1880 noch besaßen, eingebüßt, und sind auf 47,7 v. H. gesunken, während die Madjaren von 40,2 v. H. auf 48,9 v. H. gestiegen sind und damit die relative Mehrheit erreicht haben. Auch die kleine kroatische Minderheit ist verhältnismäßig stark gesunken. In den Bezirken Neusiedl und Ragendorf sind die deutschen Mehrheiten von 81,9 v. H. auf 76,6 v. H. und von 65,6 v. H. auf 60,7 v. H. gesunken, die madjarischen Minderheiten, die nur in zwei Gemeinden dieser Bezirke die Mehrheit bilden, von 5,5 v. H. auf 12,2 v. H. und von 10,3 v. H. auf 18,0 v. H. gestiegen. Die Kroaten sind verhältnismäßig zurückgegangen.

1) Die Zunahme in ganz Ungarn (ohne Kroatien) betrug im gleichen Zeitraum 21 v. H.

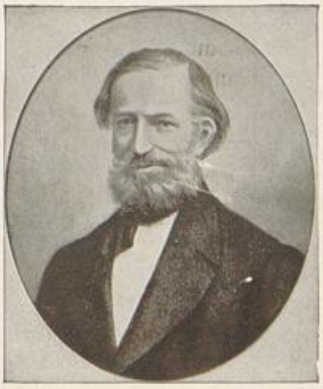
2) Im Jahre 1884 wurden die auf der Kleinen Schütt liegenden Gemeinden Klein-Bodak, Darno, Lipold, Püski, Remete, Zseli und Frauendorf mit etwa 4000 fast ausschließlich madjarischen Bewohnern von der Gespanschaft Preßburg abgetrennt und mit der Gespanschaft Wieselburg vereinigt. Dieser Zuwachs ist in der Übersicht bei den Angaben für 1880 bereits berücksichtigt, während dies für die früheren Zählungs- oder Schätzungsjahre, aus denen Angaben für die einzelnen Gemeinden nicht zur Verfügung stehen, natürlich nicht möglich war. Ohne den Zuwachs würden die Hundertsätze im Jahre 1880 für Deutsche, Madjaren und Kroaten rund 71, 17 und 11 betragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes in Gotha



ADOLF STIELER
1775—1836
Herausgeber von »Stielers Handatlas« 1817 und der »Karte von Deutschland« in 25 Blättern 1829



HEINRICH BERGHAUS
1797—1884
Herausgeber des »Physikalischen Atlas«, darin die erste Karte der »Verbreitung der Deutschen über den ganzen Erdboden« 1846

AUGUST PETERMANN
1822—1878
Begründer von »Petermanns Geogr. Mitteilungen« 1855 und Bahnbrecher deutscher Polar- und Afrikaforschung

KARL VOGEL
1828—1897
Herausgeber der »Karte des Deutschen Reichs« in 27 Blättern 1891, der ersten einheitlichen Darstellung des neuen Reiches

Die älteren Mitarbeiter von Justus Perthes auf deutschkundlichem Gebiete

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Veränderungen sind nicht, wie jene in der Gespanschaft Ödenburg, nur auf eine raschere Zunahme der Madjaren, sondern auch auf einen absoluten Rückgang der Deutschen und Kroaten zurückzuführen und darum um so bemerkenswerter. Die Madjaren haben zwischen 1880 und 1900 um 43 v. H. zugenommen, am stärksten im Bezirk Neusiedl, wo sich ihre Minderheit mehr als verdoppelt hat[1]) (133 v. H.), schwächer im Bezirk Ragendorf, wo die Zunahme 80 v. H. ausmachte, am schwächsten im Bezirk Ungarisch-Altenburg (27 v. H.). Hingegen haben die Deutschen im ganzen um über 5 v. H. abgenommen. Der Verlust verteilt sich mit etwa 2000 Köpfen auf den Bezirk Ungarisch-Altenburg (Abnahme 10 v. H.) und mit je etwa 600 Köpfen auf die Bezirke Ragendorf und Neusiedl (Abnahme 2,5 v. H. und 4 v. H.). Die Zahl der Kroaten ist im Bezirk Ungarisch-Altenburg nahezu unverändert geblieben, hat sich aber im Bezirk Ragendorf um 9 v. H., im Neusiedler Bezirk gar um 13 v. H. und im ganzen um 800 vermindert.

Die eben besprochenen Erscheinungen machen es auch leicht begreiflich, daß der Zug der Sprachgrenze in der Gespanschaft Wieselburg nicht jene Unveränderlichkeit bewahrt hat wie in der Gespanschaft Ödenburg, sondern mehrfachen Veränderungen unterlegen ist.

Diese Verschiebungen beziehen sich vor allem auf die Verringerung des kroatischen Sprachgebietes. Die Parndorfer Sprachinsel, welche gegenwärtig nur mehr aus den Gemeinden Kroatisch-Jahrndorf, Pama, Gattendorf, Neudorf und Parndorf besteht, wozu noch das nahe Sarndorf kommt, umfaßte früher auch noch die Gemeinden Potzneusiedl, Kittsee und Karlburg, im ganzen also neun Gemeinden. Dies geht aus den übereinstimmenden Angaben älterer Statistiker hervor. Potzneusiedl wird von Windisch[2]) als kroatisch, von Czörnig als „kroatisch gemischt" bezeichnet. Im Jahre 1880 wies es aber schon eine deutsche Mehrheit von 51 v. H. gegen eine kroatische Minderheit von 45 v. H. auf. Von da an nahmen Deutsche und Kroaten zugunsten der Madjaren ab, die Deutschen aber zunächst stärker, so daß bei der Volkszählung von 1890 wieder 46 v. H. Kroaten und 39 v. H. Deutsche gezählt wurden. Im Laufe der nächsten zehn Jahre änderte sich das Verhältnis aber ins Gegenteil und heute ist Potzneusiedl mit 42 v. H. Deutschen gegen 36 v. H. Kroaten eine in ihrer Mehrheit deutsche Gemeinde. Von Kittsee sagt Windisch, daß es „größtenteils von Kroaten und auch von vielen Juden" bewohnt werde. Nach Czörnig war es „kroatisch gemischt", nach Hain schon deutsch-kroatisch. Im Jahre 1880 übertrafen die Kroaten die Deutschen noch knapp an Zahl (beide 46 v. H.); auch 1890 hielten sich beide Nationalitäten die Wage (43 v. H. Deutsche gegen 44 v. H. Kroaten). Da die Kroaten seither aber den Madjaren gegenüber viel mehr eingebüßt haben als die Deutschen, ist heute die relative Mehrheit der Bevölkerung von Kittsee deutsch (39 v. H. gegen 37 v. H. Kroaten). In beiden genannten Gemeinden hat die Nähe des deutschen Niederösterreich, mit dem sie in regem Wechselverkehr stehen, viel zur Stärkung des Deutschtums beigetragen.

Viel entschiedener als in diesen beiden Gemeinden, in denen die Mehrheitsverhältnisse noch immer keine dauernden sind, vollzog sich die gleiche Entwicklung in Karlburg. Von diesem Orte, einer ehemals ruthenischen Ansiedlung, sagt Windisch, daß dort „Kroaten mit einigen Deutschen gemischt" wohnen. Czörnig bezeichnet Karlburg als „kroatisch gemischt". Auch nach Ficker erstreckte sich die Parndorfer Insel „von Kittsee und Parndorf bis Sarndorf", umschloß also auch Karlburg. Trotzdem besaß die Gemeinde schon im Jahre 1880 nur mehr eine ganz unbedeutende kroatische Minderheit, die seither fast ganz verschwunden ist, und ist jetzt überwiegend deutsch, während die Minderheit aus Madjaren besteht. Durch die Eindeutschung Karlburgs wurde die kroatische Gemeinde Sarndorf von der Parndorfer Insel abgerissen. Auch die Gemeinde Gattendorf war schon zeitweise für die Kroaten verloren. Nach Windisch kroatisch, nach Czörnig „kroatisch gemischt", hatte sie im Jahre 1880 eine knappe relative deutsche Mehrheit (49 v. H. gegen 46 v. H. Kroaten). Bis zur Zählung von 1890 stieg diese Mehrheit nahezu bis zur Hälfte

1) Hierbei spielt allerdings die größtenteils madjarische Garnison, welche die Gemeinde Neusiedl im Jahre 1900 hatte, mit eine Rolle. Sie betrug ungefähr 400 Mann. Die genaue Aufteilung der Militärbevölkerung auf die Nationalitäten in den einzelnen Bezirken ist mit den verfügbaren Behelfen nicht möglich.

2) Es sei daran erinnert, daß sich die Angaben von Windisch auf das Jahr 1780, jene von Czörnig, Hain, Boeckh und Ficker auf die Mitte des 19. Jahrhunderts beziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Gesamtbevölkerung, seither aber sind Kroaten und Deutsche zugunsten der Madjaren zurückgegangen und machten bei der letzten Volkszählung nur mehr je 38 v. H. aus, wobei aber 514 Kroaten gegen 513 Deutsche eine sehr fragwürdige Mehrheit darstellen. Durch den Verlust Gattendorfs für die Kroaten wurde die Parndorfer Insel vollständig zertrümmert.

Auch aus der kleinen Gemeinde Ungarisch-Kimling, von welcher Ficker behauptet, daß sie kroatisch war, und in der die Kroaten im Jahre 1880 noch eine kleine Minderheit bildeten, sind sie heute verschwunden.

Die Deutschen wiederum haben zwei Gemeinden an die Madjaren verloren. Der wichtigste Verlust betrifft Ungarisch-Altenburg. Nach Windisch, Czörnig und Boeckh war diese Gemeinde deutsch-madjarisch, 1880 und 1890 betrugen die deutschen Mehrheiten noch 64 und 57 v. H., 1900 ging die Mehrheit aber an die Madjaren über (49 v. H. gegen 47 v. H. Deutsche). Noch wesentlicher hat sich der nationale Charakter der Gemeinde Bruck an der Leitha (Bruck-Neudorf) geändert, die von jeher, auch noch im Jahre 1880, rein deutsch, im Jahre 1890 schon nur mehr 65 v. H. Deutsche gegen 22 v. H. Madjaren aufwies und seit der Volkszählung von 1900 eine schwache madjarische Mehrheit von 52 v. H. gegen 39 v. H. Deutsche und eine kleine tschechische Minderheit hat. Diese Veränderung ist auf die starke Zuwanderung in diese Gemeinde zurückzuführen, die die bodenständige Bevölkerung allmählich in den Hintergrund gedrängt hat. Bruck ist die ungarische Grenzstation der Linie Wien—Ofenpest und zugleich Sommerlager der k. u. k. Armee sowie Fabriksort. Daraus erklärt sich die Ansiedlung einer großen Zahl madjarischer oder madjarisch gesinnter Beamter und slawischer Arbeiter.

Sövenyhaz in der Raaber Gespanschaft, das von den älteren Statistikern übereinstimmend als deutsche Sprachinsel bezeichnet wird, zählte im Jahre 1880 etwas mehr Madjaren als Deutsche (?), zeigte aber bei den beiden folgenden Zählungen wieder deutsche Zweidrittelmehrheiten.

Die Mehrheitsverhältnisse in den meisten eben erwähnten Gemeinden sind allerdings derart schwankende, daß ein Rückschlag durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt und man daher von einem dauernden Gewinn oder Verlust kaum sprechen kann.

Nicht minder wichtig als der doch nur auf einige Gemeinden beschränkte Mehrheitswechsel sind die zwischen 1880 und 1900 eingetretenen Veränderungen in der Sprachenmischung der Gemeinden, welche nur das Stärkeverhältnis von Mehrheit und Minderheit beeinflußten. In dieser Hinsicht zerfallen die deutschen Gemeinden der Gespanschaft in drei große Gruppen:

Die erste Gruppe wird von jenen Gemeinden gebildet, in welchen die deutsche Mehrheit und die madjarische Minderheit im allgemeinen in ähnlichem Verhältnis zugenommen haben, so daß keine irgend wesentliche Verschiebung eingetreten ist. Eine Aufzählung dieser Gemeinden kann wohl unterbleiben, da es — Unter-Illmitz ausgenommen — genau jene sind, in denen die Deutschen auch bei der letzten Volkszählung noch mehr als neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten und die daher in der Sprachenkarte durch volle Farbe hervorgehoben sind.

Eine zweite Gruppe weist den Deutschen schon minder günstige Ergebnisse auf; sie umfaßt jene Gemeinden, in welchen bei der deutschen Bevölkerung ein Stillstand oder schwacher Rückgang eingetreten ist, während die Madjaren stark zugenommen und damit ihren Hundertsatz mäßig erhöht haben (bis um 10 v. H.) dies gilt von den Gemeinden Königshof, Zurndorf, Deutsch-Jahrndorf, Ragendorf, Karlburg und Neusiedl[1]) im Norden, dann Unter-Illmitz, Apetlon, Frauenkirchen, Halbturm, Andau und Thaden im Westen. Den Veränderungen in diesen Gemeinden ist kein allzu großes Gewicht beizumessen.

Wesentlich erschüttert wurde aber die Stellung der Deutschen in der dritten Gemeindengruppe, in welcher die Zahl der Deutschen sehr stark abgenommen, die der Madjaren aber meist noch stärker zugenommen hat. Diese Gemeinden, nämlich Wieselburg, Lutschen, Ungarisch-Kimling, St. Johann bei Wieselburg, Straß-Sommerein und Pamhagen liegen, mit Ausnahme des zuletzt genannten Ortes alle im Südostwinkel der Gespanschaft. Dort ist die deutsche Bevölkerung innerhalb der Jahre 1880 und 1900 von rund 12400 auf etwa 10200 gesunken.

1) Hier ist die stärkere Zunahme der Madjaren vor allem auf die vorwiegend madjarische Garnison zurückzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Wieselburg und auch Ungarisch-Altenburg, wo die Deutschen sogar die Mehrheit verloren haben, mögen auch die absoluten Zahlen in der folgenden Übersicht angeführt werden, soweit sie sich auf Deutsche und Madjaren beziehen:

	Wieselburg				Ungarisch-Altenburg		
	1880	1890	1900		1880	1890	1900
Deutsche	3743	3509	2948	Deutsche	2205	1875	1727
Madjaren	975	1094	2077	Madjaren	1016	1248	1805

Der Anteil der Deutschen ist demnach in Wieselburg von 76 v. H. auf 73 und 57 v. H. gesunken, jener der Madjaren von 20 v. H. auf 23 und 40 v. H. gestiegen. In Ungarisch-Altenburg sind die Deutschen von 64 v. H. auf 57 und 47 v. H. gesunken, die Madjaren aber, welche im Jahre 1880 erst 30 v. H. ausmachten, haben bei den folgenden Zählungen 39 und 49 v. H. erreicht. Dieses starke Vordringen des Madjarentums dürfte sich — von der Nähe der Sprachgrenze abgesehen — vor allem damit erklären, daß die beiden knapp nebeneinander liegenden Orte als Sitz zahlreicher Behörden und madjarischer höherer Schulen (Piaristengymnasium, Landwirtschaftliche Akademie) starken Zuzug von madjarischen Beamten, Lehrern, Schülern und Dienstboten erhielten, die mit ihren Familien die Stellung ihrer Nationalität verstärken. Auch muß hier wieder auf die eigentümliche Erscheinung hingewiesen werden, daß gerade der städtische deutsche Mittelstand eine ganz besondere Neigung zeigt, sich der herrschenden Nation anzuschließen[1]; in noch höherem Grade gilt dies von den Juden, die auch in den beiden Orten zahlreich wohnen und sich fast durchweg als Anhänger der Staatssprache bekennen. Auch in dem kleinen Fabriksort Lutschen bei Ungarisch-Altenburg sind die Madjaren vom Fünftel fast bis auf die Hälfte (42 v. H.) gestiegen. An diese Orte schließen sich Straß-Sommerein, wo die Madjaren seit 1880 von 7 v. H. auf 23 v. H., und St. Johann bei Wieselburg, wo sie von 9 v. H. auf 22 v. H. gestiegen sind. Bei Straß-Sommerein dürfte der Umstand, daß es Eisenbahnknotenpunkt ist, bei St. Johann die unmittelbare Nachbarschaft der madjarischen Gemeinde Wüst-Sommerein auf die nationale Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben sein. Auch in Ungarisch-Kimling, der am weitesten nach Osten vorgeschobenen deutschen Gemeinde auf der Kleinen Schütt, ist der madjarische Hundertsatz von 8 auf 31 gestiegen. Besonders starken Verlusten sind aber die Deutschen dort ausgesetzt gewesen, wo sie ohnedies nur eine Minderheit bildeten. Es handelt sich hierbei vor allem um die Gemeinde Leiden, in welcher im Jahre 1880 noch 34 v. H. Deutsche lebten. In den folgenden zwanzig Jahren hat sich die deutsche Bevölkerung fast auf die Hälfte vermindert (976 gegen 586!) und macht nur mehr 19 v. H. aus. Die schwächeren deutschen Minderheiten aber, die noch im Jahre 1880 in St. Nikolaus und Metschern bestanden, sind fast ganz verschwunden.

Außer in dem eben besprochenen Gebiet um Wieselburg weist nur noch die Gemeinde Pamhagen an der Sprachgrenze im Seewinkel einen bedeutenden Rückgang der Deutschen zugunsten der Madjaren auf. Im Jahre 1880 gab es dort fast gar keine Madjaren (3 v. H.), 1900 machten sie aber schon ein Fünftel der Gesamtbevölkerung (19 v. H.) aus.

Daß die Kroaten in der Parndorfer Insel von Madjaren und Deutschen stark zurückgedrängt werden, wurde bereits erwähnt. Hingegen haben sie ihre Stellung in den drei an der Kleinen Donau gelegenen Gemeinden Sarndorf, Pallersdorf und Kroatisch-Kimling trotz der Verstärkung des madjarischen Einschlages behauptet, weil der Anteil der Deutschen in diesen Orten gesunken ist.

Die im Laufe der letzten zwanzig Jahre eingetretenen besprochenen Veränderungen haben das Bild der Gespanschaft in der Sprachenkarte nicht unwesentlich beeinflußt. Denn im Jahre 1880 bildeten die deutschen Gemeinden des Heidebodens und Seewinkels ein fast ununterbrochenes Gebiet mit mehr als neun Zehnteln deutscher Bevölkerung, an dessen Stelle jetzt vielfach deutsch-madjarisch gemischte Gemeindegruppen getreten sind.

1) Von madjarischer amtlicher Seite wird diese Erscheinung wohl in gänzlicher Verkennung der wahren Ursachen folgendermaßen gekennzeichnet: „In der Provinzbevölkerung nehmen die Ungarn (Madjaren) nur zufolge der inneren propagativen Kraft (??) zu, unter der städtischen Bevölkerung bewirkt aber auch die ungarische (madjarische) Kultur (gegenüber der deutschen??) die Einschmelzung der fremden Elemente in den nationalen Körper mit glänzendem Erfolge." (Ung. Statist. Mitt., N. F. Bd. I: Ergebnisse der Volkszählung von 1890, S. 205*.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den Ergebnissen der natürlichen Bevölkerungsbewegung läßt sich dieser ganz entschiedene Rückgang von Deutschen und Kroaten nicht oder doch nicht hinreichend erklären. Denn auch in der Gespanschaft Wieselburg entspricht der Geburtenüberschuß im ganzen dem Anteile der einzelnen Nationen an der Bevölkerung. Die im Vergleich zu den Deutschen und Kroaten geringere Fruchtbarkeit bei den Madjaren wird durch deren geringere Sterblichkeit mehr als ausgeglichen, so daß sich schließlich ein nicht allzu bedeutender Vorsprung für sie ergibt. Dies zeigt die folgende Übersicht:

Durchschnitt 1900—05	Geburten				Sterbefälle				Geburtenüberschuß			
	deutsche	madjar.	kroat.	andere	deutsche	madjar.	kroat.	andere	deutscher	madjar.	kroat.	anderer
absolut	2139	955	306	60	1490	593	226	50	649	362	80	10
vom Hundert	61,8	27,6	8,8		63,1	25,1	9,6		59,0	32,9	7,3	
Gesamtbevölkerung vom Hundert	60,8	29,0	8,9		60,8	29,0	8,9		60,8	29,0	8,9	

Die Wanderziele der Wieselburger Bevölkerung sind ungefähr die gleichen wie jene der Landleute aus der Ödenburger Gespanschaft. Doch ist die Gespanschaft Wieselburg kein so ausgesprochenes Abwanderungsland wie die südlicheren Gebirgstäler Westungarns. Zwar strömen viele Tausende nach der fernen Landeshauptstadt und nach dem nahen Preßburg, dafür wandern aber auch aus den Gespanschaften Ödenburg, Raab und Preßburg, dem allgemeinen Wanderzuge von Norden nach Süden und vom Gebirge ins Flachland folgend, zahlreiche Menschen in die Gespanschaft. Im ganzen lebten in der Gespanschaft im Jahre 1900 11002 im übrigen Ungarn geborene Zivilpersonen, während umgekehrt 10372 geborene Wieselburger sich im übrigen Ungarn niedergelassen hatten; Zu- und Abwanderung halten sich also die Wage. Soweit sich aus der Herkunft der Zuwanderer auf ihre Nationalität schließen läßt, dürften sie sich auf Madjaren, Slawen und Deutsche mit etwa 7050, 2050 und 1900 Köpfen verteilen[1]). Die Einwanderung aus der madjarischen Raaber Gespanschaft und vom slowakischen Donauufer ist dabei ausschlaggebend. Die Einwanderung aus der Ödenburger Gespanschaft wird wohl überwiegend aus den Bezirken Kapuvar und Csorna herrühren. Während die nach Preßburg, nach Ofenpest und in andere madjarische Gegenden Abwandernden — überwiegend Deutsche — erfahrungsgemäß gar bald in der vorherrschenden Nationalität ihrer neuen Heimat aufgehen, bedeutet die Einwanderung aus dem übrigen Ungarn in die Gespanschaft eine wesentliche Stärkung der Madjaren und Slawen daselbst.

Auch der Wanderverkehr mit Österreich entzieht dem deutschen Volkstum der Gespanschaft viele Kräfte, ohne ihm hinreichenden Ersatz zu bieten. Im Jahre 1900 lebten in der Gespanschaft 1875 österreichische Staatsbürger[2]) (gegen 1922 im Jahre 1890), wogegen 9744 Wieselburger in Österreich, und zwar fast ausschließlich in Niederösterreich und etwa zur Hälfte in Wien, ihrem Erwerb nachgingen (gegen 7352 im Jahre 1890). Die österreichische Einwanderung erfolgte großenteils aus den Sudetenländern in die Industrieorte an der Leithagrenze.

Die überseeische Auswanderung ist zwar nach den Ausweisen sehr gering — sie schwankte seit 1903 zwischen 214 und 462 jährlich —, dürfte aber in Wirklichkeit viel größer sein, da vielfach, um den von der Behörde in der Meinung, dadurch die Auswanderung einzudämmen, erhobenen Schwierigkeiten zu entgehen, Österreich als nächstes Ziel vorgeschoben wird. Tatsächlich spielt sie unter den deutschen Wieselburger Bauern schon seit langem eine nicht unbedeutende Rolle.

Alles in allem werden durch die Wanderbewegung die Deutschen geschwächt, der madjarische Einschlag aber und die der Madjarisierung wenig Widerstand leistenden slawischen Volkssplitter verstärkt.

Das Elementarschulwesen liegt fast ganz in den Händen der Konfessionen. Im Schuljahre 1905/06 gab es in der Wieselburger Gespanschaft 84 alltägige Elementarschulen, von welchen genau die Hälfte nur madjarisch ohne Benutzung einer fremden Hilfssprache unterrichteten; in 33 Schulen bedienten sich die Lehrer zum Unterricht der deutschen oder kroatischen Kinder einer Hilfssprache, acht (evangelische) Schulen unterrichteten madjarisch-deutsch, eine Schule in allen drei Sprachen.

1) Daß es sich hier nur um eine rohe Schätzung handelt und wie sie zustande kam, wurde bereits im zweiten Abschnitte hervorgehoben.

2) Gebürtige Österreicher 2260.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit der Schaffung des neuen Schulgesetzes hat sich jedoch in diesen Verhältnissen vieles, und zwar zuungunsten der deutschen und kroatischen Unterrichtssprache, geändert. Hören wir hierüber ein Urteil von berufenster Seite: Der königliche Schulinspektor der Gespanschaft Wieselburg berichtet am 3. August 1908 an den Gespanschaftsausschuß: „Die segensreiche Wirkung des neuen Gesetzes ist in der Entwicklung unserer Schulen überall sehr zu empfinden. Aber besonders wertvoll und im madjarischen Interesse köstlich ist jene Wirkung des neuen Gesetzes, die es auf die Unterrichtssprache unserer Schulen ausübt. Kaum ist ein Jahr verflossen seit dem Inslebentreten des neuen Gesetzes und die Unterrichtssprache unserer sämtlichen Volksschulen ist Madjarisch geworden. In der Muttersprache wird bloß die Religion und von der dritten Klasse an das Lesen und Schreiben unterrichtet, die übrigen Gegenstände werden ausschließlich madjarisch unterrichtet. Ja es gibt in deutschen und kroatischen Gemeinden auch solche konfessionelle Schulen, in denen auch schon der Religionsunterricht madjarisch geschieht."

Da eine Abschaffung der einmal eingeführten madjarischen Unterrichtssprache während der Geltung des neuen Gesetzes ausgeschlossen ist, ist die Volksschule der zu sieben Zehnteln nichtmadjarischen Gespanschaft auf absehbare Zeit der Madjarisierung verfallen.

Auch das höhere Schulwesen ist längst schon madjarisch geworden.

Das Vordringen der Madjaren in der Gespanschaft Wieselburg und insbesondere auch der Einfluß der madjarischen Schulen zeigt sich deutlich im Altersaufbau der Bevölkerung. In den jüngeren Altersklassen und namentlich unter der schulpflichtigen oder der Schule eben entwachsenen Jugend sind die Madjaren mit 28,5 v. H. bis 33,6 v. H. vertreten, während sie unter den älteren Leuten von über vierzig Jahren nur mehr ein Viertel, unter den über Sechzigjährigen gar nur ein Fünftel ausmachen. Bei den Deutschen zeigt sich die umgekehrte Erscheinung.

In kirchlicher Beziehung gehört die Gespanschaft zum Bistum Raab. Die Kirchensprache der katholischen Kirche richtet sich im allgemeinen nach der Nationalität der Pfarrkinder, ist also in den deutschen Gemeinden fast ausschließlich die deutsche. Deutsch und Kroatisch nebeneinander werden in den Gemeinden der Parndorfer Insel, in Potzneusiedl, Kittsee und bezeichnenderweise noch in Karlburg angewendet. In Ungarisch-Altenburg, Neusiedl, Leiden usw. tritt neben das Deutsche noch das Madjarische, das aber z. B. in Wieselburg selbst fehlt[1]).

In den Sprachkenntnissen der Bevölkerung kommt das national stärker gemischte Wesen der Gespanschaft deutlich genug zum Ausdruck. Von der nichtmadjarischen Gesamtbevölkerung sprach im Jahre 1900 ein Viertel (24,8 v. H.) auch Madjarisch (gegen ein Fünftel zehn Jahre vorher). Dabei war die Kenntnis der Staatssprache bei Deutschen und Kroaten ziemlich gleich stark verbreitet. Unter den Deutschen beherrschten sie 13813 oder 25,3 v. H., also ein viel größerer Teil als bei den Ödenburger Deutschen, unter den Kroaten 1741 oder 21,7 v. H. Die größte Verbreitung hat die madjarische Sprache natürlich unter den Deutschen des Altenburger Bezirkes gewonnen, wo fast jeder zweite Deutsche ihrer mächtig war, weniger Eingang hat sie unter den Bewohnern des geschlossenen deutschen Sprachgebietes der Bezirke Ragendorf (20 v. H.) und Neusiedl (16 v. H.) gefunden. Nur in einigen deutschen Gemeinden an den Westgrenzen der Gespanschaft war sie mehr als neun Zehnteln der Bevölkerung fremd geblieben, im mittleren Teil des deutschen Gebiets und in den kroatischen Inseln wurde sie von einem Zehntel bis einem Viertel, in der Umgebung der beiden Hauptorte sogar von mehr als der Hälfte der deutschen Bevölkerung gesprochen.

Aber auch die Madjaren sind durch die stärkere nationale Mischung der Bevölkerung genötigt, sich die deutsche Sprache anzueignen; sie wurde von einem Drittel unter ihnen gesprochen. Hingegen war die Verbreitung des Kroatischen unter den anderen Nationalitäten ebenso wie in der Gespanschaft Ödenburg sehr gering.

Im ganzen zeigt die Gespanschaft Wieselburg bei entschiedenem Übergewicht des deutschen Elementes eine viel stärkere gegenseitige Durchdrigung ihrer Nationalitäten als die Gespanschaften Ödenburg und Eisenburg und damit in Verbindung auch eine stärkere Beweglichkeit der nationalen Grenzen. Daß die Bodengestaltung der Gespanschaft auf diese Erscheinung nicht ohne Einfluß geblieben ist, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

1) Nach dem Diözesanschematismus 1906.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Engadiner Auswanderung nach Deutschland.

Von

Dr. **Wilhelm Groos** in Konstanz.

Ein Einwanderer aus Deutschland in das Engadin gibt den Anlaß und den Stoff zu dieser Besprechung. Zu meinen völkischen Wanderfahrten in Graubünden hatte ich mich seit Jahren jeweils durch das Buch „Graubünden" von Dr. E. Lechner (Chur 1903) vorbereitet, im Winter v. J. aber bei einem Erholungsaufenthalt im Engadin es versehentlich zu Hause gelassen und in meinem Standort Bevers nicht bekommen können. Die Wirtin der Pension Beverin wies mich an den Verfasser selbst, der als Dekan a. D. in Celerina wohne. Ich fand in ihm einen trotz seiner 84 Jahre noch körperlich und geistig rüstigen, nur schwerhörig gewordenen Mann, von dem ich bei wiederholtem Besuche manches Neue über das Engadin und seine Bewohner hörte, über seine Person selbst aber, daß er, einem Nürnberger Geschlecht entstammend, in Leipzig Student und Burschenschafter gewesen (vor 1848) und, der Reaktionszeit aus dem Wege gehend, durch Studienfreunde in den Kirchendienst des Kanton Graubünden gekommen sei, wo er nacheinander in Rufenen deutsch, in Celerina romanisch, in Stampa (Bergell) italienisch und schließlich in Thusis wieder deutsch zu predigen hatte. Er ist es, der durch seine Schriften sein neues Heimatland in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, und er war gerade wieder an einer solchen Arbeit. Sie liegt nun vor mir: „Auswanderung der Engadiner", Samaden 1909, Verlag der Engadin Preß Comp., und aus dem, was sie bringt und was ich von ihm und anderen reformierten Geistlichen des Engadin gehört, sei nachstehend das auf Deutschland Bezügliche herausgehoben! —

Der Leser erinnert sich K. F. Meyers Prädikanten Fausch, der von der Protestantenmordnacht im Veltlin nach Venedig flüchtete und dort eine Schenke auftat — damit ist ein Hauptziel der früheren Auswanderung aus dem Engadin angedeutet, doch nicht der ursprüngliche Hauptzweck; er war ein anderer im Anfang.

S. 6. „Einen großen Teil der Jugend lockte das ausländische Gold, der Werbetrommel zu folgen, denn in Frankreich, Italien, Österreich, Spanien, England, Holland und in den Republiken Venedig und Genua standen oder stritten Söldnerregimenter ... Neben dem Fremdendienst hatte sich schon seit längerer Zeit eine friedliche Auswanderung mit gewerblicher und handelsgeschäftlicher Tätigkeit entwickelt. Ihr erstes Ziel war Venedig. — Das venetianische Gebiet zog sich herauf bis ans Veltlin (das von 1512 bis 1797 bündnerisches Untertanenland war). Zu Anfang des 14. Jahrhunderts sollen schon mehr als 1000 Bündner im Venetianischen periodisch angesiedelt gewesen sein."

S. 19. „Seitdem den Bündnern 1707 das Venetianische verschlossen worden war, suchten sie für ihre Tätigkeit neue Gebiete, indem sie Europa durchwanderten und auch über das Weltmeer zogen. Und statt daß sie bis jetzt mehr das Schusterhandwerk getrieben hatten, verlegten sie sich nun fast alle auf Zucker- und Pastetenbäckerei, die Likörfabrikation und die Kaffeesiederei. Man darf annehmen, daß diese Industrie bereits seit 1730 bahnbrechend an öffentlichen Orten offene Läden eingerichtet hatte, vornehmlich in Ober- und Unteritalien, in Frankreich, Deutschland, Polen und Rußland ..."

S. 20. „Im Norden scheinen große Geschäfte von 1730 an entstanden zu sein; es werden die Städte Magdeburg, Halle, Leipzig (wo das Bonorandsche Geschäft im vordern Rosental 1883 sein hundertjähriges Jubiläum feierte), ferner Gera, Dresden, Berlin, Breslau u. a. genannt. Schnell hatten sich dann diese Läden über ganz Deutschland ausgebreitet ... massenhaft seien zunächst die Oberengadiner fortgezogen in aller Herren Länder hinaus, langsamer und weniger zahlreich seien die Unterengadiner gefolgt, nachher Leute aus allen Talschaften, um schneller Reichtum zu erwerben."

S. 21. „Die Konditoren hießen in Deutschland „Schweizer", das war gleichbedeutend; ebenso in Frankreich „Suisses" und in Italien „Svizzeri". (Möglicherweise hing das damit zusammen, daß sie damals durch den im Jahre 1803 endgültig vollzogenen Anschluß Graubündens an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eidgenossenschaft eben Schweizer geworden waren.) Und was ihre Kleidung betrifft, so weist die graue Zuckerbäckerjacke hin auf den Tschopen der grauen Buren und auf das graue Wams der Reisläufer.

Bereits im 16. Jahrhundert hatte aber auch die kommerzielle oder merkantile Auswanderung begonnen im Zusammenhang mit dem Welthandel von Venedig und Augsburg. Vorwiegend gehörten Bank- und Speditionswesen sowie Seidenhandel zu den von bündnerischen Kaufleuten betriebenen Geschäften ..."

Von solchen werden in der Arbeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf deutschem Sprachboden benannt: Corsa von Silvaplana und Robbi von Sils in Preußen, Fabio de Prevosti von Vico Soprano in Riga, zugleich dortiger bündnerischer Resident, und zu Triest die Familie Ganzoni von Celerina.

S. 25. „In neuerer Zeit wurden von Engadinern und anderen Bündnern größere Hotels übernommen oder gegründet diesseits und jenseits des Ozeans ..."

In Schams sei im Jahre 1807 die Zahl der Fortgezogenen auf mindestens 200 gestiegen, die ersten hätten sich nach Deutschland gewendet ...

S. 29. „Möglichst früh traten die jungen Leute ihre Wanderung an, d. h. sobald sie konfirmiert waren ..., ärmeren Aspiranten schickten Verwandte aus der Ferne zuweilen das Reisegeld, wovon vielleicht die Hälfte erstattet bzw. abverdient werden mußte. Am besten waren natürlich diejenigen Knaben daran, welchen bei Verwandten oder zuverlässigen Bekannten die Aufnahme in sicherer Aussicht stand. Zu jener Zeit, wo an Eisenbahnen und Dampfschiffe noch nicht gedacht wurde, unternahmen einige die Reise nach vorgezeichneter Route ganz allein, bald in Begleitung eines erfahrenen Mannes, und zogen zu Fuß in die große Welt hinaus ..."

S. 30. „Manche Wanderung nahm beinahe einen Monat in Anspruch. Ein rüstiger junger Bursche z. B. brauchte einmal vom Engadin aus zur Fußreise nach Berlin 27 Tage. Ebenso lange war auf der gleichen Tour ein Bergeller mit Frau und Kind mit eigenem Einspänner unterwegs. Auf die Reise wurden in der Regel Lebensmittel mitgenommen, etwa Würste oder gedörrtes Fleisch, damit man billiger durchkomme und zugleich kräftige Nahrung habe ..."

S. 31. „Nächst dem Fleiße und der Redlichkeit schätzte man stets die Sparsamkeit, wozu die jungen Leute ... angeleitet wurden."

S. 34. „Obgleich die auswandernden Söhne Rätiens für dasjenige Land, in welchem sie jahrelang gearbeitet und erlangt haben, was sie wünschten, fast immer Sympathie hegen werden, naturalisierten sie sich daselbst nicht oft; denn beständig schwebte vor ihren Augen als Ziel die Heimkehr nach gemachtem Glücke. Diese Sehnsucht hat auch romanische Lieder von Engadiner Dichtern hervorgerufen, die zum Teil so wertvoll sind wie die des klassischen deutschen Lyrikers Gaud. Salis, der ‚rätischen Nachtigall'."

S. 35. „Das durch jahrelangen Fleiß erworbene Vermögen und die angedeuteten Einkünfte haben vielen einen gewissen Aufwand gestattet, zunächst den Bau eines stattlichen Wohnhauses an der Stelle einer Hütte und was sich daran anschloß. Das waren nicht vereinzelte Erscheinungen, ganze Ortschaften sind auf jene Weise verschönert worden. Wenn ein Fremder in eine Wohnstube kommt, so sagen es ihm vielleicht schon die Bilder an der Wand, z. B. von Rom oder Nizza, von Königsberg oder Kopenhagen, an welchem Orte der betreffende Besitzer in jungen Jahren gearbeitet und gespart hat ..." —

Noch manche Beziehungen zu Deutschland aus dem Engadin und benachbarten bündnerischen Tälern finden sich in dem Schriftchen Lechners verzeichnet:

S. 42 wird erzählt, wie ein früherer Stammgast in dem höchstgelegenen Fextale den greisen Gaud. Soldan aufsuchte, der mit Baptist Mölz von Madulein viele Jahre das besonders von Studenten besuchte Café national in Leipzig geführt hatte.

S. 43 nennt unsern Dichter Platen als Hausfreund der Celeriner Familie Frizzoni in Bergamo, von der ein Nachkomme 1887 eine neue volkstümliche Auswahl der Gedichte Platens in Stuttgart erscheinen ließ.

Nach S. 44 stammt von Ponte Camogask die Familie von Albertini, die den Herrnhutern einen Bischof und Dichter gab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

S. 46, 48, 49, 51 ist neben der Auswanderung aus dem Engadin auch die aus andern Bündnertälern behandelt: „Von den 500 Einwohnern Fetans befanden sich vor einem Jahrhundert in die 70 in Italien, Frankreich oder Deutschland, die meisten in Triest. — Auch das Bergell stellt eine Reihe von Handelsgeschäften, Pomatti, Spargnapani, Giovanoli von Castasegna und Soglio waren in Magdeburg und Berlin Namen süßen Klanges, ebenso Boldini von Borgonovo in Dresden ..."

Aus dem Albulatale ging einst einmal eine starke Auswanderung nach Prag, Wien, Amsterdam, die aber längst aufgehört hat. Geschlechtsnamen aus dem Davoser Tale sollen u. a. sich noch in Köln finden, aus dem Prätigau auch in Hamburg. Aus den Tälern Misox und Calanca trieb seit langem ein Drittel der Bevölkerung Glaserei, Flachmalerei, Spezerei und Bijouteriewarenhandel außer in Frankreich in Österreich und Bayern.

S. 72 erzählt, wie Joh. Josty von Madulein und zwei Genossen es im Jahr 1796 in Berlin gewagt, mit geringer Barschaft einen Laden unter der Firma Josty u. Komp. an der Stechbahn einzurichten. Die Mitbegründer hießen Andreas Ponz von Sils und Jakob Zamboni von Bevers; es schloß sich noch Chr. Pedolin von Chur an. Das Geschäft ging so gut, daß bald zur Konditorei auch eine Bierbrauerei kam. „Als 1864 zu Berlin bauliche Veränderungen stattfanden, bezog die Firma ein Gesellschaftslokal mit Garten am Potsdamer Platz, wo sie noch heute in Blüte steht." (Ein Zweiggeschäft hat diese auch in Charlottenburg, Joachimstalerstraße.)

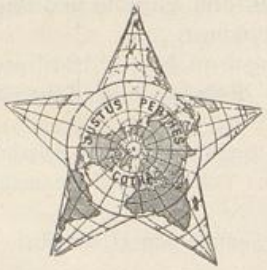
S. 77 erinnert an das in Leipzig seit 1876 ausgestorbene Geschlecht des Georg Kintschy aus Davos. „Diese Firma wurde 1823 in Leipzig aufgetan. In diesem Jahr war Kintschy Bürger der Stadt geworden, um sich daselbst als Schweizerbäcker etablieren zu dürfen. Er besaß im Innern der Stadt einen geräumigen, gut besuchten Laden, richtete aber auch in freier, idyllischer Lage unter den uralten Eichen ein Sommergeschäft ein. Zuerst nannte man es das ‚Schweizerhüttchen', dann, als es sich nach Jahren in einen schmucken Bau verwandelt hatte, Schweizerhäuschen." —

S. 83 ff. wird der Lebenslauf des aus dem Dorfe Masein stammenden Anton Feltscher erzählt, der 1825 in Riga geboren, in Zürich und Hamburg aufgewachsen, durch Schillers dramatische Werke der Bühne zugeführt wurde und dessen Name durch tüchtige Leistungen in Heldenrollen zu Schwerin, Freiburg in Baden, am Kaiserlichen Hoftheater in Petersburg und am Deutschen Landestheater in Prag seinerzeit einen guten Klang hatte. —

Wie im allgemeinen, ist auch die Auswanderung aus dem Engadin nach Deutschland allmählich ins Stocken gekommen, eine zeitweise Masseneinwanderung in das Engadin, besonders Oberengadin nun an die Stelle getreten, zu welcher das deutsche Volk einen Hauptteil stellt durch den Fremdenverkehr, zuerst mehr nur von Durchreisenden, dann in immer steigendem Maße von Sommer- und dann auch von Wintergästen.

Die durch das Hotelwesen gewaltig gesteigerte Bautätigkeit führt anderseits Tausende von italienischen Maurern und Erdarbeitern bei, von denen manche auch ansässig werden. — Graubünden mit dem Engadin ist eines der wenigen Gebiete, in welchen die deutsche Sprache Fortschritte macht, auch die frühere Auswanderung nach Deutschland hat daran mit ihren Anteil. Möge die Art des Ausbaues der Rätischen Bahn — vom deutschsprachigen Norden her und hoffentlich bald auch den Inn abwärts zum Anschluß an die Tiroler Bahn — dazu beitragen, daß diese Entwicklung nicht durch andere Einflüsse — internationale und italienische — unterbrochen und gestört werde!

Justus Perthes' erstes Verlagszeichen (Nordpolar-Sternprojektion von G. Jäger und A. Petermann).



Titelbild von „Petermanns Geogr. Mitteilungen" (Herausgeber: Prof. Paul Langhans).

Abb. 20 u. 21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes in Gotha

Die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha
von der Friedrichsallee gesehen (im Mittelgebäude die Schriftleitung der »Deutschen Erde«)

Justus Perthes' erste Wandkarte zu Beginn der Flottenbewegung
nach Art der britischen »Navy League Map« (erschien zuerst 1900; neueste Auflage 1909)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Deutschtum in Japan.

Von
Prof. K. Alberti in Tokio.

Als am 8. September 1860 der preußische Gesandte Graf Friedrich zu Eulenburg im Namen der Zollvereinsstaaten und der drei Hansestädte ebenfalls einen Platz im Reiche der aufgehenden Sonne beanspruchte, ahnte wohl niemand, daß das damalige kleine Inselreich einmal zu einer achtunggebietenden Stellung im Kreise der Großmächte gelangen werde und daß es einmal selbst zu einer Großmacht emporwachsen würde, mit der man, soweit es sich um asiatische Verhältnisse handelt, zu rechnen habe. Damals waren es wohl mehr handelspolitische Erwägungen, die zur Absendung jener Gesandtschaft im Jahre 1860 nach Ostasien veranlaßten, denn schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte in den Zollvereinsstaaten und den Hansestädten der Wunsch, mit den Ländern Ostasiens in Handelsbeziehungen zu treten. So wurde nach einer Mitteilung des Konteradmirals a. D. Köster, der an jener Expedition als Unterleutnant teilnahm, damals in Erwägung gezogen, eine große Handelsgesellschaft zu gründen, die in Singapur ihren Sitz und ihre Niederlassung haben und ihre Handelsbeziehungen bis nach China ausdehnen sollte. Leider lagen aber die Verhältnisse für Deutschland bzw. Preußen und den Zollvereinsstaaten höchst ungünstig, und ganz besonders waren es die noch vollständig unzulänglichen Schiffahrtsverhältnisse, die jenen Plan zu Wasser werden ließen. Erst als 1848 England auch den Schiffen anderer Nationen seine ostindischen Häfen freigab, änderte sich die Lage zum bessern; ein vollständiger Aufschwung war aber erst 1851 festzustellen, und zwar nach der Weltausstellung zu London, durch die ein besserer Anschluß der Völker hervorgerufen wurde und freiere Anschauungen Platz zu greifen begannen, als deren weitere Folgen in Verbindung mit der zunehmenden Bevölkerung und den dadurch gesteigerten Bedürfnissen ein lebhafterer Handelsverkehr und ein Durchbrechen des Unternehmungsgeistes nach allen Richtungen hin eintrat. Da waren es nun natürlich hauptsächlich die Küstenländer des Großen Ozeans, auf die sich die Blicke der Handelswelt lenkten, vor allem aber nach China, wo sich die Engländer festgesetzt hatten. Dadurch wurde auch Japan, das sich jahrhundertelang von der Außenwelt gewissermaßen abgeschlossen hatte, in Mitleidenschaft gezogen und gezwungen, seine Abgeschlossenheit aufzugeben, und in den Jahren 1858/59 gelang es allen in Ostasien vertretenen Mächten, die Öffnung einiger japanischer Häfen für den Handelsverkehr und den Abschluß von Handelsverträgen zu erlangen.

Da waren es nun auch tatkräftige unternehmungslustige Vertreter des deutschen Handels, die den Vorteil erkannten und ebenfalls auf Japan ihr Augenmerk richteten; sie zögerten denn auch nicht lange, und obgleich sie den Schutz eigener Verträge und Konsulen usw. entbehren mußten, gelang es ihnen doch, auch hier festen Fuß zu fassen und ihren Handelsverkehr auszudehnen.

Die Solidarität der europäischen Mächte gegenüber den asiatischen Völkern nötigte natürlich die vertretenen Mächte, vorkommendenfalls sich auch der Deutschen anzunehmen, obgleich sie es sicherlich nicht gern taten. Selbstverständlich war ein solcher Zustand auf die Dauer unhaltbar, und ganz besonders war es das plötzliche Emporschnellen des deutschen Handels in Ostasien, das die Eifersucht der andern Mächte erregte und die Stellung der deutschen Handelswelt hier zu einer so ungemein schwierigen machte, daß die preußische Regierung sich endlich Mitte 1859 entschloß, eine Sondergesandtschaft zur Abschließung von Handels- und Schiffahrtsverträgen für die Zollvereinsstaaten, die Hansestädte und sich selbst nach Japan, China und Siam zu entsenden.

Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, all die Schwierigkeiten zu schildern, die sich diesem Ziele entgegenstellten, bis es endlich nach fünfmonatigen Verhandlungen dem zähen Standhalten des Grafen Friedrich zu Eulenburg gelang, am 24. Januar 1861 die Unterzeichnung der Verträge zunächst nur für Preußen durchzusetzen, die dann erst 1869 auf die übrigen Staaten und die Hansestädte ausgedehnt werden konnten.

Heute nun, nach 50 bzw. 58 Jahren, welch anderes Bild!

Damals das an Wirren und politischen Verwicklungen kranke, von der übrigen Welt abgeschlossene kleine Japan; heute das kraftstrotzende, zur Großmacht gereifte Kaiserreich Japan, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bündnis-, Schutz- und Trutzverträge mit anderen Großmächten abschloß und abschließt und seinen Fuß dem starken Bären Rußland stolz in den Nacken setzte.

Und wir Deutsche darin?

Nun ich kann wohl mit Recht und Stolz sagen, viel, vieles, das Japan zu seiner heutigen Großmachtstellung verhalf, verdankt es deutscher Tatkraft, deutschem Wissen und deutscher Zucht; daß dies von jedem einsichtsvollen japanischen Politiker anerkannt wird, ist trotz gegnerischer Hetzversuche — denn uns Deutschen hat es ja nie an Neidern und Gegnern gefehlt — zweifellos; dies erklärte auch der im Oktober v. J. ermordete Fürst Ito; und die »Seoul Press«, das amtliche Organ der früheren japanischen Generalresidentur in Korea, schrieb kürzlich u. a.: „Japan verdankt Deutschland sehr viel. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Großbritannien hat keine westliche Nation so viel zum Wachstum Japans beigetragen wie das große europäische Kaiserreich. Besonders viel verdankt ihm Japan in wissenschaftlicher sowie in militärischer Hinsicht. Die meisten Professoren, die heute die wichtigsten Lehrstühle der japanischen Universitäten inne haben, haben ihre endgültige Ausbildung auf den deutschen Universitäten erhalten. Zumal auf dem Gebiete der Medizin hat uns Deutschland unschätzbare Dienste geleistet, denn mit nur zwei Ausnahmen haben alle hervorragenden Mediziner Japans ihre Studien in Deutschland vollendet. Von Deutschlands Einfluß auf die japanische Armee wird sogar gesagt, daß Japans Siege über Rußland auf ihn zurückzuführen seien. Tatsache ist, daß fast alle höheren Offiziere, die im letzten Feldzuge verantwortliche Stellungen bekleideten, Schüler des bekannten Generalmajors Meckel gewesen sind. Dem Unterricht dieses fähigen deutschen Offiziers verdankt die japanische Armee ihre durchgeführte Reorganisation, die sich so glänzend auf den mandschurischen Schlachtfeldern bewährt hat. — Japan und Deutschland sollten innige Freunde sein!" — Diese Worte aus dem Munde des hervorragendsten Japaners, „des japanischen Bismarcks", wie er hier genannt wird, sind wohl der beste Beweis, daß wir Deutsche es verstanden haben, unsern Platz im „Sonnenlande" nicht nur zu behaupten, sondern ihn auch ganz gehörig zu festigen, dazu diente und dient uns noch heute vor allem unsere deutsche Sprache, deren Studium hier eine Verbreitung hat, über deren Umfang man daheim in Deutschland fast ganz im unklaren ist. Während die allgemeine Handelssprache hier die englische ist, spricht und versteht die gesamte wissenschaftliche Welt Japans Deutsch, und alljährlich sendet die japanische Regierung wohl mehrere hundert wissenschaftlich gebildete Personen nach Deutschland, um dort ihre Ausbildung zu vollenden, abgesehen von den zahlreichen Japanern, die aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten nach Deutschland reisen, um sich dort fortzubilden; besteht doch sogar in Deutschland und Japan eine deutsch-japanische Gesellschaft, „Wa-Daku-Kai" genannt, deren Sitz in Berlin ist und die als Hauptzweck das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Wissenschaften hat. Schon im Jahre 1902 hielt in dieser Gesellschaft in Berlin der jetzt verstorbene Professor an der Adelsschule in Tokio, Jintaro Omara, einen interessanten Vortrag über die Entwicklung der deutschen Sprache in Japan, auf den hier natürlich nicht näher eingegangen werden kann, in dem aber die Wichtigkeit und die Notwendigkeit des Studiums der deutschen Sprache für den Japaner betont wurde. Ganz besonders aber waren und sind es die Mediziner, die die deutsche Sprache erlernen und wie schon im Anfang gesagt, alle — mit nur zwei Ausnahmen — haben ihre endgültige Ausbildung in Deutschland gesucht und gefunden; denn es ist unter den japanischen Ärzten zur herrschenden Meinung geworden, daß die deutsche Medizin in der ganzen Welt nicht ihresgleichen finde, daß man also nur durch ihr Studium etwas Tüchtiges zu leisten vermöge. So ist es gekommen, daß die deutsche Sprache hier in den meisten höheren Schulen obligatorisch ist, vor allem ist es das Seminar für fremde Sprachen, die Adelsschule, die Kriegsakademie, die Offiziersschule, Kadettenschulen Artillerie-Pionier-Schule, selbst die Reitschule und insbesondere natürlich die Universität, in der nicht nur die deutsche Sprache, sondern überhaupt alle deutschen Wissenschaften sehr eifrig betrieben werden, in allen Fakultäten werden fast ohne Ausnahme deutsche Bücher gelesen und deutsche Professoren angestellt. Besonders ist dies bei der medizinischen, juristischen und literarischen Fakultät der Fall. Selbst bei der technologischen und naturwissenschaftlichen Fakultät wird die deutsche Wissenschaft neben der englischen gepflegt. Die medizinische Fakultät, welche den Ruf hat, die fortgeschrittenste zu sein, ist seit ihrer Einrichtung fast ganz von deutschen Professoren geleitet worden und ganz nach deutschem Muster durchgeführt. Vorlesungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden selbst von japanischen Professoren in deutscher Sprache gehalten. In der juristischen Fakultät ist ebenfalls ein deutscher Jurist angestellt, der als Vertreter der deutschen Rechtswissenschaft den Studenten den Geist derselben einzuprägen sucht. In Literatur, Nationalökonomie usw. unterrichten ebenfalls mehrere deutsche Professoren, ebenso in Philosophie, Geschichte usw. Da so auf der Universität die deutschen Wissenschaften getrieben werden, ist es selbstverständlich, daß letztere in den Vorschulen, den Hochschulen mit allem Eifer gelehrt wird. Daneben besteht noch eine selbständige Schule, die des vor etwa 29 Jahren unter Beihilfe des Fürsten Ito gegründeten Vereins für deutsche Wissenschaften in Tokio, die im Jahre 1884 eröffnet wurde und heute über tausend Schüler hat. Nicht unerwähnt soll die Theologische Schule in Tokio bleiben, die von dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein errichtet ist und wo neben den theologischen Studien auch die deutsche Sprache gelehrt wird; aus dieser Schule sind viele tüchtige japanische Theologen hervorgegangen, die, mit gründlichen Kenntnissen der deutschen Sprache versehen, zur Förderung derselben nicht wenig beigetragen haben. Am besten wird das Überwiegen der deutschen Sprache wohl dadurch bewiesen, daß von den 86 Ausländern, die im letzten Jahre an den höheren Lehranstalten Japans unterrichteten, 31 Deutsche sind, während nur 19 Engländer, 16 Amerikaner, 6 Franzosen, 4 Chinesen, je 2 Schweizer, Spanier, Russen und je ein Belgier, Italiener u. a. sind.

Auch an öffentlichen Organen, Zeitungen, fehlt es nicht, die der Pflege der deutschen Sprache dienen, und zwar ist es die von Japanern herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Sprache in Japan", die jetzt im zwölften Jahrgang steht. Neben dieser haben viele japanische wissenschaftliche Zeitschriften, so besonders „Die medizinische Wochenschrift", „Die japanische Ärztin" usw. einen deutschen Teil. Das Hauptblatt für Japan, das neben der Pflege der deutschen Sprache, auch die deutschen Interessen vertritt, ist die wöchentlich in Jokohama, jetzt im achten Jahrgang erscheinende „Deutsche Japan-Post", die seit dem Herbst 1909 zweisprachig — deutsch und japanisch — erscheint; auch diese Zeitung hat neben den deutschen Lesern einen großen Abonnentenkreis unter den Japanern und ganz besonders unter den Studenten, die damit zugleich auch unsere politischen Anschauungen usw. kennen lernen.

Daß es in Japan auch nicht an deutschen Vereinen mangelt, ist selbstverständlich; da ist zunächst der schon vorhin erwähnte Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, der neben seinen Zielen auf religiösem Gebiete sich die Pflege des Deutschtums unter den Japanern besonders angelegen sein läßt, „Die katholische Mission" widmet sich lediglich ihren religiösen Obliegenheiten. Die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens besitzt in Tokio 62, in Jokohama 80 und im übrigen Japan 60, zusammen etwa 200 Mitglieder, der Deutsche Schulverein in Jokohama zählt deren 79, die evangelische Gemeinde in Jokohama hat 51 Mitglieder. Auch in Kobe wurde im letzten Jahre ein Deutscher Schulverein und eine deutsche Schule ins Leben gerufen. Viele Mitglieder zählt die Deutsche Gesellschaft in Jokohama, der auch die in Tokio wohnenden Deutschen angehören. Neben diesen sich dem allgemeinen Deutschtum widmenden Vereinen gibt es natürlich noch eine größere Anzahl verschiedenen Charakters so der Deutsche Männer-Gesangverein in Jokohama, ein solcher in Kobe und andere. Auch an deutschen Konzerten fehlt es hier nicht, steht doch die japanische „Akademie für Musik in Tokio" unter Leitung eines deutschen Professors, der von Zeit zu Zeit außer den Konzerten der Akademie auch solche in Jokohama veranstaltet. Daß der Deutsche Sprachverein in Japan allein über 1000 Mitglieder — Deutsche und Japaner — zählt, sei hier ebenfalls erwähnt.

Was nun unsern deutschen Handel betrifft, so glaube ich, ist der deutsche Kaufmann mit seinen Erfolgen sehr zufrieden, denn im allgemeinen hat sich die Einfuhr deutscher Waren in Japan in den letzten Jahren mehr als verdoppelt. Während es in früheren Zeiten hauptsächlich Portugiesen waren, die mit Japan Handel trieben, denen sich die Holländer zugesellten, gelang es bis Anfang der sechziger Jahre den Amerikanern und Engländern, die Oberhand zu gewinnen, denen der nun auftretende deutsche Handel ganz erheblich Abbruch tat, denn der Deutsche verstand es, dank guter und doch billiger Waren, hier bald eine beachtenswerte Stellung einzunehmen und zu festigen, so daß nach der amtlichen Statistik vom Jahre 1908 die Einfuhr deutscher Waren in Japan etwa 102,4 Mill. M. betrug, während sie im Jahre 1903 nur 56 Mill. M. und im Jahre 1902 sogar nur 49,8 Mill. M. erreichte. Auch der Schiffsverkehr mit Japan ist natürlich dementsprechend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestiegen, denn 1875 liefen in japanischen Häfen deutsche Dampfer mit 1589 Tonnengehalt ein, 1888 waren es schon 214757, 1899 531547, 1903 1268466 und 1908 sogar 4734487 Tonnengehalt. Diese Zahlen zeigen mehr als Worte es vermögen, welchen Aufschwung der deutsche Handel mit Japan genommen hat.

In keinem Verhältnis zu diesen Zahlen steht die Zahl der Deutschen in Japan, die 1902 nur etwa 554 betrug, während sie heute ungefähr 800 erreicht haben wird. Quantitativ fällt diese Zahl eigentlich gar nicht ins Gewicht, wohl aber, wie meine vorstehenden Ausführungen ergeben haben werden, qualitativ, weil eben der größte Teil der Deutschen aus Lehrern, Erziehern usw. besteht, deren Wirken mittelbar oder unmittelbar den praktisch nationalen reichsdeutschen Interessen dient und nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Gesamtheit im Deutschen Reiche zugute kommt, denn gerade die Verbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist es, die für unseren Handel und Industrie, unsere politischen Beziehungen, unsere Kunst und Wissenschaft und damit für die gesamte deutsche Kultur von größtem Einfluß ist. Deshalb kann man wohl den Worten des Prof. Dr. Schröders von der Kölner Handelshochschule, die er in einer Vorlesung über englische Literatur und Geschichte aussprach, voll und ganz beipflichten, nämlich, daß jeder Deutsche keine höheren Ideale kennen sollte, als das, ein echter Deutscher zu sein, deutsch zu denken und deutsch zu handeln, daheim wie im Auslande, nicht fremden Götzen zu huldigen und den eigenen Wert nicht zu unterschätzen! Daß diese Worte zutreffend sind, sehen wir am besten am Deutschtum in Japan.

Die Namen der Havel als geschichtliche Zeugnisse.

Von Prof. **Jul. Koblischke** in Warnsdorf (Böhmen).

Von allen namhaften Forschern (Müllenhoff, Brückner, Curschmann, Witte) wird anerkannt, daß der Fluß Havel seinen alten, noch aus vorslawischer Zeit stammenden germanischen Namen bewahrt hat. Man begründet diese Ansicht mit dem Hinweis auf die ganz und gar unslawische Lautform (h und f, v sind dem Altslawischen fremd!) und auf die Möglichkeit einer glatten Deutung aus dem Germanischen: urgerman. Habula, später niederd. Havela, kann ganz gut zu hab = haf (See) gestellt werden, die Endungen -ula, -ola, -ela sind in altgermanischen Flußnamen keine Seltenheit (Vistula, Finola), der Name würde also etwa „Fluß mit seeartigen Verbreiterungen" bedeuten, was ja die Havel von Heiligensee bis Pritzerbe auch wirklich ist. Auf die Frage, wie sich in vollständig wendischer Gegend ein altdeutscher Name in tadelloser Reinheit erhalten konnte, ist man überhaupt nicht näher eingegangen, höchstens sahen einige schwärmerische Forscher in dem unzweifelhaft germanischen Namen eine willkommene Stütze ihrer „Urgermanentheorie". Auch auf slawischer Seite wich man einer Erörterung dieser Frage scheu aus und nannte den Fluß in slawisch geschriebenen Werken entweder Habola oder Havola (so noch Prof. Niederle in »Slovanský Svět«), wobei man sich stillschweigend der irrigen Meinung hingab, man habe es mit einem wirklich slawischen Namen zu tun. Allein Habola, das schon 789 in den Lorscher Annalen vorkommt, ist nur die oberdeutsche Entsprechung des niederdeutschen Hafola, wie die Gegenüberstellung niederd. haf, hafes: oberd. hap < hab, habes, Nebenform habe zeigt. Während nun diese oberdeutsche Form mit b in die lateinischen Chroniken eindrang, weisen die Urkunden in ihrer erdrückenden Mehrheit die echt niederdeutsche Form mit v = f auf: Havula, Havela, Havele. Dazu stimmt auch die altsächsische Ableitung Heveli (die Havel-Anwohner) mit ihrem durchweg bewahrten f. Oberd. Habola: niederd. Havele = oberd. Elbe: niederd. Elve, die urgermanischen Formen sind Habula, Albis. Der Volks- und Gaunname Heveli, für den die Wenden ausschließlich Stodor, Stodorania sagten, ist aus dem Flußnamen Havola oder Havula durch eine Umlaut bzw. Vokalharmonie hervorrufende Ableitungssilbe etwa in derselben Weise gebildet worden wie die althochdeutsche Mehrzahl epfili aus apfal. Die beliebten Formen Heveldi, Heveldun (Dativ der Mehrzahl) beruhen natürlich auf Anlehnung an Ortsnamen der Form -velde, -veldun.

Wir sehen also, daß mit den Formen Habola, Havola, Heveli keine Brücke zum Slawischen zu schlagen ist; anders verhält es sich mit der von einigen Urkunden und vom alttschechischen Chronisten Pulkawa gebotenen merkwürdigen Form Obula. Der Abstand zwischen Havula und Obula ist in Wirklichkeit so groß, daß letztere Form nur als lautgerechte Slawisierung der ersteren aufgefaßt werden kann. Dem kurzen a (ă) des Deutschen entspricht im Slawischen o: asil (Esel) > osel, Flußname Agira (Eger) > Ogra, Ohře, Altar > oltar. Das dem Altslawischen fremde h wurde oft überhaupt nicht wiedergegeben: Helga > Elga, Olga. Dem altgermanischen b, niederdeutsch f, v entspricht im Slawischen b, also wie im Oberdeutschen: Albis (Elve, Elbe) > Labe. Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt ist also gegen Obula aus Hăbula nichts einzuwenden, wir könnten also mit ziemlicher Sicherheit die merkwürdige urkundliche Form Obula als wendisch ansprechen.

Diese Annahme wird jedoch zur unumstößlichen Gewißheit durch die bis jetzt verborgen gebliebene Tatsache, daß der wendische Name an zwei geographischen Bezeichnungen, die bis jetzt keine befriedigende Deutung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfahren haben, nachgewiesen werden kann. Es sind die Namen der zwei Havelseen Woblitz (in Mecklenburg-Strelitz) und Wublitz (westlich von Potsdam). Wir sind in der glücklichen Lage, wenigstens vom Namen Woblitz die ältesten urkundlichen Formen zu kennen: Woblesko, Woblesco, Wobelscu. Die Endung enthält die dem deutschen -isch entsprechende slawische Ableitungssilbe -sko (sächliches Geschlecht, weil jezero [See] zu ergänzen ist), die in den Urkunden unter der ungeübten Hand der Schreiber leicht zu -esko wurde. Gerade bei Seenamen, die mit den Namen der die betreffenden Seen durchfließenden Flüsse gebildet wurden, fand diese Silbe natürlich häufige Verwendung. Ich verweise z. B. auf stagnum Lebsko, Lebesco, Lebeske (= der lebische See, der nach der Leba benannte Leba-See), auf Drawesko = Drawsko (nach der Drawa, jetzt Drage, benannt, der Dratzig-See) und auf Bielsko > Belzig-See, der seinen Namen vom Ballfließ (Biala) erhalten hat, nach dem auch die Stadt Baldenburg benannt wurde. Es ist daher auch das urkundliche Woblesko nichts anderes als der vom Flusse Wobla durchströmte See (der „woblische" See), und dieses Wobla deckt sich vollkommen mit der uns bereits bekannten urkundlichen Form Obula (Havel). Die Endung -ula statt -la beruht auf einer leichten Latinisierung nach dem Muster tabula, die volkstümliche wendische Form lautete Obla oder, mit dem in den baltolechischen Dialekten äußerst beliebten w-Vorschlag vor o, Wobla, vergleiche Wobesde < Objazda, Wobeser < Objezere, Wustrow < Ostrow. Die Namen der zwei Havelseen Woblitz und Wublitz haben also bis auf den heutigen Tag den wendischen Namen der Havel, Wobla — Obla, bewahrt, sind also versteinerte Zeugnisse der Wendenzeit, aus der wir übrigens gerade über die brandenburgische Wublitz einige interessante urkundliche Nachrichten besitzen: noch 1358—99 sind an der Wublitz Slawen anzutreffen, die „Wende-Dienste" zu leisten haben; Wenden lebten zu Uetz und „up deme Kitze tu Schorin".

Aber die wendische Namensform Obla — Wobla weist infolge ihres Ursprungs aus urgerm. Hâbula in aschgraue Vergangenheit zurück, sie stellt in ebenso unzweideutiger Weise die einstige Anwesenheit germanischer Stämme im Ostland fest, wie die drei anderen Namenspaare Vistula — Wisla, Silingi — Silendz, Albis — Labe.

Ich schreite nun zu den Schlußfolgerungen. Die slawische Umprägung des germanischen Namens war natürlich schon erfolgt, als die Wenden etwa in der Odergegend saßen, denn ein so bedeutender Name mußte ihnen schon dort bekannt werden. Bei der Besetzung des Havelgebiets fanden sie nennenswerte Germanenreste überhaupt nicht vor (vgl. Witte, Mecklenburgische Geschichte, S. 15, und Deutsche Erde 1910, Heft 1, S. 5). Im Slawengau Stodor — Stodorania hieß die Havel selbstverständlich nur Obla — Wobla, die uralte deutsche Benennung Havel erhielt sich natürlich nur unter der nordthüringisch-sächsischen Bevölkerung um Magdeburg und an der Ohre, deren politischer Einfluß sich auch noch auf den Gau Belksheim erstreckte. Als dann im 12. und 13. Jahrhundert die deutsche Kolonisation Ostelbiens einsetzte, erklang selbstverständlich auch im ehemaligen Slawengau Stodor die deutsche Namensform, aber es ist charakteristisch, daß die einheimische wendische Benennung Obla, latinisiert Obula, sich dennoch eine Zeitlang in Urkunden (außerdem beim Chronisten Pulkawa) behaupten konnte. Erst mit dem Untergang der letzten Wendenreste verschwand auch aus der Urkundensprache die wendische Form, die heute nur mehr an den zwei erwähnten Havelseen haftet.

Erfolge des Deutschtums in der Bukowina.

Erfolge der Deutschen bei Gemeindewahlen. In Kimpolung wurden trotz heftiger Gegenarbeit der Rumänen drei Deutsche in den Gemeinderat gewählt. Graf Bellegarde, der dem Deutschtum bereits viel geschadet hat, unterlag erfreulicherweise bei dieser Wahl. — In Gurahumora wurde ein Deutscher zum Bürgermeister gewählt. Im Gemeinderat dieser Stadt sitzen elf Deutsche und mehrere Juden, die, obwohl nationaljüdisch gesinnt, auch für die Erhaltung des deutschen Wesens dieser Stadt und Beibehaltung der deutschen Amtssprache sich einsetzen. — In Sereth, wo die Deutschen in der Minderheit wohnen, wurde auch ein Deutscher zum Bürgermeister gewählt. Auch Czernowitz, die Hauptstadt, und die östlichste Stadt Österreichs, Suczawa, erhielten bei den letzten Wahlen deutsche Bürgermeister. — Einen erfreulichen Aufschwung nimmt das Deutschtum im Schwarzatal. Trotz dessen rauhen Klimas und der dürftigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Deutschen dieses Tales zwingen, sich als Waldarbeiter den nötigen Lebensunterhalt zu suchen, da die wenigen Grundstücke, die die Volksgenossen besitzen, nur schwachen Ertrag abwerfen, siedeln sich die Deutschen, die in der deutschböhmischen Kolonie Schwarzthal keine Hufen sich ankaufen können, aus diesem Orte in den benachbarten rumänischen und ruthenischen Dörfern des Schwarzatals weiter an. Stulpikany, Negrialasa, Ostra, Molit, Dzemine, Frassin und Bukschoja zeigen heute schon bedeutende deutsche Minderheiten. In Negrialasa wurde ein deutscher Landwirt zum Gemeindevorsteher gewählt. In Bukschoja wurde ein Deutscher erster Gemeinderat. Hier gewannen die Deutschen noch zwei weitere Mandate. In den anderen Orten dürften die Deutschen bei den nächsthin stattfindenden Wahlen auch nicht leer ausgehen. — Das Zipser Dorf Kirlibaba hatte früher nur einen einzigen Deutschen in der Gemeindevertretung, da das Gutsgebiet, auf welchem die Deutschen angesiedelt worden waren, bei der Gemeindewahl kein Wahlrecht hatte. Nach der neuen Wahlordnung wurde das Gutsgebiet aufgelöst und es gelang bei der letzten Wahl den Deutschen, im ersten und zweiten Wahlkörper zu siegen. Hier wurde auch ein Deutscher zum Bürgermeister gewählt. In diesem Orte ist auch das nationale Leben bereits gesichert, da demnächst eine zweiklassige deutsche Schule dort errichtet werden wird. Zur Sicherung der wirtschaftlichen Verhältnisse bestehen hier auch eine rührige deutsche Raiffeisenkasse und ein deutsches Warenhaus, das an die Deutschen, die meistens Holzarbeiter und Flößer sind, die Lebens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittel billiger von der Zentrale der deutschen Warenhäuser in Czernowitz verschafft, als der ortsübliche Preis dafür ist. — In Althütte, einer deutschböhmischen Siedlung, die bei Errichtung einer nun aufgelassenen Glashütte entstand, gelang es den Deutschen trotz heftiger Anstrengung der Polen, die in dem katholischen Pfarrer ihren Führer haben, das Feld zu behaupten und in allen drei Wahlkörpern den Sieg zu erringen. Der Pfarrer hatte versucht, unter die Deutschen durch die Predigten und geheime Hetzereien Uneinigkeit zu bringen, doch gelang es dem Wanderlehrer des deutschen Schutzvereins, die bereits entzweiten Deutschen zu einigem Vorgehen zu bringen. Auch in Pojana-Mikuli half den Polen die offene Agitation des katholischen Pfarrers für die polnische Stimmliste wenig. Die Deutschen errangen die Mehrheit und erhielten auch den Bürgermeisterposten.

Die Agitation der polnischen Geistlichkeit, die unter den deutschen Katholiken infolge ihres Amtes einen großen Einfluß hat, hat dem Deutschtum in der Bukowina schon viel geschadet. Der Erzbischof in Lemberg hat für den Wunsch der Deutschen, der auf Anstellung deutscher Geistlicher und Entfernung der polnischen Agitatoren im Priesterkleid aus den deutschen Seelsorgen lautet, taube Ohren. Es ist traurig, daß sich die Deutschen in der Bukowina in der Kirche von ihren eigenen Pfarrern wegen ihres Volkstums beschimpfen und in ihrem nationalen Fühlen beleidigen lassen müssen.

Besiedlungstätigkeit. Deutsche aus Schwarzthal haben den Meierhof Zaharestie angekauft und parzellieren ihn jetzt. Mit Hilfe des Raiffeisenkassenverbandes wurden auf den parzellierten Meierhöfen Toporoutz und Zadowa neue deutsche Siedlungen angelegt. Ein polnischer Gutsbesitz kam in deutsche Hände. Erfreulicherweise macht die Weitersiedlung von Deutschen besonders im südlichen Teile, dem Sprachgebiet der Rumänen, große Fortschritte. In Vaince, das früher nur 20 deutsche Familien hatte, gibt es heute über 100 deutsche Hausnummern, fünf mehr als die Rumänen haben. Vaince hat jetzt auch einen deutschen Gemeindevorsteher, ebenso Mazanajestie und Bunince. Von Vaince siedeln jetzt viele Deutsche nach Klimoutz.

Schutzverein und nationales Leben. Die nationalen Erfolge der Deutschen sind vor allem dem segensreichen Wirken des Vereins der christlichen Deutschen und der deutschen Raiffeisenkassen zu verdanken. Der Verein gewann heuer fünf neue Ortsgruppen. Die Auswanderung nach Amerika geht sichtlich zurück, ebenso hören die Arbeitsgänge nach Rumänien auf. Viele Waldarbeiter aus den deutschböhmischen und Zipser Siedlungen müssen aber aus Arbeitsnot in Ungarn Erwerb suchen. In Czernowitz wurde ein Deutsches Haus eröffnet. Der Verein hat eine Stellenvermittlung eingerichtet und befaßt sich jetzt auch mit der Jugendorganisation und der Förderung der Turnvereine. In Gurahumora wurde heuer ein Schülerheim errichtet. Das Schülerheim in Czernowitz beherbergt 72 deutsche Mittelschüler. Auch das dritte deutsche Schülerheim, das sich in Sereth befindet, mußte mehr Schüler aufnehmen als anfangs geplant war.

Schulwesen. Zur Sicherung des deutschen Schulwesens wird von Univ.-Prof. Dr. Jul. Roschmann von Hörburg, der sich um die deutsche Sache schon viel verdient gemacht hat, eine großzügige Aktion geplant, über die später berichtet werden wird. Mitoka-Dragomirna erhielt eine zweiklassige deutsche Schule. In St. Onufry machte sich die Notwendigkeit einer zweiten deutschen Klasse geltend.

Namensänderungen werden für Pojana-Mikuli, das schon früher Buchenhain hieß, und Satulmare angestrebt. Für das letztere Dorf will man die Übersetzung „Großdorf" einbürgern.

Namen der Deutschen in Amerika[1]).

Von **Ernest Bruncken** in Washington, D. C.

Von eingewanderten Deutschen in den Vereinigten Staaten wird nicht selten dagegen protestiert, als „Dutchmen" bezeichnet zu werden. Aus dem Lexikon haben sie erfahren, daß dies Wort „Holländer" heiße, und sie nehmen an, daß man es als Schimpfwort gebrauche, obgleich dies ursprünglich durchaus nicht der Fall ist. Allerdings hat es, gerade wegen dieser Empfindlichkeit der Deutschen, seit etwa drei Generationen zuweilen diese Färbung. Wo es aber so gebraucht wird, darf man gewiß sein, daß der Redende durchaus nicht beabsichtigt, die „Holländer" dem „Deutschen" gegenüber als minderwertig zu bezeichnen.

Bis um die Wende des 18. Jahrhunderts war im Englischen „dutch" der allgemein angewandte Ausdruck für „deutsch". Seit ungefähr diesem Zeitpunkt ist er in der Literatursprache beinahe vollständig durch »german« verdrängt worden. In Amerika jedoch hielt er sich länger. Es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß englische Worte, die im Mutterland ausgestorben sind, in Amerika kräftig weiterleben und nun von Engländern als sog. Amerikanismen empfunden werden. In Amerika wurden die englischen Kolonisten naturgemäß zuerst mit den Niederländern bekannt, welche sie als „Dutchmen" bezeichneten. Man konnte selbstverständlich nicht erwarten, daß diese Kolonisten in der politischen Geschichte Deutschlands bewandert wären, einer Geschichte, welche selbst dem gebildeten Ausländer stets entsetzlich verwickelt vorkommen wird. Ob die Holländer sich von den Hannoveranern oder Hamburgern unterschieden, das war den Amerikanern von wenig Interesse. Sie sprachen, soweit der Fremde es verstehen konnte, dieselbe Sprache. Sehr bald aber wurde entdeckt, daß die „Holländer" selber einen Unterschied machten. Das war durchaus nicht „holländisch" und „deutsch", etwa in dem Sinne des heutigen reichsdeutsch, sondern „nederduitsch" und „hoogduitsch". Als nun später große Scharen von Ein-

[1]) Zur Ergänzung und Berichtigung des Aufsatzes von Dr. Franz Winterstein in Deutsche Erde 1910, Heft 3, S. 76—82.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wanderern aus Oberdeutschland ins Land kamen, nannte man sie, niederländischem Sprachgebrauch folgend, „high-dutch". Noch Washington Irving bezeichnet so die deutschen Ansiedler im Mohawktal, meistens pfälzischer Abkunft. Bis heute nennt der Volksmund diese Stammart „Mohawk Dutch" und ihre Genossen in Pennsilvanien „Pennsylvania Dutch".

Bei diesem durchaus allgemeinen Sprachgebrauch dachte niemand daran, daß in der Anwendung des Wortes „Dutch" auf alle Deutschen für einen Teil derselben etwas Beleidigendes liegen könne. Es war ja nur die englische Form des Ausdrucks, mit dem sie sich selbst bezeichneten.

Als nun im 19. Jahrhundert die deutsche Einwanderung wieder anschwoll und besonders die Zahl der mehr oder weniger Gebildeten unter denselben zunahm, fingen besonders die Letztgenannten an, gegen die gute althergebrachte Bezeichnung zu protestieren. Aus ihrem Wörterbuch hatten sie gelernt, daß „Dutch" so viel wie Holländisch und daß Deutsch auf Englisch „German" heiße. Sie wollten keine Holländer sein, besonders da gerade die gebildeten Einwanderer in jener Zeit meist aus Süddeutschland kamen und die spezifische Art der Niederländer weit mehr als fremd empfanden denn die Norddeutschen. Mit der Empfindlichkeit, welche sich unter den Deutschen in Amerika so häufig zeigt und meist auf unzureichender Kenntnis beruht, glaubten sie, daß man sie durch das Wort beleidigen wolle.

Das Ergebnis war, daß heutzutage die Amerikaner sich vielfach scheuen, das Wort zu gebrauchen. Die Mehrzahl von ihnen ist wohl auch heute nicht klar darüber, was eigentlich der Unterschied ist zwischen den vielerlei Deutschen, mit denen sie zusammentreffen: Reichsdeutschen, Schweizern, Österreichern, Holländern, wohl gar auch russischen Deutschen. In der Verlegenheit weiß er sich manchmal kaum zu helfen. So spricht man z. B. neuerdings häufig von „Holland-Dutch", was dem Wörterbuch nach eine Tautologie wäre, dem wirklichen Sprachgebrauch nach aber vollkommen richtig ist.

Zum Schlusse kann ich Franz Wintersteins Sammlung von Spitznamen noch einen hinzufügen. In Westfriesland nennt man die aus dem Reiche zuwandernden Saisonarbeiter und dann wohl auch alle Reichsdeutschen „Poeps".

Märkisch-westfälische Ortsnamen.

Auch die Wissenschaft hat ihre Romantiker, und als ein solcher erscheint mir Prof. Fr. Brandstäter. Er stellt ein „natürliches Lautsystem" auf, in welchem er als bildendes Element die im gesamten Weltleben tätige, „in Form des Wirbels sich äußernde" Weltlebenskraft ansieht[1]). Ein Produkt der Urlaute sind dann weiter die Urwurzeln; neben Grundwurzeln gibt es Negativwurzeln usw. Hier nur eine kleine Probe seiner Betrachtungsweise: Von den Lippenlauten f, w, b, p bildet der Halbvokal w als Übergang von den Empfindungslauten zu den Nachahmungslauten den Urtypus und bedeutet ein Abwallen (von Wind, Wasser, Waldgebirge). So bedeutet Owe und Awa, Awe, Aue abwallendes Wasser (samt dem Gelände). Das b ist eine kräftigere Form des w und tritt in entsprechender Anwendung auf, so daß wir Abba = Ebbe bei der Meeresflut sowohl wie beim Waldgebirge, z. B. Ebbe, einem Gebirge in Westfalen, haben. Das p, entstanden aus dem akustisch und optisch aufgenommenen und unwillkürlich nachgemachten Vorgange des Aufblasens und Platzens (auch der Lippen) bedeutet eine intermittierende, hüpfende Abwärtsbewegung, wie sie bei Apa (= hüpfendes Gewässer), aber auch bei Ape (= Affe) zutage tritt. Das f ist vom Winde hergeleitet und bedeutet „umweht" usw. An Wortstämme für Ortsnamen schließen sich auch solche für Personen- und Familiennamen, so an Abb (= Gebirgsabdachung), Ebba, Eva = die (im Verhältnis zum Manne) Abnehmende d. h. Kleinere.

Nach diesen Grundsätzen deutet der Verfasser nun, von Witten ausgehend, eine ganze Reihe märkisch-westfälischer Ortsnamen. Witten (1016 Withem) bedeutet danach z. B. Weichholzwohnort, Weidenort, der Name Ruhr bedeutet „Strom in waldleerem Rauhgebirgsboden", im Gegensatz dazu Lippe, „Sanftgeländeboden-Fluß" usw. Nun hat die Wissenschaft die sog. Nachahmungstheorie, nach der die Laute getreue Abbilder der empfangenen Eindrücke darstellen sollen, als unhaltbar zurückgewiesen. Vgl. darüber besonders Wilh. Wundt in seinem grundlegenden Werke „Völkerpsychologie", Bd. I: Die Sprache. Und wie sehr man sich gerade in der Ortsnamenkunde vor falschen Verallgemeinerungen hüten muß, hat noch kürzlich Ed. Schröder in dem sehr lehrreichen Vortrag „Über Ortsnamenkunde" (abgedruckt in der Zeitschrift des Harzvereins, 1908) überzeugend dargetan. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, daß sie sich nur allzu leicht auf derartige Irrwege locken läßt; der Mensch verlangt eben immer nach einem harmonischen, abgeschlossenen Ganzen, während die Wissenschaft doch nur mühsam, Schritt vor Schritt, vorwärts kommt und unsere Erkenntnis überall große Lücken aufweist. So entnehme ich einem Zeitungsaufsatz von W. A. Hammer, „Ortsnamenforschung" aus dem Wiener Fremdenblatt vom 1. September v. J., worin dieser gleichfalls zur größten Vorsicht in diesen Dingen mahnt daß der auch als Naturwissenschaftler geschätzte Alpinist Täuber der gleichen Lockung unterlegen ist, indem er in einer die Deutung der Alpennamen sich zur Aufgabe stellenden Schrift, „Ortsnamen und Sprachwissenschaft, Ursprache und Begriffsentwicklung", sechs Ursprachelemente annimmt: 1. ra = Wasser, daneben la und ma, 2. ka = Vieh u. a., 3. sa = Weide u. a., 4. pa = Nahrung, Schutz, 5. ta = Holz, 6. na = atmosphärische Flüssigkeit. Auch dies sind natürlich, wie Hammer richtig bemerkt, leere Phantasien.

Wenn man nun auch das Buch von Brandstäter seinen Grundanschauungen nach rückhaltlos verurteilen muß, so findet man doch bei der Erklärung der einzelnen

[1]) Märkisch-westfälische Ortsnamen aus den Urlauten erklärt. Von Prof. Fr. E. Brandstäter. 8°, 201 S. Witten a. Ruhr 1909, Märkische Druckerei und Verlagsanstalt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namen manche wertvolle geschichtliche und geographische Angaben. Er hat nicht nur von anderen Ortsnamenforschern, wie Jellinghaus, Lohmeyer, Leithaeuser, deren Aufstellungen er nur für unzulänglich erklärt, das betreffende Material fleißig zusammengetragen, sondern fügt auch noch manches aus eigener Kenntnis und Anschauung hinzu. Wer sich also nur nicht in das gefährliche Netz seiner allgemeinen Leitsätze einfangen läßt, wird doch noch manchen Gewinn aus dem Buche ziehen können, zumal wir hier auf einem sehr alten Kulturboden stehen, dessen Namen unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Der Verfasser behandelt nacheinander 1. Witten und die Örtlichkeiten in der Stadt, 2. die Gewässer in der Stadt und in der Nähe derselben, 3. Berge und Höhenzüge in der Nähe von Witten, 4. sonstige Flußnamen aus der näheren Umgebung von Witten, 5. Namen von Wohnorten aus der näheren Umgebung von Witten, 6. Namen aller Art aus dem weiteren Umkreise. Eine alphabetische Tabelle erleichtert die Auffindung. Auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit habe er es, so sagt uns der Verfasser, für die märkischen Namen vorläufig noch nicht abgesehen, da er einstweilen in erster Linie noch den Zweck im Auge habe, für die biologische Erklärungsweise der Namen ein reichliches Material an Beispielen zu bieten. Wie ihn aber seine Voreingenommenheit zu wunderlichen Erklärungen auch bei solchen Namen führt, deren Deutung auf der Hand liegt, mag endlich noch ein Beispiel zeigen. Zu Wartenberg heißt es: „Dieser sanft ansteigende, rauhbewaldete Berg hat seinen Namen von seiner Beschaffenheit. Der Name hat mit ‚Warte' = Ausspähepoſten nichts zu schaffen, obgleich die Volksetymologie sowohl wie die Gelehrten ihn so erklären (siehe z. B. Jellinghaus S. 129, Leithaeuser S. 107). Diese Bedeutung ist erst von der ursprünglichen abgeleitet. Das w bedeutet ‚sanft ansteigend', das ar ‚rauhes Waldgebirge', das t das Hindurchragen durch das Gelände und also eine Begrenzung wie in Wartburg. Das t fehlt auch in Namen dieses Stammes wie in Howahr bei Volmarstein, in Waren, Warstein und Warburg, welch letzteres 1028 auch Wardburg hieß, oder es steht d statt t, z. B. in Howarde bei Mengede, in Werdringen bei Wetter, Werdenfels bei Partenkirchen in Bayern." Während aber einzelne dieser Namen gar nicht hierher gehören, haben doch Howahr bei Volmarstein, Howarde bei Mengede und Warburg, ursprünglich Wardburg (hier nicht die heutige Stadt, sondern die alte Burg gemeint), offenbar ihren Namen von ihrer hohen Lage erhalten, vermöge deren man weit ins Land hinaus schauen kann, und so bedeutet auch in dem Namen Wartenberg das Bestimmungswort Warte, wenn auch nicht einen „Ausspähepoſten", so doch jedenfalls einen zum Ausspähen in die Ferne geeigneten Ort.

Essen. Prof. Dr. Theodor Imme.

Stat. Übersicht über die Bevölkerungsbewegung in der Gemeinde India, Kom. Syrmien

(seit 1828 deutsche Kolonie). Nach der Monographie des serbischen Pfarrers Radoslav Marković über „Die serbisch-orthodoxe Kirchgemeinde zu India im Jahre 1900". Syrm.-Karlowitz 1901. (Vgl. Heft 3, S. 90 f.)

a) Bevölkerungsstand.

Jahr	Serben	Deutsche	Jahr	Serben	Deutsche
1815	780	—	1869	665	2517
1820	976	—	1880	664	2957
1822	992	—	1890	684	3711
1825	?	1	1900	611	4137
1848	710	1380	**1909**	?	**5200**
1860	765	1959			mit den zugewand. evangl. Deutschen

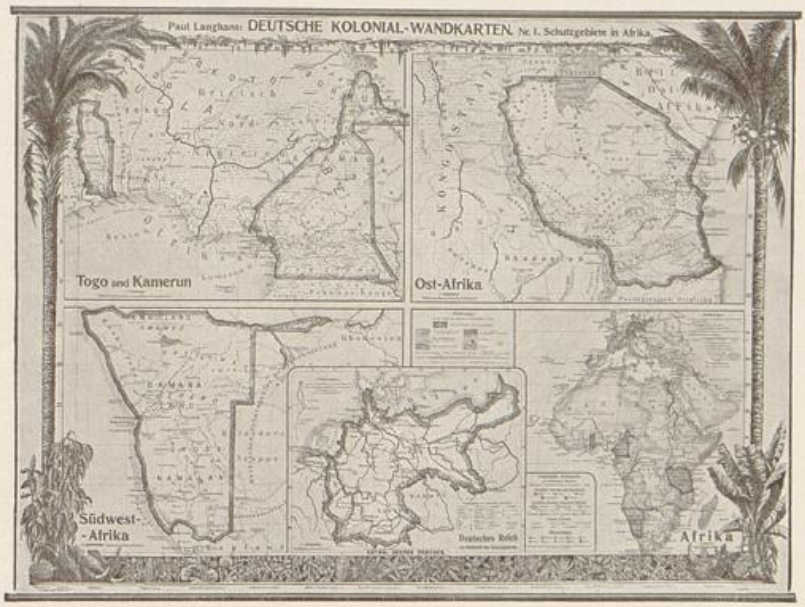
b) Bevölkerungsbewegung von 1871 bis 1900.

Jahr	Serben				Deutsche (kath.)			
	Durchschnittl. Seelenzahl	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß	Durchschnittl. Seelenzahl	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1871	665	36	35	+ 1	2517	194	175	+ 19
1872		32	38	— 6		134	182[1])	— 48
1873		55	56	— 3		191	131	+ 60
1874		37	34	+ 3		191	120	+ 71
1875		46	42	+ 4		180	154	+ 26
1876		34	39	— 5		199	143	+ 56
1877		40	28	+12		208	131	+ 77
1878		45	26	+19		185	132[2])	+ 53
1879		45	23	+22		107	107	0
1880	664	56	25	+13	2957	221	144	+ 77
1871—1880	650	384	324	+60	2700	1810	1419	+391
1881		38	18	+20		224	88	+136
1882		33	21	+12		180	115	+ 65
1883		30	28	+ 2		228	154	+ 74
1884		40	25	+15		247	172	+ 75
1885		34	15	+19		247	154	+ 93
1886		38	26	+12		243	142	+101
1887		37	41	— 4		245	146	+ 99
1888		34	34	0		243	118	+125
1889		40	25	+15		229	137	+ 92
1890	684	32	23	+ 9	3711	204	129	+ 75
1881—1890	650	356	256	+100	3300	2290	1355	+935
1891		32	24	+ 8		221	162	+ 59
1892		36	36	0		234	261[1])	— 27
1893		28	24	+ 4		240	160	+ 80
1894		33	25	+ 8		249	152	+ 97
1895		30	37	— 7		250	143	+107
1896		37	31	+ 6		245	145	+100
1897		30	12	+18		239	116	+123
1898		27	32	— 5		239	145	+ 94
1899		26	10	+16		225	119	+106
1900	649	26	27	— 1	4137	219	144	+ 75
1891—1900	650	305	258	+47	3900	2361	1547	+814
1871—1900	650	1045	838	+207	3300	6461	4221	+2140
1901—1909	—	—	—	—	**4500**	**2504**	**1490**	**+1014**

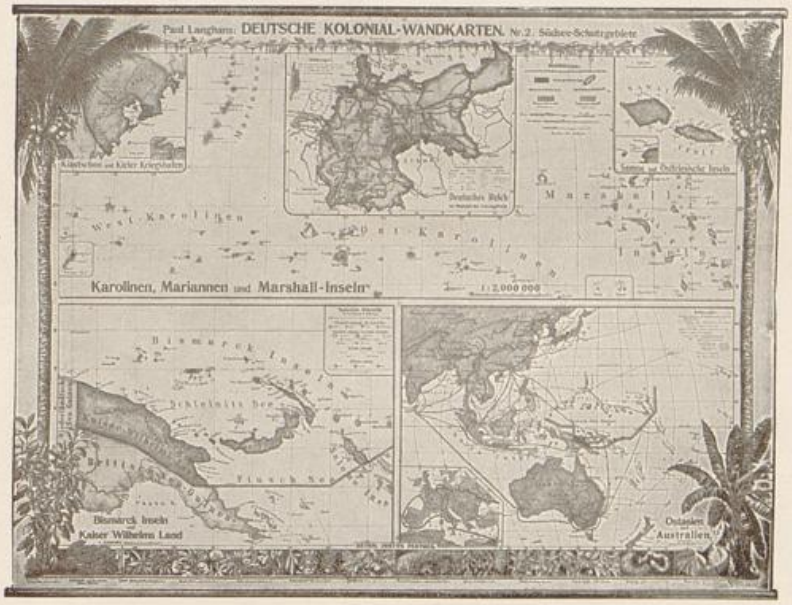
[1]) Cholera. [2]) Okkupation.

[1]) Diphteritis. lt. Angabe d. gegenw. kath. Pfarradministrat.

Zum 125jährigen Bestehen des Verlags von Justus Perthes in Gotha



Justus Perthes' Deutsche Kolonialwandkarten,
die neuesten Beiträge des Verlags zur Kenntnis des »Größeren Deutschen Reichs«



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

c) Geburten im Jahresdurchschnitt auf 1000 Seelen.

	1871—80	1881—90	1891—1900	1871—1900
Serben . . .	59	55	47	54
Deutsche . . .	67	69	60	65

d) Geburtenüberschuß im Jahresdurchschnitt auf 1000 Seelen.

Serben . . .	9	15	7	10
Deutsche . . .	15	28	21	21

e) Tabelle b zusammengezogen auf Jahrzehnte.

Jahre	Volk	Durchschnittliche Seelenzahl	Geburten		Todesfälle		Geb.-Überschuß	
			im ganzen	im Jahresdurchschnitt a. 1000 Seel.	im ganzen	im Jahresdurchschnitt a. 1000 Seel.	im ganzen	im Jahresdurchschnitt a. 1000 Seel.
1871—80	Serben	650	384	59	324	50	+ 60	+ 9
	Deutsche	2700	1810	67	1419	52	+391	+15
1881—90	Serben	650	356	55	256	39	+100	+15
	Deutsche	3300	2290	69	1355	41	+935	+28
1891—1900	Serben	650	305	47	258	40	+ 47	+ 7
	Deutsche	3900	2361	60	1547	39	+814	+21
1871—1900	Serben	650	1045	54	838	43	+207	+10
	Deutsche	3300	6461	65	4221	44	+2140	+21

f) Besitzverschiebung im Zeitraum von 1835 bis 1888.

Im Jahre	gab es Grundbesitzer		es besaßen Sessionen[1])	
	Serben	Deutsche	Serben	Deutsche
1835	112	99	87	53
1848	103	165	57	83
1888	26	147	23	117

[1]) 1 Session = 40 Katastr. Joch.

g) Ergebnis des wirtschaftlichen Kampfes.

Volk	Besitz in der Gemeindemark		Auswärtiger Besitz		Gesamter Grundbesitz	
	Katastr. Joch	□Klft.	Katastr. Joch	□Klft.	Katastr. Joch	□Klft.
Serben 1900 nach Markovič	1056	1000	626	145	1682	1145
Deutsche 1909 approx. lt. Angab. mehrerer deutscher Grundbesitzer	4897	115	5940	—	10840	—

Die Gemeindemark umfaßt 3953 Joch 1115 □Klafter Ackergrund. Der auswärtige deutsche Besitz verteilt sich auf die meist serbischen Nachbargemeinden Neu-Karlowitz, Kréedin, Beschka, Golubinci, Petroci und mehrere Pußten der Herrschaft Ruma.

Wien. cand. jur. Stefan Kraft.

Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga 1908.

Die seit mehr denn 75 Jahren bestehende „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" in Riga ist von Anfang an bestrebt gewesen, alle auf dem Gebiet der baltischen Geschichte Arbeitenden nach Möglichkeit zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Aber erst nachdem in den letzten Jahren den in Rußland bestehenden Vereinen eine etwas größere Bewegungsfreiheit gewährt worden ist, hat auf Anregung der genannten Gesellschaft, was früher undenkbar gewesen wäre, in der Osterwoche des Jahres 1908 vom 15./28. bis zum 17./30. April zu Riga im Hause der Großen oder St. Marien-Gilde ein erster baltischer Historikertag stattfinden können, ein für die baltische Geschichtsforschung gewiß hochwichtiges Ereignis von weitgehender Bedeutung. Beteiligt haben sich an dieser Tagung 30 Gesellschaften und Verwaltungen der Ostseeprovinzen und im ganzen 163 Personen, Fachleute und Laien, sowohl Herren, als auch nicht wenige Damen, und beschlossen worden ist ein zweiter baltischer Historikertag im Jahre 1911, der im altehrwürdigen Reval stattfinden soll, wie überhaupt die Historikertage eine dauernde Institution werden sollen.

Einen eingehenden Bericht über die am Historikertag geleistete Arbeit bietet die untenstehende Publikation[1]). Die ersten 30 Seiten umfassen in gekürzter Redaktion die „Protokolle", welche übrigens in einem Umfang von 45 Seiten bereits im Mai 1908 erschienen sind, indem jetzt die Inhaltsangaben derjenigen Vorträge, deren voller Wortlaut im zweiten Teil sich findet, weggelassen sind. Doch bringen auch die „Protokolle" außer den Verhandlungen die Inhaltsangaben zahlreicher anderer Vorträge. Der zweite Teil führt den Spezialtitel „Arbeiten" und weist auf 322 Seiten im ganzen 22 Vorträge von sehr verschiedenem Umfang auf, über die hier in Kürze referiert werden soll.

An erster Stelle steht Prof. R. Dr. Hausmanns „Übersicht über die archäologische Forschung in den Ostseeprovinzen im letzten Jahrzehnt", versehen mit drei Lichtdrucktafeln, welche 24 besonders bemerkenswerte neue Funde wiedergeben. Unter den „letzten Jahrzehnt" ist der Zeitabschnitt von den im August 1896 in Riga abgehaltenen X. Allrussischen Archäologischen Kongreß zu verstehen, denn in dem für die damals veranstaltete baltische archäologische Ausstellung erschienenen „Katalog" hat Prof. Hausmann eine eingehende „Einleitung" veröffentlicht, welche den damaligen Stand und die Ergebnisse der baltischen archäologischen Forschung zusammenfaßte. Die „Übersicht" ergänzt die frühere weit umfangreichere Arbeit, erörtert in höchst instruktiver Weise die Fortschritte der archäologischen Forschung und behandelt zum Schluß auch die einschlägigen sehr schwierigen ethnologischen Fragen, namentlich die lettisch-livischen Wanderungen, die estnisch-finnischen Wanderungen und gotische Frage. Was letztere betrifft, so scheint sie Hausmann noch nicht gelöst; aber daß die Goten in den gegenwärtigen russischen Ostseeprovinzen gesiedelt und sie teilweise auch gefüllt haben, so namentlich im estnischen Gebiet, ist ihm gewiß. Sehen wir ab von einem durch eine Debatte veranlaßten Vortrag von T. Christiani über den Vizesyndikus des Rigaschen Rats Jak. Godemann (ums Jahr 1600), so lassen sich die anderen 20 Vorträge in gewisse Gruppen zusammenfassen, da beim Historikertage vier Sektionen bestanden haben, und zwar fürs Archivwesen, für die Denkmalpflege, für die Orts-

[1]) 8°, XXX u. 322 S. Riga 1909, G. Löffler. 3.20 Rbl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

namenforschung und für Heimatkunde und Ortsführer. „Über das baltische Archivwesen" im allgemeinen handelt A. Feuereisen und sechs andere Redner, H. v. Bruiningk, O. Havenhagen, R. Winkler, P. Baerent, C. Mettig und Frhr. A. v. Foelkersam befassen sich im einzelnen mit einer größeren Anzahl größerer und kleinerer Archive, die hier nicht speziell aufgezählt werden sollen. Fünf Vorträge von Dr. W. Schlüter, H. v. Bruiningk, K. v. Löwis of Menar, H. Bielenstein und W. Bielenstein beziehen sich auf die Ortsnamenforschung, indem sie für letztere zum Teil Richtlinien entwickeln oder auf die schon vorhandenen und weiter zu vervollständigenden Materialien hinweisen. „Über d. Volkskunde in den Ostseeprovinzen" handelt eingehend G. Worms, und einen Beitrag von Materialien liefert A. Minuth. Die Vorträge der Professoren B. Doß und K. R. Kupffer beziehen sich auf das Sammeln von historischen Nachrichten über die Naturerzeugnisse und die physisch-geographischen Verhältnisse des Ostbaltikums, namentlich auch auf dessen Pflanzenwelt, speziell auf die Pflege der Naturdenkmäler ein Vortrag von Dr. O. Thilo, während über die historische Denkmalpflege und den Denkmalschutz drei Vorträge von Prof. W. v. Stryk, H. Pirang und A. Feuereisen veröffentlicht werden. Betont sei, daß alle diese Arbeiten von wirklich kompetenten Spezialisten herrühren, die, jeder auf seinem besonderen Gebiet, nicht nur sehr eingehende Studien getrieben haben, sondern auch viel Neues, seither noch ganz Unbekanntes zu bieten in der Lage sind. Und welche praktische Bedeutung den meisten Vorträgen zukommt, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß sie, wie aus den „Protokollen" zu ersehen ist, die Ernennung einer ganzen Stufe von Kommissionen veranlaßt haben; letztere werden die angeregten Fragen weiter bearbeiten und über sie dem nächsten Historikertage Bericht erstatten. Dabei sind auf dem ersten baltischen Historikertage so überraschend viele, für die Geschichtsforschung der Ostseeprovinzen hochwichtige Angelegenheiten verhandelt und zum Teil zum erstenmal in Anregung gebracht worden, daß ihre Erledigung sicherlich die Arbeit vieler Jahre in Anspruch nehmen dürfte!

St. Petersburg. Friedrich v. Keußler.

Arbeiten und Ergebnisse des Ersten und Zweiten Deutsch-Baltischen Lehrertages

1907 und 1908 in Riga.

Über „Das Wiedererstehen der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen" nach den Allerhöchst bestätigten Reichsratsbeschlüssen vom April 1906 findet sich in der Deutschen Erde 1908, S. 162 f., ein Artikel, der die Verhältnisse, unter denen mit einem Schlage eine große Anzahl höherer und niederer deutscher Bildungsstätten nach der völligen Russifizierung des früheren Schulwesens nun hat ins Leben treten können, in Kürze darlegt, und in welchem bereits von dem „Ersten Deutsch-Baltischen Lehrertag" die Rede gewesen ist, der in Riga am 3. und 4. August hat stattfinden können. Dessen „Arbeiten und Ergebnisse"[1]) haben sicherlich ein Anrecht auf Beachtung aller, die ein Interesse haben an dem Fortbestehen deutscher Bildung und deutschen Wesens in der mehr denn sieben Jahrhunderte alten großen deutschen Kolonie am Ostufer der Ostsee, die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Bestandteil des alten deutschen Reiches gebildet und sich trotz manchen Wandels im wesentlichen bis zur Stunde doch noch deutsch erhalten hat! Welch schwierige Aufgaben dem von 188 Lehrenden der Mittelschulen besuchten „Ersten Deutsch-Baltischen Lehrertag" harrten, ergibt sich u. a. aus dem bezeichnenden Begrüßungsschreiben eines Veterans des alten deutschen baltischen Schulwesens, des inzwischen verstorbenen ehemaligen Direktors des von der Kurländischen Ritterschaft unterhaltenen Gymnasiums zu Goldingen, Alfred Büttner, wo es namentlich heißt: „Und so stehen wir denn Gottes Segen auf die Arbeiten des ersten deutsch-baltischen Lehrertages und seiner Glieder herab. Schwierigere und kompliziertere Aufgaben sind ja der heutigen Generation deutscher Lehrer gestellt, als sie einst meinen Zeitgenossen oblagen. Zwar das Hauptziel ist dasselbe: tüchtige deutsche Bildung für unsere Jugend — aber zugleich muß diese zu einer möglichst vollkommenen Beherrschung der Reichssprache geführt werden, um dereinst im öffentlichen Leben wirken und unsere Interessen vertreten zu können. Durch und durch deutsch und zugleich des Russischen mächtig soll sie werden. Die besten Wege zur Erreichung beider Aufgaben zu finden, darin wird eine der wichtigsten Beschäftigungen des gegenwärtigen und der künftigen deutsch-baltischen Lehrertage liegen. Mögen ihrer noch viele folgen, unserer Heimat und deutschen Sache zum Frommen! — Wer nach langjähriger Arbeit an unserer alten deutschen Schule die sog. „Reform" und ihre fühlbarste Betätigung, die systematische allmähliche Verschüttung der Quellen unserer deutschen Bildung, erlebt hat und wem es dann vergönnt worden ist, Zeuge zu sein, wie eine jüngere Generation mit Neubauten auf den Schutt aus dem alten Material hat beginnen dürfen, dem stärkt sich wohl das Vertrauen darauf, daß Gott noch im Regiment sitzt, und er gedenkt gern des Spruches im Jesaja: ‚Wer glaubt, der flieht nicht!' Das walte Gott in Gnaden!"

Kennzeichnen diese von erhebendem Idealismus getragenen Worte die Sachlage, so geben die „Arbeiten und Ergebnisse" ein erfreuliches Zeugnis von dem Ernst und der Hingabe, mit welchen die Teilnehmer des „Lehrertages" sich an ihre Aufgaben gemacht haben. Es gab drei „Plenarsitzungen" für die allgemeinen Fragen und eine Reihe von „Sektionssitzungen", die sich mit den einzelnen Unterrichtsfächern befaßten; besondere Beachtung verdienen die nach eingehenden Debatten gefaßten „Resolutionen". Auf die Einzelheiten kann füglich hier nicht eingegangen werden. Was vielleicht das meiste Interesse beansprucht, sind die Verhandlungen über die Frage des russischen Abiturriums bei d. Unterrichtssprache, und die bezügliche „Resolution" ist bereits am Schlusse des oben angeführten Artikels der Deutschen Erde auf S. 164 wörtlich wiedergegeben worden. Daß aber dem ersten deutsch-baltischen Lehrertag Anfang August 1908 ein

[1]) 8°, VI u. 138 S. Riga 1907, G. Löffler.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweiter Lehrertag gefolgt ist, sollen die Leser aus der Anzeige der „Pädagogischen Zeitfragen“ [1]) erfahren.

Alle Beiträge des vorstehenden Sammelwerkes (bis auf den einen Aufsatz des Direktors Friedrich Demme in Riga „Gedanken über Psychologie und Erziehung“) sind zum Teil allerdings vor dem Drucke überarbeitete Vorträge, welche, was aus dem von Erich v. Schrenck unterzeichneten Vorwort nicht genügend deutlich hervorgeht, auf dem Zweiten Deutsch-Baltischen Lehrertag zu Riga vom 4. bis zum 7. August 1908 gehalten worden sind. Warum über diesen zweiten Lehrertag nicht eine vollständigere Publikation erschienen ist wie über den ersten Lehrertag, obgleich der zweite länger gewährt hat und von gegen 400 Personen besucht worden ist, zumal an ihm nicht nur die sog. Mittelschulen, sondern alle deutschen Schulen beteiligt gewesen sind, soll hier nicht erörtert werden. Erwähnt sei aber, daß die Zahl der Vorträge eine weit größere gewesen ist als die zehn, die hier nicht, wie es bei der ersten Publikation, auszüglich, sondern in vollem und später zum Teil vervollständigtem Wortlaut wiedergegeben, und daß auf dem zweiten Lehrertag auch einige Lehrkräfte aus Deutschland als Gäste redend aufgetreten sind, so, wie oben angegeben, Gymnasialoberlehrer Otto Scheibner-Leipzig und Fräulein Auguste Scheibner-Berlin. Und während der Vortrag von Direktor Mag. Artur Brock-St. Petersburg über „Humanistische Bildung“ ein Ideal hinstellt ohne Bezugnahme auf die in Kraft bestehenden Lehrprogramme, berücksichtigen so ziemlich alle anderen „Vorträge und Aufsätze“ in erster Linie die lokalen Bedürfnisse der Ostseeprovinzen. Das gilt u. a. namentlich von dem Vortrag des Direktors Rudolf v. Zeddelmann-Dorpat über die schwierige Frage: „Wie erreichen wir die praktische Beherrschung des Russischen bei unserer Schuljugend?“. In der Schule allein, heißt es bezeichnenderweise, könne sie nicht annähernd erreicht werden, und geboten werden Vorschläge, welche sich auf eine Reihe von Übungen außerhalb der Schule beziehen. Indessen wird die vorstehende Publikation vor allem um des allgemeingültigen pädagogischen Wertes ihrer Beiträge willen auch im Ausland sicherlich dieselbe Anerkennung finden, deren die „Arbeiten und Ergebnisse des Ersten Deutsch-Baltischen Lehrertages“ sich in Deutschland erfreuen!

St. Petersburg. Friedrich v. Keußler.

[1]) Pädagogische Zeitfragen. Vorträge und Aufsätze von A. Brock, F. Demme, C. Hörschelmann, E. Igel, H. Lehbert, O. Scheibner, A. Sprengel, A. v. Stromberg, A. v. Tideboehl, A. Unverhau und R. v. Zeddelmann. 8°, VI u. 151 S. Riga 1909, C. Löffler.

Der Einfluss der deutschen Literatur auf die amerikanischen Zeitschriften.

Zwei Lehrer des Deutschen an der Universität Wiskonsin haben in sehr eingehender und gründlicher Weise den Einfluß der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (bis 1880) auf Amerika untersucht, soweit er sich aus den amerikanischen Zeitschriften (Magazines) ergibt [1]). Gerade diese periodischen Zeitschriften bieten ein zuverlässiges Bild der geistigen Strömungen und des herrschenden Geschmacks ihrer Zeit, des Zeitgeistes, der sie entstehen ließ. Das Anwachsen der amerikanischen Zeitschriften während des letzten Jahrhunderts ist erstaunlich, wenn auch viele derselben wieder eingegangen sind. Eine Untersuchung wie die vorliegende ist nur in Amerika möglich, da nur dort ein reiches Quellenmaterial vorhanden ist. Den Verfassern stand die reichhaltige Sammlung der amerikanischen Magazines in der Wisconsin State Library zur Verfügung. Die ersten amerikanischen Monatsschriften wurden 1741 in Philadelphia gegründet von Andreas Bradford und Benjamin Franklin: »The American Magazine« und »The General Magazine«. Goodnight hat nicht weniger als 239 Zeitschriften nach Hinweisen auf deutsche Schriftsteller durchgesehen, Haertel 127. Die Zeit von 1741 bis 1800 ist wegen Mangel an Quellen nicht berücksichtigt worden, doch ist der Zeit bis 1800 ein besonderes Kapitel gewidmet. In drei Anhängen werden Verzeichnisse der durchgesehenen Zeitschriften und der in ihnen erwähnten deutschen Autoren gegeben. Für die Zeit von 1800 bis 1845 werden 1821 Nachweise von Kritiken, Übersetzungen deutscher Werke usw. in den Magazines verzeichnet, für die Zeit von 1846 bis 1880 deren 1836.

Es ist außerordentlich interessant, an der Hand der zeitgenössischen amerikanischen Publikationen zu verfolgen, wie sich die deutsche Literatur jenseits des Ozeans in der öffentlichen Meinung widerspiegelt. Im 18. Jahrhundert war die Erziehung ganz in englischem Geiste gehalten, Französisch wurde erst nach der Revolution in Amerika gelehrt. Deutsch war, abgesehen von den zahlreichen Deutschen in Neuyork und Philadelphia, praktisch unbekannt. Der amerikanische Schriftsteller E. Everett brachte 1817 aus Göttingen eine große Zahl deutscher Bücher mit, die den Grundstock der deutschen Bibliothek der Harvard-Universität bilden. Wie die deutsche Sprache, so fand auch deutsche Literatur nur schwer Eingang in Amerika, erst am Anfang des 19. Jahrhunderts, durch deutsch-amerikanische Studenten wie Everett, Ticknor, Bancroft u. a., die in Deutschland studiert hatten. In den vierziger Jahren kam geradezu eine Hochflut deutscher Literatur über Amerika — »a German craze«. Diese Bewegung ist in ihrer Ausdehnung von keiner anderen Periode übertroffen worden. Die am Ende des 18. Jahrhunderts am meisten genannten deutschen Schriftsteller sind Geßner, Lavater und Goethe (Werter). Im ersten Viertel des neuen Jahrhunderts werden vor allem Kotzebues Dramen und Schillers „Räuber“ bevorzugt. Mit geringen Ausnahmen zeigen die ersten zwanzig Jahre wenig Geschmack an deutscher Literatur. Ein ausführlicher Aufsatz aus dem Jahre 1816 in einer Baltimorer Zeitschrift kommt zu dem Schlusse: »The taste of all Germans is hopelessly deficient.« Mit dem

[1]) German Literature in American Magazines prior to 1846. Von Ph. D. Scott Holland Goodnight. 8°, 264 S. Madison, Wisk., 1907. 50 Cts. — German Literature in American Magazines 1846 to 1880. Von Martin Henry Haertel. 8°, 188 S. Ebenda 1908. 50 Cts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre 1817 beginnt eine neue Periode des Einflusses deutscher Literatur in Amerika. Dank den energischen Bemühungen der „Göttinger" Everett, Bancroft, Ticknor, Calvert u. a. beginnt bald eine hohe Wertschätzung deutscher Geisteserzeugnisse. Deutsche Universitäten werden als Vorbild hingestellt, Deutsch wird an den amerikanischen Universitäten als Studienfach eingeführt und die besten Zeitschriften werden zu Vorkämpfern deutschen Geisteslebens. Um 1833 beginnt eine Zeit materiellen Wohlstandes und geistiger Tätigkeit. Aus der Harvard-Universität gehen jetzt Männer hervor, die deutsche Literatur aus den Quellen studiert haben und ihre Begeisterung dafür in weite Kreise tragen. Der erhabene Idealismus und religiöse Patriotismus eines Körner und Schiller finden allgemeinen Beifall, während Goethes Weltlichkeit und laxe Moral vor allem die heftigsten Vorwürfe der Geistlichkeit erfahren. Ein heftiger Streit tobt mehr als zehn Jahre lang, besonders in der Bostoner Zeitschrift »The Dial«. Er endet mit der allgemeinen Anerkennung der deutschen Literatur. Goethes Bedeutung wird aber immer mit einem gewissen Vorbehalt anerkannt. Schiller erlangt nach 1833 große Beliebtheit in Amerika. Seine Werke werden vielfach übersetzt, er ist der bekannteste unter den deutschen Lyrikern. Bald nach der Dial-Periode beginnt eine Reaktion. Vor den politischen Tagesfragen läßt das Interesse an deutscher Literatur nach. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1846–80), für welche Dr. Haertel die Untersuchungen Goodnights fortführt, dringt die Anschauung durch, daß die deutschen Schriftsteller, weit mehr als die anderer Länder, den Amerikanern vieles Wertvolle und Nützliche zu bieten vermögen. Goethe wird jetzt besser verstanden als früher. Vieles, was als unmoralisch und irreligiös galt, wird jetzt als Lehren höherer Freiheit für die ganze Menschheit erkannt. Parke Godwins Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit", Carlyles Übersetzung des „Wilhelm Meister" und verschiedene Übersetzungen des „Faust" (die beste rührt von dem Amerikaner Bayard Taylor her) wurden eifrig studiert und führten zu einem besseren Verständnis des Dichters. Schiller dagegen, dessen 100. Geburtstag in ganz Deutschland mit großer Begeisterung gefeiert wurde, wird auffallenderweise von den amerikanischen Zeitschriften ganz vernachlässigt. Das Interesse an den Dichtern der romantischen Schule ist anfangs ein lebhaftes, läßt aber bald nach. Die Dichter der Freiheitskriege, ebenso wie Schillers „Wilhelm Tell", werden wenig beachtet. Vom „jungen Deutschland" erregt nur Heine größeres Interesse. Sein literarisches Verdienst ist unbestritten, seine Moral dagegen wird vielfach scharf verurteilt. Von 1870 an nehmen die großen Romanschriftsteller das allgemeine Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Die amerikanische literarische Kritik beschäftigt sich vor allem mit Männern wie Auerbach, Spielhagen, Freytag, Fr. Reuter; dagegen werden die künstlerisch am höchsten stehenden Schriftsteller, wie Theodor Storm und Gottfried Keller, gar nicht erwähnt.

Das deutsche Drama im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ist den amerikanischen Zeitschriften tatsächlich ganz unbekannt. Wurden doch auch in ihrer Heimat Dichter wie Grillparzer, Otto Ludwig und besonders Fr. Hebbel mit zu viel Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt, so daß ihre Vernachlässigung jenseits des Ozeans nicht wundernimmt. Es ist eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Kritik deutscher Werke, daß immer die ethische Seite in den Vordergrund tritt im Gegensatz zur ästhetisch-künstlerischen Beurteilung.

Eine Prüfung der wichtigsten amerikanischen Zeitschriften der letzten zwanzig Jahre des 19. Jahrhunderts ergibt ein Nachlassen in der literarischen Kritik deutscher Schriftsteller. Das ist aber kein Beweis eines nachlassenden Interesses an deutscher Literatur, sondern erklärt sich aus dem Umstande, daß nach 1880 spezielle literarische Zeitschriften gegründet wurden, außerdem bewirkte das weitverbreitete Studium des Deutschen, daß eigene Bücher über deutsche Literatur in Amerika zu erscheinen begannen. Während also für die ersten achtzig Jahre des 19. Jahrhunderts das Studium der amerikanischen Magazines eine umfassende Übersicht über die Stellung der amerikanischen Kritik zur deutschen Literatur jener Zeit gewährt, müssen für die letzten zwei Jahrzehnte die erschienene Buchliteratur und die literarischen Fachzeitschriften herangezogen werden. Hoffentlich findet sich einer der beiden Verfasser einmal veranlaßt, uns die deutsche Literatur der Gegenwart im Spiegel der amerikanischen Kritik zu zeigen. Es wäre das eine höchst dankenswerte Aufgabe.

Bremen. Prof. Dr. Albert Beyer.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Aus germanischer Vorzeit. Bilder aus unserer Urgeschichte. Von Willy Pastor. 8°, 180 S., 86 Bilder im Text, 6 Tafeln. Buchschmuck von Emma Pastor. Berlin 1907, Wilh. Werther.

Der Titel dieser Schrift führt irre. Denn die Beziehung der behandelten Dinge zu den Germanen ist zum größten Teil eine sehr unsichere und entfernte, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Um gleich beim ersten Abschnitt zu bleiben, der den paläolithischen Menschen Europas behandelt, wäre es doch mindestens ein Anachronismus, hier irgendwo die Germanen zu suchen, Jahrzehntausende, bevor die indogermanische Ursprache, die wir erschließen, gesprochen wurde. Aber auch für Zeiten, wo Germanen und Indogermanen schon in Betracht kommen, macht sich der Verfasser wenig Bedenken, was ihre Abgrenzung gegen andere Völker anbelangt, und von Britannien und Irland und vor allem dem steinzeitlichen Dorf von Großgartach in Württemberg wird so gesprochen, als ob wir hier dazumal auf germanischem Boden stünden. Daß die Kelten bei aller Verwandtschaft denn doch etwas anderes sind als die Germanen, geht aus dem Buch nirgends klar hervor. Aber bei Steinzeitdenkmälern aus Britannien kommen doch sicher nicht einmal Kelten, sondern nur sprachlich noch ganz unbestimmbare Menschen in Betracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pastor vertritt u. a. die Ansicht, daß die megalithischen Bauten zunächst Altäre, dann erst Gräber gewesen seien im Zusammenhang mit der Beeinflussung eines alteinheimischen Sonnenglaubens — über dessen Inhalt und Belege wir aber gar nichts erfahren — durch den Totenkult, der fremder Herkunft sein soll. Dabei handelt es sich um eine haltlose Phantasie geradeso wie bei der Herleitung der Spirale aus der Darstellung der Sonnenbahn nördlicher Breiten. Und wenn er S. 153 erklärt: „in keiner Kulturgeschichte sollte das babylonische ‚Samasrelief' (Verehrung des thronenden Sonnengottes Samas) fehlen, das die Beziehung der ‚jonischen' Doppelvolute zum Sonnenkult so unzweideutig festhält", während in der Tat die danebenstehende Abbildung dieses Denkmals nicht die geringste Spur solcher Beziehung erkennen läßt, so zeigt er damit, daß er zu nüchterner Beobachtung der Tatsachen überhaupt nicht erzogen ist. Auch an der notwendigen Sorgfalt fehlt es ihm. Daß er S. 139 die Errichtung des Theoderichgrabmals den Langobarden zuschreibt, ist gewiß nur ein Versehen, aber auch als solches tadelnswert. Nach einer Erklärung von Trojaburg — wie häufig Labyrinthanlagen bezeichnet werden — suchend, erwägt er, ob nicht an eine „Drohburg" zu denken sei, und setzt „drohen = drue dänisch und drue ahd.", während es dänisch true, ahd. drouwen heißen müßte. Übrigens legt er auf die Erklärung selbst kein Gewicht, weil es ein gefährliches Wagnis sei, „archäologische Entscheidungen den Sprachforschern zu überlassen". Er kann versichert sein, daß die Sprachforschung seiner Erklärung sehr fern steht und mit dem Troja in Trojaburg, das nichts anderes ist als der Name der homerischen Stadt, rasch fertig ist.

So wenig uns das Buch irgendwo weiterhilft: die schriftstellerische Begabung des Verfassers gibt sich darin allerdings deutlich zu erkennen, und auch manches andere läßt uns bedauern, daß er hier Wege betritt, für die er nicht geschult und ausgerüstet ist. Alles Lob verdient der wirklich künstlerisch ausgeführte Buchschmuck, den Emma Pastor beigesteuert hat.

Wien. Prof. Dr. Rudolf Much.

Allgemeines. Die Slawen, das älteste autochthone Volk Europas. Von Julius Stowik. Übersetzt aus dem Russischen vom Autor. I. Teil. Kl.-8°, 95 S. Turócz-Sz.-Márton 1908, SV.

Freunden humoristischer Lektüre sei dies Büchlein, das leider noch einen zweiten Teil ankündigt, bestens empfohlen. Nach dem bekannten Rezepte wird durch Umdeutung, richtiger Verdrehung aller alten Namen in zufällig irgendwie anklingende slawische der Beweis erbracht, daß europäische Urvölker, Kelten usw., Slawen sind; so sind auch die Franzosen „nichts anderes, als nur aus der Art geschlagene Slawen" (S. 93), ihr on ist ja slawisches on = er, ihr vouz (sic!) eine „Neubildung aus dem slawischen vy = ihr und dem lateinischen vos"; ihr polnisch-russischer Name Francuz (aus dem d. Franzose entlehnt) ist „vran cuz, d. h. seinem Geschlechte entfremdeter Rabe" (d. h. der Slawe, der die lateinische Sprache angenommen hat). Die Etymologien der übrigen Kapitel halten sich auf gleicher Höhe.

Berlin. Prof. Dr. A. Brückner.

Allgemeines. Privilèges commerciaux accordés par les Rois de Portugal aux Flamands et aux Allemands (15e et 16e siècles). Von J. Denucé. (Auszug aus Archivo historico portuguez VII.) 4°, 30 S. Lissabon 1909, Calçada do Cabra.

Im Jahre 1644 überreichte der niederländische Kaufmann Eduard Sonnemans aus Delft, der in Funchal auf Madeira eine Handelsniederlassung besaß, dem König von Portugal eine Bittschrift, durch die er um Gewährung jener Freiheiten und Privilegien bat, die den flämischen und d. Kaufleuten durch die früheren portugiesischen Könige während des 15. und 16. Jahrhunderts, also vor der Zeit der spanischen Eroberung, verliehen worden waren. Das Original der Petition liegt vermutlich im Staatsarchiv zu Lissabon, eine Abschrift aber blieb in Madeira zurück und gelangte von hier aus neuerdings durch Zufall in die öffentliche Bibliothek der Kapstadt, wo sie gegenwärtig aufbewahrt wird. Nach diesem Exemplar ist die Urkunde in der vorliegenden Veröffentlichung wortgetreu abgedruckt. Außerdem hat der Herausgeber eine geschichtliche Einleitung und eine Reihe erläuternder Anmerkungen beigefügt. Das Dokument ist vor allem dadurch von Wert, daß es sämtliche in Frage kommende Privilegien im Wortlaut mitteilt. Sie stammen aus den Jahren 1452—1589 und lassen deutlich erkennen, wie enge und für beide Teile vorteilhafte Geschäftsverbindungen zwischen Portugal und den großen Handelsstädten Ober- und Niederdeutschlands im Zeitalter der großen Entdeckungen bestanden und wie namentlich der Gewürzhandel viele Jahre hindurch wesentlich in den Händen der kapitalkräftigen Augsburger Kaufherren lag. Wenn auch diese Tatsache schon längst anderweit bekannt war und wenn auch die wichtigeren der hier verzeichneten Privilegien schon an anderen Orten gedruckt vorlagen, so ist die Erschließung dieser neuen, bisher unbenutzten Quelle zur d.-portugiesischen Handelsgeschichte doch immerhin von Interesse.

Dresden. Dr. Viktor Hantzsch.

Schleswig-Holstein. Helgoland und seine Sprache. Von Prof. Dr. Theodor Siebs. 8°, 519 S., 1 Karte. Cuxhaven u. Helgoland 1909, A. Rauschenplat.

Mit der Herausgabe des kleinen folkloristischen Werkes „Helgoland und seine Sprache" ist Prof. Theodor Siebs nicht nur den Wünschen vieler Freunde nordfriesischer Sprachen- und Landeskunde, wie sie in diesseitigen Vereinen vertreten sind, entgegengekommen, sondern auch steht zu erwarten, daß es von berufsmäßigen Linguisten geschätzt werden wird. Hiermit dürfte aber keineswegs der Kreis der Interessierten geschlossen sein, vielmehr wird der Stoff für jeden Freund der „D. Erde" anziehend wirken.

Als geborenem, sprachgewandtem Friesen fällt es mir nicht schwer, auch ohne die d. Übertragung den wohlakzentuierten helgoländischen Text mit der gleichen Fertigkeit zu lesen und zu verstehen wie die übrigen nordfriesischen Dialekte, obwohl ich in jenem wegen bisher fehlender Literatur keine Übung gehabt habe. Daß nunmehr auch der helgoländerfriesische Dialekt eine kleine Literatur bekommen hat, die imstande sein wird, denselben der Nachwelt dauernd zu erhalten, ist verdienstvoll anzuerkennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der in dem Buche wie auch anderweit verbreiteten Ansicht, daß der Helgoländer Dialekt dem Sylter zunächst stehe, kann ich nicht beistimmen; ebenso bin ich mit der etymologischen Erklärung des Inselnamens, obwohl dieser Gegenstand ausgiebig behandelt wird, nicht einverstanden.

Bredstedt. Dr. Schmidt-Petersen.

Westfalen. Die Polenfrage im Ruhrkohlengebiet. Eine wirtschaftspolitische Studie. Von Joh. Viktor Bredt. Gr.-8°, 139 S. Leipzig 1905, Duncker u. Humblot. 3 M.

Wenn auch das statistische Material der vorliegenden Schrift durch den während ihrer Drucklegung erschienenen Aufsatz Broesickes über „Die Polen im westlichen Preußen" teilweise überholt ist, so darf sie doch als die erste anschauliche und umfassende Darstellung von Entstehung und bisherigem Verlauf der Polenbewegung in Rheinland-Westfalen mit Freude begrüßt werden. Nach einer kurzen Einleitung und allgemeiner statistischer Orientierung wird zunächst die Politik und Wirtschaft der Polen in der rheinisch-westfälischen Enklave behandelt; die Darlegungen über die kirchliche, politische und soziale Organisation der Polen, ihre Presse und ihr Wirtschaftsleben (insbesondere polnische Geschäfte, Konsumvereine, Sparbanken, Haus- und Grundbesitzer) zeugen von eingehender Sachkenntnis und bieten eine auf weitschichtigem Material beruhende, in ihrer Zuverlässigkeit, soviel ich sehe, allseitig anerkannte Orientierung, die (in Übereinstimmung mit dem Gutachten des Alld. Verbandes) zu dem Ergebnis führt, daß vom politischen Gesichtspunkt aus trotz der festen Beziehungen zwischen östlichem und westlichem Polentum letzteres dem Deutschtum nicht gefährlich zu werden droht, ja leichter „eingedeutscht" zu werden verspricht als das Polentum im Osten; die von Bredt für diese Anschauung beigebrachten Beweisstücke (Stellungnahme der polnischen Gewerkschaft im Prinzipienstreit der rein wirtschaftlichen und der rein nationalen Interessen, Tendenz zum Seßhaftwerden, Wahltaktik) sind der Beachtung wert, nicht minder im zweiten Hauptteil, „Die Polen als Bergarbeiter", die schlüssige Zurückweisung der so oft aufgestellten Behauptung, die Polen seien im industriellen Westen Lohndrücker (gar von den Unternehmern selbst als solche herangezogen) und damit auch Drücker des allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Niveaus. Einen anderen verhängnisvollen Einfluß des polnischen Arbeitertums auf die volkswirtschaftliche und soziale Entwicklung glaubt Bredt freilich in detaillierten Auseinandersetzungen annehmen und beweisen zu können: die Fülle des polnischen Arbeiterangebots hat den Bergbau, nach Bredt, davon abgehalten, wichtige technische Neuerungen, die sonst zur Ausgleichung des Mangels an menschlicher Arbeitskraft notwendig gewesen wären, einzuführen; der Pole erscheint also als (vom Unternehmertum begünstigtes) Hemmnis des technischen Fortschritts, als Hemmnis des Ersatzes der ungelernten durch die gelernten Arbeiter; in der Hand des Kohlenbergbaues würde es jedoch liegen, durch umfassendere Anwendung der Maschinerie den östlichen Zustrom abzudämmen. So Bredt! Nach Einsichtnahme der Polemik jedoch, die Dr. Jüngst in der Zeitschrift „Glückauf" (Nr. 27 vom 3. Juli 1909) sowie in der Frankfurter Zeitung (Nr. 189 vom 10. Juli und Nr. 238 vom 28. August 1909; Bredts Entgegnungen in Nr. 211 vom 1. August und in Nr. 245 vom 2. September 1909) gegen die Ausführungen über den Zusammenhang zwischen Polentum und Technik des Bergbaues geführt hat, ist Referent der Ansicht, daß Bredt zwar ohne absichtliche Tendenz, aber von irrigen Voraussetzungen ausgehend, zu unhaltbaren Schlüssen und Verallgemeinerungen gekommen ist, und daß, wer das Bredtsche Buch liest, nur dann sich vor falschen Vorstellungen zu schützen vermag, wenn er auch den zitierten Aufsatz in „Glückauf" zur Kritik und selbständigen Entscheidung, auf wessen Seite das Recht ist, heranzieht.

Düsseldorf. Dr. Otto Most.

Preußische Ostmarken. La Question polonaise. Von R. Dmowski. (Aus dem Polnischen übersetzt von V. Gasztowtt.) 8°, 332 S., 1 Karte. Paris 1909, Armand Colin.

Das Buch von Dmowski, das die Bedeutung der polnischen Frage für ganz Europa und die Schwierigkeiten ihrer Lösung eingehend erörtert, läßt die Zukunft des Deutschtums in den preußischen Ostmarken in wenig rosigem Lichte erscheinen. Seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts offenbart sich bei allen Polen das deutliche Bewußtsein von einer nationalen Wiedergeburt, die Überzeugung von einer neuen Zukunft. Sogar bei der protestantischen Masurenbevölkerung in Ostpreußen zeigen sich die ersten Anzeichen polnischen Empfindens. Die Germanisation, d. h. die Auffangung des polnischen Volkstums mit geringerer Kultur durch die höhere d., hat aufgehört; denn die Polen haben mit der Hebung ihres geistigen Niveaus und dem Emporkommen eines tüchtigen Mittelstandes der d. Kultur die eigene lebenskräftige und konkurrenzfähige gegenübergestellt. Vor der Gründung des Reiches 1871 war die Germanisation noch ziemlich bedeutend. Seitdem hat ein langsamer Rückschritt stattgefunden. Erst in den letzten Jahren macht sich wieder infolge der Eroberungen der Ansiedlungskommission eine geringe Zunahme des Deutschtums — freilich nur auf dem Lande — bemerkbar. Das beweisen folgende Zahlen (S. 16):

1867: 45 v. H. Deutsche in Posen (Provinz),
1890: 39,87 „ „ „
1900: 38,49 „ „ „
1905: 38,54 „ „ „

Die Städte aber — wenigstens in der Provinz Posen — sind sichtlich polonisiert. Dies wird, nach Dmowski, in Zukunft noch schärfer hervortreten wegen der mehr und mehr einsetzenden Abwanderung der Juden, die sich als D. betrachten und die stärkste Stütze der Germanisation sind. Auch hierauf werfen folgende Zahlen ein deutliches Licht (S. 17):

1825: 6,3 v. H. Juden in Posen (Provinz)
1871: 5,9 „ „ „
1900: 1,9 „ „ „
1905: 1,4 „ „ „

Charlottenburg. Prof. Dr. Otto Kurth.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Steiermark. Geschichte der (deutschen) Stadt Cilli. Von Andreas Gubo. 8°, 476 S., vielen Abb. u. 1 Stadtplan. Graz 1909, Ulrich Moser (J. Meyerhoff).

Die reizend in Untersteiermark gelegene Stadt Cilli, eine der d. Sprachinseln im slowenischen Sprachgebiet, hat in den letzten Jahrzehnten durch die mannhafte Verteidigung ihres d. Charakters die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Um so willkommener ist jetzt die Geschichte dieser d. Stadt, die Gubo in dem vorliegenden stattlichen Bande darbietet. Der Verfasser, Direktor des Gymnasiums in Pettau a. D., hat früher eine Reihe von Jahren in Cilli gelebt und gewirkt und damals jene Studien begonnen, die von einer fleißigen, liebevollen und sachkundigen Beschäftigung mit der Geschichte Cillis und seiner Umgebung Zeugnis ablegen. In dem vorliegenden Buche faßt er seine eigenen Wahrnehmungen und Forschungen und das, was andere vor ihm gefunden haben, zu einer ansprechenden Gesamtdarstellung der äußeren und inneren Entwicklung Cillis von seinem Ursprung bis zur Gegenwart zusammen. Der erste Teil handelt von der Römerstadt Claudia Celeja, der zweite von dem reichen und angesehenen Geschlecht der Grafen von Cilli. Der dritte Teil, der weit mehr als die Hälfte des Buches umfaßt und sehr ins einzelne geht, gibt die Geschichte der Stadt seit dem Untergang der Cillier Grafen im 15. Jahrhundert. Ursprünglich durch die Gunst der Herrengeschlechter — der Grafen und ihrer Vorgänger auf der Burg Obercilli — gefördert, entfaltete sich Cilli seit dem 15. Jahrhundert selbständig zu einem wohlorganisierten d. Gemeinwesen, in dem Handel und Gewerbe immer mehr gediehen. Die geistige Entwicklung wurde zunächst auch hier wie sonst in Österreich durch die Gegenreformation zurückgehalten, aber später das Versäumte nachgeholt. 1808 entstand das Gymnasium, an dem von 1829 bis 1840 der Dichter J. G. Seidl als Lehrer wirkte. Wie er selbst bekennt, hat er hier die Anregung zu seinen besten dichterischen Leistungen gefunden.

Wenn der Verfasser am Schlusse unter Hinweis auf die „Tüchtigkeit und Opferfreudigkeit" seiner Bürger Cilli „Perle und völkisches Bollwerk der Untersteiermark" nennt, so wird jeder, der — wie der Berichterstatter — diese alte d. Stadt näher kennt, ihm recht geben müssen.

Graz. Dr. Karl Reissenberger.

Ungarn. Die Heanzen. Von Anton Dachler in Wien. (Zeitschr. f. österreich. Volkskunde XVI, 1910, Heft 1 u. 2, S. 28 ff.)

Dachler gibt in kurzen, schlagwortartigen Sätzen eine Übersicht über Ansiedlungsart, Haustypus, Beschäftigung, Lebensweise und Gebräuche der Heanzen im d. Westungarn. Als Zeit der Beobachtung können vornehmlich die Jahre 1850—1870 angenommen werden und der Verfasser selbst erwähnt, daß sich seither manche Eigenheit verloren hat. Die Schilderung, die von dem kernigen d. Volksstamm entworfen wird, weist viele verwandte Züge mit der Bevölkerung der österreichischen Alpenländer, aber auch einzelne Anklänge an die madjarischen Nachbarn auf (Tschardas, Tracht). Aus der großen Tatsachenmenge, die der Verfasser in verdienstvoller Weise gesammelt hat, seien besonders die engen Beziehungen der Heanzen zu den österreichischen Grenzgebieten hervorgehoben: der größte Teil des Bevölkerungsüberschusses zieht aus dem sehr kinderreichen Lande, in dem die Bauernhöfe meist auf den jüngsten Sohn übergehen, arbeitsuchend nach Österreich und läßt sich zum Teil dauernd dort nieder. In ökonomischer Beziehung herrscht noch vielfach Naturalwirtschaft vor (Leinwand, Wolle, Wagen, Geräte usw. werden im Haus erzeugt).

Der Aufsatz Dachlers könnte in mancher Richtung eine wertvolle Ergänzung durch die Verarbeitung der Volkszählungsergebnisse erfahren, so z. B. seine Bemerkungen über die Bauart der Heanzenhäuser. In den d. Teilen der Gespanschaften Ödenburg und Eisenburg überwiegen nach der Volkszählung die aus Stein oder Ziegeln gebauten Häuser auch am flachen Lande ganz entschieden, während die madjarischen Nachbarn der d. Bauern vorwiegend in Häusern aus Lehm, Kotziegeln oder Holz leben. Bei den Ödenburger Heanzen werden die Häuser auch ganz überwiegend mit Ziegeln eingedeckt, während weiter östlich und südlich das Stroh- oder Rohrdach weitaus vorherrscht. Auch über die Bildung der Bewohner des Heanzenlandes, die trotz des fast ganz madjarisierten Schulwesens im Vergleich zum übrigen Ungarn einen auffallend geringen Hundertsatz von des Lesens und Schreibens Unkundigen aufweisen, ließe sich manches sagen.

Dachlers Arbeit will zu ähnlichen Aufsätzen für andere Gebiete anregen; es wäre zu wünschen, daß diese Absicht des Verfassers nicht erfolglos bliebe.

Wien. Dr. Richard Pfaundler.

Siebenbürgen. Hermannstadt in Siebenbürgen. Von Wilhelm Bruckner. 8°, 107 S., 25 Abb. Leipzig 1900, Klinkhardt u. Biermann.

Obiges Werk ist als 25. Band der Stätten der Kultur, herausgegeben von Dr. Georg Biermann, erschienen und behandelt folgende Abschnitte: Die Siebenbürger Sachsen, die Stadt Hermannstadt, die Umgebung der Stadt, Volkstypen, die Bedeutung und Zukunft des Deutschtums. Der durch seine „Reiseerinnerungen" rühmlich bekannte Verfasser entwirft in leichtflüssiger Sprache, unterstützt durch 25 gute Photographien, ein Bild vom alten und neuen Hermannstadt und seiner Umgebung und wird gewiß das Interesse an jener Stätte d. Kultur aufs neue anregen, die im fernen Osten in Treue auf „Wache und Posten d. Bildung" steht.

Hermannstadt. Prof. Ernst Buchholzer.

Rußland. Deutsche Bauernkolonien in Rußland. Ein Beitrag zur Orientierung über ihren Zustand und über die Rückwandererbewegung. Von Adolf Lane, Dozent am Orientalischen Seminar in Berlin. (Kolon. Abhandlungen, Heft 31.) 8°, 28 S. Berlin, Wilhelm Süsserott. 40 Pf.

Lange Zeit schienen die d. Bauern im Innern Rußlands in der Heimat vergessen zu sein. Erfreulicherweise hat sich ihnen nunmehr das Interesse zugewandt; haben sie doch auch etwas von d. Erde in der Fremde geschaffen. So lose ihre Beziehung zur alten Heimat ist, so haben sie sich doch d. Art und Unart mehr oder minder bewahrt und eine Verschmelzung mit ihren Umwohnern vermieden. Adolf Lane hat die „D. Bauernkolonien in Rußland" nicht aus persönlicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kenntnis, soviel ich zu urteilen vermag, geschildert, aber er hat mit liebevollem Verständnis in ihr Wesen einzudringen versucht. Gerade jenen d. Einwanderern in Rußland gilt seine Darstellung in erster Linie, die bisher weniger Beachtung gefunden haben — den Deutschen an der Wolga und in Wolhynien. Mit Recht lehnt er es ab, den „Abschaum Deutschlands" in denen, die 1765 an die Wolga auswanderten, zu erblicken, und betont, daß es sich zumeist um der Landwirtschaft nicht ganz Unkundige gehandelt habe; es konnte auch nicht gut anders sein, überwog doch damals in Deutschland die Landwirtschaft durchaus. Selbstverständlich bleibt dabei anderseits, daß in ihrer Existenz Bedrängte oder Gefährdete den Hauptbestandteil jener Auswanderer bildeten. Nicht die Regierung hat sie allmählich zu ordentlichen Landwirten herangezogen, aber sie mußte sie doch in den ersten Jahrzehnten gelegentlich dazu ermahnen, auch Neuland in Anbau zu nehmen. Der Grund für ihr Zurückstehen in ihrer materiellen Entwicklung wird wohl mit Recht erblickt in der Annahme des russischen Wirtschaftssystems, nämlich des Gemeindebesitzes und der damit verbundenen alljährlichen Neuverteilung des gesamten zu bebauenden Landes. Man ließ auch bei der Ansiedlung die alte Erfahrung außer acht, daß ein erfolgreicher landwirtschaftlicher Betrieb die Nähe des zu bestellenden Ackerlandes beim Wohnsitz des Bebauers zur Vorbedingung hat. Doch spielt schon seit langem der Getreidehandel der Wolgad. eine nicht geringe Rolle im wirtschaftlichen Leben Rußlands und ihr Handgewebe („Sarpinka" nach der Herrnhuter Niederlassung Sarepta) erfreut sich mit Grund großer Beliebtheit. Russische Einwirkungen haben die Wolgakolonisten in stärkerem Maße erfahren als die D. in Südrußland und in Transkaukasien, doch dürften sie tatsächlich mehr an d. Wesen sich bewahrt haben, als es zunächst scheinen will. Es wäre wünschenswert, daß ein wirklicher Kenner mitteldeutschen Volkstums sich einmal an eine Erforschung der d. Wolgakolonien machte; Georg Ascher hat seinerzeit seine darauf gerichtete Arbeit bald wieder aufgegeben. Lanes Bemerkung, die russische Sprache gelte bei den Wolgakolonisten als die vornehmere, trifft nicht ganz zu; das Beherrschen auch des Russischen neben dem D. erscheint natürlich als ein Vorzug. An der Aufnahme russischer Wörter in die d. Umgangssprache fehlt es nicht; doch vorherrschend nur dort, wo durch den Handelsverkehr eine stärkere Berührung mit der russischen Bevölkerung stattfindet. Die Begrüßung z. B. ist nicht „immer" (so Lane), sondern nur in seltenen Ausnahmefällen ein russisches „Straste" („Schön Dank" lautet die Antwort auf das „Guten Tag"), und ebenso ist die russische Namengebung, wie z. B. Andrei Goritsch statt „Vetter Heinrich" (vielmehr in der Regel „Hennrich"), eine in den meisten Kolonien sehr seltene. Manche französische Worte haben sich noch im Sprachgebrauch erhalten. Richtig ist Lanes Bemerkung, daß das d. Volkslied in diesen Kolonien noch nicht verklungen ist, — ich habe seinerzeit selbst welche dort gesammelt. Er weiß auch Interessantes von den Gebräuchen bei der Verlobung, auch von der Prüfung der Brautleute im Lesen und den Grundwahrheiten des Christentums zu berichten, ebenso von dem „Zurückverloben" bei „Neuwendigkeit". Daß die Wolgakolonisten sich zumeist nicht zur Rückwanderung in Gebiete des D. Reiches eignen würden, war vorauszusehen; die wirtschaftlichen Verhältnisse sind zu sehr andersartige. — Am besten geeignet für die Rückwanderung haben sich, wie zu erwarten war, die wolhynischen D. erwiesen. Sie hatten sich um Urbarmachung der wolhynischen Wälder und Sümpfe große Verdienste erworben, die ihnen von der kurzsichtigen Politik der russischen Regierung schlecht gelohnt worden sind. — Überhaupt hatte es die russische Regierung in der Hand, sich in den d. Kolonisten am Nordrand des Schwarzen Meeres eine arbeits- und strebsame, zuverlässige und tüchtige Bevölkerung heranzuziehen, die diese Gegenden zu hoher Blüte entwickelt hätten. Sie hat dem mehr entgegengewirkt als es gefördert. Dennoch stehen hier die d. Ansiedler auf einer höheren kulturlichen Stufe als sonst in Rußland.

Göttingen. Prof. Dr. Nathanael Bonwetsch.

Vereinigte Staaten. Deutsches Vereinswesen usw. in Neuyork. (Nach: H. W. Schultze-Altenwalde, Illustrierter Führer durch Neuyork und Umgebung. 8°, 160 S., mit Abb. Oldenburg u. Neuyork, G. Stalling. 3 M.)

Von den zahlreichen d. Vereinen in Neuyork sind namentlich die „Vereinigten d. Gesellschaften der Stadt Neuyork" hervorzuheben, im Jahre 1902 zu dem Zwecke gegründet, sämtliche d. Vereine unter einen Hut zu bringen. Ihre bemerkenswerten Hauptziele sind: a) Stärkung des Einheitgefühls unter Amerikanern d. Abkunft, b) Pflege gesunder Lebensanschauung im Geiste moderner Kulturfortschritte, c) Förderung genauer Kenntnis der Geschichte und Verdienste der d. Einwanderung in Amerika, d) Einführung und Erhaltung des Unterrichts in der d. Sprache und in systematischem zweckdienlichen Turnen in öffentlichen Schulen, e) Bekämpfung von Gesetzen, welche die Einwanderung oder Erwerbung des Bürgerrechts oder die persönliche Freiheit der Bürger und einen liberalen Sonntag unnötig erschweren.

Für die Hunderte von Neuyorker Gesangvereinen bildet der „Nordöstliche Sängerbund" eine Zentrale, die alle vier Jahre einen Sängerwettstreit veranstaltet. Der älteste und bedeutendste d. Gesangverein ist der 1847 gegründete „Liederkranz" mit etwa 1600 Mitgliedern und einem vornehmen Klubhaus; 800 Mitglieder zählt der „Arion". Weitere hervorragende Vereine heißen „Beethoven-Männerchor", „Männerchor", „Eichenkranz", „Mendelssohn-Gleeklub" „Neuyork-Sängerbund".

Hervorzuheben ist ferner das „D. Emigrantenhaus" in State Street am Battery Park, 1873 gegründet, das in den ersten 25 Jahren seiner Tätigkeit 227035 Gäste beherbergte. Weiterhin gibt der Illustrierte Fremdenführer Auskunft über d. Bankgeschäfte, Buchhandlungen, Kirchen, Krankenhäuser, Klubhäuser, Vergnügungsorte, Unterstützungsgesellschaften, Zeitungen usw. Von letzteren sind zurzeit 18 vorhanden.

Bremen. Prof. Dr. Alwin Oppel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn

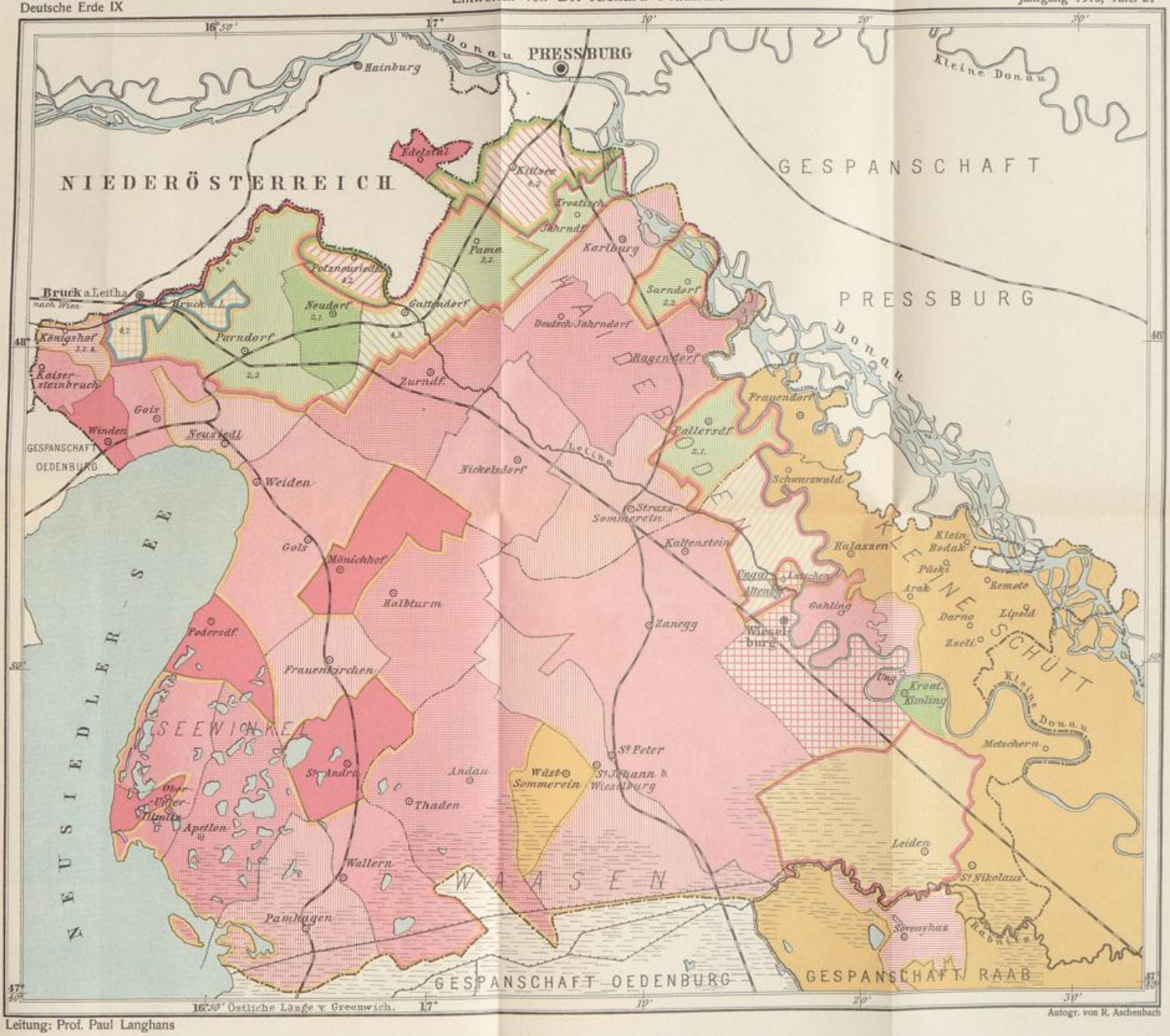
Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900

Blatt II: Gespanschaft Wieselburg

Entworfen von **Dr. Richard Pfaundler**

Deutsche Erde IX

Jahrgang 1910, Tafel 21



Leitung: Prof. Paul Langhans

Autogr. von R. Aschenbach

ZEICHEN-ERKLÄRUNG:

Landes-, Gespanschafts- und Bezirks-Grenze

Gemeinde-Grenze (nur zwischen national verschiedenen Gemeinden)

Eisenbahn

Gemeinden mit weniger als 1000 / 1000—5000 / 5000—10000 / über 10000 Einw.

Die Amtssitze der Gespanschaftsbehörden sind doppelt, jene der Bezirksbehörden einfach, die Städte mit Munizipalrecht stark punktiert, die Städte mit geordnetem Magistrat leicht punktiert unterstrichen.

Gemeinden mit deutscher / madjarischer / kroatischer / slowakischer / slowenischer absoluter oder relativer Mehrheit: rot, gelb, grün, blau — in der Gespanschaft Preßburg / Eisenburg

Die Minderheiten über 5 v. H. sind durch Umrahmung der Gemeinde in der betreffenden Farbe dargestellt, wobei die Rahmen von außen an die größte, zweite und kleinste Minderheit bedeuten. Die Stärke der Minderheiten in drei- und mehrsprachigen Gemeinden ist durch beigesetzte Ziffern in der Reihenfolge der Rahmen angedeutet (1:5—9,99 v. H., 2:10—19,99 v. H., 3:20—29,99 v. H., 4:30—39,99 v. H.).

›Z‹ bzw. ›A‹ bedeutet, daß eine Minderheit von Zigeunern bzw. Anderen gebildet wird.

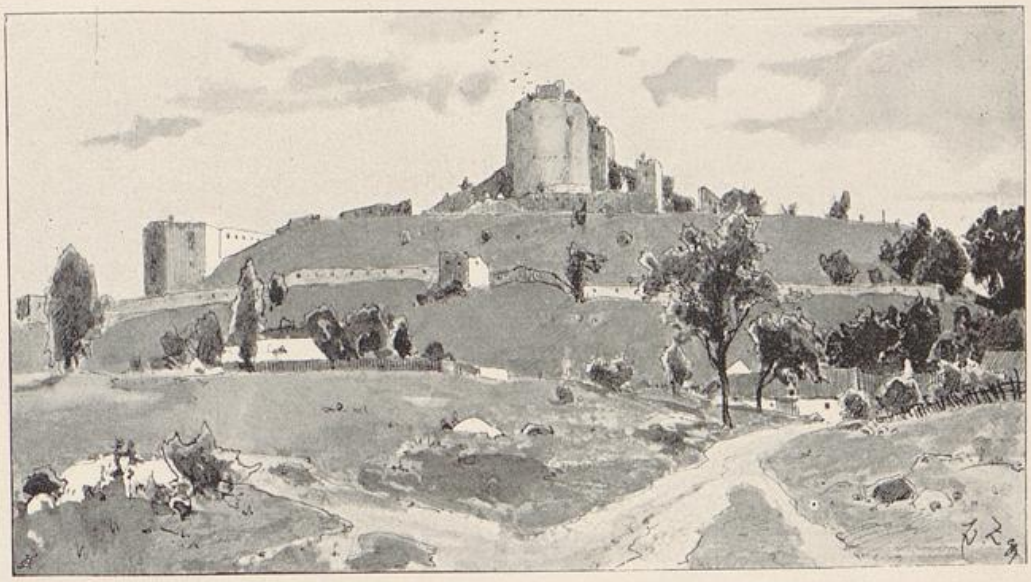
Mischungsstufen v. H.: 100—95 / 94,99—90 / 89,99—80 / 79,99—70 / 69,99—60 / 59,99—50 / 49,99—40 / 39,99—30

GOTHA: JUSTUS PERTHES

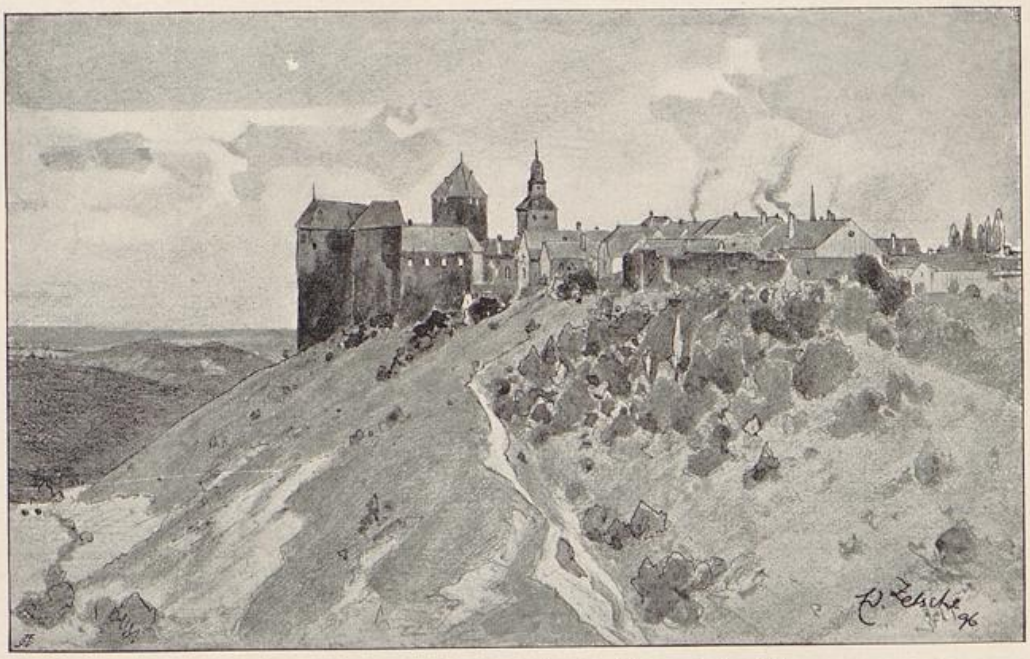
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Aus dem bis 1647 niederösterreichischen „Viertel Unter Wienerwald"
(heute ungarische Gespanschaften Ödenburg und Eisenburg)



1. Burgruine Landsee (Landesehre),
einst Sitz des „Herrn Ywân" von König Artus' Tafelrunde:
„Sin rechter nam war Erchengêr, sin hûs genannt war Landesêr"



2. Burg Schleining mit dem „schwarzen Turm" in der Mitte,
erbaut vom steirischen Ritter und Landsknechtführer Andreas Baumkircher

Aus: Ed. Zetsche,
Bilder aus der Ostmark

Wien: A. Edlinger

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anton Ohorn.

Zu den deutschen Männern der Gegenwart, die es als ihre Lebensaufgabe betrachten, für deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutsche Größe, deutsches Volk und deutsche Erde zu wirken und zu schaffen, gehört Hofrat Prof. Dr. Anton Ohorn, der gefeierte Lehrer für Deutsche Sprache und Literaturgeschichte an der Kgl. Sächs. Gewerbeakademie in Chemnitz, der feinsinnige vielseitige Dichter und gemütvolle Erzähler.

Abb. 20.

Anton Ohorn

Seine Wiege stand auf böhmischer Erde, in Theresienstadt, wo er am 22. Juli 1846 geboren wurde. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Leipa trat er in das Prämonstratenser Chorherrenstift in Tepl, absolvierte an der Universität Prag die theologische und philosophische Fakultät, erlangte an letzterer die Doktorwürde und war vordem schon zum Priester geweiht mit der Bestimmung, ein Lehramt am Gymnasium in Pilsen zu übernehmen. Aber sein lebendiger Geist verlangte hinaus aus der Enge, er warf die Fesseln, die ihn drückten, ab und zog 1872 nach dem Herzen Deutschlands, wo er in Coburg in dem kunstsinnigen Herzog Ernst II., der selbst Dichter und Schriftsteller war, einen wohlwollenden Gönner fand. Und nachdem Ohorn in Gotha zum Luthertum übergetreten war, betrat er das Katheder und hat seitdem von hier aus gewirkt an den Herzen Tausender, die er heraufgeführt hat zu den göttlichen Höhen des Edlen, Guten, Schönen und Wahren.

Aber weit hinaus über den Hörsaal erklang sein Wort: ans ganze deutsche Volk wandte er sich mit dem, was er als Dichter und Schriftsteller zu sagen hatte. Und er hatte viel zu sagen, so viel in seinem übervollen Herzen als Lyriker, Epiker und Dramatiker. Auch als echter Volks- und Jugendschriftsteller fand er den rechten Ton.

In den letzten Jahren hat sich Ohorn auch die Bühne endgültig erobert, nachdem er schon frühzeitig, 1875, mit dramatischen Arbeiten hervorgetreten war. Vor allem sind es seine vielumstrittenen Klosterdramen „Die Brüder von Sankt Bernhard“ und „Der Abt von Sankt Bernhard“, womit er außerordentlichen Erfolg erzielt hat und die ins Französische, Italienische, Holländische, Ungarische und Tschechische übersetzt worden sind. Fast scheint es, als wolle Ohorn jetzt auf der Warte der deutschen Bühne stehen bleiben und von hier aus seine dichterischen Gedanken ins Volk gehen lassen, denn seine Lyrik und Epik ruht — abgesehen von kleineren Gedichten — seit einigen Jahren.

Schwer ist es Ohorn geworden, sich einen Namen zu machen. Der Boden, wo sein Dichterheim stand und noch steht, war nicht dazu angetan, Ohorns Dichtergeist zu nähren, zu erfrischen, anzuregen. Einsam stand er und steht er noch, der einzige Dichter von Bedeutung in den vom Dampfhammer dröhnenden Mauern von Chemnitz, ohne gleichstrebende Genossen, allein auf sich angewiesen, sich immer selbst befruchtend. Er hat sich gehalten, hat sich nicht von der ihn um-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebenden Materie, vom Ruße rauchender Schlote ersticken lassen. Wie frischer Frühlingslerchensang in reiner Luft, so klang sein Lied trotz allen Fabrikdunstes.

Das ist aber auch sein schönstes Bewußtsein, daß er das, was er geworden, in solcher Umgebung trotz solcher Umgebung geworden ist; denn es ist ein Zeichen seiner starken Begabung, seines festen Willens. Aus eigener Kraft ist er es geworden, ohne Fürsprache, ohne Marktschreierei, ohne Koteriewesen.

Überschauen wir die reiche literarische Tätigkeit Ohorns, so zieht sich wie ein roter Faden fast durch alle Werke eines: die heiße Liebe zum deutschen Volke, zum deutschen Lande. Daß es sich in Ohorns Werken immer und immer wieder um Deutsches handelt, das zeigen schon äußerlich die Titel einer Reihe seiner Werke, die Bilder aus der deutschen Geschichte und Literaturgeschichte bringen: Hans Sachs, der deutsche Handwerker und Dichter — Das deutsche Lied — Die Helden der Küste. Eine Geschichte vom deutschen Nordseestrand — Aus Tagen deutscher Not — Deutsches Erbe — Unter deutscher Eiche — In tschechischen Wettern. Ein deutsches Lied aus Böhmens Hauptstadt — Der Ordensmeister. Eine deutsche Minne- und Heldenmär — Rübezahl. Eine Mär aus deutschen Bergen — Der Siebenbürger. Ein deutsches Spiel — und vieles andere mehr.

Selten hat ein deutscher Dichter in unseren Tagen immer und immer wieder die Töne für Vaterlandsliebe so angeschlagen und so getroffen wie Ohorn, und ihm gebührt vor allem das Verdienst, den großen Kampf, den das Deutschtum in Böhmen, seiner Heimat, führt, auf dichterische Grundlage gebracht zu haben. Gerade mit diesen auf die deutschböhmischen Verhältnisse gehenden Werken reiht sich Ohorn würdig jenen Männern an, die in sturmbewegten, kampfdurchtobten Tagen als Freiheitssänger durch ihre machtvollen Lieder der gerechten Sache ihres Volkes zum endlichen Siege verhalfen. Wie Arndt zu seiner Zeit das „deutsche Gewissen" war, so ist es jetzt Ohorn für die deutschen Brüder im Böhmerland geworden, denen er wieder und wieder zuruft: „Ein heilig Erbe gibt's zu hüten! — Schmach und Schande dem Verächter, der nicht treu sein Volkstum wahrt; aber Ehre jedem Wächter deutscher Sitte, deutscher Art!" Ganz besonders in der Gedichtsammlung „In gerechter Fehde" hat er kampfblitzend mit kraftvoller Hand in die Saiten geschlagen, und das eine Gedicht darin, „Das deutsche Gewissen", ist ein herrlicher Sang, der in Böhmen die Herzen aller Deutschen ergriffen hat.

Mit seinem ganzen heißschlagenden Herzen hängt Ohorn an deutschem Volke und deutscher Erde, und wenn er in seinem neuesten, im September d. J. zum erstenmal aufgeführten Theaterwerk „Der Siebenbürger, ein deutsches Spiel" den für sein Vaterland heldenhaft sterbenden Pfarrer Roth sagen läßt: „Segen über dich, mein Vaterland! Ich habe dich geliebt bis an mein Ende und möchte meine Liebe vererben an all die Tausende, die meines Blutes sind", so sind das Worte, die ganz auf Ohorn selbst passen. Er liebt sein deutsches Volk und Land bis an sein Ende. Und wahrlich, Anton Ohorn hat in seinen herzerhebenden Vaterlandsdichtungen einen Samen ausgestreut, der herrlich aufgegangen ist und weitere Frucht treiben wird, er hat sich Erben seiner Gesinnung erworben, Tausende, die seine Liebe zum deutschen Volke und Lande aufgenommen haben und bewahren in treuen deutschen Herzen.

Und so wirkt Anton Ohorn heute noch in ungeschwächter geistiger und körperlicher Frische für seine hohe Lebensaufgabe mit jugendfroher Begeisterung, mit einem siegesfrohen Optimismus: es muß doch Frühling werden, deutscher Frühling auf Böhmens Erde. Und wie kein Fest gefeiert wird in Deutschböhmen, an dem nicht ein poetischer Gruß Ohorns erbeten und gern gespendet wird, so ehren auch seine Landsleute ihren treuen Dichter; allen voran Ohorns Geburtsort Theresienstadt, der mit Stolz ihn zu seinem Ehrenbürger gemacht hat. —

In diesen Tagen hat Ohorn wiederholt warme Aufrufe erlassen zum Schutze des schwerbedrängten schönen Böhmerwaldes, und es ehrt die Förderer, daß diese Rufe nicht verhallen. Seinen Namen — Ohorn-Stiftung — trägt das bereits ansehnliche Kapital, und diese Stiftung ist das schönste Denkmal ihm selbst: dem deutschen Dichter Anton Ohorn.

Dr. Bernhard Rost in Chemnitz i. S.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflanzen- und Völkergrenzen[1]).

Von

Prof. Dr. **Rudolf Scharfetter** in Villach.

Bei der großen Abhängigkeit des Menschen von der Pflanzenwelt kann es uns nicht befremden, daß sich Völker- und Pflanzengrenzen vielfach decken. Die Ursachen dieses Zusammenfallens erblicke ich in mehreren Umständen: entweder sind Pflanzen und Pflanzenvereine unmittelbare Hindernisse, die von den Völkern niemals oder erst allmählich mit fortschreitender Kultur überwunden werden können, oder der Wechsel der ökologischen Bedingungen verhindert die Ausbreitung einer Pflanze, deren Gedeihen für den Menschen unerläßlich ist, so daß die Vegetationslinie der Pflanze zugleich die Grenze der menschlichen Siedlungen ist (z. B. Getreide in den Alpen), oder es zeigen uns die Vegetationslinien eine so durchgreifende Änderung der ökologischen Verhältnisse, denen Pflanzen und Menschen in gleicher Weise unterworfen sind, an, daß den neuen Pflanzenarten auch andere Völkerstämme entsprechen.

In jüngster Zeit hat von botanischer Seite insbesondere Gradmann[2]) auf die Pflanzenvereine als Ausbreitungshindernisse der menschlichen Kultur hingewiesen. Des Zusammenhangs wegen sei hier einiges in Erinnerung gerufen. Die Überreste aus der Steinzeit und aus der vorrömischen Metallzeit sind in Mitteleuropa auf die alten Steppenbezirke beschränkt, die sich bis heute noch als Waldsteppenlandschaften bezeichnen lassen, in denen die Steppenheidegenossenschaft mit zahlreichen pontischen und südeuropäischen Florenelementen entwickelt ist. Die erste Ansiedlung der Völker erfolgte naturgemäß an jenen Stellen, die dem Ackerbau am leichtesten zugänglich gemacht werden konnten, und das sind in Mitteleuropa die Steppenheidebezirke. Die Getreidefelder zaubern uns eine künstliche Steppe vor, die der Mensch später auf Kosten anderer natürlicher Formationen verbreitete. Penck hat schon früher auf die Lößgebiete, die Träger der Steppenheidegenossenschaft, als älteste Kulturgebiete hingewiesen. Auf dieser Stufe der menschlichen Kultur bildeten die Waldformationen eine Grenze. Erst als sich die Notwendigkeit einstellte, mehr Land nutzbar zu machen, rodete man die Wälder, und zwar zuerst den Laubwald und dann erst den Nadelwald. Ein außerordentlich interessantes Beispiel für das Stehenbleiben der menschlichen Kultur vor dem Nadelwald bildet der Verlauf des römischen Limes, von dem später noch die Rede sein wird. Während die Nadelwälder der Ebene — soweit es nicht besondere Verhältnisse (Kiefernwälder in Norddeutschland) verboten — in Kultursteppen umgewandelt werden konnten, war der Rodung im Gebirge eine natürliche Grenze gesetzt, die abermals durch den Verlauf einer Pflanzengrenze markiert ist, durch die Getreidegrenze. Im Tale aber bildete eine andere Pflanzenformation bis vor etwa 50 Jahren ein Ausbreitungshindernis — das Moor. Erst in jüngster Zeit macht man erfolgreiche Versuche, auch diese natürliche Formation in Kultursteppe umzuwandeln.

Ich muß mich hier damit begnügen, festzustellen, daß wirklich Pflanzenformationen, in besonderen Fällen sogar bestimmte Pflanzenarten (Getreidearten), hindernd und grenzbildend der Ausbreitung des Menschen entgegentreten. Nur einige wenige Beispiele möchte ich herausgreifen.

1. Gradmann[3]) hat gezeigt, daß der römische Grenzwall in Süddeutschland (obergermanischer und rätischer Limes) fast genau parallel mit der Grenze des fränkischen Nadelholzbiets verläuft. Er ist der Meinung, daß das Bestehen des damals noch unbewohnten und ertraglosen Nadelholzwaldes den Verlauf des Limes bestimmt hat.

2. Vom gleichen Gesichtspunkt aus kann der Verlauf des Limes Dacicus in Ungarn durch die Pflanzenformationen der Steppe und des Waldes betrachtet werden. Das Steppengebiet war von den Jazyges Metanastae bewohnt, und gegen deren Einfälle wurde an der Grenze der Steppe Wall und Graben errichtet. Kerner[4]), der bei seinen Studien über die Waldgebiete wahrscheinlich

1) Aus: Petermanns Geogr. Mitteilungen, herausg. von Prof. Paul Langhans, 1910, I, Heft 3.
2) Pflanzenleben der Schwäbischen Alb.
3) Ebenda I, S. 586. — Pet. Mitt. 1899.
4) Der Wald und die Alpenwirtschaft, herausg. von Karl Mahler, Berlin 1908, S. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an diesen Zusammenhang nicht gedacht hat, schreibt: „In Ungarn folgt die Waldgrenze von Temesvar so ziemlich der alten Römerschanze und verläuft über Bruckenau gegen Arad an die Ufer der Maros." Es wäre sehr zu wünschen, daß ein mit den Lokalitäten vertrauter Forscher die Sache näher verfolgen würde.

3. Robert Sieger[1]) spricht in seiner Studie „Die Grenzen Niederösterreichs" ebenfalls davon, daß für gewisse Entwicklungsstufen der Menschen die Schnee- und Eisregion, Wüsten- oder Sumpfgebiete und selbst der undurchdringliche Wald als eine Naturgrenze erscheint. Ein solcher Grenzwald (Weinsberger und Greiner Wald) von besonders großer Ausdehnung lag in älteren Zeiten zwischen Donau und Moldau. Der unbesiedelte Wald reichte im 12. Jahrhundert bis fast an die Donau und heute noch sind weite unbesiedelte Waldstrecken an der Grenze (Oberösterreich, Niederösterreich und Böhmen) vorhanden. Es bietet sich mir hier willkommene Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß gerade Pflanzenformationen, wie Wälder, Sümpfe, Wüsten, die für den Menschen unbewohnbar sind, am besten zu Grenzsäumen (Ratzel[2]) geeignet sind, aus denen sich später die Grenzlinie entwickelt.

4. Jahrhundertelang hat der Urwaldgürtel Mitteldeutschlands die unübersteigliche Grenzmauer gebildet, welche die Germanen des Nordens von den Kelten im Süden schied. (Gradmann: Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung, Geogr. Ztschr. VII, 1901.)

5. Im nordwestdeutschen Tiefland deckte sich im Mittelalter die Nadelholzgrenze mit der Slawengrenze. (Gradmann in Pet. Mitt. 1899, S. 60; Ernst Krause in Englers Botan. Jahrb. 1892, S. 536; Globus 1893, S. 198; Nat. Wochenschr. 1892.)

Eine Vegetationsgrenze ist keine zufällige Linie, sondern — wenn die Pflanze ihre Wanderung vollendet hat — die fixierte Marke für die vorhandenen ökologischen Bedingungen. Jede Pflanze wandert, wenn ihr die notwendige Zeit gegeben war, so weit, als ihr dies die ihr zuträglichen ökologischen Bedingungen — also geographische Lage, Höhe, Klima, Bodenunterlage — gestatten. Ändern sich diese Bedingungen so stark, daß ihr Produkt[3]) dem Haushalt der Pflanze nicht mehr zusagt, so hat diese ihre natürliche Grenze erreicht.

Die Verbreitung der Kulturpflanzen hängt außer von dieser „natürlichen" Bedingung noch von der Vorliebe, die die Menschen für dieselben besitzen, ab. Es ist interessant, zu beachten, daß einzelne Kulturpflanzen (z. B. Getreidearten) wirklich bis zu den äußersten Grenzen ihres möglichen Verbreitungsgebiets vorgedrungen sind, während andere Pflanzen (z. B. Kartoffel) erst allmählich Eingang unter die Kulturpflanzen gefunden haben und wieder andere einen Rückgang ihrer einstigen Verbreitung zu verzeichnen haben (Weinbau im Lavanttal in Kärnten infolge günstiger Transportverhältnisse aus besseren Weingegenden, Farbstoff liefernde Pflanzen infolge der chemischen Farbstoffabrikation).

Die Araber können uns als Beispiel für den Fall dienen, daß ein Volk die Pflanzen, an die es in seiner Heimat gewohnt war, bei seinen Wanderzügen mit sich nimmt und durch sorgfältige Kultur die ungünstigen ökologischen Bedingungen aufzuheben trachtet. Die Araber haben die Dattelpalme weit über die Grenzen ihrer ursprünglichen Verbreitung bis nach Spanien und bis Indien verbreitet[4]), so daß uns heute noch die Grenzlinie der kultivierten Dattelpalme die Größe der einstigen Araberreiche veranschaulicht. Ja man möchte fast den Schluß wagen, die Araber sind so weit vorgedrungen, als die Kultur der Dattelpalme möglich war.

Die Völkerschaften sind mit ihren Sitten und Gebräuchen an die Pflanzenformationen ihrer Heimat angepaßt. Die Art des Getreidebaues ist z. B. unmittelbar abhängig von der Beschaffenheit des Klimas, des Bodens usw., kurz alles dessen, was früher Ökologie genannt wurde. Kein Volk kann diese Sitten und Gewohnheiten völlig ändern, ohne sich selbst zu ändern. Es wird uns daher nicht wundern, wenn sich solche Grenzen als stetige erweisen, als Grenzen, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Völker scheiden, als Grenzen, deren Überschreitung für ein Volk

1) Jahrb. d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich. Ref. Pet. Mitt. 1905, Lit.-Ber. Nr. 508.

2) Politische Geographie, VI. Abschnitt.

3) Einzelne Faktoren können sich ändern, ohne daß das Produkt ein anderes wird; so kann die geographische Lage durch die Höhe, die Regenmenge durch die Bodenunterlage ausgeglichen werden.

4) Th. Fischer: Die Dattelpalme. (Pet. Mitt. 1881, Erg.-Heft Nr. 64.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Verderben war, weil es dadurch seine Bodenständigkeit verlor. Ein paar Beispiele mögen erörtert werden.

1. Hunnen, Awaren, Madjaren drangen nach Westen vor. Über die Grenze des typischen Steppengrases, der Stipa capillata, kamen sie nicht hinaus. Es ist gleichgültig, ob sich ihre Macht am Lechfeld oder schon bei Wien bricht, es ist gleichgültig, ob sie als Eroberer mehrere Jahre im Lande bleiben; ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten treiben sie entweder ins Steppenland, in das Gebiet des Federgrases, zurück, oder sie werden seßhaft und dann müssen sie sich selbst aufgeben, die Sieger werden zu Besiegten. Höchst interessant, wenn auch keineswegs irgendwie in ursächlichem Zusammenhang stehend, ist die vergleichende Betrachtung der Einfälle der Steppenvölker in Westeuropa und des Vordringens pannonischer Florenelemente nach Mähren, Niederösterreich und Bayern.

2. Ausführlicher mögen die Pflanzen- und Völkergrenzen in den Alpen besprochen werden. Deutsche, Franzosen, Italiener und Slowenen teilen sich in den Besitz dieser Gebirgsgruppe; aber nicht hohe Gebirgskämme sind die Scheidelinien, welche sie voneinander trennen. Auch größere Flüsse, wie die Drau, die Rhone usw., kennzeichnen sich nicht als Grenzen. Wenn wir dagegen die Nordgrenzen der illyrischen (pontischen) Gewächse, insbesondere der Castanea vesca, verfolgen, so zeigt sich eine ganz auffallende Übereinstimmung von Pflanzen- und Völkergrenzen.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß mir diese Übereinstimmung beim Studium der Vegetationslinien südöstlicher Florenelemente in Kärnten aufgefallen ist[1]). Dr. Wuttes Grenze der Slowenen in Kärnten (Deutsche Erde 1907) und meine Hauptvegetationslinie II zeigen eine große Ähnlichkeit in ihrem Verlauf. Lamium Orvala, Aster Amellus, Fraxinus Ornus, Crepis incarnata wären etwa die charakteristischen Pflanzen, welche hier ihre Nordgrenze erreichen. Fraxinus Ornus und Lamium Orvala sind aber ganz wesentliche Glieder des illyrischen Buschwaldes, wie er den Karstländern und Bosnien und Herzegowina eigen ist. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich hier nochmals betonen, daß diese Pflanzen nur der sichtbare Ausdruck ganz bestimmter ökologischer Verhältnisse sind, die eben hier ihre äußerste Grenze finden. Die Vegetationslinie einer Taubnessel oder einer Esche kann keine Völkergrenze im Sinne eines Verbreitungshindernisses, wohl aber der richtigste und genaueste Ausdruck für die Änderung der Ökologie sein, der alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere und Menschen, gleicherweise unterworfen sind.

Ebenso auffallend ist der Verlauf der Vegetationslinien südeuropäischer Gewächse in Südsteiermark. Man vergleiche die Karte von Hayek (Englers Botan. Jahrb. XXXVII, 1906, Heft 3) und Pfaundler (Deutsche Erde 1907, 3. Sonderkarte).

Eingehendere Bemerkungen finden wir in der Abhandlung von Renato Pampanini (Essai sur la géographie botanique des Alpes, Freiburg 1903), welcher ebenfalls zu dem Schlusse kommt, daß die Verbreitung der südlichen Florenelemente in den Alpen nicht nur mit den Ergebnissen der physikalischen Geographie, sondern auch mit den Hauptlinien der Verbreitung der Völker und Sprachen übereinstimmt.

„Schon in vorrömischer Zeit (3. und 2. Jahrhundert v. Chr.) war der Besitz der Südalpen zwischen Völker verschiedenen Ursprungs geteilt. Die Rätii und Carnii aus der arioitalischen Familie besaßen Rätien bzw. Friaul, während die Veneter (Euganei), der Abstammung nach zur mediterranen Rasse der Illyrier gehörig, Südtirol und Venezien außer Friaul besaßen. Gegenwärtig zieht in den Ostalpen die Grenze der Romanen vom Ortler- und Nonstal südwärts bis Salurn, steigt bei Trient ins Pustertal empor und folgt der Kammlinie der Karnischen Alpen. Gleichwohl steigen Kolonien der Deutschen in das Trentin (Palai, Roveda), in die venezianischen Voralpen (7 Gemeinden, 13 Gemeinden) und ins Friaul (Bladen, Zahre); es sind dies die Punkte, die gewisse nordalpine Arten auf der Südseite der Ostalpen besetzen[2]). Die Erhaltung der ladinischen Sprache (z. B. im Gailtal in Kärnten noch vor 50 Jahren) entspricht der Erhaltung gewisser südalpiner Pflanzen." Soweit Pampanini. Ich will diesen Bemerkungen noch anfügen, daß sich

1) Scharfetter: Die südeuropäischen und pontischen Florenelemente in Kärnten. (Österr. Botan. Ztschr. 1908.)
2) Derselbe: Die Pflanzendecke Friauls. Geschildert nach L. u. M. Gortanis: Flora Friulana. (Carinthia II, 1909.) Es handelt sich meist um Glazialrelikte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am Südfuß der Ostalpen das Verbreitungsgebiet der Slowenen zwischen das der Deutschen und Italiener in ganz ähnlicher Weise einschiebt, als wie sich die Ausläufer des illyrischen Florengebiets zwischen das mediterrane und mitteleuropäische Florenreich eindrängen.

Wenn der Pflanzengeograph auf einer Sprachenkarte Europas der Südgrenze des deutschen Sprachgebiets folgt, so erinnert er sich sofort an den Verlauf der Nordgrenze der Kastanie (Castanea vesca). Diese Vegetationslinie scheidet nicht nur die Madjaren von den Serbokroaten und weiterhin die Deutschen von den Italienern, sie macht auch die Umbiegung der deutschen Sprachgrenze an der südwestlichen Ecke mit und geht zwischen Genf und Bern nach Norden, Romanen und Germanen trennend. Es wäre zu viel verlangt, wenn man erwarten würde, daß diese Vegetationslinie überall mathematisch genau mit der Sprachgrenze zusammenfällt[1]), aber in großen Zügen zeigt sich doch eine auffallende Übereinstimmung. Ich will noch andeuten, daß die Grenzlinie der kultivierten Kastanie parallel zum Rhein verläuft und daß das Areal zwischen der spontanen und kultivierten Kastanie das alte Streitgebiet zwischen Deutschen und Franzosen umfaßt.

Es ist bemerkenswert, darauf hinzuweisen, wie sich die Kastaniengrenze im Laufe der Geschichte erhält. Die Völkerwanderung gibt uns dafür treffliche Beispiele in dem Geschick der Hunnen, Ostgoten und Langobarden. Wir sehen Attila die Eroberung Roms aufgeben, die Ostgoten sich in Italien verbluten, die Langobarden ihr Volkstum verlieren. Die deutsche Geschichte des Mittelalters zeigt den vergeblichen Versuch der Germanen, die Kastaniengrenze nach Süden zu überschreiten, wie einst die Macht Roms nicht imstande war, das Reich dauernd über diese Grenze nach Norden hinaus zu erweitern.

Schließlich möchte ich daran erinnern, daß die Tschechen das Innere Böhmens besiedelten, welches durch Andropogon Ischaemum[2]) als Steppenheide botanisch charakterisiert ist, während sie die Urwälder der Grenzgebirge freiließen. Diese wurden im Laufe des Mittelalters von den Deutschen gerodet und besiedelt.

Ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß Pflanzen- und Völkergrenzen an vielen Punkten Mitteleuropas zusammenfallen, und diese Erscheinung so zu erklären versucht, daß einerseits die Pflanzenformationen wirkliche Ausbreitungshindernisse waren, anderseits aber nur der sichtbare Ausdruck für den Wechsel der ökologischen Bedingungen, denen die Völker auf niederer Kulturstufe in ähnlicher Weise wie die Pflanzen angepaßt sind. Wir haben ferner gesehen, wie mit fortschreitender Kultur die Völker diese Grenzen überwinden, indem sie einmal die natürlichen Pflanzenformationen ändern (Roden, Trockenlegen), das anderemal sich von der Natur unabhängig machen, da die Beschaffenheit der Pflanzendecke nur für ackerbautreibende Völker von einschneidender Bedeutung ist. Heute ist nicht mehr die Bodennutzung allein für die Besiedlung maßgebend, sondern in erster Linie Wasserkräfte, Erz- und Kohlenlager, kurz Industrie, Handel und Verkehr. Freilich haben Landesprodukte aller Art zu jeder Zeit (Steinsalz, Hallstatt) auf den Gang der Besiedlung großen Einfluß ausgeübt, und es wäre völlig verfehlt, die Besiedlungsgeschichte Europas nur durch die Brille des Pflanzengeographen zu betrachten. So falsch es wäre, die Pflanzengrenzen als ausgeklügelte „absolute" Völkergrenzen für alle Zeit hinstellen zu wollen, so interessant ist es, deren eigenartige Rolle im Laufe der Geschichte zu verfolgen.

1) Um den Vierwaldstätter See in der Schweiz ist die Kastanie nach A. Engler eingeführt und nicht spontan. (Bull. Soc. Bot. Suisse XI, 1901, S. 25—62.)

2) Podpéra: Studien über die thermophile Vegetation Böhmens. (Beibl. 76 zu Englers Botan. Jahrb. XXXIV, 1905.)

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1911 (Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1.75 M.) bietet wiederum eine Fülle anregenden Inhalts auch auf dem Gebiet deutscher Landes- und Volkskunde. Alle Gaue des deutschen Sprachbodens sind in Bild und Wort ihrer hervorragendsten Söhne vertreten, von den Gestaden der Ostsee bis jenseits der Alpen. Einige Bilder aus den deutschen Dörfern in Italien sind auf Tafel 31 dieses Heftes wiedergegeben: ein Zimbernpaar aus den „Sieben Gemeinden" Venetiens und die Kirche mit einer Anzahl Gehöfte aus dem Walserdorf Macugnaga am Ostabhang des Gornerhorns, wie die dortigen Deutschen den Monte Rosa nennen.

L.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Deutschen in Mähren und Schlesien.

Von

Prof. Dr. **Hugo Herz** in Brünn.

Man wird kaum bezweifeln können, daß die zunehmende Heftigkeit der nationalen Kämpfe in Mähren und Schlesien auf große Verschiebungen im wirtschaftlichen Kräfteverhältnis der diese Länder bewohnenden Nationalitäten zurückzuführen ist. Der Übergang weiter Gebietsteile zur industriellen Produktion und die hierdurch hervorgerufenen inneren Wanderungen haben zahllose Reibungen geschaffen, wie sie der Eintritt großer Gruppen fremdbürtiger Bevölkerung in die Wohnstätten seßhafter Ansiedler eben mit sich zu bringen pflegt. Nur gesellt sich, wie überall in den Sudetenländern, auch in diesen Kronländern verschärfend dem Gegensatz zwischen Seßhaften und Wandernden noch hinzu die Verschiedenheit der Sprache, der Sitte und der Kultur; Gegensätze, die seit Jahrhunderten vorhanden, niemals jedoch fühlbar werden konnten, so lange die Enge der wirtschaftlichen Verhältnisse die gesamte Bevölkerung in ihren ursprünglichen Sitzen gebunden hielt.

Der Siegeszug der Industrie hat diese Fesseln gesprengt, die Bevölkerung mobilisiert und die bis in die neueste Zeit stabilisierten Siedlungsverhältnisse gleich wie die soziale und wirtschaftliche Gliederung der beiden Volksstämme in den Sudetenländern verändert[1]).

Die Frage, ob dieser Werdegang ökonomischer Ereignisse auf die nationale Schichtung der Sudetenländer in einem für die Deutschen günstigen oder ungünstigen Sinne zurückgewirkt hat, läßt sich einheitlich nicht beantworten.

Je mehr in den Bezirken Mährens und Schlesiens die industrielle Entfaltung zugenommen hat, desto größere und namhaftere Verluste hatte der deutsche Besitzstand aufzuweisen, zumal der Nachwuchs der Deutschen in diesen Kronländern nicht ausreichte, um den Arbeitsbedarf der von ihnen ins Leben gerufenen und zur Blüte gebrachten Industriezweige zu decken.

Daher mußte sich im Laufe der letzten zwei Dezennien — ganz im Gegensatz zu Böhmen, wo ein mächtig pulsierendes deutsches Wirtschaftsleben die deutsche Sprachzugehörigkeit erstarken ließ — das Blatt zuungunsten der Deutschen wenden.

Nicht zum geringsten tragen an diesem Entwicklungsgang die ungünstigen Siedlungsverhältnisse der Deutschen in Mähren und im östlichen Teile Schlesiens bei[2]). Während in Böhmen die Deutschen in kompakter Masse die Ränder des Landes besetzt halten und mit ehernem Ringe das geschlossene tschechische Sprachgebiet umfassen, ist dem in Mähren und Schlesien nicht so.

Ein Drittel sämtlicher deutschen Landesbewohner Mährens, darunter die wirtschaftlich kräftigsten Elemente, wohnen in rein tschechischen Gebieten (7,2 v. H.) oder aber in Gebieten, in denen die Tschechen die Mehrheit haben (25,5 v. H.), während in Böhmen nicht einmal 7 v. H. in ähnlich ungünstiger Lage erscheinen. Etwas besser liegen für die Deutschen die Verhältnisse in Schlesien, woselbst etwa 10 v. H. als Minoritäten im polnischen oder tschechischen Sprachgebiet sich befinden. Von den mährischen Slawen sind hingegen nur 7,5, von den schlesischen 4,9 v. H. in rein oder der Mehrheit nach deutschen Ortsgemeinden angesiedelt; die übrigen wohnen in zusammenhängenden Massen zumeist in der Mitte und im Süden des Landes um deutsche Städte und Sprachinseln gruppiert.

Schon diese Art der Siedlung mußte für die Berufsgliederung und soziale Schichtung, diese wichtigsten Kriterien wirtschaftlicher Entfaltung, von weittragendster Bedeutung werden. So spielt z. B. bei den inneren Wanderungen in Mähren und Schlesien der Nahverkehr, das sind die Wanderungen im Bereich desselben Bezirks oder der Wanderverkehr in die angrenzenden Bezirke, eine ganz andere Rolle als in Böhmen.

In dem letzteren Lande rekrutiert sich die arbeitende Volksklasse der Industrie und Gewerbe teils aus der rein deutschen Umgebung der Industrieorte (Nahverkehr), teils aber aus slawi-

1) Vgl. Rauchberg: Der nationale Besitzstand in Böhmen. Leipzig 1905.

2) Herz: Der nationale Besitzstand und die Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien. (Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissensch. LXV, Heft 4.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Volksgruppen, die aus dem agrarischen Teile Innerböhmens den Zug in die entfernten deutschen Sprachgebiete antreten (Fernverkehr).

In Mähren und im östlichen Schlesien fehlt aber ein die slawische Wanderung paralysierender Gegenstrom der deutschen Gebiete, da die deutschen Städte und Industriezentren meist nationale Oasen sind, in denen nur die Oberschichte, das Unternehmertum und seine Angestellten und Beamten, Deutsche sind. Sowohl der Fernzuzug als auch der Nahzuzug bringt ununterbrochen slawische Wanderelemente in deutsches Gebiet. Viele bis vor kurzem deutsche Städte Mährens (Proßnitz, Kremsier, Littau, Mähr.-Weißkirchen) sind dieser Zuzugsbewegung fast über Nacht erlegen.

Die wirtschaftliche Agilität der eingewanderten Slawen, ihre ungewöhnliche Begabung mit ökonomischen Instinkten hat es mit sich gebracht, daß diese ihre landwirtschaftlichen Berufe und angestammten Sitze verlassenden Volksschichten in kurzer Zeit im Wege aufsteigender Klassenbewegung sich wirtschaftliche Macht zueigneten. Die ehedem für die deutsche Bevölkerung typische städtische Siedlungsweise und die spezifische Erscheinung des deutschen Gewerbebetriebs verliert ihren ausschließlichen Charakter. In zahllose ehedem den Deutschen vorbehaltene Berufe dringt der Slawe mit Erfolg ein, verdrängt die deutschen Berufstätigen, ohne daß denselben die Aussicht winkt, diese Positionen jemals wiederzuerringen.

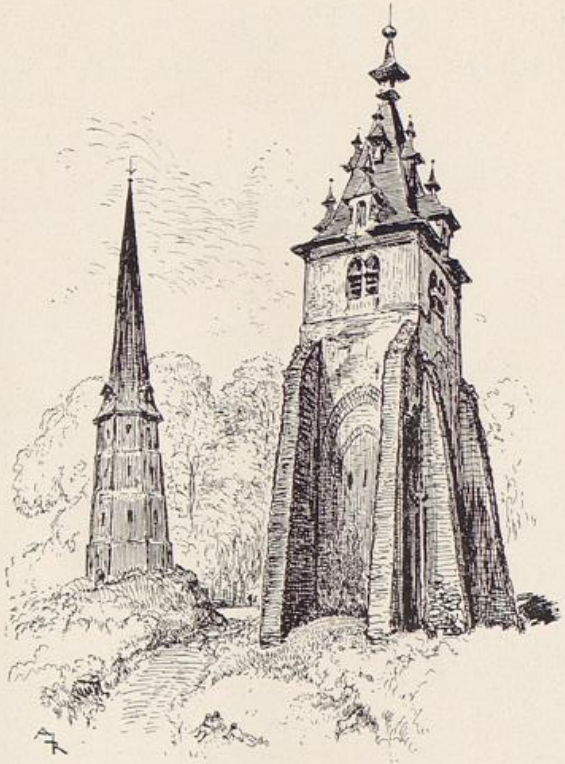
Aus den national gegliederten Daten über Berufsgliederung und soziale Schichtung läßt sich ein Einblick gewinnen, wie weit dieser Prozeß bereits fortgeschritten ist[1]). In Mähren ist die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung landwirtschaftlich tätig; dagegen hat Schlesien, das nächst Vorarlberg die stärkste industrielle Entwicklung in Österreich aufweist, eine weit über die Hälfte hinausgehende industrielle Mehrheit. Die letzte Entwicklungsphase zeigt insbesondere in Mähren eine starke Tendenz zur Zunahme industrieller Berufstätiger in beiden Sprachgebieten, selbstverständlich ist in Schlesien dieselbe Tendenz wahrzunehmen. Allein die Abnahme der landwirtschaftlichen Berufstätigen wird nur in slawischen Gebietsteilen von einer entsprechenden Zunahme industrieller Berufstätigkeit aufgewogen. Die unverkennbare Schwäche des geschlossenen deutschen Sprachgebiets in den beobachteten Ländern zeigt sich darin, daß bei der starken Abnahme landwirtschaftlicher Berufstätigkeit die Industrie nur langsam und nicht einmal in einem annähernden Verhältnis wächst. Darin aber liegt eine grundlegende Verschiedenheit zwischen der Entwicklung des deutschen Sprachgebiets in Böhmen und der in Mähren und Schlesien. In ersterem Lande hat der Umstand, daß die Großindustrie ihren mächtigsten Stützpunkt im deutschen Sprachgebiet hat, der deutschen Sprachgemeinschaft nicht nur wirtschaftliche Vorteile, sondern auch erhebliche Wandergewinne an Bevölkerung gebracht, die den Wegfall an agrarischen Bevölkerungsteilen reichlich aufzuwiegen vermochten.

Nun kann man gewiß nicht leugnen, daß auch in Mähren und Schlesien die deutschen Bezirke eine kleine industrielle Vorhandstellung sich zu wahren gewußt haben; allein der Zug zur großkapitalistischen Entwicklung geht nach den slawischen Mehrheitsgebieten oder nach solchen Teilen dieser Länder, wo die deutsche Mehrheit sich nur mehr knapp zu halten vermag.

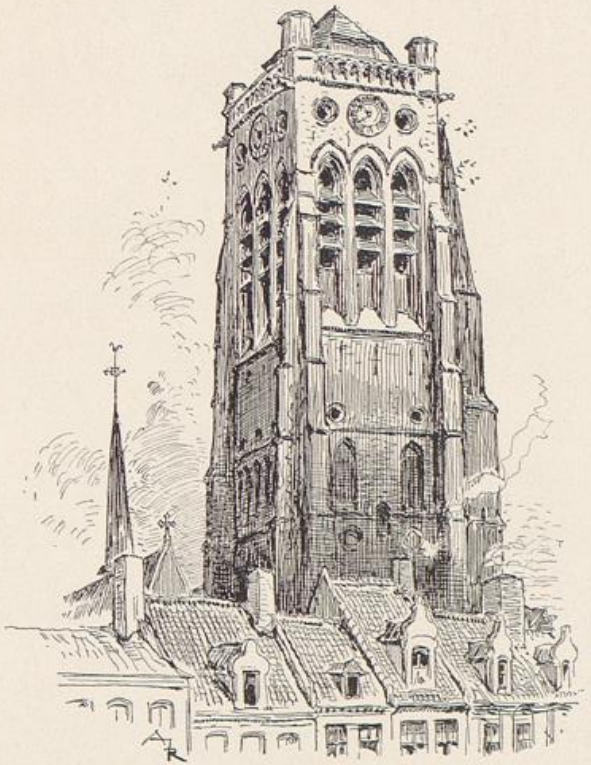
Die großen Arbeiterreservoire Mährens, Schlesiens und des angrenzenden Galiziens sind slawisch; ihnen stehen keine entsprechenden deutschen Rekrutierungsgebiete gegenüber. Wo kleine landwirtschaftliche Volksüberschüsse in deutschen Gebieten sich zeigen oder wo Not und wirtschaftliche Krisen deutsche Bevölkerungsbestandteile zur Abwanderung nötigen, perhorresziert der Deutsche den Zug in slawische Gebiete seines Heimatlandes. Wirtschaftliche und nationale Stellung räumt er kampflos seinem nationalen Gegner ein und sucht sein Heil in der Fremde, teils in den deutschen Alpenländern Österreichs, teils im Ausland in Deutschland und Amerika. Es ist geradezu ein völkerpsychologisches Rätsel, daß die älteste und mächtigste Industrie in Mähren, die Brünner Textilindustrie, nur mehr verschwindend wenige deutsche Arbeiter beschäftigt, trotzdem gerade das Webergewerbe, von den Deutschen in dieses Gebiet eingeführt, durch viele Jahrhunderte ausschließlich auch von Deutschen betrieben wurde und trotzdem bis zum heutigen Tage die Leiter der

1) Herz: Die nationale Berufsgliederung in Mähren und Schlesien. (Zeitschr. f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung XVIII.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Reste der Abtei St. Winok in Bergen
(Französisch-Flandern),
den Schiffern als Landmarke dienend



Turm der St. Nikolaus-Kirche in Veurne
(Belgisch-Flandern)

Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Paris: Librairie Dorbon-Aîné

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Reste der Abtei St. Winok in Bergen
(Französisch-Flandern),
den Schiffern als Landmarke dienend

Turm der St. Nikolaus-Kirche in Veurne
(Belgisch-Flandern)

Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Paris: Librairie Dorbon-Aîné

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Produktion ausschließlich Deutsche sind. Jeder Versuch, die verelendeten deutschen Heimweber des Nordens in die großen textilen Betriebe des slawischen Südens zu ziehen, scheiterte an der Slawophobie und an der durch jahrzehntelanges Elend hervorgerufenen Abstumpfung und Indolenz der Massen. Je stärker daher in Mähren und Schlesien der Abbröckelungsprozeß landwirtschaftlicher Bevölkerungsteile vor sich geht, um so mehr gewinnt das Slawentum an Boden.

Der Umstand, daß die Rekrutierungsbezirke der industriellen Arbeiter in tschechischen Bezirken liegen, hat neben anderen natürlichen Faktoren, welche die Standorte der Industrie bedingen, einen wesentlichen Einfluß auf die allmähliche Umsiedlung vieler gewerblicher Tätigkeiten aus deutschem in slawisches Land ausgeübt. Die Eisenindustrie, die in früheren Jahrhunderten auf Grund ihrer eigentümlichen Technik, die einen starken Holzverbrauch zeitigte, in waldreichen Gegenden Nordmährens und Schlesiens sich angesiedelt hatte und als treibende Kraft sich des Wassers bediente, fordert nun mehr die Nähe der Kohlenlager und erzeugt eine organische Verbindung mit der Montanindustrie.

Diese Umsiedlung bedeutet für die Deutschen Mährens und Schlesiens den Verlust dieser ganzen Berufsgruppe. Denn die großen Steinkohlenlager befinden sich in den fast ausschließlich slawischen Bezirken (Mähr.-Ostrau und Karwin) hart an der galizischen Grenze, woselbst auch die einheimische slawische Bevölkerung durch noch tiefer stehende Massen galizischer Arbeiter mit niedrigem Lohnniveau leicht ergänzt werden kann. So bietet sich dem steigenden Arbeitsbedarf dieser Industrie leicht die Möglichkeit, unbegrenzte Massen schlecht gezahlter polnischer Arbeitskräfte in den Bereich industrieller Tätigkeit zu ziehen. Ebenso ungünstig hat der Zentralisationsprozeß der Textilgewerbe auf die deutschen Webergegenden des nördlichen Mährens und des westlichen Schlesiens gewirkt.

Diese von der Natur stiefmütterlich behandelten Gebirgsgegenden waren seit unvordenklicher Zeit der Sitz eines blühenden Weberhandwerks gewesen. Die Entwicklung der Textilindustrie zur Großindustrie, in der all die zahlreichen manuellen Verrichtungen des einstigen Gewerbes durch zeit- und kraftsparende Maschinen verrichet werden, hat zahllose Handwebstühle zum Stillstand gebracht. Nur ein kleiner Teil der Betriebe machte in seinen angestammten Sitzen im deutschen Landesteil den Umwandlungsprozeß zur Großindustrie mit; der größere Teil entstand in den reich bebauten, dicht bevölkerten Bezirken des slawischen Flachlandes mit seinen kraftspendenden Flüssen und bequemen Verkehrswegen. Die handwerksmäßigen Tuchmacher und Leinweber sind in ihren Heimatsorten zugrunde gegangen. Konservativer Handwerkerstolz, Festhalten an der angestammten Heimat und an kleinem Besitztum, Unlust unter Fremdsprachigen zu leben, waren es, welche die Mehrheit dieses Volkes abhielten, die wirtschaftlichen Umgestaltungen ihres Gewerbes mitzumachen. Allein, auch die neu entstandenen Großindustrien siedelten sich nicht mehr in den unwegsamen, vom Weltverkehr abgeschlossenen Gebirgsgegenden des deutschen Mährens an, sondern suchten sofort die mit günstigeren Produktionsbedingungen ausgestatteten slawischen Landesteile auf. Andere Industriezweige wiederum fanden infolge ihres innigen Zusammenhangs mit einem intensiven Landwirtschaftsbetrieb den Weg ins deutsche Gebiet überhaupt nicht, sondern nahmen ihre Standorte in slawischen Gegenden, die an Fruchtbarkeit und Erträgnis die deutsche Landwirtschaft weit überflügeln (Mühlenindustrie, Bierbrauerei, Spiritus- und Zuckerindustrie). So ungünstig auch die Produktionsverhältnisse im deutschen Gebiet für die industrielle Entfaltung liegen mögen, so hat dennoch die historische Vormacht des deutschen Volkes auf gewerblichem und industriellem Gebiet bis zum heutigen Tage sich siegreich behauptet, Umstände, welche durch die Berufsgliederung beider Volksgruppen zum Ausdruck gelangen.

In Mähren sind 34 v. H. der Deutschen und 52 v. H. der Tschechen in landwirtschaftlichen Berufen tätig. Hingegen beträgt die Zahl der Berufstätigen der Industrie bei den Deutschen 39, bei den Tschechen 32 v. H. Am schlechtesten schneiden die Tschechen in der Gruppe Handel und Verkehr ab, in welcher nur 7 v. H. dieses Volksstammes gegen 11 v. H. der Deutschen ihr Unterkommen finden. Noch schwächer als in Mähren sind die Deutschen in der Landwirtschaft Schlesiens vertreten, und zwar mit 29 gegen 37 v. H. der Tschechen und 43,5 v. H. der Polen. Jedoch zeigt sich in der Industrie in Schlesien eine nahezu gleichmäßige Entwicklung der Berufstätigen aller drei Nationen (46 v. H. Deutsche, 49 v. H. Tschechen, 43 v. H. Polen). Ähnlich wie in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mähren, jedoch noch stärker ausgeprägt ist die geringe Berufsbetätigung der Slawen im Handel. Nur 4,4 v. H. der Polen und 4,7 v. H. der Tschechen gegen 10,9 v. H. der Deutschen sind in dieser Berufsgruppe tätig.

Ein Vergleich der gefundenen Ziffern mit jenen, die Rauchberg für das Königreich Böhmen ermittelt hat, ergibt, daß in letzterem Kronland die Deutschen in unvergleichlich höherem Maße an der industriellen Entwicklung partizipieren als in Mähren und Schlesien; denn in Böhmen sind von 100 Deutschen die Hälfte in Gewerbe und Industrie und nur 28 landwirtschaftlich berufstätig, während unter den Tschechen 41 v. H. landwirtschaftliche und 37 v. H. industrielle Berufstätige sich befinden. Die Deutschen Böhmens stehen daher in den Sudetenländern an der Spitze der industriellen Entwicklung.

Ebenso wichtig wie die Untersuchung der Berufsgliederung der einzelnen Volksstämme ist die Feststellung der Zusammensetzung jeder Berufsklasse aus Angehörigen der beiden Volksstämme; wichtig deswegen, weil sich dadurch erkennen läßt, bei welchem der beiden Völker im Lande die Tendenz vorwaltet, über seinem Anteil an der Gesamtbevölkerung in gewissen Berufen hinauszuwachsen.

In Mähren ist das Verhältnis der Deutschen zu den Tschechen 27,9 : 71,9, die Berufsquoten der Nationalitäten betragen in der Landwirtschaft 20,5 : 72,9, in der Industrie 31,5 : 66,4, im Handel 30,0 : 58,4, in freien Berufen 38,0 : 59,6. In Schlesien ist das Verhältnis der drei Nationalitäten (Deutsche, Tschechen, Polen) 44,7 : 22,0 : 33,3; die Berufsquoten betragen in der Landwirtschaft 35,6 : 22,7 : 40,2, in der Industrie 43,5 : 22,8 : 30,9, im Handel 62,9 : 12,5 : 19,9, in freien Berufen 58,8 : 18,2 : 22,2. Es bleibt sohin in Mähren die Quote der deutschen landwirtschaftlichen Bevölkerung hinter der nationalen Quote dieses Volksstammes zurück, indes die Landwirtschaft bei den Tschechen übernormal besetzt ist. Die industrielle Quote der Deutschen steht ein wenig höher als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung und unverhältnismäßig hoch erscheinen die Quoten beim Handel und bei den freien Berufen. In Schlesien zeigt sich ungefähr dasselbe Bild, nur mit dem Unterschied, daß hier die Deutschen in der industriellen Quote etwas hinter dem Bevölkerungsanteil zurückbleiben.

Das Charakteristische dieser beiden Kronländer ist, daß die Deutschen zum Handel, zu den liberalen Berufen, zum Staatsdienst sich so stark drängen, daß ihr Anteil an diesen Berufen weit über den Bevölkerungsanteil hinausgeht. Nicht mit Unrecht läßt sich diese Erscheinung auf eigenartige Siedlungsverhältnisse zurückführen. Die Deutschen als Städtebewohner waren seit jeher geneigt, in städtischen Gewerben und im Handel ihren Unterhalt zu suchen. Auch das Kontingent, das städtische Bewohner zur Beamtenschaft zu stellen pflegen, ist weit größer als jenes, welches die Bewohner des flachen Landes in diese Berufe entsenden, ganz abgesehen davon, daß die intensivere städtische Administration unvergleichlich mehr Beamte benötigt als die der ländlichen Distrikte.

Zeigt uns die Berufsgliederung die Richtung an, in welcher sich die Betätigung der einzelnen Volksstämme bewegt, so gibt die soziale Schichtung zu erkennen, wie Selbständige und Unselbständige, Kapital und Arbeit innerhalb eines Volkskörpers verteilt sind. Es sind

	in Mähren				in Schlesien					
	in der Landwirtschaft von je 100		in der Industrie von je 100		in der Landwirtschaft von je 100			in der Industrie von je 100		
	Deutschen	Tschechen	Deutschen	Tschechen	Deutschen	Tschechen	Polen	Deutschen	Tschechen	Polen
Selbständige	27,5	23,4	16,6	15,6	24,8	26,6	18,2	17,4	6,8	6,1
Angestellte	0,7	0,2	4,4	1,6	1,1	0,2	0,1	3,5	0,9	0,3
Arbeiter	16,7	17,6	73,0	73,8	26,2	27,4	25,3	73,2	83,4	84,0
Taglöhner	16,4	19,6	3,2	3,2	15,6	22,0	18,5	3,3	7,6	8,9
mithelfende Familienglieder	38,7	39,2	3,0	4,1	32,3	23,8	40,9	2,6	1,3	0,7
Unselbständige überhaupt	72,5	76,6	83,5	82,6	75,2	73,4	82,8	82,6	93,2	93,9

Diese Tabelle ergibt auf den ersten Blick die stärkere Entfaltung des Mittelstandes bei den Deutschen, die sich im Hervortreten der wirtschaftlichen Selbständigkeit in den beiden Hauptberufsgruppen Landwirtschaft und Industrie äußert. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes in den von Tschechen und Polen besiedelten Landesteilen unterbindet die stärkere Entfaltung des Bauernstandes bei den slawischen Volksteilen. In deutschen Landesteilen dominiert der Großgrundbesitz nicht in gleichem Maße, weswegen für die bäuerliche Selbständigkeit mehr Raum ist. Aus dieser wirtschaft-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Selbständigkeit auf die wirtschaftliche Macht und Kraft zu schließen, wäre verfehlt; schon deswegen, weil die deutschen Bauerngüter vielfach im Gebirge liegen, daher kaum günstige Erträgnisse liefern oder aber als stark zersplitterter Parzellenbesitz in den Heimwebergegenden ihre Besitzer trotz Selbständigkeit nicht vor Armut und Proletarisierung schützen.

In Gewerbe und Industrie darf gleichfalls der Wert hoher Selbständigenziffern nicht überschätzt werden. Zwar stehen in den Reihen der deutschen Selbständigen die großen Unternehmer, die Industriemagnaten usw., allein ihre Ziffer ist verschwindend geringfügig in Anbetracht der großen Zahl kleiner und mittlerer Gewerbetreibenden, die, teils durch Krisen heimgesucht, kaum nennenswertes Betriebskapital besitzen oder aber ganz verarmte und vermögenslose Hausgewerbetreibende sind. Die Verdrängung des Handwerks durch vollkommenere Betriebssysteme, die Einengung seines Produktionsgebiets wurde der zahlreichen Gruppe deutscher Selbständiger und mit ihr auch der wirtschaftlichen Kraft der deutschen Städte verhängnisvoll. Der Ziffer nach steht die Entfaltung des tschechischen gewerblichen Mittelstandes dem deutschen nur wenig nach. Doch liegen die Verhältnisse für den kleinen Mann bei den Tschechen günstiger wie bei den Deutschen! Dem tschechischen Handwerksbetrieb steht das flache Land offen; es breitet sich dort selbst aus und schafft zahlreiche mit der Landwirtschaft kombinierte Betriebe. Wo es aber in den Städten teils zugewandert, teils im Wege aufsteigender Klassenbewegung entstanden ist, macht es dem seßhaften deutschen Handwerk böse Konkurrenz. Der standard of life des tschechischen Handwerkers ist selbstredend niedriger als der des deutschen, in dem noch die Tradition an glanzvolle Zeiten des deutschen Mittelstandes fortlebt und sich forterbt. Bei niedrigeren Arbeitspreisen vermag der tschechische Handwerker leicht sich die konnationale Arbeiterkundschaft der Städte und Industrieorte zuzueignen. Was aber vor allem das tschechische Kleingewerbe auszeichnet, sind die noch lebendigen Zusammenhänge mit der Landwirtschaft, die nicht allzu scharfe Trennung zwischen städtischem und ländlichem Betrieb — ganz abgesehen von dem mächtig entwickelten Bauernhandwerk —, die der Deutsche nicht mehr kennt, weil schon seit Jahrhunderten das Gewerbe von der Landwirtschaft sich losgelöst hat und kein lebendiges Band mehr beide vereint. Diese Zusammenhänge beeinflussen die Kreditverhältnisse der Tschechen günstig, weil sie es ermöglichen, daß die Sparkraft und wirtschaftliche Vorhandstellung der einen oder anderen Gruppe immer dem notleidenden Teile zugute kommt. Von seinen großkapitalistischen Spitzen, die dem tschechischen gewerblichen Mittelstand noch fehlen, profitiert die deutsche Selbständigkeit nur wenig; zumeist zeigten sie wenig Interesse und Neigung, Produktionsweisen zu erhalten, die ihr vermeintliches Produktionsgebiet schmälerten. Am deutlichsten tritt uns die kapitalistische Konzentrationstendenz in der sozialen Schichtung Schlesiens entgegen, und zwar sowohl in landwirtschaftlichen als auch in gewerblichen Berufen. Hier vernichtet das Wirkungsgebiet des Großkapitals die Mittelbetriebe aller Berufsgruppen oder es läßt sie gar nicht einmal aufkommen.

Wo sich also noch selbständiges Handwerk zeigt, tritt es sicherlich in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zum Großkapital oder aber es führt jene krisenhafte proletarische Existenz, die dem selbständigen Gewerbetreibenden in großen Industrieländern eigen geworden ist.

Aus den bereits angeführten Ziffern konnte entnommen werden, daß die Zahl der selbständigen deutschen Industriellen und Gewerbetreibenden fast dreimal so groß ist als die der Tschechen oder Polen, so daß man nicht mit Unrecht annehmen kann, daß die Leitung der gesamten gewerblichen und industriellen Produktion in Schlesien in deutschen Händen ruht.

Die notwendige Konsequenz des Umstandes, daß in den Beobachtungsländern die wirtschaftliche Selbständigkeit bei den Deutschen ist, ist das Überwiegen der ökonomischen Abhängigkeit bei den Slawen. Bis auf geringfügige Ausnahmen weisen Tschechen und Polen in allen Berufskategorien eine höhere Zahl von Unselbständigen auf als die Deutschen. Auffallend ist die verhältnismäßig geringe Zahl der industriellen deutschen Arbeiter in Mähren und Schlesien um so mehr, als sowohl nach dem historischen Werdegang der meisten Industrien und auch nach ihren Standorten ein stärkeres Arbeiterkontingent zu erwarten wäre. Den deutschen Produktionsleitern mangelt es trotz des Umstandes, daß die gewerbliche Produktion den Hauptnahrungszweig dieses Volksstammes ausmacht, an einem mit der gewerblichen Entwicklung fortschreitenden und sich entsprechend ergänzenden Arbeiterstand. Den industriellen Führern fehlt die Armee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieses Symptom kann gewiß nicht als ein günstiges für die normale ökonomische Entfaltung des deutschen Volkes angesehen werden. Dagegen ist das Überwiegen der gelernten wie der ungelernten Arbeiter nicht als ungünstiges Wahrzeichen für die wirtschaftliche Entfaltung der Slawen anzusehen.

Die große Masse der ungelernten slawischen Arbeiter, die von der Landwirtschaft zu den industriellen Berufen überging, hat dank ihres Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und Sparsamkeit schneller als man erwarten konnte die aufsteigende Klassenbewegung in die geschützten Arbeiterkategorien oder in das Kleinbürgertum mitgemacht. Die sozialen Zwecken dienenden Arbeiterorganisationen wurden mächtige Stützen in der nationalen Konzentration der tschechischen und polnischen Arbeiterschaft.

Das unermüdliche Aufsuchen günstigerer Erwerbsbedingungen seitens der slawischen Arbeiter, ihre nicht allzu innige Verknüpfung mit dem Heimatsboden, die größere Rücksichtslosigkeit im Wettbewerb bot ihnen in all den entstandenen und neu begründeten Industrien den Vorsprung vor den kaum mehr nennenswerten Resten deutscher ansässiger oder zugewanderter Arbeiterschaft. Der deutsche Arbeiter im deutschen Mehrheitsgebiet oder in slawischen Mehrheitsgebieten verschwindet oder er assimiliert sich an den mit stärkeren wirtschaftlichen Instinkten begabten Slawen in Sitte, Sprache und Lebensart. Nur in vereinzelten Fällen wird, gleich wie im benachbarten Böhmen, der tschechische Arbeiter germanisiert. Wie schon ausgeführt, liegen die Standorte der deutschen Industrien in Böhmen im deutschen Sprachgebiet. Die slawischen Zuwanderer, aus dem slawischen Innern herkommend, stoßen bei ihrer Ankunft in den deutschen Bezirken auf einen numerisch überlegenen deutschen Arbeiterstand, dessen Lebensverhältnissen und Sprache sie sich anpassen müssen. Anders in Mähren und Schlesien, wo die überwiegende Mehrheit der Großbetriebe in gemischtsprachigen Gebieten angesiedelt ist. Hier fehlen jene großen deutschen Arbeitergruppen, die den Amalgamierungsprozeß des slawischen Zuzugs leiten könnten. Dagegen finden die Zuwanderer in den Städten selbst oder vor den Toren derselben konnationale Kolonien, in denen sie sich ansiedeln können. Die soziale Kluft, die den deutschen Unternehmer vom slawischen Arbeiter trennt, macht ihn für den Assimilierungsprozeß ungeeignet, und selbst das deutsche Kleinbürgertum kommt für diese Assimilierungsprozesse nicht in Frage, da es sich nur um Personenkreise handeln kann, in deren Mitte der Arbeiter lebt und mit denen er Familienbande anknüpfen kann. Nur in einzelnen Orten vermag politisches Übergewicht und ungewöhnliche wirtschaftliche Macht den Deutschen einen gewissen nationalen Einfluß zu sichern (Brünn, Mähr.-Ostrau, Göding). Doch droht dieser Einfluß seit Erringung politischer Gleichberechtigung durch die abhängigen Volksschichten zu schwinden. Die letzte Volkszählung hat, soweit sie die Resultate der Berufsgliederung und sozialen Schichtung reproduziert, für die Deutschen Mährens und Schlesiens nichts weniger als günstige Vorzeichen für die Zukunft gebracht. Noch schlimmer aber hebt die neue Phase der Entwicklung ökonomischer Verhältnisse für diesen Volksstamm an.

Nur derjenige Volksstamm, der die höchste wirtschaftliche Entfaltung erzielt, vermag nationalen Forderungen entsprechenden Nachdruck zu verleihen und das Brennusschwert mit Erfolg in die Wagschale zu werfen.

Bisher waren es wohl die Deutschen, welche kraft ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit die Bruchteile der in ihre Gebiete eindringenden fremdsprachigen Wanderer bezwangen, ihrer ökonomischen Einflußsphäre muß es gelingen, diese Stellung auch in Zukunft zu behaupten.

Ostalpen. Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Slowenen). Gegen Prof. Dr. A. Dopsch von Dr. J. Peisker. (Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. VII.) 14 S. Stuttgart 1909, W. Kohlhammer.

Eine Episode aus dem interessanten Kampfe, den Dr. Peisker um seine Theorie führt, gemäß der die alte Slawenwelt nur zwischen germanischer und turkotatarischer Sklaverei hin- und herpendelte; eine Theorie, die manches Befremdende wohl zu erklären vermag. Bei der Landnahme fanden nach ihr die Deutschen in den Alpenländern slowenische Bauern und awarische Supane (Nomadenhirten als herrschende Klasse) vor und ordneten nach einem bestimmten Schlüssel die gegenseitigen Verhältnisse. Das bestritt Prof. Dopsch in einer besonderen Schrift (Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen, Weimar 1909), doch hatte er sich die Sache zu leicht gemacht; er nahm einfach Supane für Ortsvorsteher oder Dorfmeister, ohne zu beachten, daß es kleine Dörfer ein und derselben Grundherrschaft mit je vier oder drei oder zwei Supanen gab, die natürlich nicht alle Dorfmeister sein können. Diesen Irrtum weist ihm nun Peisker nach und unterscheidet verschiedene Kategorien von Supanen, weitere Polemik auf später verschiebend.

Berlin. Prof. Dr. Alexander Brückner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von

Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten.)

(Fortsetzung.[1])

IV. Die Gespanschaft Eisenburg.

(Mit Karte, s. Tafel 27.)

Nur wenige ungarische Gespanschaften zählen unter ihrer Bevölkerung so viele Deutsche wie die Gespanschaft Eisenburg. Trotzdem wird nur ihr gebirgiger Westrand von Deutschen bewohnt, während die zur oberungarischen Tiefebene gehörigen östlichen Bezirke einen Teil des großen, geschlossenen madjarischen Sprachgebiets bilden. Die Höhenzüge, welche von der steirisch-niederösterreichischen Grenze her in das Gebiet der Gespanschaft hineinreichen, werden durch einige scharf ausgeprägte Flußtäler in drei Gruppen gesondert. Zunächst das Bergland zwischen der die Grenze gegen die Ödenburger Gespanschaft bildenden Güns und der Pinka, ein sich vom Wechselgebiet nach Süden und Osten allmählich abdachendes Hochland, das in einer Höhe von 700 bis 400 m bis Güns und Rechnitz reicht und dort in die Ebene übergeht. Die höchsten Erhebungen sind der Geschriebenstein und der Hirschenstein (880 m) inmitten eines ausgedehnten Waldlandes. Der in die Pinka mündende Tauchenbach sammelt die kleinen Talbäche dieses Gebiets. Die Bewohner sind fast durchweg Deutsche. Nur die kroatische Insel um Rechnitz schneidet von der Ebene aus tief ins Hügelland und deutsche Sprachgebiet ein, welches sie bei Schleining bis in die Nähe der Landesgrenze zurückdrängt.

Eine zweite Gruppe liegt zwischen Pinka, Raab und dem steirischen Grenzfluß Lafnitz und wird vom Strembach durchschnitten. Sie bildet ein 300—400 m hohes Hügelland, das namentlich in dem nördlich vom Strembach gelegenen Teile stark bewaldet, gegen die Raab zu aber wegbarer und von unzähligen Einzelhöfen bedeckt ist. Auch dieser Teil der Gespanschaft wird fast ausschließlich von Deutschen bewohnt, deren Gebiet am Unterlauf der Pinka sogar ein wenig in die Ebene von Steinamanger übergreift. Doch liegen namentlich am Strembach und an seinem Zufluß, dem Zickenbach, die zahlreichen kroatischen Inseln um Güssing, und „in der Wart" dehnt sich an beiden Seiten der Pinka die kleine madjarische Sprachinsel aus, in der die Nachkommen der alten madjarischen Grenzwächter ihre Sprache bis heute erhalten haben.

Die dritte Gebirgsgruppe südlich der Raab, das Quellgebiet der Lendva, Kerka und Zala, ist etwa 200—400 m hoch gelegen und trotz der stellenweise starken Bewaldung mit dicht gesäten kleinen Ansiedlungen bedeckt. Diese Gruppe wird von der von St. Gotthard nach Süden ziehenden slowenisch-madjarischen Sprachgrenze durchschnitten und gehört nur mehr mit einem kleinen Streifen zwischen Raab und Lendva an der steirischen Grenze zum deutschen Sprachgebiet.

Nach ihrer politischen Einteilung zerfällt die Gespanschaft in zehn Bezirke, zu denen sich noch zwei Städte mit geordnetem Magistrat, Steinamanger, der Sitz der Gespanschaftsbehörden, und Güns, gesellen. Von diesen Bezirken sind Ober-Wart und Güssing — von den eingesprengten fremden Sprachinseln abgesehen — ganz deutsch; vom Bezirk Güns gehört nur die nördlich vom Geschriebenstein liegende Hälfte dem deutschen Sprachgebiet an, der südliche Teil aber der kroatischen Rechnitzer Insel und dem madjarischen Sprachgebiet. Die Stadt Güns liegt am Übergang vom Hügelland zur Ebene und gleichzeitig an der deutsch-madjarischen Sprachgrenze. Der südlich an Güssing anschließende Bezirk St. Gotthard ist am linken Raabufer fast ganz deutsch, südlich der Raab gehört nur das Grenzgebiet gegen Steiermark zum deutschen Sprachboden, der auch noch mit einigen Gemeinden in den benachbarten Ölsnitzer Bezirk übergreift, in dem sonst die Slowenen stark überwiegen.

1) Den Anfang s. Heft 1, S. 14—18; Heft 2, S. 35—46; Heft 3, S. 67—72; Heft 5, S. 134—41, sowie Tafeln 6 u. 21.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den übrigen in der Ebene gelegenen Bezirken gehören nur der Westrand des Bezirks Steinamanger und einige Gemeinden des Bezirks Körmend zum deutschen Sprachgebiet, der Rest dieser Bezirke und die in der Sprachenkarte nicht mehr enthaltenen Bezirke Eisenburg, Sarvar und Klein-Zell bilden ein geschlossenes madjarisches Gebiet.

Der gesamte Flächeninhalt der Gespanschaft beträgt 5472 qkm, wovon ungefähr ein Viertel (1442,5 qkm) auf das Gebiet der Gemeinden mit deutscher Mehrheit entfällt.

Die Zahl der deutschen Gemeinden beträgt 175, von denen 155 in den vier überwiegend deutschen Bezirken (Ober-Wart, Güssing, Güns und St. Gotthard) liegen[1]).

Die Abgrenzung der Nationalitäten ist, ähnlich wie in der Gespanschaft Ödenburg, eine ungemein scharfe, so daß vielfach ganz ungemischte Gemeinden an der Sprachgrenze aneinander stoßen[2]). Von den deutschen Gemeinden ist der weitaus größte Teil — 148 — ganz überwiegend, d. h. zu mehr als neun Zehnteln, deutsch[3]). In 19 deutschen Gemeinden beträgt die Mehrheit noch über vier Fünftel und nur acht Gemeinden, darunter die Städte Güns und Güssing, haben eine stärkere fremdsprachige Beimischung. Hierbei ist noch zu bemerken, daß in sieben nicht ganz überwiegend deutschen Gemeinden die Minderheit nur von Zigeunern und „anderen", in den Quellenwerken nicht näher bezeichneten Nationalitäten gebildet wird.

Die krotischen Gemeinden sind, wie es bei so zersprengten Sprachinseln ja begreiflich scheint, viel stärker gemischt. Nur in 11 Gemeinden unter 38 übersteigt die Mehrheit neun Zehntel, in 14 Gemeinden aber nur mehr vier Fünftel und in 12 Gemeinden bilden die Kroaten eine noch kleinere absolute, in einer Gemeinde sogar nur eine knappe relative Mehrheit. Das madjarische Sprachgebiet reicht fast ungemischt an das deutsche und an die kroatischen Inseln heran. Das gleiche gilt im allgemeinen auch vom slowenischen Sprachboden; doch beträgt die deutsche Minderheit in je drei an der Sprachgrenze gelegenen Gemeinden über ein Zehntel bzw. über ein Fünftel.

Mischgebiete kommen in der Gespanschaft nur in sehr geringer Ausdehnung vor. Deutsch-madjarisch gemischt sind vor allem die größeren Orte, so Güns, wo sich beide Nationalitäten fast die Wage halten, Güssing, Rechnitz, dann das Gebiet von Pinkafeld bis Unter-Schützen an der Pinka sowie einige Gemeinden an der Sprachgrenze. Als deutsch-kroatisch erscheint eine zwischen den kroatischen Inseln um Güssing gelegene Gruppe von Gemeinden (Punitz usw.) und Stegersbach. Deutsch-slowenische Gemeinden gibt es überhaupt nicht. Wohl aber bilden, wie oben erwähnt, Zigeuner in einigen an der österreichischen Grenze gelegenen Gemeinden, insbesondere in Neustift an der Lafnitz, bedeutende Minderheiten. Diese unwillkommenen Gäste haben sich, wenn sie bei der Volkszählung von 1890 nicht etwa zu den Deutschen gerechnet worden sind, zumeist erst in den letzten zehn Jahren des Jahrhunderts dort niedergelassen.

Madjarisch-deutsch ist nur die madjarische Insel Ober-Wart und dann die Gemeinde St. Gotthard mit zwei Nachbarorten. Hingegen ist die Mehrzahl der kroatischen Inseln um Güssing und auch ein großer Teil der kroatischen Rechnitzer Gruppe kroatisch-deutsch gemischt. Slowenisch-deutsch ist die Gemeinde Unter-Zeming bei St. Gotthard, wo die Zahl der Deutschen ziemlich nahe an jene der Slowenen heranreicht, und ein kleines Gebiet am Südende des deutschen Sprachbodens, dessen Mittelpunkt Ober-Limbach bildet. In dem auf der Karte nicht mehr dargestellten Südende der Gespanschaft liegen noch zwei bedeutendere slowenische Orte mit deutscher Beimischung, Windisch-Kaltenbrunn bei Radkersburg und das slowenisch-madjarisch-deutsche Olsnitz.

Kroatisch-madjarisch ist vor allem ein größeres Gebiet bei Körmend, wo sich in Groß-Kulken Kroaten und Madjaren genau die Wage hielten (210 gegen 209), und die Gemeinde Tömörd bei Güns. Dreisprachige Gemeinden fehlen in der Gespanschaft, von einigen kroatischen Inseln abgesehen, fast ganz.

Die madjarisch-slowenische Sprachgrenze ist nicht mehr Gegenstand dieser Darstellung.

Die gesamte Zivil- und Militärbevölkerung der Gespanschaft betrug im Jahre 1900

1) Die Gesamtzahl der Gemeinden in der Gespanschaft übersteigt 600.

2) Als Beispiel sei hervorgehoben, daß die Gemeinde Luising, die wohl am weitesten ins madjarische Sprachgebiet vorgeschoben ist, überhaupt nur deutsche Einwohner zählt.

3) In 122 deutschen Gemeinden machen die fremden Minderheiten nicht einmal 5 v. H. aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

418905. Davon entfielen mehr als die Hälfte auf die Madjaren (222474 = 53,1 v. H.), drei Zehntel auf die Deutschen (125570 = 30,0 v. H.), über ein Zehntel auf die Slowenen (51006 = 12,2 v. H.) und nahezu 5 v. H. (17896) auf die Kroaten. Die Zahl der Slowenen läßt sich indessen nicht ganz genau angeben, da sie in den Quellen mit anderen kleinen Minderheiten in einer Sammelspalte zusammengefaßt werden. Die oben angeführte Zahl gibt die Summe aus dieser Spalte für die Bezirke Ölsnitz und St. Gotthard, ist also um die dort wohnenden Angehörigen anderer, nicht namentlich aufgezählter Nationalitäten zu groß, hingegen um die Zahl der in den übrigen Bezirken lebenden Slowenen zu klein. Es kann wohl angenommen werden, daß sich diese beiden an sich recht unbedeutenden Größen annähernd aufheben.

Aus der folgenden Übersicht erhellt die Verteilung dieser Nationalitäten auf die einzelnen Bezirke und Städte mit geordnetem Magistrat:

	Bezirke (Städte m. g. M.)	Deutsche			Madjaren	Slowenen	Kroaten
		absolut	Gemeinden	in Verhältniszahlen (v. H.)			
Überwiegend deutsche Bezirke	Güns [1]	14199	25	55,6	26,8	—	16,6
	Ober-Wart [2]	38431	55	83,8	12,5	—	2,1
	Güssing	25922	37	74,5	3,5	—	21,8
	St. Gotthard	30129	37	55,0	26,9	18,0	0,0
Gemischtsprachige Bezirke	Steinamanger	5317	12	14,4	74,7	—	10,6
	Körmend	2894	5	8,9	88,4	—	2,4
	Ölsnitz	2388	3	4,9	9,9	85,1	0,0
Rein madjarische Bezirke	Sarvar	237	—	0,7	99,1	—	0,0
	Eisenburg	75	—	0,2	99,7	—	0,0
	Klein-Zell	105	—	0,3	99,5	—	0,0
Städte m. g. M.	Güns	4146	1	52,3	45,1	—	1,8
	Steinamanger	1729	—	7,0	90,8	0,9 [3]	0,8

Die Deutschen bilden sonach eine ganz überwiegende Mehrheit in den Bezirken Ober-Wart und Güssing, die von keiner Hauptsprachgrenze durchschnitten werden, eine knappe Mehrheit in den Bezirken Güns und St. Gotthard, die zwei bzw. drei Hauptsprachgebieten angehören, und in der Stadt Güns. Drei Bezirke — zwei überwiegend madjarische (Steinamanger und Körmend) und der überwiegend slowenische Bezirk Ölsnitz — sowie die Stadt Steinamanger weisen noch kleinere deutsche Minderheiten von einem Siebentel bis zu einem Zwanzigstel auf, die östlichen drei Bezirke Eisenburg, Sarvar und Klein-Zell sind rein madjarisch. Die Slowenen bilden die bedeutende Mehrheit im Ölsnitzer Bezirk, eine kleinere Minderheit im St. Gotthard; die Kroaten machen einen wesentlichen Teil der Bevölkerung (ein Zehntel bis ein Fünftel) in den überwiegend deutschen Bezirken Güns und Güssing sowie im überwiegend madjarischen Bezirk Steinamanger aus, während die Madjaren in allen überwiegend anderssprachigen Bezirken — Güssing ausgenommen — in beachtenswerten Minderheiten vertreten sind.

Die deutschsprachige Bevölkerung der Gespanschaft Eisenburg ist zu genau drei Vierteln römisch-katholisch. Den 94300 Katholiken gesellen sich noch etwa 29500 Evangelische A. B. und etwa 1650 deutschsprechende Juden zu.

Die Evangelischen, die hier in Westungarn ihren Glauben über das Zeitalter der Gegenreformation hinaus besser zu bewahren vermochten als ihre österreichischen Nachbarn jenseits der Grenze, bewohnen vor allem ein großes zusammenhängendes Gebiet in den Bezirken Güns und Ober-Wart, dessen Rand von den Gemeinden Redlschlag, Günseck, Holzschlag, Goberling, Alt-Schlaining, Drümling, Mariasdorf, Kemeten und Wolfau gebildet wird. In der großen Mehrzahl der innerhalb dieser Grenze liegenden deutschen Orte bilden die Protestanten die Mehrheit, in fast allen Gemeinden aber einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung[4]). Auch jenseits der katholischen kroatischen Rechnitzer Insel ist eine starke Minderheit der Bevölkerung in Rechnitz,

1) Außerdem noch 0,7 v. H. Zigeuner.
2) Außerdem noch 1,1 v. H. Zigeuner.
3) Slowenen und Tschechen.
4) Ausnahmen bilden nur einige an der österreichischen Grenze gelegene Gemeinden, wie Neustift an der Lafnitz, Kroisegg, Hochard und Grafenschachen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hodisch, Groß-Petersdorf und Hammersdorf, in Welgersdorf aber die Mehrheit evangelisch. Eine zweite kleinere, stark protestantisch gemischte Gruppe von Gemeinden reicht von Deutsch-Kaltenbrunn und Rudersdorf am Nordufer der Lafnitz bis Ober-Radling bei St. Gotthard. Auch hier bilden die Protestanten in einigen Gemeinden (Deutsch-Kaltenbrunn, Kukmirn, Zahling, Eltendorf) die Mehrheit gegenüber anderen Konfessionen. Ganz im Süden des deutschen Sprachbodens bilden noch die Gemeinden Mühlgraben, Windisch-Minihof, Tauchen und Krottendorf ein überwiegend evangelisches Gebiet.

Juden finden sich im deutschen Sprachgebiet nur an einigen größeren Orten wie Güns, Schlaining, Rechnitz, Pinkafeld, Groß-Petersdorf und Güssing. Weitaus der größte Teil der in der Gespanschaft lebenden Juden bekennt sich zur madjarischen Muttersprache.

Über die Verteilung der Nationalitäten in den einzelnen Gemeinden gibt die Sprachenkarte Aufschluß.

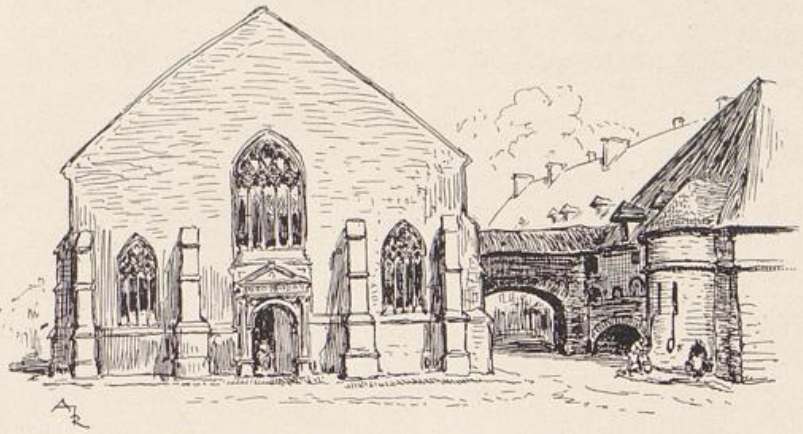
Nach ihrem Beruf gehört die Bevölkerung der Gespanschaft zum größten Teile, etwa zu sieben Zehnteln, der Landwirtschaft an, die hier am stärksten von allen drei deutsch-westungarischen Gespanschaften hervortritt. Am reinsten zeigt sich der agrarische Charakter im slowenischen Ölsnitzer Bezirk, wo über vier Fünftel der Bevölkerung in landwirtschaftlichen Berufen tätig sind. In den madjarischen Bezirken und in der südlich gelegenen Hälfte des deutschen Sprachgebiets spielt die Landwirtschaft schon eine etwas geringere Rolle, in den Bezirken Ober-Wart und Güns wenden sich ihr aber nur mehr sechs Zehntel der Bevölkerung zu. Die industrielle Tätigkeit ist, von einigen größeren Orten abgesehen, recht unbedeutend, soweit das deutsche Sprachgebiet in Frage kommt. Von Bergwerksbetrieben wäre nur das Antimonbergwerk in der Gemeinde Bergwerk zu nennen. Die deutsche Bevölkerung der Bezirke Güns, Ober-Wart und Güssing wendet sich ebenso wie ihre nördlichen Nachbarn in der Ödenburger Gespanschaft in ganz auffallend großer Zahl dem Zimmermanns- und Maurergewerbe sowie anderen Zweigen des Baugewerbes zu. Die Bewohner des Lafnitztals finden zum Teil in steirischen industriellen Unternehmungen an der Landesgrenze (Neudau, Fürstenfeld) Beschäftigung. Von großer Bedeutung sind hier die großen Tabakfabriken in St. Gotthard und Fürstenfeld. Auch die nahe an der deutschen Sprachgrenze gelegenen Städte Steinamanger und Körmend sind mit ihrer nächsten Umgebung Mittelpunkte industrieller Tätigkeit.

Die Zivilbevölkerung der Gespanschaft belief sich im Jahre 1850 auf etwa 290000 Köpfe und ist in mäßiger Zunahme begriffen. Im Jahre 1880 betrug sie rund 360000 und bei der letzten Volkszählung 416492 Einwohner, ist also von 1880 bis 1900 um etwa 15½ v. H. gestiegen[1]). Die Zunahme ist aber nach den einzelnen Bezirken eine sehr ungleichmäßige. Weitaus am stärksten ist sie im Südosten der Gespanschaft in den in der Ebene gelegenen madjarischen Bezirken Körmend und Eisenburg (über 20 v. H.!), Sarvar (16 v. H.) und im slowenischen Bezirk Ölsnitz (17 v. H.), bedeutend schwächer im madjarischen Bezirk Klein-Zell, im dreisprachigen St. Gotthardter und im deutschen Güssinger Bezirk (12—13 v. H.). Daß der Bezirk Steinamanger nur eine Zunahme von 8 v. H. aufweist, ist wohl auf die Anziehungskraft Steinamangers zurückzuführen, dessen Einwohnerzahl sich in den 20 Jahren vor der letzten Volkszählung mehr als verdoppelt hat. Die überwiegend deutschen Bezirke Ober-Wart und Güns zeigen hingegen eine außerordentlich schwache Zunahme (6 bzw. 3 v. H.), und auch die Bevölkerung der Stadt Güns hat sich kaum vermehrt. Das ist darauf zurückzuführen, daß die Bevölkerung in dem ganzen zwischen Güns und Pinka gelegenen deutschen Gebiet, allerdings auch in einem Teile der kroatischen Rechnitzer Insel, etwa in der Hälfte der Gemeinden einen zum Teil sehr beträchtlichen Rückgang aufweist, eine Erscheinung, die bei diesen ärmlichen Gebirgstälern kaum sonderlich wundernehmen kann. Infolge der angedeuteten Entwicklung verschiebt sich also das Schwergewicht in der Gespanschaft immer mehr nach der Seite der madjarischen und slowenischen Bezirke zuungunsten der deutsch-kroatischen Gebirgsgegenden.

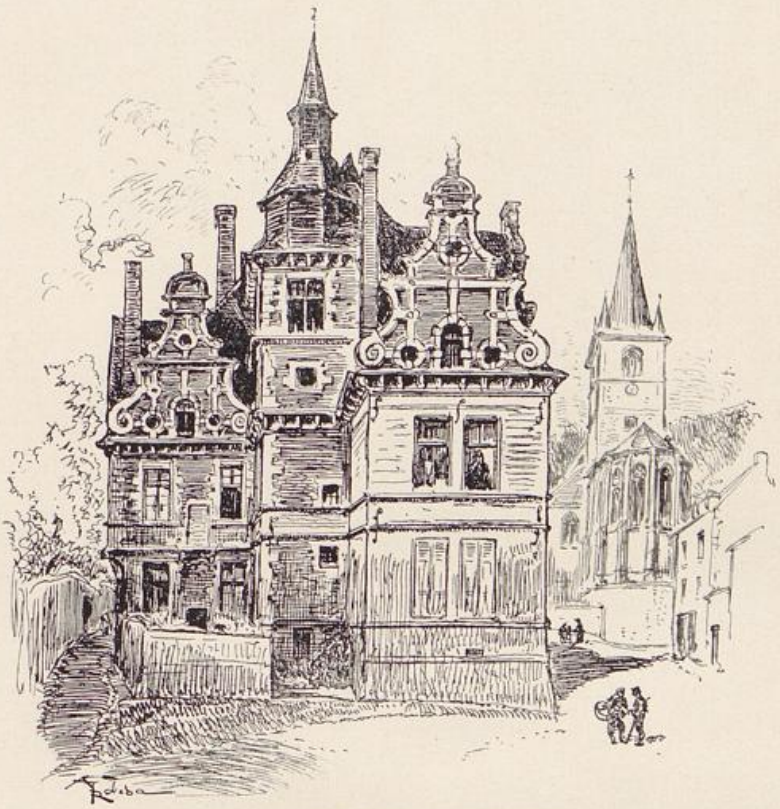
Die Hauptergebnisse der geschichtlichen Bevölkerungsentwicklung der Gespanschaft in nationaler Beziehung sind in der folgenden Übersicht zusammengestellt.

1) Die Zunahme in ganz Ungarn (ohne Kroatien) betrug im gleichen Zeitraum 21 v. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Turmlose Kirche in Grevelingen
(Französisch-Flandern),
mit den alten Kasernen rechts durch einen überdeckten Gang für den Gouverneur der alten Festung verbunden



Das »Haus der Deutschen«
(Maison des Allemands)
auf dem Hauptplatz von Bouvignes bei Dinant an der Maaß

Aus: Robida, Les vieilles villes des Flandres

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Paris: Librairie Dorbon-Ainé

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Nationalitäten der Gespanschaft Eisenburg.

Quelle und Berichtsjahr	Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen					In Verhältniszahlen (v. H.)				
		Deutsche	Juden	Madjaren	Slowenen	Kroaten	Dtsche	Juden	Madj.	Slow.	Kroat.
Acsády, 1720/21	12809 (steuerpflichtige Haushaltungen)	5158	—	5214	2202		40,3	—	40,7	17,2	
Fényes, 1839—41 . . .	274232	96120	4823	127473	28861	16932	35,1	1,8	46,5	10,5	6,2
Volkszählung 1850 . . .	289322	105633	7004	124304	34431	16855	36,5	2,4	43,0	11,9	5,8
Ficker-Czörnig, 1857 . .	296489 (Einheimische)	108816	—	132239	37359	17197	36,7	—	44,6	12,6	5,8
Keleti, 1869	331602	126008?	—	168619	18967?	18005	38,0?	—	50,9	5,7?	5,4
Volkszählungen 1880 (Zivil)	360590	122738	—	176628	42599	16830	34,0	—	49,0	11,8	4,7
Volkszählungen 1890 (Zivil)	390371	125526	—	197389	47080	18197	32,2	—	50,6	12,1	4,7
Volkszählungen 1900 (Zivil)	416492	125032	—	220823	50946[1]	17847	30,0	—	53,0	12,2	4,3
Zivil und Militär, 1900	**418905**	**125570**	—	**222474**	**51006**[2]	**17896**	**30,0**	—	**53,1**	**12,2**	**4,3**

Zu dieser Zusammenstellung ist zunächst zu bemerken, daß bei den Berechnungen Keletis für das Jahr 1869 offenbar ein auf seine Methode[3] zurückzuführender Fehler unterlaufen ist, der die Zahl der Slowenen um die Hälfte zu klein, die der Deutschen und in geringerem Grade auch jene der Madjaren aber als zu groß erscheinen läßt. Wenn damals das Schulwesen der Slowenen schlechter entwickelt war als das der Deutschen und Madjaren, woran nicht zu zweifeln ist, und in den Schulen dieser beiden Nationalitäten Kinder slowenischer Eltern in größerer Zahl Aufnahme gefunden haben, ist der Irrtum leicht zu erklären.

Die Übersicht zeigt, was das Verhältnis von Deutschen und Madjaren betrifft, die gleiche Erscheinung wie in der Gespanschaft Wieselburg. Einer Stärkung der Deutschen unter der Herrschaft des österreichischen Absolutismus folgte eine außerordentlich rasche Zunahme der Madjaren seit dem Bestand des Dualismus und der unumschränkten Herrschaft der madjarischen Staatssprache. Der Anteil der Slowenen an der Gesamtbevölkerung ist, unberührt von diesen politischen Ereignissen, in langsamer Zunahme begriffen, jener der Kroaten weist eine ununterbrochene und verhältnismäßig sehr bedeutende Abnahme auf. Die Zahl der Deutschen ist seit 1890 absolut etwas zurückgegangen, jene der Kroaten hält sich schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unter kleinen Schwankungen auf gleicher Höhe.

Im ganzen war die Zunahme bei den Madjaren in den Jahren 1880—1900 mit 25 v. H. am stärksten, schon bedeutend schwächer bei den Slowenen mit etwa 20 v. H., verhältnismäßig ganz unbedeutend bei Kroaten und Deutschen (6 bzw. 2 v. H.).

Der Hundertsatz der Deutschen ist in den meisten Bezirken von 1880 auf 1900 etwas gesunken. Doch ist die Entwicklung gerade in den beiden wichtigsten Bezirken, Ober-Wart und Güssing, wo den Deutschen nur verstreute fremde Minderheiten gegenüber stehen, verhältnismäßig am günstigsten. Im Güssinger Bezirk ist der deutsche Hundertsatz ein wenig, von 74,8 auf 74,5, jener der Kroaten aber bedeutend stärker, von 23,4 auf 21,8, gesunken, während die kleine madjarische Minderheit von 1,3 auf 3,5 v. H. gestiegen ist. Doch haben die Deutschen in diesem Bezirk absolut ziemlich stark, um mehr als 11 v. H., zugenommen. Im Bezirk Ober-Wart sind die Deutschen zwar ebenfalls ganz schwach, von 84,3 auf 83,8 v. H., zurückgegangen, während die Madjaren ein wenig, von 11,7 auf 12,5 v. H., gestiegen sind und die Kroaten nicht nur verhältnismäßig, von 2,9 auf 2,1 v. H., gesunken sind, sondern auch absolut um ein volles Viertel abgenommen haben. Die Deutschen weisen aber eine nicht unbeträchtliche absolute Zunahme (um 5 v. H.) auf, welche jene der madjarischen Minderheit an Zahl weit übertrifft. Wesentlich ungünstiger für die deutsche Mehrheit ist die Entwicklung in den Bezirken Güns und St. Gotthard. Im Günser Bezirk ist der deutsche Hundertsatz von 59,7 auf 55,5 gesunken, der madjarische aber von 21,0 auf 26,8 gestiegen, während der kroatische mit 16,5 bzw. 16,6 unverändert geblieben ist. Dies ist darauf zurückzuführen, daß sich die Zahl der Deutschen ein wenig (um 700 Köpfe oder 5 v. H.) vermindert hat, während die Madjaren sehr stark, fast um ein Drittel, und die Kroaten ein wenig

1) Annähernd berechnet.
2) Vgl. oben S. 175.
3) Vgl. Abschnitt II dieser Aufsatzreihe in Heft 2, S. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zugenommen haben. Im Bezirk St. Gotthard haben zwar alle drei in Betracht kommenden Nationalitäten (Deutsche, Madjaren und Slowenen) zugenommen, die Madjaren aber viel stärker als die Slowenen (um 36 v. H. gegen 20 v. H.), und diese wieder viel stärker als die Deutschen, die nur eine Vermehrung um kaum 3 v. H. aufweisen können. Infolgedessen sind die Deutschen verhältnismäßig, von 60,4 auf 55,0 v. H., gesunken, die Madjaren aber von 22,3 auf 26,9 v. H. und die Slowenen von 16,9 auf 18,0 v. H. gestiegen.

In den drei Bezirken, in welchen die Deutschen nur schwache Minderheiten ausmachen, ist ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung und im ganzen auch ihre absolute Zahl zurückgegangen. Im Bezirk Steinamanger beträgt der Verlust etwa 400 Köpfe (7 v. H.), der deutsche Hundertsatz ist von 16,8 auf 14,5 gesunken, während jener der Madjaren von 72,0 auf 74,7 gestiegen ist und die Kroaten trotz absoluter schwacher Zunahme von 10,9 auf 10,6 v. H. gesunken sind. Im Körmender Bezirk haben sich die Deutschen zwar ein wenig vermehrt (um 3 v. H.), sind aber doch von 10,4 auf 8,9 v. H. gesunken, da Madjaren und Kroaten rascher zugenommen haben. Im Bezirk Ölsnitz endlich haben die Deutschen einen absoluten Verlust von etwa 400 Köpfen (14 v. H.!) und daher einen Rückgang von 6,8 auf 4,9 v. H. zu verzeichnen, während die vorherrschenden Slowenen um 18 v. H. zugenommen haben und daher von 82,8 auf 85,1 v. H. gestiegen sind. Auch die madjarische Minderheit konnte mit den Slowenen nicht gleichen Schritt halten und ist trotz absoluten Wachstums verhältnismäßig ein wenig gesunken (von 10,1 auf 9,9 v. H.).

In den drei rein madjarischen Bezirken Eisenburg, Klein-Zell und Sarvar sind die winzigen deutschen Minderheiten noch mehr zusammengeschmolzen.

In der Stadt Güns, in der im Jahre 1900 neben 4146 Deutschen 3575 Madjaren gezählt wurden, hat sich das Verhältnis von Deutschen zu Madjaren ganz außerordentlich zugunsten der letzteren verschoben. Ein genauer Vergleich mit den beiden vorhergehenden Volkszählungen ist nicht möglich, da über die Verteilung der Nationalitäten auf die Zivilbevölkerung und die etwa 500 Militärpersonen[1]) im Jahre 1900 keine Angaben vorliegen. Seit dem Jahre 1880 sind die Madjaren (1900 einschließlich Militär) um rund 2000 Köpfe und von 20,6 auf 45,1 v. H. gestiegen, die Deutschen aber haben um etwa ein Viertel (1300 Köpfe) abgenommen und machen statt 74,8 nur mehr 52,3 v. H. aus. Doch muß bemerkt werden, daß sich diese Verschiebungen fast ganz in den achtziger Jahren vollzogen haben, während seit 1890 ein Stillstand in dieser Entwicklung eingetreten ist und sich der Anteil der beiden Nationalitäten an der Stadtbevölkerung nicht mehr geändert hat. Das vollkommen madjarisierte Mittelschulwesen der Stadt mag zu diesen Verschiebungen ebenso wie die madjarenfreundliche Gesinnung der Günser deutschen Bürger und die Lage der Stadt an der Sprachgrenze beigetragen haben. Ähnliche Erscheinungen wie in Güns zeigen sich in Steinamanger, wo indessen im Jahre 1900 eine überwiegend madjarische Garnison von etwa 1450 Mann lag. Die Deutschen haben zwar absolut zugenommen, sind aber verhältnismäßig, von 11,1 auf 7,0 v. H., gesunken, da sich die Zahl der Madjaren verdoppelt hat.

Die mehrfach genannten vier überwiegend deutschen Bezirke bildeten im Jahre 1880 ein genau zu sieben Zehnteln deutsches Gebiet mit rund 104000 Deutschen; diese haben sich in den 20 Jahren bis 1900 um 4700 vermehrt und bilden auch heute noch nahezu zwei Drittel der Bevölkerung.

Ebensowenig wie in der Gespanschaft Ödenburg waren die besprochenen Veränderungen im zahlenmäßigen Stärkeverhältnis der vier Nationalitäten mit irgendwie wesentlichen Verschiebungen in der Sprachgrenze oder in der Ausdehnung der Sprachgebiete verbunden.

Im ganzen Zeitraum von 1880 bis 1900 hat sich nur in St. Gotthard eine schwache deutsche Mehrheit in eine madjarische verwandelt, und die Kroaten haben die Gemeinde Tudersdorf bei Güssing an die Deutschen verloren. Soweit aus älterer Zeit überhaupt Angaben vorliegen, lassen sich allerdings etwas weitergehende Verschiebungen wenigstens vermuten.

Was vorerst das Verhältnis von Deutschen und Madjaren betrifft, so weist im Zuge der Hauptsprachgrenze zunächst Güns die obenerwähnte Veränderung auf. Auch in der nahe

1) In Güns ist eine militärische Erziehungsanstalt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegenen Gemeinde Liebing macht sich die madjarische Minderheit bemerkbarer. Ebenso hat sie in der weit in fremdes Gebiet vorgeschobenen Gemeinde Rechnitz zugenommen. In Rechnitz wohnen viele Juden, die sich bekanntlich am leichtesten der Staatssprache anschließen. Die Deutschsprechenden haben hier auch absolut abgenommen. Weiter südlich sind kleine madjarische Minderheiten in Pernau, Eberau und Deutsch-Bieling entstanden, und im kroatischen Ober-Schilding hat eine madjarische Minderheit den Platz der früheren deutschen Minderheit von einem Fünftel eingenommen. In der Umgebung von Körmend und in diesem Orte selbst, dann in Gustun im Raabtal und in St. Jakob, wo im Jahre 1880 die Deutschen noch ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, sind sie jetzt fast verschwunden. Am auffälligsten ist ihr Rückgang aber in St. Gotthard, das die Statistiker des 19. Jahrhunderts als deutsch bezeichneten und das 1880 noch eine knappe deutsche Mehrheit (673 gegen 668 Madjaren[1]) aufwies. Schon im Jahre 1890 machten die Madjaren die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus, während die Deutschen auf 44 v. H. gesunken waren. Zehn Jahre später zählte das aufblühende Gemeinwesen 68 v. H. Madjaren, deren Zahl sich verdoppelt hatte, und nur mehr 28 v. H. Deutsche, die absolut ein wenig abgenommen hatten. Ähnlich vollzog sich die Entwicklung in Schidau, wo die Deutschen seit 1880 überhaupt keine Zunahme aufweisen, aber damals noch ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, bis 1900 jedoch infolge der raschen Zunahme der Madjaren unter ein Fünftel gesunken sind. Hierzu ist zu bemerken, daß in St. Gotthard Ende der neunziger Jahre ein madjarisches Gymnasium errichtet wurde und daß von einem genauen Kenner des Ortes berichtet wird, daß die gebildeten deutschen Stände, allen voran die „patriotische" Jugend, in letzter Zeit ihr Madjarentum immer eifriger betonen, so daß die Kinder von Eltern, welche überhaupt nicht einmal Madjarisch verstehen, bei der Volkszählung ihre Muttersprache verleugnen.

Auch in dem am linken Raabufer gelegenen Jakobsdorf haben die Madjaren auf Kosten der Deutschen zugenommen und sind vom Fünftel im Jahre 1880 aufs Viertel im Jahre 1900 gestiegen.

Im Innern des deutschen Sprachgebiets zeigt sich eine merkliche Zunahme der Madjaren nur in Ober- und Unter-Schützen und in der Stadt Güssing, die jetzt nur mehr zu zwei Dritteln deutsch ist und in welcher die Deutschen seit 1880 um einige hundert Köpfe abgenommen haben (Juden?), so daß die Madjaren, die im Jahre 1880 nur 12 v. H. ausmachten, 1890 auf 17 v. H. und 1900 auf mehr als drei Zehntel gestiegen sind; ihre Zahl hat sich in dieser Zeit verdreifacht.

Hingegen haben die Madjaren in der Gegend von Rothenturm und Zabing auf Kosten der Deutschen abgenommen. Zabing, in dem Acsády mehr madjarische als deutsche Namen zählte und das von Czörnig als gemischtsprachig bezeichnet wird, zählte 1880 noch 17 v. H., 1890 15 v. H. und 1908 nur 13 v. H. Madjaren bei schwachem absoluten Rückgang; ähnlich Rothenturm. Diese Veränderungen wären zu belanglos, um besonders hervorgehoben zu werden, wenn sie nicht zeigen würden, daß auch die Madjaren sich trotz aller Vorteile, die ihnen im Kampfe gegen andere Nationalitäten zur Seite stehen, dem allgemeinen Gesetz der Aufsaugung kleiner Minderheiten nicht überall zu entziehen vermögen. In Ober-Wart selbst hat sich das Verhältnis von 1880 bis 1890 zugunsten der Madjaren, im folgenden Jahrzehnt zugunsten der Deutschen ein wenig geändert.

Bei den kroatischen Inseln zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen der Rechnitzer Insel und den Gruppen um Güssing. Die Rechnitzer Insel hat ihre Gestalt genau so bewahrt, wie sie ziemlich eingehend von Hain und anderen Statistikern beschrieben worden ist. Nur scheint die kroatische Sprache auch in Rechnitz selbst früher stärker hervorgetreten zu sein. Die kroatischen Mehrheiten haben aber in allen Gemeinden der Insel — Padler ausgenommen — den deutschen Minderheiten gegenüber Raum gewonnen, während letztere zum Teil sogar einen absoluten Rückgang aufweisen. Auf die Verdrängung der deutschen Minderheit in Ober-Schilding durch die Madjaren wurde schon hingewiesen.

Ganz anders hat sich die Entwicklung im Güssinger Bezirk gestaltet. Nach den Angaben Acsádys über die Namen der Haushaltungsvorstände, die freilich kaum durchweg Anspruch auf

1) Anteil beider Nationalitäten 46 v. H.

volle Richtigkeit erheben können, ist man berechtigt, anzunehmen, daß sich an Stelle des Gebiets, in dem heute deutsche und kroatische Gemeinden abwechseln, eine zusammenhängende größere kroatische Insel ausdehnte, deren Mittelpunkt Punitz war, und die sich ziemlich geschlossen von Stegersbach bis Edlitz und Kulm und von Güssing nach Norden bis über die Pinka nach Klein-Zicken und Hammersdorf ausdehnte und vielleicht mit der Rechnitzer Insel in Zusammenhang stand. Auch Ficker behauptet noch, daß „die Kroaten teils rein, teils mit Deutschen gemischt das ganze Gebiet von Krotendorf[1]) bis Hasendorf bei Güssing und von Stegersbach bis Edlitz bewohnen. Der Rückgang des kroatischen Elementes zugunsten der Deutschen läßt sich in einer Reihe von Gemeinden noch genau aus dem Vergleich der drei letzten Volkszählungen verfolgen. Die Gemeinde Tudersdorf weist, wie oben erwähnt, überhaupt erst im Jahre 1890 eine deutsche Mehrheit von vier Fünfteln auf, während die Deutschen im Jahre 1880 erst 44 v. H. ausmachten. Die Gemeinde Punitz wird von Czörnig noch als kroatisch-deutsch bezeichnet, was um so glaubhafter erscheint, als im Jahre 1880 erst sechs Zehntel der Bevölkerung sich zur deutschen Muttersprache bekannten; jetzt zählen die Deutschen schon drei Viertel. Neuhaus, in welchem Acsády fast nur kroatische Namen fand, wies im Jahre 1880 erst eine knappe deutsche Mehrheit von 54 v. H. auf; jetzt ist es fast ganz deutsch. Auch Krotendorf und Rauchwart wurden vor 50 Jahren als kroatisch-deutsch bezeichnet, sind aber gegenwärtig fast ganz deutsch. Edlitz, am Ostrand der kroatischen Gruppe, wird von Czörnig als kroatisch bezeichnet, hatte im Jahre 1880 eine deutsche Zweidrittelmehrheit und zählte 1890 noch ein Viertel Kroaten, die jetzt fast verschwunden sind. Neben diesen Gemeinden, in denen die Bevölkerungsmehrheit in den letzten Jahrzehnten gewechselt zu haben scheint, gibt es noch eine Reihe von Orten, in denen die kroatischen Minderheiten stark gesunken sind. In St. Michael und Steingraben, wo die Kroaten im Jahre 1880 noch ein Fünftel ausmachten, sind sie schon seit 1890 verschwunden. In Schallendorf sind sie von drei Zehnteln im Jahre 1880 bis zum Jahre 1890 auf etwa 18 v. H. gesunken und bis 1900 ganz verschwunden.

Gleichzeitig sind aber die deutschen Minderheiten in vielen kroatischen Gemeinden als Harmisch, Güttenbach, Rehgraben, Steinfurt, Sulz, wo sie schon an die Hälfte heranreichen, sowie in Groß-Mürbisch wesentlich gestiegen, während sie allerdings in Reinersdorf, Kroatisch-Ehrensdorf, Hasendorf, Heugraben und Neuberg etwas gesunken sind.

Diese Verschiedenheit in der Entwicklung der kroatischen Gruppen mag auf die stärkere Geschlossenheit der Rechnitzer Gruppe und ihre größere Abgelegenheit zurückzuführen sein, die ein Eindringen der deutschen Sprache erschwerten[2]).

Gegenüber den Slowenen haben die Deutschen in dem kleinen Mischgebiet bei Ober-Limbach in allen Gemeinden an Boden verloren, besonders stark in Matyasocz, wo sie im Jahre 1880 noch ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten. Hingegen sind sie in Unter-Zeming bedeutend auf Kosten der slowenischen Mehrheit gestiegen.

Es erübrigt noch ein Hinweis auf die Veränderungen in der Stellung der Kroaten gegenüber den Madjaren. In Tömörd bei Güns, wo nach Windisch „fast lauter Kroaten" wohnten, sind sie bis zum Jahre 1880 auf etwa zwei Drittel der Bevölkerung gesunken und haben bis 1900 beinahe schon die Mehrheit verloren. Noch bedeutender scheinen die Verluste in der Umgebung von Körmend zu sein, denn nach Ficker wohnten hier die Kroaten „von Prostrum bis Nadalla", während sie jetzt nur mehr in Prostrum und Berki sichere Mehrheiten bilden, in Groß-Kulken aber von den Madjaren schon eingeholt sind. Doch läßt sich ein genaues Bild über die Vorgänge in dieser Gegend aus den statistischen Angaben nicht gewinnen, da sie so widersprechend lauten, daß man sehr an Mißverständnisse oder Irrtümer zu denken geneigt ist[3]).

---

1) Richtiger Kroatendorf.

2) Die ungefähr gleichzeitig mit den westungarischen Inseln in Niederösterreich entstandenen kroatischen Gemeinden am Marchfeld und am Leithagebirge sind schon seit längerer Zeit in fast vollständiger Verdeutschung begriffen (vgl. Deutsche Erde 1908, S. 156 f.).

3) Es seien hier nur folgende Angaben erwähnt: Berki 1880 rein madjarisch, 1890 und 1900 zu etwa zwei Dritteln kroatisch, nach Czörnig kroatisch; Kroatisch-Nadalla 1880 rein madjarisch, 1890 zu vier Fünfteln kroatisch, 1900 zu drei Vierteln madjarisch, nach Czörnig kroatisch; Groß-Kulken 1880 und 1890 rein madjarisch, 1900 gleich gemischt, nach Czörnig kroatisch-madjarisch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während man in den Angaben über die natürliche Bevölkerungsbewegung in den Gespanschaften Ödenburg und Wieselburg vergebens nach einem Anhaltspunkt für das auch dort beobachtete, wenn auch nicht allzu mächtige Vordringen des Madjarentums suchen kann, zeigt sich in dieser Beziehung in der Gespanschaft Eisenburg eine auffallende Erscheinung. Bei den Deutschen nähert sich nämlich der Anteil an den Lebendgeburten so ziemlich ihrem Hundertsatz in der Gesamtbevölkerung, sie weisen aber — wenigstens im Durchschnitt der Jahre 1900—05 — eine ganz auffallend starke Sterblichkeit auf, die ihren Anteil am Geburtenüberschuß weit unter das ihnen eigentlich zukommende Maß herabdrückt; bei den Madjaren zeigt sich aber gerade das Gegenstück dazu. Die folgende Übersicht gibt über diese Frage genaueren Aufschluß:

Gespanschaft Eisenburg.

Durchschnitt 1900—05	Geburten [1]					Sterbefälle					Geburtenüberschuß				
	dtsche	madj.	kroat.	slowen.	and.	dtsche	madj.	kroat.	slowen.	and.	dtscher	madj.	kroat.	slowen.	and.
absolut	4256	8311	562	1812	12	3343	4891	365	1089	11	913	3420	197	725	1
vom Hundert	28,5	55,6	3,8	12,1		34,5	50,4	3,8	11,2		17,4	65,1	3,8	13,7	
Gesamtbevölkerung vom Hundert	30,0	53,1	4,3	12,2		30,0	53,1	4,3	12,2		30,0	53,1	4,3	12,2	

Die Kindersterblichkeit ist bei Deutschen und Madjaren ziemlich gleich groß. Die Erklärung für eine verschieden starke Sterblichkeit könnte also zunächst nur in den ungünstigeren Lebensbedingungen der deutschen Gebirgsgegenden gegenüber jenen der madjarischen Ebene gesucht werden. Es ist aber auch möglich, daß sich die auffallende Abweichung von der Regel zum Teil eben als Wirkung jener Erscheinung darstellt, als deren Ursache sie bei oberflächlicher Betrachtung erscheint. Zur Zeit, als die in den Jahren 1900—05 absterbenden Altersklassen heranwuchsen, also ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts, waren die Deutschen mit etwa 36 v. H. in der Gespanschaftsbevölkerung bedeutend stärker vertreten als jetzt, und es wäre daher ganz natürlich, daß ihre Reihen durch Todesfälle stärker gelichtet werden als jene der Madjaren, die unter den genannten Altersjahrgängen bei weitem nicht so stark vertreten sind wie unter dem jüngeren Geschlecht. Wenn sich aus den für die Deutschen ungünstigen Ergebnissen der Bevölkerungsbewegung auf die Dauer doch keine Verschiebung der deutsch-madjarischen Sprachgrenze ergeben hat, so ist das wohl auf die geringe Anziehungskraft der ärmlichen deutschen Täler und Gräben auf die Bewohner der Ebene zurückzuführen.

Auch die Gespanschaft Eisenburg ist ein ausgesprochenes Abwanderungsland, wenn auch schon mit etwas anderen Wanderzielen seiner Bevölkerung wie die nördlicher gelegenen deutschen Grenzgebiete Ungarns. Im Jahre 1900 lebten daselbst 24439 im übrigen Ungarn geborene Zivilpersonen, während umgekehrt mehr als doppelt so viele geborene Eisenburger (51375) im übrigen Ungarn lebten. Der allgemeine in diesen Gegenden vorherrschende Wanderzug von Norden nach Süden ist auch in dieser Gespanschaft nicht zu verkennen. Während die Zuwanderung vom Nordufer der Donau die Abwanderung dorthin weit übersteigt und sich der Wanderverkehr mit den Gespanschaften Ödenburg und Weißbrunn so ziemlich ausgleicht, ist die Eisenburger Gespanschaft im Wanderverkehr mit den südlichen Gespanschaften Zala und Sümeg sehr stark passiv. Neben der ungemein starken Abwanderung nach Zala fällt vor allem jene nach Ofenpest ins Gewicht. Die Abwanderung erfolgt demnach größtenteils in ganz überwiegend madjarische Gegenden. Die Zuwanderer aus dem Königreich verteilen sich schätzungsweise mit etwa drei Fünfteln (15600) auf die Madjaren und zu je einem Fünftel (4500 bzw. 4300) auf Deutsche und Slawen.

Fast ebenso bedeutend wie die Abwanderung nach dem übrigen Ungarn und stets noch stark um sich greifend ist die Abwanderung nach Österreich. Im Jahre 1900 lebten in der Gespanschaft 4161 österreichische Staatsangehörige[2]) gegen 5468 im Jahre 1890, während sich in Österreich 40219 ungarische Staatsbürger aus Eisenburg aufhielten (gegen 29500 im Jahre 1890!). Etwas über die Hälfte dieser Menschenmenge, die ein Zehntel der Gesamtbevölkerung der Gespanschaft ausmacht, lebte in Niederösterreich, und zwar ungefähr gleich zahlreich in Wien und am

1) Nur Lebendgeburten.
2) In Österreich Geborene 6529.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flachen Lande, der Rest vorwiegend in Steiermark, das fast die ganze Westgrenze der Gespanschaft bildet, und zu einem nicht unbedeutenden Bruchteil in Graz (noch über 5000!). Der Nationalität nach war die Zuwanderung aus Österreich eine ganz überwiegend deutsche aus den Alpenländern; daß die Abwanderung nach Österreich vor allem die deutsche Bevölkerung der Gespanschaft betrifft, zeigt nicht nur die Tatsache, daß man in den österreichischen Einwanderungsländern fast keine Madjarischsprechenden trifft, sondern auch der Umstand, daß die einzelnen Haushaltungsmitglieder, welche die Volkszählung als in Österreich abwesend verzeichnete, ganz überwiegend aus den deutschen Gemeinden und dann aus den kroatischen Inseln, nur zum geringsten Teile aus dem madjarischen Osten der Gespanschaft stammten.

Die überseeische Auswanderung hat nach den statistischen Aufzeichnungen in keiner teilweise deutschen westungarischen Gespanschaft so weit um sich gegriffen wie in Eisenburg. Sie stieg vom Jahre 1899 bis 1905 von etwa 300 auf über 4000 Köpfe, und zwar überwogen in den früheren Jahren die Deutschen unter den Auswanderern sehr stark, während das Wanderfieber jetzt auch auf die Madjaren übergreift.

Im ganzen ergibt sich aus der Wanderbewegung, in manchen Zügen noch verstärkt, das gleiche Bild wie in den beiden nördlichen Gespanschaften: Eine außerordentlich starke Entziehung deutscher Volkskraft durch die Abwanderung, namentlich durch den Zug über die schwarzgelben Grenzpfähle, und ein Überwiegen des nichtdeutschen Volkstums in der Einwanderung — Erscheinungen, die bei längerer Dauer nicht ganz ohne Einwirkung auf die Sprachgrenzen bleiben können.

Die Entwicklung des Volksschulwesens in der Gespanschaft ist für die Deutschen verhältnismäßig noch günstig zu nennen. Um so schlimmer ist es aber um das Schulwesen der Slowenen bestellt. Im Schuljahr 1905/06 gab es in der Gespanschaft 516 alltägige Elementarschulen, die ganz überwiegend von den beiden Konfessionen (römisch-katholisch und evangelisch A. B.) erhalten wurden. 297 von diesen Schulen unterrichteten nur madjarisch, 96 madjarisch mit Benutzung einer Aushilfssprache. Daneben gab es aber noch 108 madjarisch-deutsch gemischte und vier ganz deutsche Schulen, je drei madjarisch-kroatisch und madjarisch-slowenisch gemischte Schulen, eine rein kroatische und vier mehrsprachige Anstalten. Die unheilvolle Wirkung des neuen Volksschulgesetzes wurde bereits am Beispiel der Wieselburger Schulen beleuchtet[1]). Auch die deutschen und slawischen Gemeinden der Eisenburger Gespanschaft vermochten ihr Schulwesen nicht hinreichend vor seinem Einfluß zu schützen; so sank bis zum Schuljahr 1907/08 die Zahl der madjarisch-deutschen Schulen[2]) auf 108, die madjarisch-kroatischen auf 2 und die Slowenen büßten die letzten Reste ihres nationalen Schulwesens ein. Alle übrigen Volksschulen der Gespanschaft und natürlich auch das höhere Schulwesen ist vollständig madjarisch, wenn man von der notgedrungenen Benutzung einer anderen Hilfssprache beim Erstunterricht absieht.

Auch in der Eisenburger Gespanschaft ist in der nationalen Altersgliederung die Erscheinung zu beobachten, daß die Angehörigen der Staats- und vorherrschenden Schulsprache unter der schulpflichtigen und der Schule eben entwachsenen Jugend stärker vertreten sind als unter den Kindern unter fünf Jahren und unter den Erwachsenen, während sich bei den Deutschen und Kroaten das Gegenteil zeigt. In noch viel stärkerem Maße überwiegen in ganz Westungarn die Madjaren unter den Mittelschülern, bei denen die Abkehr von ihrer nichtmadjarischen Muttersprache und die Hinneigung zu einem künstlich eingedrillten fremden Volkstum ganz besonders verbreitet ist. Unter den älteren Leuten (über 50 bis über 80 Jahre) bekennen sich ein Drittel bis zu vier Zehnteln zur deutschen Muttersprache, von den 12—14- und 15—19jährigen aber nur 28,8 bzw. 26,9 v. H., ob-

1) Seine Wirkung war auch in der Ödenburger Gespanschaft eine verheerende; die 55 deutsch-madjarischen und die 13 kroatisch-madjarischen Volksschulen, welche im Schuljahr 1905/06 noch bestanden, verminderten sich bis zum Schuljahr 1907/08 um 27 bzw. 4!

2) Gegenwärtig veröffentlicht das Ungarische Statistische Jahrbuch die Angaben über die Unterrichtssprache der Volksschulen — im Gegensatz zu den Veröffentlichungen bis 1905/06 — nur mehr nach der vorwiegenden Unterrichtssprache und weist bei den rein madjarischen Schulen auch jene aus, die sich noch einer anderen Hilfssprache beim Unterricht bedienen, bei den deutschen, slowakischen usw. Schulen auch die deutsch-madjarischen, slowakisch-madjarischen usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohl die Deutschen noch unter den jüngsten fünf Altersjahrgängen rund 30 v. H. ausmachen. Die Madjaren erreichen, von den kleinsten Kindern ansteigend, den Höhepunkt mit 56,6 v. H. unter den 15—19jährigen und sinken dann schnell bis auf 46,6 v. H. unter den 70—80jährigen.

Die Kirchensprache der römischen und evangelischen Kirche ist im allgemeinen unter Deutschen die deutsche, in kroatischen oder slowenischen Gemeinden die kroatische oder slowenische. Die Gespanschaft gehört in kirchlicher Beziehung zum katholischen Bistum Steinamanger.

Die Kenntnis der Staatssprache war im Jahre 1900 in der nichtmadjarischen Bevölkerung im ganzen mit 17,6 v. H., gegen 12,5 v. H. im Jahre 1890, zwar etwas stärker verbreitet als in der Gespanschaft Ödenburg, unter den Deutschen aber viel schwächer als unter Kroaten und Slowenen. Von den Deutschen sprachen bloß 15711 (12 v. H.) Madjarisch, von den Kroaten, die in zersplitterten Sprachinseln vielfach unter Madjaren leben, 5128 (29 v. H.) und auch von den Slowenen 13164 (26 v. H.). In den evangelischen Gemeinden der früheren Bernsteiner Herrschaft am Nordende der Gespanschaft, jenem abgelegenen Teile Westungarns, der sein Deutschtum am reinsten bewahrt hat, und längs der steirischen Grenze bis zur Raab ist die Kenntnis des Madjarischen fast ganz vereinzelt; hier wird es fast nirgends von mehr als 5 v. H. der nichtmadjarischen Bevölkerung gesprochen. Stärker verbreitet ist es schon gegen die Stadt Güns zu, die mit ihren madjarischen Mittelschulen eine Stütze der Madjarisierung bildet, und in den deutschen Gemeinden zwischen der madjarischen Ober-Warter und der kroatischen Rechnitzer Insel sowie in einzelnen größeren Orten an Bahnstrecken, sehr stark unter den Kroaten um Rechnitz, von denen mehr als die Hälfte zweisprachig sind.

Die Kenntnis der deutschen Sprache war unter den Madjaren ebenso stark verbreitet wie die der Staatssprache unter den Deutschen: 26254 Madjaren oder 12 v. H. sprachen auch Deutsch, hingegen nur ganz vereinzelte auch Kroatisch und nicht viel mehr Slowenisch. Leider gibt die Statistik keine Aufschlüsse darüber, wie tief die Kenntnis der einzelnen Landessprachen geht. Nur das eine ist sicher, daß die Verbreitung des Madjarischen unter den anderen Nationalitäten bei weitem hinter den Hoffnungen jener zurückbleibt, die sich von dem Zwange zur Erlernung dieser Sprache in den von nichtmadjarischen Kindern besuchten Volksschulen einen größeren nachhaltigen Einfluß erwarten. Außer an den Sprachgrenzen, wo wirklich ein Bedürfnis nach Kenntnis einer zweiten Sprache besteht, werden die angelernten fremden Brocken von den Bauernkindern über dem täglichen Gebrauch der Muttersprache eben wieder vergessen, wie die übrige Schulweisheit, soweit sie nichts für das Leben taugt.

Abb. 21. **Deutsches Ansiedlerwohnhaus in der Kolonie Rio Pardinho (Rio Grande do Sul).**
Im Vordergrund eingezäunter Weideplatz.

Aus: Funke, Aus Deutsch-Brasilien. Leipzig, B. G. Teubner.

Die deutschen katholischen Kolonien auf der Bergseite der Wolga in Rußland.

Von

Pater **Konrad Keller** in Odessa.

(Vgl. Deutscher Kolonialatlas, Blatt 7: Deutsche Kolonisation im Osten. B. Auf slawischem Boden.)

Rußland, der große nordische Koloß, das 255 Jahre lang unter dem Sklavenjoch einer mongolischen Räuberbande schmachtete, weil es den Grundsatz nicht verstand „Einheit macht stark" und noch zwei Jahrhunderte, nachdem es endlich das Sklavenjoch abgeworfen, ein armseliges Schlaraffenleben fristete, fing erst an, geweckt zu werden, als die Hammerschläge und Beilhiebe Peters des Großen zu Saardam auf der dortigen Schiffswerft ertönten. Peter der Große glaubte mit diesen Instrumenten, Hammer und Beil, sein großes Reich zu heben und zu kultivieren. Deshalb berief er auch nur solche Leute aus dem Ausland, welche derartige Instrumente kunstgemäß handhaben konnten. Aber die Erfahrung lehrte, daß Peter hierin einen Mißgriff getan hatte. Er wollte dort einen Industriestaat schaffen, wo noch kein Agrikulturstaat, der bei einer naturgemäßen Kulturentwicklung vorangehen muß, vorhanden war. Zu dieser Einsicht kam erst Katharina II. Diese große Kaiserin hatte einen schärferen und klareren Blick als ihr großer Vorgänger. Sie sah und ersah den Grund der großen Armut in dem großen länderreichen Rußland. Die Bodenkultur mußte gehoben werden: das war ihr Grundsatz. Aber wer konnte dieses? Das konnten nur Leute, die Intelligenz, Arbeitsamkeit und Geduld hatten. Und das waren die Landsleute der großen Kaiserin, die Deutschen. Deshalb erließ Katharina II. am 8. Juli 1763 ein Manifest, worin sie deutsche Ackerbauern und Gewerbsleute nach Rußland zur Ansiedlung einlud und denselben verschiedene Vorrechte und Unterstützungen in Aussicht stellte. Das Manifest verfehlte in Deutschland seine Wirkung nicht, denn schon im nächsten Jahre (1764) kamen 30000 deutsche Kolonisten nach Rußland, welche auf beiden Seiten der Wolga in 101 Kolonien angesiedelt wurden. Von diesen Kolonien waren 31 von Katholiken angesiedelt. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Geschichte jener Gegend, d. h. das rechte Ufer der mittleren Wolga, wo die deutschen Kolonisten, von denen unten die Rede sein wird, eine neue Heimat fanden. Der Vater der Geschichte, Herodot, berichtet über diese Gegend also[1]): „Geht man aber über den Fluß Tanais (jetzt Don), so ist kein Skythisches Land mehr, sondern die erste Abteilung des Landes gehört den Sauromaten, welche von dem innersten Winkel des Mäotischen Sees an nach Norden zu auf eine Strecke von fünfzehn Tagereisen ein Land bewohnen, welches ganz kahl ist und weder wilde noch zahme Bäume enthält[2]). Über diesen wohnen die Budinen, welche die andere Abteilung inne haben, ein Land, das ganz mit mannigfacher Waldung bedeckt ist." Diese Waldungen sind heute noch großenteils vorhanden. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die deutschen Kolonisten auf der Bergseite der Wolga das Land der Budinen des Herodot bewohnen. Nach Herodot schweigt die Geschichte lange Zeit über die Schicksale der Wolgaländer. Erst der Geograph Ptolemäus bringt Nachrichten über jene Länder und zeichnet auch die Wolga unter dem Namen „Rha" auf seiner Landkarte. Nach Ptolemäus bildet die Wolga die Ostgrenze des asiatischen Sarmatien. Er setzt die Hyzerboreer hoch nach Norden, südlich von diesen die Basilikajoi, dann noch südlicher die Swardenoi und die Chainides, beide letzteren am Westufer der Wolga, also in der Umgegend von Saratow. Die seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. von Asien sich heranwälzenden Völkerwogen rissen die Ureinwohner jener Gegenden mit sich fort und dieselben blieben zeitweilig in den Heeren der hunnischen und awarischen Weltenstürmer den Blicken des Geschichtschreibers verborgen, aber als die Reiche dieser wilden Eroberer zusammenbrachen, erschienen auch die meisten von diesen Völkern wieder auf der Oberfläche der Geschichte und einige gründeten selbständige Reiche, wie die Chasaren und Bulgaren. Im Mittelalter waren die kleinen Völkerschaften jener Gegend der goldenen Horde von Kaztschak unterworfen. Als dann im 15. Jahrhundert das Reich der goldenen Horde zerfiel, gehörte jene Gegend nominell zum Königreich Astrachan, war aber bis zur Erobe-

1) Herodot, edit. Bähr IV, S. 21.
2) Das Gebiet der Donschen Kosaken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den deutschen Sprachinseln in Oberitalien

1. Deutsches Ehepaar aus den „Sieben Gemeinden"
Nach Photographie

2. Das deutsche Dorf Macugnaga am Gorner Horn (Monte Rosa)
Nach Photographie von A. Rupp, Saarbrücken

Aus: Meyers Histor.-Geogr. Kalender für 1911

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung durch die Russen im Jahre 1556 stets der Tummelplatz von Wegelagerern und Räuberbanden. Auch unter russischer Herrschaft dauerte das Räuberwesen noch lange fort und die ersten deutschen Ansiedler an der Wolga hatten noch viel zu leiden durch die Einfälle der Kirgisen und die Raubzüge des berüchtigten Emiljan Pugatschew, der nur durch die Bitte des Pfarrers der Kolonie Schuck sich bewegen ließ, die deutschen Kolonien nicht der Plünderung preiszugeben. Nun folgt eine kurze Beschreibung der katholischen Kolonien auf der Bergseite der Wolga.

Die Kolonie Kamenka.

Die Kolonie Kamenka ist gegründet im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands stammten und alle katholischer Konfession waren. Die Kolonie liegt an dem linken Ufer des Flusses Ilawla, eines Nebenflusses des Don, und befindet sich 110 Werst von der Gouvernementstadt Saratow und 70 Werst von der Kreisstadt Kamischin entfernt. Das Dorf ist in vier Häuserreihen erbaut, die eine Werst in der Länge und 160 Faden in der Breite einnehmen. Nach der allgemeinen Revision des ganzen russischen Reiches vom Jahre 1788 zählte Kamenka 97 Familien mit 268 männlichen und 267 weiblichen Seelen. Seit der Gründung der Kolonie sind ausgewandert: im Jahre 1858 in das Gouvernement Samara 40 Familien mit 104 männlichen Seelen — die weiblichen sind nicht angegeben —, in den Jahren 1886 und 1887 nach Amerika (Vereinigte Staaten und Argentinien) 35 Familien.

Gegenwärtig zählt die Kolonie Kamenka 399 Hofstellen mit 5351 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession[1]). Außerdem wohnen 146 Familien beständig auswärts. Des Lesens und Schreibens sind kundig 725[2]) männliche und 729 weibliche Personen. In Kamenka befinden sich Häuser aus Stein 58, aus Holz 253, aus Lehm 71.

In Kamenka ist der Sitz des Dekans, dem alle katholischen Geistlichen auf der Bergseite unterstehen. Im Jahre 1906 wurde an Stelle der abgebrannten hölzernen Kirche eine solche aus gebrannten Ziegeln erbaut. In der Kolonie befinden sich eine Pfarrschule und zwei Privatschulen, von denen jedoch die Lehrer- und Schülerzahl in den Quellen nicht angegeben ist. In Kamenka befindet sich der Sitz des Landvogts, das Wolostamt, ein Arzt, zwei Feldschere, eine Feldscherin, eine Hebamme, eine Apotheke, ein Lazarett mit zehn Betten, eine Post- und Telegraphenstation, zwei Jahrmärkte und jeden Sonntag Basar. Durch Kamenka führt die große Landstraße von Saratow nach Astrachan. Handwerker befinden sich in dieser Kolonie: 33 Schuhmacher, 7 Tischler, 7 Schreiner, 2 Schneider, 19 Müller, 6 Schmiede, 5 Stellmacher, 9 Fuhrwerker, 1 Klempner, 2 Musikanten und 1 Weber. Ferner sind daselbst 45 Magazine mit Manufakturwaren, 9 Kramläden und 3 Kabaken. An Viehstand haben die Kolonisten 1272 Pferde, 119 Ochsen, 990 Kühe, 1871 Schafe, 1155 Schweine und 375 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 12495 Rubel, Einkünfte bezieht dieselbe 2700 Rubel.

Das Landquantum der Gemeinde enthält 11968 Deßjatinen, davon befinden sich 8992 Deßjatinen bei der Kolonie, das übrige Land liegt 14 Werst von der Kolonie entfernt. Etwa ein Drittel des Landes ist gute Schwarzerde, die anderen zwei Drittel sind Lehmboden mit sandigem Untergrund. Von dieser Landfläche werden 8064 Deßjatinen mit verschiedenen Getreidearten besät, 767 Deßjatinen sind Wald, das übrige Land wird als Viehweide benutzt. Das Gemeindeland wird hier, wie in allen Kolonien an der Wolga, auf die männlichen Seelen verteilt, und zwar findet diese Teilung alle sechs Jahre statt. Diese verkehrte Landeinteilung ist auch der Grund des Rückstandes in der Landwirtschaft und in dem Wohlstand der dortigen deutschen Kolonisten. Ihre Produkte verkaufen die Einwohner von Kamenka teils in Nischnaja-Panowka an der Wolga, das von der Kolonie 10 Werst entfernt liegt, teils in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Jelschanka.

Diese Kolonie, im Volksmund Hasary genannt, wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern und einigen Familien russifizierter Griechen, unter denen sich einige ausgediente Husaren befanden, angesiedelt. Die Kolonie liegt in einer Niederung an der linken Seite des Flusses

1) Außer dem Landvogt sind noch einige Beamte orthodoxe Christen.
2) Die Schulkinder sind von diesen Zahlen stets ausgeschlossen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ilawla, 105 Werst von der Guvernementstadt Saratow und 75 Werst von der Kreisstadt Kamischin entfernt. Nach der Revision vom Jahre 1788 zählte die Kolonie Jelschanka 29 Hofstellen mit 78 männlichen und 59 weiblichen Seelen. Im Jahre 1830 wurden in Jelschanka noch einige katholische Familien aus der Nachbarkolonie Rossoschei angesiedelt. Seit der Ansiedlung sind aus Jelschanka ausgewandert: im Jahre 1871 in das Guvernement Samara 15 männliche Seelen, im Jahre 1876 nach Brasilien fünf Familien und 1886 nach Nordamerika fünf Familien. Außerdem befinden sich etwa 76 Familien beständig auswärts[1]).

Gegenwärtig zählt Jelschanka 222 Hofstellen mit 1686 katholischen und 60 griechisch-orthodoxen Einwohnern. Des Lesens und Schreibens sind kundig 394 männliche und 368 weibliche Personen.

Jelschanka bildet eine selbständige katholische Pfarrei, die orthodoxen Griechen zählen sich zur Pfarrei Nischnaja-Panowka. Die Pfarrkirche ist aus Holz im Jahre 1859 erbaut. Die Pfarrschule besteht seit Gründung der Kolonie, doch die Zahl der Lehrer und Schulkinder ist nicht angegeben. Durch Jelschanka führt die große Landstraße von Saratow nach Astrachan. In dieser Kolonie befinden sich Handwerker: 17 Schuhmacher, 2 Schneider, 12 Ofenmacher, 7 Schreiner, 1 Faßbinder, 1 Schmied, 1 Weber, 2 Musikanten und eine Sarzinkafabrik, die 125 Menschen Beschäftigung gibt. Ferner befinden sich daselbst drei Kramläden und eine Kabak (Schnapsschenke). Der Viehstand der Kolonie zählt 534 Pferde, 96 Ochsen, 479 Kühe, 326 Schafe, 582 Schweine und 183 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 5997 Rubel.

Das Gemeindeland der Kolonie beträgt 5782 Deßjatinen, davon befinden sich unter Dreschplätzen (Tennen) 17, unter Hofplätzen und Hausgärten 56, unter Ackerland 3630, unter Wiese (Heuschlag) 137, unter Wald 147 Deßjatinen. Das übrige Land wird zur Viehweide benutzt. Der Boden ist meistens kiesig, nur etwa ein Viertel ist Schwarzerde. Das ganze Landquantum wird alle sechs Jahre auf die vorhandenen männlichen Seelen verteilt. Die Produkte verkaufen die Kolonisten in dem Russendorf Panowka an der Wolga oder in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Kopenka.

Die Kolonie Kopenka, im Volksmund Vollmer genannt, wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern angesiedelt. Die Kolonie liegt auf der rechten Seite des Flusses Ilawla 105 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 75 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 5 Werst von dem Wolostamt Kamenka entfernt. Nach der allgemeinen Revision vom Jahre 1788 zählte Kopenka 45 Familien mit 140 männlichen und 133 weiblichen Seelen. Bis zum Jahre 1832 befand sich die Kolonie 1½ Werst südlicher, wurde aber wegen der ungünstigen Lage auf Verfügung der Kolonialobrigkeit an die jetzige Stelle verlegt. Seit dem Bestehen der Kolonie sind ausgewandert im Jahre 1863 nach dem Kaukasus 12 Familien, in den Jahren 1864—78 in das Guvernement Samara 35 Familien, im Jahre 1872 in das Wolostamt Ilawla 3 Familien, in den Jahren 1876—86 nach Amerika 17 Familien, von denen jedoch zwei Familien wieder zurückkamen. Außerdem befinden sich 64 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt Kopenka 246 Hofstellen mit 1777 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Des Lesens und Schreibens sind kundig: 475 männliche und 457 weibliche Personen.

Die Kolonie Kopenka bildet eine eigene Pfarrei. Die Pfarrkirche ist aus Holz im Jahre 1859 erbaut. Es befinden sich daselbst eine Pfarrschule und eine Landesamtsschule.

In dieser Kolonie befinden sich Handwerker: 9 Weber, 20 Schuhmacher, 1 Schneider, 11 Schreiner, 5 Steinmetzen, 2 Schmiede, 4 Wagner, 2 Faßbinder und 3 Bettler. Ferner befinden sich daselbst 10 Manufakturwerkstätten, 1 Kramladen und 1 Kabak. Der Viehstand dieser Kolonie beträgt 763 Pferde, 123 Ochsen, 506 Kühe, 1025 Schafe, 549 Schweine und 311 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde 5122 Rubel auf das Jahr.

Der Landbesitz der Kolonie beträgt 4183½ Deßjatinen, davon sind unter Hofplätzen und Tennen 122, unter Ackerland 3342, unter Heuschlag 224, unter Wald 249 Deßjatinen. Das übrige Land wird zur Viehweide benutzt. Der vierte Teil des Landes ist gute Schwarzerde, das

1) Beinahe in allen Städten des Kaukasus und des Turkestan befinden sich viele Deutsche von der Wolga, die aber meistens dem deutschen Namen keine Ehre machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übrige Land ist teils Lehmboden, teils Sandboden mit Salpeter vermischt. Das Land ist auf die derzeit lebenden männlichen Seelen verteilt. Die Oberfläche des Landes ist meistens uneben und hügelig und wird von 14 tiefen Teichen durchzogen. In drei Teichen befinden sich starke Quellen mit gutem Trinkwasser. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten teils in Nischnaja-Panowka, teils in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Gniluschka.

Die Kolonie Gniluschka, im Volksmund Pfeifer genannt, wurde im Jahre 1765 von deutschen Auswanderern aus Baden, Württemberg und anderen Gegenden Deutschlands angesiedelt. Die Kolonie befindet sich auf der rechten Seite des Flusses Ilawla 117 Werst von der Gouvernementstadt Saratow, 65 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 6 Werst von dem Wolostamt Kamenka entfernt. Nach der allgemeinen Revision vom Jahre 1788 zählte Gniluschka 89 Familien mit 270 männlichen und 237 weiblichen Seelen. Seit Gründung der Kolonie sind ausgewandert in den Jahren 1860—64 in das Gouvernement Samara 23 Familien, in den Jahren 1877—86 nach Südamerika 64 Familien, in den Jahren 1868—76 wurden sechs Personen wegen schlechter Aufführung durch Gemeindespruch von der Gemeinde ausgeschlossen und nach Sibirien verschickt. Außerdem befinden sich 90 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt Gniluschka 349 Hofstellen mit 4568 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Seit 1871 ist Gniluschka eine selbständige Pfarrei. Die Pfarrkirche ist im Jahre 1846 aus Holz erbaut. Es befindet sich daselbst eine Pfarrschule und seit 1888 eine russische Landesamtsschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig: 618 männliche und 524 weibliche Personen. In Gniluschka befinden sich Handwerker: 27 Schuhmacher, 4 Tischler, 5 Stellmacher, 2 Tuchweber, 7 Schreiner, 4 Schneider, 2 Ofenmacher, 8 Schmiede und 1 Musikant. Ferner sind daselbst 1 Ölmühle, 2 Windmühlen (?), 21 Manufakturläden, 4 Kramläden und 3 Kabaken.

An Viehstand besitzt diese Kolonie 1369 Pferde, 278 Ochsen, 1112 Kühe, 2446 Schafe, 1567 Schweine und 255 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt diese Kolonie jährlich 10514 Rubel. Der Gemeindelandbesitz beträgt 11979 Deßjatinen, davon befinden sich unter Ackerland 8195, unter Wiesen 150, unter Wald 245, unter Viehweide 265, unter Hanfsaat 6, unter Kartoffelfeldern 37, unter Krautgärten 6, unter Hofplätzen und Gemüsegärten 126 und unter Tennen 45 Deßjatinen. Die Figur des Gemeindelandes bildet ein Rechteck von 12 Werst Länge und 7 Werst Breite. Die Oberfläche des Landes ist meistens hügelig, 450 Deßjatinen sind gute Schwarzerde, das übrige Land ist meistens Lehmboden mit sandigem Untergrund. Auf der Steppe befinden sich sieben Dämme zur Viehtränke. Das Land ist auf die männlichen Seelen verteilt. Die Kolonisten verkaufen ihre Produkte meistens in Nischnaja-Panowka an der Wolga, seltener in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Panowka.

Die Kolonie Panowka, im Volksmund Hildmann genannt, wurde im Jahre 1766 von deutschen Auswanderern aus Hessen-Darmstadt angesiedelt. Die Kolonie liegt an der linken Seite des Flusses Ilawla 120 Werst von der Gouvernementstadt Saratow, 58 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 13 Werst von dem Wolostamt Simanowka entfernt. Nach der allgemeinen Volkszählung von 1788 zählte Panowka 39 Familien mit 181 männlichen und 113 weiblichen Seelen. Seit Gründung der Kolonie sind ausgewandert in den Jahren 1860—68 in das Gouvernement Samara 3 Familien, in den Jahren 1879—86 nach Amerika 21 Familien, im Jahre 1879 sind durch Gemeindespruch 12 Personen wegen schlechter Aufführung aus der Gemeinde ausgeschlossen und nach Sibirien verschickt worden. Überdies befinden sich 42 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 183 Hofstellen mit 1884 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Panowka bildet eine eigene Pfarrei mit der Filiale Ilawla (Leichtling). Die hölzerne Pfarrkirche ist im Jahre 1845 aus freiwilligen Beiträgen erbaut. Eine Pfarrschule besteht daselbst seit 1768. Des Lesens und Schreibens sind kundig 294 männliche und 358 weibliche Personen. In dieser Kolonie beschäftigen sich 175 männliche und 37 weibliche Personen im Winter mit Korbflechten. Die dortigen Körbe werden in der ganzen Umgegend gern gekauft. Außerdem befinden sich daselbst 8 Handwerkstätten, 3 Mühlen, 2 Kramläden und 1 Kabak.

An Viehstand haben diese Kolonisten 647 Pferde, 58 Ochsen, 420 Kühe, 723 Schafe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

653 Schweine und 130 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde 4749 Rubel. Das Landquantum der Gemeinde beträgt 7180½ Deßjatinen, davon sind unter Tennen 16, unter Hofplätzen und Gemüsegärten 92, unter Ackerland 2795, unter Wiesen 292, unter Wald 66 Deßjatinen, das übrige Land wird zur Viehweide benutzt. Die eine Hälfte des Bodens ist lehmig und mit vielen weißen Steinchen besät, die andere Hälfte ist meistens gute Schwarzerde, doch stellenweise auch mit Lehm, Kies und Salpeter gemischt. Der Untergrund besteht aus Sand und Lehm. Die Oberfläche des Landes ist vielerorts hügelig und wird von neun tiefen Tälern durchschnitten. Ihre Produkte verkaufen diese Kolonisten teils in Nischnaja-Panowka an der Wolga (30 Werst), teils in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Jlawla.

Die Kolonie Jlawla, auch Räsowka und Leichtling genannt, wurde in den Jahren 1764/65 von deutschen Auswanderern aus dem Königreich Sachsen und anderen Gegenden Deutschlands angelegt. Die Kolonie befindet sich auf der linken Seite des Flusses Jlawla 126 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 52 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 19 Werst von dem Wolostamt Simanowka entfernt. Nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1788 zählte Jlawla 45 Familien mit 133 männlichen und 126 weiblichen Seelen. Seit der Gründung dieser Kolonie sind von dort ausgewandert im Jahre 1861 nach dem Kaukasus zwei Familien, 1884 in das Guvernement Samara zwölf Familien und 1886 nach Südamerika sechs Familien. Außerdem wohnen 37 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 185 Hofstellen mit 1836 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Des Lesens und Schreibens sind kundig 293 männliche und 273 weibliche Personen. Die Kolonie Jlawla bildet eine Filiale zu der Pfarrei Panowka. Eine Kirche besitzt die Kolonie nicht, der Gottesdienst wird im Schulhaus abgehalten. Es befinden sich daselbst eine Gemeindeschule und eine Landesamtsschule. In dieser Kolonie befinden sich Handwerker: 15 Schuhmacher, 4 Weber, 2 Faßbinder, 2 Stellmacher, 2 Tischler, 1 Schneider und 2 Musikanten, ferner 1 Kramladen, 1 Kabak, 1 Ölmühle und 1 Mühle.

Der Viehstand dieser Kolonisten beträgt 570 Pferde, 138 Ochsen, 479 Kühe, 731 Schafe, 549 Schweine und 244 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 4661 Rubel. Der Landbesitz der Kolonie beträgt 5193 Deßjatinen, davon sind unter Tennen 11, unter Hofplätzen und Gemüsegärten 80, unter Ackerland 3117, unter Wiesen 50, unter Wald 134 Deßjatinen. Das übrige Land wird als Viehweide gerechnet. Die eine Hälfte des Bodens ist Schwarzerde, die andere Hälfte ist lehmig und stellenweise kiesig. Die Oberfläche des Landes zeigt einige Hügel und wird von zwei Tälern durchschnitten. Auf dem Felde sind zwei Dämme zur Viehtränke errichtet. Durch diese Kolonie führt die große Landstraße von Saratow nach Astrachan. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in Nischnaja-Panowka oder in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Karaulny-Buerak.

Die Kolonie Karaulny-Buerak, im Volksmund Köhler genannt, wurde in den Jahren 1764—66 von deutschen Auswanderern aus Bayern, Elsaß-Lothringen und anderen Gegenden Deutschlands angesiedelt. Diese Kolonie liegt am rechten Ufer des Flusses Jlawla 120 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 55 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 20 Werst von dem Wolostamt Simanowka entfernt. Nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1788 befanden sich in dieser Kolonie 84 Familien mit 259 männlichen und 252 weiblichen Seelen. Seit der Ansiedlung sind von dort ausgewandert in den Jahren 1861—72 in das Guvernement Samara 11 Familien, 1870—74 in den Kaukasus 17 Familien, im Jahre 1874 in das Wolostgebiet Jlawla 6 Personen, in den Jahren 1877—86 nach Südamerika 58 Familien, von 1875 bis 1880 sind mittels Gemeindespruch 26 Personen von der Gemeinde ausgeschlossen und nach Sibirien verschickt worden; ebenso wurden zwei Personen durch Richterspruch nach Sibirien verbannt. Überdies wohnen 70 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 384 Hofstellen mit 5063 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Des Lesens und Schreibens sind kundig 554 männliche und 761 weibliche Personen. Die Kolonie Karaulny-Buerak bildet eine eigene Pfarre, die Pfarrkirche ist aus Holz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Jahre 1864 erbaut. Es befinden sich in dieser Kolnie eine Pfarrschule und seit 1884 eine russische Landesamtsschule. Die Zahl der Schulkinder beträgt in beiden Schulen 540. Handwerker befinden sich in dieser Kolonie: 5 Schmiede, 13 Stellmacher, 2 Ofenmacher, 4 Schreiner, 6 Tuchweber, 4 Scherenschleifer, 17 Schuhmacher und 1 Faßbinder. Ferner sind daselbst 21 Warenniederlagen, 2 Kramläden, 2 Kabaken, 2 Mühlen und 1 Ölmühle.

Der Viehstand dieser Kolonie zählt 1417 Pferde, 376 Ochsen, 1085 Kühe, 2464 Schafe, 1123 Schweine und 132 Ziegen. Abgaben und Steuern zahlt die Gemeinde jährlich 11276 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 12961 Deßjatinen, davon sind unter Tennen 35, unter Hofplätzen und Gemüsegärten 197, unter Ackerland 5681, unter Wiesen 555, unter Wald 603 Deßjatinen, das übrige Land wird als Viehweide benutzt. Der Boden des Landes ist zu zwei Dritteln Schwarzerde, ein Drittel ist sandig mit Salpeter gemischt. Der Untergrund ist Lehm. Das Land ist auf die gegenwärtig lebenden männlichen Seelen verteilt. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten meistens in der Kreisstadt Kamischin.

Die Kolonie Simanowka.

Die Kolonie Simanowka wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern aus Preußen (wahrscheinlich aus den Rheingegenden) angesiedelt. Die Kolonie liegt an dem Flüßchen Simanowka, wo dasselbe sich von rechts in den Fluß Ilawla ergießt, und ist 145 Werst von der Guvernementstadt Saratow und 45 Werst von der Kreisstadt Kamischin entfernt. Diese Kolonie hat sich seit 1895 mit noch fünf Kolonien von dem Kamenker Wolostgebiet getrennt und ein eigenes Wolostamt gebildet, doch hat die Verwaltung des neuen Simanowker Wolostamtes ihren Sitz in der Kolonie Ilawla.

Nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1788 zählte Simanowka 50 Familien mit 145 männlichen und 163 weiblichen Seelen. Seit der Gründung sind aus dieser Kolonie ausgesiedelt in den Jahren 1860—80 in das Guvernement Samara 91 Familien, im Jahre 1861 nach dem Kaukasus 26 Familien, in den Jahren 1868/69 in das Wolostgebiet bei Kamischin 17 Familien, im Jahre 1886 nach Südamerika (Brasilien) 64 Familien. Außerdem befinden sich 127 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 482 Hofstellen mit 5953 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Die Kolonie Simanowka bildet eine selbständige Pfarrei. Die Kirche ist von Holz, mit Eisenblech gedeckt und im Jahre 1855 erbaut. Es befinden sich daselbst eine Pfarrschule und eine Privatschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 770 männliche und 927 weibliche Personen. In dieser Kolonie befinden sich Handwerker: 57 Stellmacher, 4 Tischler, 10 Schneider und 3 Schmiede. Ferner sind daselbst 10 Manufakturwaren-Niederlagen, 4 Kramläden, 3 Kabaken, 1 Vorratsmagazin und jährlich 2 Jahrmärkte.

Der Viehstand dieser Kolonie beträgt 1169 Pferde, 594 Ochsen, 1412 Kühe, 2252 Schafe, 909 Schweine und 341 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Kolonie jährlich 10922 Rubel, Einkünfte hat dieselbe 1164 Rubel. Das Landquantum der Kolonie beträgt 13221 Deßjatinen, davon sind unter Tennen 37, unter Hofplätzen und Gemüsegärten 201, unter Ackerland 4841, unter Wiesen 391, unter Wald 718 Deßjatinen. Das übrige Land, beinahe drei Fünftel, liegt alles für Viehweide. Das ist entschieden zu viel und zeigt eine schlechte Wirtschaft. Der Boden der Landfläche ist teils Schwarzerde, teils Lehm- und Kiesboden; der Untergrund ist Lehm. Das Land ist an mehreren Stellen hügelig und wird von fünf tiefen Tälern durchschnitten. Auf der Steppe befinden sich einige Dämme zur Viehtränke. Die Gegend ist romantisch, das Klima gesund. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in der Kreisstadt Kamischin oder in dem Russendorf Tscherbakowka. Diese Kolonie verkauft jährlich etwa 300000 Pud Weizen.

Die Kolonie Ustgrasnucha.

Die Kolonie Ustgrasnucha, im Volksmund Göbel genannt, wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern aus Österreich angesiedelt. Diese Kolonie liegt in einer Niederung auf der linken Seite des Flusses Ilawla 133 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 46 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 6 Werst von dem Wolostamt entfernt. Nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1788 zählte diese Kolonie 67 Familien mit 182 männlichen und 175 weib-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Seelen. Seit der Gründung sind aus dieser Kolonie ausgewandert in den Jahren 1859—65 nach dem Kaukasus 4 Familien, 1863—72 in das Guvernement Samara 10 Familien, im Jahre 1886 nach Südamerika 7 Familien. Außerdem wohnen 64 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 355 Hofstellen mit 2856 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Ustgrasnucha ist ein eigenes Kirchspiel. Die Pfarrkirche ist aus Holz im Jahre 1848 erbaut. Es befindet sich daselbst eine Pfarrschule und seit 1892 eine russische Landesamtsschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 461 männliche und 532 weibliche Personen. Handwerker sind daselbst: 7 Schuhmacher, 2 Tischler, 1 Schneider, 1 Schreiner, 1 Faßbinder, 8 Musikanten und 4 Bettler. Ferner sind daselbst 1 Poststation, 2 Jahrmärkte, 5 Mühlen.

Der Viehstand dieser Kolonie beträgt: 1118 Pferde, 490 Ochsen, 1080 Kühe, 1350 Schafe, 933 Schweine und 209 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde 8798 Rubel aufs Jahr, Einkünfte hat dieselbe 1772 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 12365½ Deßjatinen, davon sind unter Tennen 19, unter Hausplätzen und Gemüsegärten 154, unter Ackerland 4793, unter Wiesen 338, unter Wald 395, das übrige Land wird zur Viehweide benutzt. Der Boden ist teils Schwarzerde, teils Sandboden mit Salpeter gemischt; der Untergrund ist Lehm. Auf dem Felde befinden sich sechs Dämme zur Viehtränke. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in der Kreisstadt Kamischin oder in dem Dorfe Tscherbakowka.

Die Kolonie Marienfeld.

Die Kolonie Marienfeld, auch Spatzenchutor genannt, wurde im Jahre 1852 von deutschen Kolonisten aus den Wolostämtern Kamenka und Norka gegründet. Die Kolonie liegt auf der linken Seite des Flüßchens Mokraja-Olchowka 174 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 25 Werst von der Kreisstadt Kamischin, 20 Werst von dem Wolostamt Rosenberg und eine Werst von der Eisenbahnstation Awilowa. Bei der Gründung der Kolonie war die Zahl der Familien 105 mit 275 männlichen und 301 weiblichen Seelen. Ausgewandert sind aus dieser Kolonie im Jahre 1865 nach dem Kaukasus 46 Personen, in den Jahren 1877—86 nach Amerika 30 Familien. Außerdem befinden sich 24 Familien beständig auswärts.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 124 Hofstellen mit 1483 Katholiken und 4 orthodoxen Russen. Seit dem Jahre 1859 bildet diese Kolonie mit der Filiale Josephstal eine eigene Pfarrei. Die Kirche ist aus Holz im Jahre 1857 auf Gemeindekosten erbaut. Die Pfarrschule besteht seit 1852 und zählt 211 Schulkinder. Des Lesens und Schreibens sind kundig 246 männliche und 258 weibliche Personen. In dieser Kolonie befinden sich Handwerker: 15 Schuhmacher, 4 Schreiner, 2 Tischler, 5 Stellmacher, 1 Schmied und 2 Weber. Ferner sind daselbst 25 Warenniederlagen, 1 Kramladen, 3 Windmühlen, 1 Wassermühle, 1 Ölmühle und 1 Kabak (Schnapsschenke).

Der Viehstand dieser Kolonie beträgt 494 Pferde, 140 Ochsen, 472 Kühe, 820 Schafe, 302 Schweine und 98 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 4383 Rubel. Das Landquantum der Kolonie beträgt 8495⅛ Deßjatinen, davon sind unter Ackerland 5062, unter Wiesen 251, unter Wald 195⅛ Deßjatinen, das übrige Land ist unter Gebäuden und Viehweide. Von dem Ackerland ist ein Drittel gute Schwarzerde, das übrige Land ist teils Sandboden, teils Lehmboden mit Salpeter vermischt. Der Untergrund ist roter Lehm. Das Land ist an einigen Stellen hügelig. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in der Kreisstadt Kamischin und an der Eisenbahnstation Awilowa.

Die Kolonie Josephsthal.

Die Kolonie Josephsthal, auch Schwabenchutor genannt, wurde im Jahre 1852 von Kolonisten des Wolostamtes Kamenka gegründet. Die Kolonie liegt an der linken Seite des Flüßchens Suchaja-Olchowka 174 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 35 Werst von der Kreisstadt Kamischin, 20 Werst von dem Wolostamt Rosenberg und 11 Werst von der Eisenbahnstation Awilowa entfernt. Nach der Volkszählung vom Jahre 1862, also zehn Jahre nach der Ansiedlung, waren in dieser Kolonie 54 Hofstellen mit 352 männlichen und 265 weiblichen Seelen. Seit Gründung dieser Kolonie sind ausgewandert in den Jahren 1864/65 in den Kaukasus 60 Personen, im Jahre 1872 in verschiedene Gegenden 6 Personen, 1877 nach Amerika 6 Familien und 4 ledige Personen. Beständig auswärts wohnen 76 Familien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 139 Hofstellen mit 1206 Seelen beiderlei Geschlechts, die mit Ausnahme von 7 orthodoxen Russen alle katholischer Konfession sind. Josephsthal bildet eine Filiale der Pfarrei Marienfeld. Die Kirche ist im Jahre 1904 aus Holz erbaut. Es befindet sich in dieser Kolonie eine Gemeindeschule mit 186 Schulkindern. Des Lesens und Schreibens sind kundig 148 männliche und 163 weibliche Personen. Handwerker sind daselbst: 1 Schneider, 1 Schuhmacher, 1 Tischler, 2 Stellmacher, 2 Schmiede und 2 Weber. Ferner befinden sich dort 1 Dampfmühle, 1 Wassermühle, 3 Windmühlen, 1 Ziegelbrennerei, 2 Kramläden und 1 Kabak.

Der Viehstand dieser Kolonie beträgt 402 Pferde, 150 Ochsen, 545 Kühe, 1271 Schafe, 350 Schweine und 114 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 4455 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 6764 Deßjatinen, davon sind 3715 Deßjatinen Ackerland. Der Boden ist meistens lehmhaltig, nur ein Viertel ist Schwarzerde. Der Untergrund ist roter Lehm. Die Oberfläche des Landes ist an vielen Stellen uneben und hügelig, 18 tiefe Teiche durchziehen die Landmarkung. Das Land ist auf die männlichen Seelen verteilt. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in der Kreisstadt Kamischin und auf der Eisenbahnstation Awilowa.

Die Kolonie Grasnowatka.

Die Kolonie Grasnowatka, im Volksmund Schuck genannt, wurde in den Jahren 1764/65 von deutschen Auswanderern aus verschiedenen Gauen Deutschlands angesiedelt. Die Kolonie liegt auf der linken Seite des Flüßchens Grasnowatka 103 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 82 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 12 Werst von dem Wolostamt Kamenka entfernt. Nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1788 befanden sich in dieser Kolonie 31 Familien mit 102 männlichen und 95 weiblichen Seelen. Seit der Gründung sind aus dieser Kolonie ausgesiedelt in den Jahren 1760—74 in das Guvernement Samara 19 Familien, im Jahre 1865 nach dem Kaukasus 4 Familien, in den Jahren 1876—87 nach Südamerika 30 Familien, von denen jedoch 4 Familien wieder zurückkamen. Beständig auswärts wohnen 28 Familien.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 191 Hofstellen mit 1772 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Grasnowatka bildet mit der Filiale Kameny-Owrag eine besondere Pfarrei. Die Pfarrkirche ist aus Holz im Jahre 1857 auf Gemeindekosten erbaut. In dieser Kolonie befindet sich eine Pfarrschule und seit 1889 eine russische Landesamtsschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 387 männliche und 365 weibliche Personen. In dieser Kolonie beschäftigen sich 26 Familien mit 150 Personen mit der Fabrikation von Sarpinka. Außerdem sind daselbst Handwerker: 12 Schuhmacher, 4 Tischler und 5 Schmiede. Ferner befinden sich in dieser Kolonie 5 Mühlen, 12 Manufakturwaren-Niederlagen, 2 Kramläden und 1 Kabak.

An Viehstand haben diese Kolonisten 738 Pferde, 87 Ochsen, 465 Kühe, 782 Schafe, 947 Schweine und 299 Ziegen. Auch treiben einige Wirte Bienenzucht. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 5519 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 5340 Deßjatinen, davon sind 276 Deßjatinen Wald. Der Boden ist meistens sandig, nur ein Achtel ist gute Schwarzerde. Die Oberfläche ist an vielen Stellen uneben und hügelig. Auf dem Felde sind vier Dämme zur Viehtränke errichtet. Die Kolonisten verkaufen ihre Produkte meistens in Nischnaja-Panowka.

Die Kolonie Kameny-Owrag.

Die Kolonie Kameny-Owrag, im Volksmund Degot genannt, wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands angesiedelt. Die Kolonie liegt an der Quelle des Flüßchens Kamenka 102 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 88 Werst von der Kreisstadt Kamischin und 22 Werst von dem Wolostamt Ustsalicha entfernt. Nach der Volkszählung vom Jahre 1788 zählte diese Kolonie 8 Hofstellen mit 27 männlichen und 21 weiblichen Seelen. Seit der Gründung sind ausgewandert im Jahre 1861 nach der Kolonie Marienfeld 33 Personen, 1886 nach Amerika 2 Familien. Beständig auswärts leben 3 Familien.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 46 Hofstellen mit 421 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Diese Kolonie bildet eine Filiale zu der Pfarrei Grasnowatka. Die Kirche ist aus Holz im Jahre 1903 auf Gemeindekosten erbaut. Ebenso befindet sich daselbst eine Kapelle, im Jahre 1871 erbaut, und eine Gemeindeschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 78 männliche und 60 weibliche Personen. 40 Personen beschäftigen sich mit der Fabrikation von Sarpinka.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Viehstand dieser kleinen Kolonie beträgt 178 Pferde, 10 Ochsen, 99 Kühe, 141 Schafe, 183 Schweine und 73 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde 1191 Rubel. Gemeindeland hat diese Kolonie 1478½ Deßjatinen, davon sind 925½ Deßjatinen Ackerland. Der Boden ist größtenteils lehmig, nur ein kleiner Teil ist Schwarzerde. Die Oberfläche des Landes ist hier schon bergig, besonders erhebt sich der Boden gegen Nordwest. Die Kolonisten verkaufen ihre Produkte meistens in Nischnaja-Panowka an der Wolga.

Die Kolonie Pamjatnaja.

Die Kolonie Pamjatnaja, im Volksmund Rothammel genannt, wurde im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und einigen französischen Familien gegründet. Die Kolonie liegt auf der rechten Seite des Flusses Karamisch 104 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 90 Werst von der Kreisstadt Kamischin, 7 Werst von dem Wolostamt Oleschna und 33 Werst von der Eisenbahnstation Krasnijar entfernt. Nach der Volkszählung vom Jahre 1788 bestand diese Kolonie aus 29 Familien mit 87 männlichen und 92 weiblichen Seelen. In den Jahren 1875/76 sind aus dieser Kolonie 28 Personen nach Amerika ausgewandert. Beständig auswärts befinden sich 31 Familien.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 181 Hofstellen mit 1563 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Diese Kolonie bildet mit der Filiale Werchowje ein eigenes Kirchspiel. Die Pfarrkirche ist aus Holz im Jahre 1893 auf Gemeindekosten erbaut. Daselbst befindet sich eine Pfarrschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 206 männliche und 210 weibliche Personen. Handwerker befinden sich daselbst: 26 Schreiner und 36 Schuhmacher. Ferner sind dort 3 Manufakturwaren-Niederlagen, 2 Kramläden, 2 Mühlen und 1 Kabak.

Der Viehstand dieser Kolonie zählt 629 Pferde, 252 Ochsen, 598 Kühe, 994 Schafe, 490 Schweine und 226 Ziegen. Einige Wirte beschäftigen sich auch mit Bienenzucht. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde jährlich 3095 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 5171 Deßjatinen, davon sind 3254 Deßjatinen Ackerland. Der Boden ist größtenteils Schwarzerde, nur an der Westgrenze sind einige hundert Deßjatinen Lehmboden. Der Untergrund ist überall roter Lehm. Die Oberfläche des Landes ist hügelig und gegen Nordwesten bergig. Land pachten diese Kolonisten von ihren Nachbarn für 4—7 Rubel die Deßjatine aufs Jahr. Ihre Produkte verkaufen diese Kolonisten in Nischnaja-Panowka an der Wolga.

Die Kolonie Werchowje.

Die Kolonie Werchowje, im Volksmund Sewald genannt, wurde im Jahre 1766 von deutschen Auswanderern, unter denen sich auch einige Familien Franzosen befanden, angesiedelt. Die Kolonie liegt auf der rechten Seite des Flusses Karamisch 100 Werst von der Guvernementstadt Saratow, 95 Werst von der Kreisstadt Kamischin, 3 Werst von dem Wolostamt Oleschna und 37 Werst von der Eisenbahnstation Krasnijar. Nach der Volkszählung vom Jahre 1788 bestand diese Kolonie aus 38 Familien mit 126 männlichen und 103 weiblichen Seelen. Seit der Ansiedlung sind aus dieser Kolonie ausgewandert in den Jahren 1873/74 nach dem Guvernement Samara 5 Personen, 1875—86 nach Amerika 25 Personen. Beständig auswärts wohnen 23 Familien.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 150 Hofstellen mit 1506 Seelen beiderlei Geschlechts, alle katholischer Konfession. Werchowje bildet eine Filiale zu der Pfarrei Pamjatnaja. Die Kirche ist aus Holz im Jahre 1838 erbaut. Ebenso befindet sich daselbst eine Gemeindeschule und eine russische Landesamtsschule. Des Lesens und Schreibens sind kundig 176 männliche und 220 weibliche Personen. Handwerker sind in dieser Kolonie: 83 Fuhrwerker, 16 Schuhmacher, 10 Weber. Zur Winterszeit beschäftigen sich 70 Personen mit der Fabrikation von Sarpinka. Ferner sind daselbst 7 Manufakturmagazine, 2 Kramläden, 2 Mühlen und 1 Kabak.

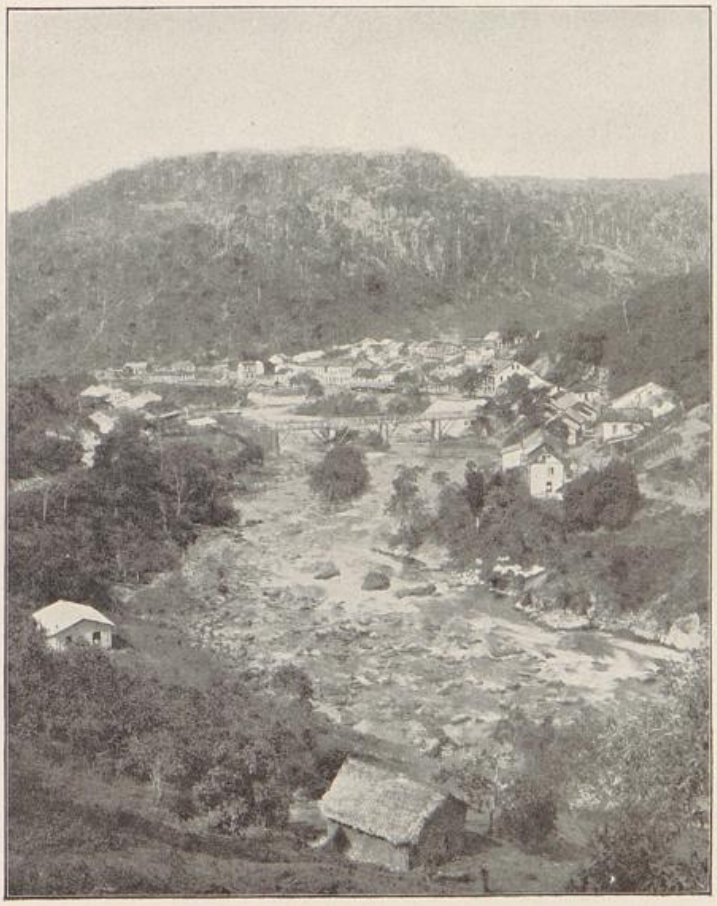
Der Viehstand dieser Kolonie beträgt 441 Pferde, 150 Ochsen, 362 Kühe, 719 Schafe, 560 Schweine und 178 Ziegen. Abgaben und Grundzins zahlt die Gemeinde 4521 Rubel. Das Gemeindeland beträgt 4094 Deßjatinen, davon sind 3000 Ackerland und 182 Wald. Eine Hälfte des Bodens ist Schwarzerde, die andere Hälfte Lehmboden mit Salpeter gemischt. Der Untergrund ist roter Lehm. Die Oberfläche des Landes ist meistens uneben und hügelig. Das Land ist auf die männlichen Seelen verteilt. Ihre Produkte verkaufen die Kolonisten in Nischnaja-Panowka.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den deutschen Kolonien in Mittelbrasilien

(Staat Espirito Santo)

Der deutsche Flecken Campinho mit evangelischer Kirche



Das Städtchen Porto do Cachoeiro de Santa Leopoldina

(deutsche Schule, zahlreiche deutsche Geschäftshäuser)

Aus: H. Wernicke, Deutsch-evangel. Volkstum in Espirito Santo

Potsdam: Stiftungsverlag

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Livländische Landesgymnasium Birkenruh,

eine der führenden deutschen Bildungsstätten der Ostseeprovinzen, zählte während des Schuljahres 1909/10 109 Schüler, sämtlich Deutsche, davon 51 Söhne von Edelleuten. Der Lehrkörper bestand aus 16 Personen (im laufenden Jahre ist der Mitarbeiter der „Deutschen Erde", Dr. C. E. Gleye, eingetreten), davon 12 Deutschen; Klassen waren 6 vorhanden. Über die Geschichte der Anstalt berichtet der treffliche Führer durch die Livländische Schweiz von K. v. Löwis of Menar und Dr. F. Bienemann (2. Aufl.; Riga, Jonck u. Poliewsky): Sie war ursprünglich als private Anstalt im Jahre 1825 von dem in Livland unvergeßlichen Dr. Albert Hollander begründet worden, der sie bis 1861 geleitet hat; sein Denkmal steht heute unter freundlichem Grün auf dem freien Platze vor den Gebäuden. Dann ging sie an seinen Schwiegersohn, Pastor Löffler, über und seit 1869 an dessen Sohn Albert Löffler, der sie bis 1882 inne hatte, wo an Stelle der Privatanstalt das Livländische ritterschaftliche Landesgymnasium Kaiser Alexanders II. errichtet wurde. Der Kaiser hat damals nicht nur die Anregung zu einer solchen Bildungsstätte gegeben, sondern auch eine Subvention von 10000 Rubeln jährlich gestiftet. Doch kam es erst zwanzig Jahre später zur Eröffnung des neuen Gymnasiums, dessen Hauptgebäude, ein massiver großer Ziegelbau, von der livländischen Ritterschaft errichtet wurde. Nach zehnjährigem Bestehen wurde diese Landesanstalt am 6. Juni 1892 feierlich wieder geschlossen. Die Gebäude standen seitdem leer oder wurden meist an Sommergäste vermietet.

Nachdem das Verbot, deutsche Schulen in Livland zu unterhalten, aufgehoben ward, beschloß der livländische Landtag im März 1906, die Anstalt Birkenruh wieder zu eröffnen. Am 20. August 1906 fand nach vierzehnjährigem Interregnum die feierliche Wiedereröffnung statt, und zwar mit 51 Knaben in zunächst nur drei Klassen. E.

Abb. 22. Das Livländische ritterschaftliche Landesgymnasium Birkenruh bei Wenden.

Germanische Siedlungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Bericht des Ptolemäus.

I.

Entgegnung von Prof. Friedr. Langewiesche auf die Besprechung in der „Deutschen Erde" 1910, H. 4.

Als ich in meiner obengenannten Abhandlung Müllenhoffs Ansicht über Ptolemäus ablehnte und aus dem Schriftsteller selbst einen richtigeren Einblick in seine Arbeitsweise zu gewinnen suchte, war ich auf eine scharfe Gegnerschaft gefaßt, denn leichten Kaufs gibt niemand gern alte liebgewordene Anschauungen auf. Ich war aber doch aufs höchste erstaunt, als mir im vierten Heft der Deutschen Erde 1910 unter den Berichten über neuere Arbeiten zur Deutschkunde (S. 119) gar der Vorwurf gemacht wurde, ich hätte mich „um die Arbeitsmethode des Ptolemäus und seine Art der Quellenbenutzung gar nicht gekümmert" und meine „ganz unzureichende" Beweisführung beruhe „auf der Richtigstellung der durch falsche Ansetzung der Grade entstandenen Fehler und einigen Namensähnlichkeiten". Prof. Dr. Ludwig Schmidt in Dresden begründet diesen seinen Vorwurf dann so ziemlich mit alledem, was Müllenhoff und zum Teil auch Ukert schon vor Jahrzehnten an unbewiesenen Behauptungen und Beschuldigungen gegen Ptolemäus vorgebracht haben. Es ist ihm aber ganz entgangen, daß ich diese Art der Beurteilung gleich zu Anfang abgelehnt habe und mich auf den Standpunkt stelle, man müsse zwar Fehler und Lücken und arge Irrtümer im Bericht des Ptolemäus anerkennen, aber man dürfe seine Angaben nicht ohne weiteres als unheilbar und unbrauchbar verwerfen, sondern könne sie sehr wohl zum Auffinden der von ihm genannten Orte im nordwestlichen Deutschland verwerten. Die Quellen des Ptolemäus für dieses Gebiet nachzuprüfen, ist allerdings ganz unmöglich, wohl aber läßt sich seine bzw. seiner Vorgänger Arbeitsweise für dieses Gebiet erkennen. Ich folge dabei freilich nicht den Spuren derer, die um einer bloßen Namensähnlichkeit willen die genannten Orte im linksrheinischen Gebiet oder sonstwo wiederzufinden glauben. Natürlich ist die Namensähnlichkeit bzw. Gleichheit durchaus notwendig, um die Übereinstimmung des gefundenen Ortes mit dem von Ptolemäus genannten nachzuweisen, aber den Weg dorthin müssen uns vor allem eben die geographischen Angaben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Schriftstellers selbst zeigen. Durch Nachprüfung seiner Arbeitsweise ergibt sich, daß er nur wenige sichere Breitenbestimmungen und fast gar keine genauen Längenbestimmungen, wohl aber brauchbare Nachrichten über Wegemaße und Himmelsrichtungen besaß. Danach bestimmte er dann von den ihm gesichert erscheinenden Punkten aus Länge und Breite der betreffenden Orte. Wie Anton Gnirs, „Das östliche Germanien und seine Verkehrswege in der Darstellung des Ptolemäus", Prag 1898, nachweist, dürfen wir aber die ptolemäischen Grade nur zu fünf Sechsteln der heutigen werten, 1 ptol. Grad also = 50 Minuten heutiger Rechnung. Ebenso wichtig — und das ist bisher ziemlich unbeachtet geblieben — ist der Umstand, daß die im ptolemäischen Bericht von den Städten ganz getrennt aufgeführten Flüsse und Gebirge sowohl im linksrheinischen wie im rechtsrheinischen Germanien als Grundlinien zur Ortsbestimmung dienen. So hat Ptolemäus jedenfalls die Entfernung Leidens von Köln ziemlich genau gekannt. Da er aber den Rheinlauf für annähernd meridional hielt, setzt er *Λουγόδουνον Βαταουῶν* (Leiden am alten Rhein, 4° 30′ ö. L. v. Gr., 52° 10′ n. Br.) nach seiner Rechnung unter 26° 30′ ö. L. und 53° 20′ n. Br., denn als Ort am Niederrhein liegt es offenbar nach seiner Ansicht etwa nordnordwestlich von Köln (7° ö. L. v. Gr. und 51° n. Br.), das er als *Ἀγριππινησίς* unter 27° 40′ ö. L. und 51° 10′ n. Br. nennt. In Wahrheit aber biegt der Niederrhein ja sehr stark nach Westen um und infolge seines verhängnisvollen Irrtums über die Richtung des Rheinlaufs setzt Ptolemäus Leiden im Verhältnis zu Köln um 1° 20′ zu weit östlich und dementsprechend um 1° 10′ zu weit nördlich. Nun wird Leiden im Itinerarium Antonini (Wesseling S. 368) als Ausgangspunkt der Straßen Germaniens caput Germaniarum genannt, und wie Willers in seinen vortrefflichen Arbeiten über die römische Bronzeindustrie mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen hat, ging von der Gegend dort (Fectio) der römische Handel zu Wasser nach dem freien Germanien. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß man die Entfernung und Wegerichtung von dort aus nach nordgermanischen Orten ziemlich gut kannte. Benutzte nun Ptolemäus solche Nachrichten, so mußte der Fehler in der Breiten- und Längenbestimmung Leidens auch bei den neuen Ortsbestimmungen weiterwirken, und das trifft z. B. für *Τρῆνα*, das vorkarolingische Hamburg, *Τουλίφουρδον*, Verden nahe der Dölsmündung, und *Σιατουτάνδα*, Utende an der Saterems, zu.

Wie nun der Rheinlauf die ptolemäische Ansetzung der Städte des römischen Germaniens beeinflußt, so ist im freien Germanien das Abnobagebirge, das Ptolemäus unter 31° ö. L. und 49—52° n. Br. annimmt, entscheidend für die Ansetzung der sechs Orte *Σεγόδουνον*, *Λοκόριτον*, *Γραυιονάριον*, *Μηλόκαβος*, *Νουαήσιον* und *Ἀμισία*, die Ptolemäus zwischen 49° und 50° 30′ n. Br. genau meridional unter 31° 30′ ö. L. aufreiht, und für *Στεγεόντιον*, das er unter 31° ö. L. und 52° 10′ n. Br. angibt. Von diesen Orten hat man schon vor Jahrzehnten *Λοκόριτον* als Lohr am Main erkannt und das läßt sich sehr wohl mit den ptolemäischen Gradangaben vereinen. Das ptolemäische Abnobagebirge umfaßt die etwa südsüdöstlich streichenden Höhen vom Teutoburger Wald und Eggegebirge bis über den Spessart hinaus, und östlich vom Eggegebirge liegt da z. B. unter entsprechender Breite Niesen = *Νουαήσιον*, ebenso östlich vom Teutoburger Wald Emde = *Ἀμισία*, ein Teil der Kirchgemeinde Pömbsen (im Jahre 1015 als oppidum Pumissun, in anderen Urkunden auch Pumassan, Pumesen, d. i. Burg Amisia). Wie das Amisia des Tacitus heute Emden heißt und wie das spätlateinische camisia, althochdeutsch hemidi, jetzt „Hemd" geworden ist, so lebt das ptolemäische Amisia ganz zweifellos in den Namen Emde und Pömbsen weiter. Dazu bestätigen alte Befestigungsanlagen und zahlreiche Hügelgräber das hohe Alter dieser Siedlung. Die geographischen Angaben des Ptolemäus, die Altertumsfunde und die Namensgleichheit erweisen das Gebiet von Emde und Pömbsen als Amisia.

Es würde mich über den Raum einer Entgegnung zu weit hinausführen, wollte ich hier dartun, wie sich von den festgestellten Punkten aus nun auch die anderen Orte nach den Angaben des Ptolemäus berechnen lassen. Wem daran etwas liegt, möge es in der Abhandlung selbst nachlesen. Es kam mir hier vor allem darauf an, zu zeigen, daß ich gerade der Arbeitsweise des Ptolemäus meine besondere Aufmerksamkeit zugewendet habe und so zu neuen und, wie ich hoffe, nicht wertlosen Aufschlüssen gekommen bin.

II.

Ich kann Prof. Langewiesche nur empfehlen, die ihm augenscheinlich unbekannte Schrift von Georg Holz, „Beiträge zur deutschen Altertumskunde" I, Halle a. S. 1894, sich näher anzusehen, in der zum erstenmal zusammenfassend und ausführlich die Arbeitsweise des Ptolemäus erörtert wird. Ich füge hinzu, daß ich in der Historischen Vierteljahrsschrift 1902, S. 79ff., darzulegen versucht habe, daß die Darstellung Germaniens aus zwei in verschiedenem Maßstab gehaltenen Karten willkürlich zusammengesetzt ist. Das Ergebnis ist, daß Ptolemäus als Quelle nur in zweiter Linie in Betracht kommt, d. h. wenn seine Angaben durch andere Berichte bestätigt werden. Daß der vom Verfasser eingeschlagene Weg nicht zum richtigen Ziele führt, beweist schon das von ihm gewonnene Resultat, daß Aliso mit Haltern gleichzusetzen sei.

Prof. Dr. Ludwig Schmidt in Dresden.

III.

Die vorstehend empfohlene Schrift von Georg Holz über die germanische Völkertafel des Ptolemäus, in der anhangsweise auch „die sog. *πόλεις*" behandelt werden, ist schon seit langen Jahren in meinem Besitz. Da ich aber seine Ansichten über die *πόλεις* nicht teile, kam die Schrift für meine Arbeit weiter nicht in Betracht.

Für *Ἀλισών* = Aliso habe ich darauf hingewiesen, daß es nach Ptolemäus nordnordöstlich von Köln und genau westlich von dem oben I. erwähnten *Ἀμισία* (vgl. oben Emde, Pömbsen) liegen muß und daß Haltern an der entsprechenden Stelle liegt. Von den beiden bisher an der Lippe entdeckten Römerwerken kann nach dem archäologischen Befunde Oberaden sicher nicht Aliso sein, wohl aber Haltern. Zu diesem Ergebnis kommt soeben im Oktoberheft der Deutschen Geschichtsblätter („Das Alisoproblem") Dr. G. Kropatscheck vom Kais. Archäologischen Institut, der Leiter der Ausgrabungen in Oberaden, ganz ohne Kenntnis meiner Abhandlung, die er, wie er mir schreibt, „leider zu spät" erhalten hat.

Prof. Friedr. Langewiesche in Bünde (Westf.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutschen Weilerorte.

Von Archivrat Dr. **Hans Witte** in Schwerin i. M.

Die Weilerfrage lebt wieder auf. Nachdem Cramer sie vor einigen Jahren (1907) in Beschränkung auf den Aachener Bezirk wieder aufgenommen hatte (Deutsche Erde 1909, Nr. 29), rollt jetzt Behaghel[1]) diese Frage in ihrem ganzen Umfang wieder auf. Es handelt sich um eines der allerwichtigsten Siedlungsprobleme nicht nur des deutschen Südwestens, sondern auch des anschließenden französischen Sprachgebiets bis zur Loire.

Die Frage nach alemannischer Herkunft, wie sie noch Wilhelm Arnold annahm und mit dieser Entscheidung einen der wichtigsten Ecksteine seines Ortsnamensystems setzte, kann heute wohl nicht mehr im Ernste gestellt werden. Jetzt kann die Fragestellung nur noch sein: germanische oder romanische Entstehung.

Man wird es verstehen, wenn ich eine gewisse Genugtuung darüber empfinde, daß Behaghel zu Ergebnissen kommt, die den von mir vor fast zwanzig Jahren (Deutsche und Keltoromanen in Lothringen, Straßburg 1891, Heitz u. Mündel) zuerst dargelegten und danach lange Jahre so gut wie allein vertretenen sehr nahe stehen.

Behaghel spricht nach eingehender Würdigung der inzwischen erschienenen Literatur wie aller wichtigeren sprachlichen und geschichtlichen Gesichtspunkte, die in diese verwickelte Frage hineinspielen, sich dahin aus, daß die große Masse der Weilerorte — abgesehen von nicht sehr zahlreichen späteren Analogiebildungen — römische Herrenhöfe waren, deren niedere Kolonenbevölkerung, unter der natürlich auch angesiedelte Germanen gewesen sein können, den Anbruch der Germanenherrschaft überdauerte.

Über die von mir vertretene Anschauung, die in diesen Orten die Sitze einer von Haus aus überwiegend romanischen Bevölkerungsmasse sieht, kommt Behaghel insofern hinaus, als er die Entstehung dieser Orte schon in die altrömische Zeit legt. Dazu hatte schon Cramer den Weg gewiesen. Ein Gegensatz zu meiner Auffassung liegt darin nicht. Im wesentlichen kommt hier nur die Verschiedenheit der Fragestellung zum Ausdruck. Ich hatte, wie schon die Kapitelüberschriften meiner angegebenen Arbeit dartun, in erster Linie nach der Entstehung der Weilernamen, nicht der Weilerorte gefragt. Dafür genügte der Nachweis, daß diese merkwürdigen deutsch-romanisch gemischten Namenbildungen nur innerhalb einer romanischen Bevölkerungsmasse, aber erst nach der germanischen Einwanderung, entstanden sein konnten. Ob die Orte schon vorher vorhanden waren, kam für meine Untersuchung nicht in Betracht, weil sie erst mit dem Nebeneinander von Germanen und Romanen in diesen Gegenden einsetzte und die Zeit vor der Germaneneinwanderung nicht berücksichtigen konnte und wollte.

Auch daß diese Ortsnamenbildungen herrühren müßten von romanischen Besitzern mit germanischen Namen (Behaghel S. 54), habe ich nirgends behauptet, sondern nur, daß die germanischen Personennamen, wie sie so häufig im ersten Gliede dieser Ortsnamen vorkommen, nicht ausreichen können, die germanische Nationalität ihrer Träger zu erweisen. Die Möglichkeit, daß sie ihr angehörten, habe ich aber ausdrücklich anerkannt (z. B. Deutsche und Keltoromanen, S. 63, erster Absatz; Das deutsche Sprachgebiet Lothringens, S. 119, Anm. letzter Absatz; Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß, S. 122, Mitte).

Sehr dankenswert ist noch die von Behaghel uns bescherte reichhaltige Zusammenstellung aller irgend nachweisbaren Weilerorte, aus der hervorgeht, daß sie in besonders dichten Gruppen in der Nähe römischer Kastelle gelagert sind und an einzelnen Stellen den Limes überschritten haben.

[1]) O. Behaghel: Die deutschen Weilerorte. (S.-A.: Wörter und Sachen II, 1910, Heft 1, S. 42—79. Heidelberg, Karl Winter.)

Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß.

Von Archivrat Dr. **Hans Witte** in Schwerin i. M.

Nach allgemeinen Erörterungen über das Verhältnis des Staates zur nationalen Kultur stellt Prof. Wittich[1]) die Ansicht auf, „daß trotz vieler entgegenstehender Hindernisse die innerliche Angliederung der (elsässischen) Bevölkerung an das Reich sich auf demselben Wege vollziehen wird, auf dem in der Vergangenheit eroberte Fremdvölker sich an den historischen Machtstaat angeschlossen haben . . ., kurz gesagt, der Elsässer wird auf dieselbe Art und Weise ein deutscher Patriot werden, auf die er ein guter Franzose geworden ist" (S. 11 f.), d. h. als Fremdvolk nur durch das Wirken der staatlichen Zusammengehörigkeit. Denn das sind nach Wittichs Ansicht die Elsässer für uns. Er sagt (S. 14): „Die Elsässer wurden in jahrhundertelanger Fremdherrschaft zum Fremdvolk und sind als solches dem neuen Deutschen Reiche gewaltsam einverleibt worden."

Unser Verhältnis zu den Elsässern wäre also genau das gleiche wie zu Polen und Dänen, unsere Aufgaben ihnen gegenüber dieselben!

Gewiß, Frankreich hat die Elsässer als Fremdvolk gewonnen. Das ist an Wittichs Aufstellungen richtig. Aber wir? — Mag immerhin die französische Kultur unter den Elsässern Fortschritte gemacht, mag sie selbst in einzelnen Zweigen des Kulturlebens das Übergewicht erlangt haben, so bleiben doch noch so manche Gebiete, auf denen sich die angestammte deutsche Kultur nur wenig eingeschränkt behauptet hat.

Das erkennt ja Wittich selber an, aber er läßt es bei seinen von der Wirklichkeit abgewandten Abstraktionen völlig unberücksichtigt.

Nun, die Folgerungen, die er aus ihm bekannten

[1]) Von Prof. Dr. Werner Wittich. 8°, 19 S. Straßburg 1909, Illustr. Elsässische Rundschau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tatsachen zu ziehen versäumt, ziehen sich schon von selber. Reale Tatsachen haben sich noch immer zur Geltung gebracht. So schnell kann eben doch kein Volksstamm die Nachwirkungen einer weit mehr als tausendjährigen und noch dazu auf Gemeinsamkeit des Blutes beruhenden Kulturgemeinschaft abschütteln. Wirkt sie doch selbst bei der dünnen Oberschicht, die ganz im französischen Wesen aufgegangen zu sein wähnt, noch so stark nach, daß den Franzosen die Art dieser Leute trotz aller Liebesmühe, sich französisch zu geben, immer noch grundverschieden von der ihren, mit einem Worte als deutsch erscheint!

Die kulturelle Gemeinsamkeit zwischen Altdeutschen und Elsässern ist auf mehr als einem Lebensgebiet längst — oder immer noch — eine reale Tatsache. Die Fäden laufen hinüber und herüber. Das Gefühl dieser kulturellen Gemeinsamkeit hat schon so manchen Elsässer ein tapferes Bekenntnis zum Deutschtum finden lassen. Es wirkt besonders sichtbar auch in der Elsaß-Lothringischen Vereinigung. Es hat neuerdings den Zusammenschluß der reichsländischen Lehrerschaft mit der gesamtdeutschen herbeiführen helfen.

Aber es handelt sich hier überhaupt nicht um ein Entweder—Oder. Das eine schließt das andere nicht aus. Neben dem allmählichen Zusammenwachsen auf Grund der immer noch zum großen Teil bestehenden Kulturgemeinschaft mag gern und wird gewiß auch der wiederhergestellte staatliche Zusammenhang dem innerlichen Anschluß die Wege bereiten helfen. Und dies — darin nähere ich mich Wittich — um so eher, je bälder wir das selbstverschuldete Reichslands-, Statthalter- und Notabelnelend in die historische Rumpelkammer werfen. Aber nicht um das staatenähnliche Gebilde mit allen Nachteilen der Kleinstaaterei, aber ohne seine Vorzüge, in das wir die eines lebendigen Zusammenhangs mit einem großen Staatswesen gewöhnte reichsländische Bevölkerung eingepfercht haben, zu einem wirklichen Kleinstaat auszugestalten und damit die Scheidung vom deutschen Leben zu vertiefen, sondern um es enger und fester an uns zu ketten durch Verstärkung und Befestigung der schon bestehenden Verbindung mit dem deutschen Kaisertum. —

Ein ursprünglich in französischer Sprache geschriebener Aufsatz von Eccard[1]) vertritt den Standpunkt der Zweisprachenkultur, der „Bildungsschwindler", wie Spieser sich ausdrücken würde. Wer es nicht verstehen kann, daß in dem ursprünglich deutschen und bis auf eine kleine Minderheit auch deutschredend gebliebenen Lande gleich nach dem Kriege die Schule auf deutschen Fuß gebracht wurde, dem fehlt der Blick für geschichtliche Notwendigkeiten. Denen wird auch der unfruchtbare und ungesunde Kultus der Vergangenheit, wie er jetzt im Elsaß geübt wird, nicht standhalten.

[1]) Die französische Sprache im Elsaß. Von Rechtsanwalt Dr. F. Eccard. 8°, 24 S. Straßburg 1910, Illustr. Elsässische Rundschau.

Der niederösterreichische Tschecheneinschlag.

Von **Leopold Ricek**, Lehrer in Sommerein (Niederösterreich).

Über die Frage des Tschecheneinschlags in der Bevölkerung des Stammlandes des Donaureiches hat Prof. Dr. Anton Schubert im Auftrag des „Bundes der Deutschen in Niederösterreich" eine 100 Seiten umfassende Arbeit erscheinen lassen, welche reichen Stoff darbietet und verarbeitet. Schubert führt nicht nur die amtlichen Hauptziffern über das niederösterreichische Tschechentum von 1880 bis 1900 an, sondern beschäftigt sich auch mit der Zuständigkeit und Gebürtigkeit der Niederösterreicher und Wiener, mit der beruflichen und gesellschaftlichen Gliederung, mit den Altersstufen der Deutschen und Tschechen, deren Familienstand (Kinderreichtum) in Wien und dem flachen Lande; ja er verfolgt den Tschecheneinschlag von Bezirk zu Bezirk und von Siedlung zu Siedlung und verweist im einzelnen auf die wahrscheinlichen Ursachen der Vertschechung. Zum Schlusse führt er die wichtigsten Stützpunkte der Tschechisierung Wiens und Niederösterreichs an und widmet der Vertschechung der Staatsämter und öffentlichen Stellen im Lande seine Beachtung. Nicht gewürdigt hat der Verfasser die Ziffern des öffentlichen und des privaten Schulwesens im Lande, welche — besonders die der Gewerbeschulen — das Bild vervollständigt hätten.

Wir führen hier in Kürze vorerst einige amtliche Ziffern über das Tschechentum im Lande an, die dem Leser der Deutschen Erde aus einer anderen, von Nowotny (Jahrg. 1904) stammenden Abhandlung bekannt sind. Man zählte in Niederösterreich 1880: 68 158 Nichtdeutsche und 2 100 874 Deutsche, 1890: 98 197 Nichtdeutsche und 2 364 360 Deutsche, 1900 endlich 142 778 Nichtdeutsche und 2 713 925 Deutsche. Daraus geht hervor, daß die Nichtdeutschen, welche man, ohne einen nennenswerten Fehler zu begehen, hier als Tschechen fassen darf, im ersten Jahrzehnt um 1 v. H., im zweiten um 0,85 v. H. stiegen bei dem gleichen Verlustanteil der Deutschen an der Gesamtzahl der Bevölkerung; weiter, daß der Anfangsbestand der Deutschen das 30,8fache des tschechischen, der Gesamtzuwachs der Deutschen aber bloß das 8,2fache des tschechischen betrug.

Ein ganz anderes Bild gewähren nun die Ziffern über die Zuständigkeit und Gebürtigkeit der Niederösterreicher und besonders der Wiener mit Rücksicht auf das tschechische Sprachgebiet. Sie lassen die Stellung der Deutschen nicht mehr so rosig erscheinen, wenn sie auch an der Tatsache des gewaltig überwiegenden Deutschtums nicht zu rütteln vermögen. Soweit sich die Bevölkerung aus österreichischen Reichsangehörigen zusammensetzt, ergab die Zählung von 1900: 1 992 263 nach Niederösterreich (davon 826 474 nach Wien), 124 319 (56 802) nach den deutschen Alpenländern und 760 003 (551 924) nach Böhmen, Mähren und Schlesien Zuständige. Von diesen aber gehörten nicht weniger als 567 228 Niederösterreicher (bzw. 419 810 Wiener) nach ihrer Zuständigkeit unmittelbar in das volltschechische Sprachgebiet dieser Kronländer und nur 192 775 (bzw. 132 114) gehörten dem Deutschteil dieser Länder an. Einzeln gefaßt, waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im tschechischen Gebiet Böhmens zuständig am 31. Dezember 1900 329 907 Niederösterreicher (davon 258 363 Wiener), 226 431 in Tschechisch-Mähren (davon 173 104 in Wien), 10 890 in Tschechisch-Schlesien (davon 8543 in Wien).

Der Unterschied, welcher zwischen den Ziffern der Umgangssprache und jenen der Herkunft der Bewohner klafft, läßt sich teils aus dem der Mißdeutung zugänglichen Begriff der Umgangssprache, teils daraus erklären, daß das Deutschtum des Landes und der Hauptstadt eine große Auffangekraft besitzt und in dem in Frage stehenden Zeitraum noch geltend gemacht hat. Das im Lande herangewachsene Geschlecht der Zugewanderten ist jedesfalls dem Deutschtum gewonnen worden. Inzwischen haben sich die Verhältnisse allerdings stark zuungunsten der Deutschen geändert. Von den in Wien lebenden Tschechen sind 78¼ v. H. = 331 957 noch in stockslawischen Gebieten geboren.

Die berufliche und gesellschaftliche Gliederung der am 31. Dezember 1900 in Niederösterreich anwesenden Bevölkerung ist sehr lehrreich. Vorausgeschickt muß werden, daß die „Staatsfremden", deren Zahl mit 232 385 angegeben erscheint, erfreulicherweise eine Stärkung der Deutschenziffer bedeuten. Denn von ihnen sind, wenn wir von den 45 055 ungarischen Juden, 4865 reichsfremden Südslawen, 4094 Reichsitalienern und 9000 ausländischen Nichtdeutschen absehen, mindestens 169 000 Staatsfremde deutscher Zunge. Diese „Ausländer", welche nach den sonderbaren Volkszählungsvorschriften dem inländischen Deutschtum nicht angegliedert erscheinen, bilden ein Zwanzigstel seines ganzen Bestandes, mehr als 5,5 v. H.

Die Tschechen erreichen in der Gruppe „Selbständige" und „Angestellte" nirgends ihren Anteil am Hundert der Bevölkerung, dagegen überschreiten sie ihn in der Gruppe der Hausdiener und gewerblichen Arbeiterschaft ganz bedeutend, ein Beleg dafür, daß die tschechische Bevölkerung den allerunterstenen gesellschaftlichen Kreisen vorwiegend angehört. Indes wird die Zukunft auch hier große Überraschungen bringen, die aber für den Kenner der Verhältnisse keine sein werden. Ist die Ziffer der „Angestellten" und der Diener im „öffentlichen Dienst" 1900 eine noch verschwindend kleine gewesen, so wird sie bei der nächsten Zählung sicherlich mehr als das Zehnfache betragen. Hat man doch seit 1900 Jahr für Jahr mindestens 500—800 Amtstschechen nach Wien befördert, vor allem in jene Ministerien, welchen ein Großteil der niederösterreichischen Beamtenschaft untersteht, das Handels- und Finanzministerium mit seinen Post-, Zoll- und Rechnungsbeamtenmassen.

1900 zählten die Tschechen in der Gruppe „Selbständige", und zwar in der Landwirtschaft 0,5, im Gewerbe 3,9, in Handel und Verkehr 2,9, im öffentlichen Dienst 1,1, in freien Berufen 1,6, als Rentner, Pfründner usw. 1,1, als in Anstalten Befindliche 2,1 v. H. der in der Gruppenabteilung vertretenen Gesamtzahl. Unter den Angestellten waren sie in der gleichen Reihenfolge mit 2, 1,6, 1,7, 0,9, 1,2, 0 und 0 v. H. vertreten. Unter den Arbeitern und Taglöhnern ist ihr Anteil 2,9, 8,6, 4,5, 0,8 und 5,3 v. H., in der Hausdienerschaft 5,6, 9,1, 9,3, 6,3, 7,9, 3,6 und 2,1 v. H., unter den Familienmitgliedern 1,4, 5,7, 2,6, 1,1, 2,1, 0,8 und 2,7 v. H. Natürlich ist zwischen der Stadt Wien und dem flachen Lande ein Unterschied in den Anteilsziffern. So steigt der Hundertsatz des Landesdurchschnitts in den im Handel und Verkehr Selbständigen für Wien allein auf 9,5, während er auf dem flachen Lande 1,9 beträgt, der der gewerblichen Arbeiter auf 10,6, sinkt aber auf dem Lande auf 4,1 herab.

Auch die Betrachtung der Altersstufen ergibt, daß die Deutschen der seßhaftere, lebenskräftigere Bestandteil der Bewohnerschaft sind. So erscheint das Tschechentum in der Altersstufe 11—20, besonders aber in der von 20 bis 30, über seinen Anteil herrschend, während es in den höheren Altersstufen weit zurückbleibt. So stehen im Alter von 11 bis 20 Jahren in Wien 17,5 v. H. aller Deutschen, aber 18,2 v. H. aller Tschechen; im Alter von 20 bis 30 Jahren 19,5 v. H. Deutsche, 28,1 v. H. Tschechen. Auf die nächsten Zehnjahrsstufen verteilen sich Deutsche und Tschechen nach dem Hundertsatz wie folgt: 18,5 : 15,1, 11,3 : 8,5, 7,8 : 4,7, 4,1 : 2,5, 1,8 : 1,3. Teilweise Rückwanderung in den späteren Jahren, erhöhte Sterblichkeit der unteren Massen sind hier zahlenmäßig festgestellt. Die Tschechen des Landes unterscheiden sich von den Deutschen, in deren Mitte sie leben, hierin bedeutend geringer, wenn auch hier die Altersstufe zwischen 21—30 und darüber hinaus über den deutschen Anteil emporschnellt.

Die größere Seßhaftigkeit der Deutschen bedingt in Wien ein Überwiegen der Verheirateten (34,7 : 31,2), das indes noch größer wäre, wenn sich nicht die Ehescheu der bessergestellten Deutschen sehr fühlbar machte; außerhalb der Hauptstadt ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Hier stehen 34,2 v. H verheirateten Deutschen 37,1 v. H. verheiratete Tschechen gegenüber. Auch die Staatsfremden deutscher Volkszugehörigkeit stellen in Stadt und Land eine geringe Verheiratetenziffer: 29,3 und 31,1 v. H.

In völkischer Betrachtung von größtem Belang ist der Kinderreichtum der Familien. In dieser Hinsicht sind die Zahlen der umstehenden Tabelle beachtenswert.

Daraus ergibt sich, daß die Tschechen im allgemeinen kinderreicher sind als die Deutschen, nur in den Haushaltungen mit fünf und mehr Nachkommen weisen die Deutschen und die zumeist deutschen „Staatsfremden" einen Überschuß im Hundertsatz auf.

Einen tiefen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse gewähren die Wohnungen. Hier sind die Unterschiede zwischen Deutschen und Tschechen besonders in die Augen springend. So stellen die Deutschen zu den „Bettgehern" bloß 3,3 v. H. ihrer Gesamtzahl, die Tschechen aber 11,3 v. H., also mehr als dreimal so viel im Verhältnis ihrer Kopfzahl. Ebenso überwiegen diese unter dem Gesinde (Dienstboten), dem fast der zehnte Teil der tschechischen Bevölkerung (9,9 v. H.) angehört, während die Deutschen nur 5,7 v. H. stellen. Dem „gewerblichen Gesinde" gehören 2,9 v. H. der Deutschen, 8,7 v. H. der Tschechen an. Auch bei den „Aftermietern" überwiegen die Tschechen mit 5,5 v. H., da auf die Deutschen nur 4,8 v. H. entfallen, während „Wohnungsinhaber" unter den Deutschen 22,8 v. H., unter den Tschechen bloß 19 v. H. vorhanden sind.

Das Heer des Landes ist fast gänzlich undeutsch. Deutsche Mannschaft besitzt Wien bloß 0,9 v. H., das Land gar nur 0,5 v. H. Nicht minder kennzeichnend ist es, daß Stadt und Land aus den tschechischen Landesteilen eine starke Post des Lesens und Schreibens Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinderzahl in je einem Haushalt	Deutsche Haushaltungen	Tschechische Haushaltungen	Haushaltungen Staatsfremder
0 Kinder	94478 = 30,91 v. H.	5488 = 27,21 v. H.	11025 = 32,62 v. H.
1 Kind	74053 = 24,23 „	5210 = 25,83 „	7908 = 23,33 „
2 Kinder	57311 = 18,75 „	4099 = 20,32 „	6124 = 18,12 „
3 Kinder	36802 = 12,04 „	2684 = 13,31 „	4191 = 12,40 „
4 Kinder	21848 = 7,15 „	1478 = 7,33 „	2268 = 6,72 „
5 Kinder	11606 = 3,80 „	716 = 3,55 „	1212 = 3,58 „
6—10 Kinder	9470 = 3,10 „	494 = 2,44 „	1092 = 3,24 „
Über 10 Kinder	49 = 0,02 „	2 = 0,01 „	8 = 0,02 „
Summe der Haushaltungen	305617	20171	33828
Summe der Haushaltungsangehörigen	1130232 = 81,49 v. H.	75292 = 73,10 v. H.	124327 = 70,02 v. H.
Außerhalb von Haushaltungen lebend	256983 = 18,51 „	27682 = 26,90 „	53348 = 29,28 „
Zusammen	1386115	102974	177675

kundiger erhalten, die den Hundertsatz der einheimischen Bevölkerung weit überragen. Hier stellt sich das Verhältnis in Wien dar wie 14,4 : 19,5, auf dem Lande 19,4 : 23,7.

Von den 4720 niederösterreichischen Ortschaften sind 646 mit einem tschechischen Einschlag behaftet, zumeist allerdings mit einem äußerst geringfügigen; 10 haben über 50 v. H. Tschechen, 5 zwischen 40 und 50, 9 zwischen 30 und 40, 11 zwischen 20 und 30, 18 zwischen 15 und 20, 38 zwischen 10 und 15, 12 zwischen 9 und 10, 17 zwischen 8 und 9, 10 zwischen 7 und 8, 15 zwischen 6 und 7, 25 zwischen 5 und 6, 37 zwischen 4 und 5, 49 zwischen 3 und 4, 60 zwischen 1½ und 2, 75 zwischen 1 und 1½, 79 zwischen ½ und 1 v. H. Bei 98 Orten ist der Einschlag noch geringer und 4071 Ortschaften sind völlig tschechenrein.

Die Ursachen der Verslawung sind in 441 Orten gewerbliche Großunternehmungen, in 425 Fällen die Heranziehung von Beamten, Dienern und landwirtschaftlichen Arbeitern durch den Großgrundbesitz, in 320 Orten das slowakische Gesinde der kleineren Landwirte, in 50 tschechische Schloßdienerschaft, in 87 Anwesenankäufe durch zumeist aus Mähren stammende hoflose Bauernsöhne, in 40 das Eisenbahnpersonal, in 67 tschechische Staatsbeamte und Diener, in 20 Klosterinsassen, in 9 andere Anstaltsinsassen, in 79 Kleingewerbetreibende und deren Hilfskräfte, in 9 das Übergreifen des tschechischen Sprachgebiets aus Böhmen und Mähren, in 4 slowakische bzw. serbokroatische Ansiedlerreste älteren Ursprungs, in 7 tschechisches Militär.

In 113 Ortschaften stieg die Vertschechung bei den Volkszählungen von 1890 und 1900 gegenüber jener von 1880; in 108 Ortschaften fiel sie 1890, stieg aber 1900; in 215 Ortschaften stieg sie 1890, fiel aber 1900; beidemal sank sie in 70 Gemeinden. 258 Ortschaften waren 1880 und 1890 tschechenrein, wiesen aber 1900 Tschechen auf, und zwar bis zu 31,5 v. H. ein Ort, 20—30 v. H. drei Orte und 10—20 v. H. zwölf Orte. Tschechenrein waren schon 1890 geworden 77 Orte, darunter Ebergassing im Gerichtsbezirk Schwechat, das 1880 951 Tschechen zählte, d. i. 47,6 v. H. der Bewohnerzahl. Erst 1900 wurden 101 Ortschaften tschechenrein, darunter Schrambach im Bezirk Lilienfeld, das 1890 noch 134, d. i. 26,8 v. H., Tschechen zählte.

Der Rechnungsabschluß ergibt somit für das Land ein Mehr von 134 neuvertschechten Orten innerhalb des Zeitraums von 1880 bis 1900. Die Tschechenzuzüge häuften sich in den Gerichtsbezirken Stockerau (18 Orte), Laa (12), Mank (12), St. Pölten (12), Melk (10), Neu-Lengbach (10), Mistelbach (9), Horn (9), Groß-Enzersdorf (8), Eggenburg (7), Mautern (7), Raabs (6), Scheibbs (6), Weitra (5), Ober-Hollabrunn (5), Persenbeug (5), Spitz (5), Herzogenburg (5), Dobersberg (5), Langenlois (5), Poysdorf (5), Gloggnitz (5) und Hainfeld (5). Hierbei ist zu beachten, daß ein planmäßiges Vertschechen gerade der kleinsten bäuerlichen Ortschaften immer mehr um sich greift, vor allem im Melker, Manker, Neu-Lengbacher, Tullner und Kremser Bezirk, wo familienweise Besiedlung zur Versteigerung gelangender Wirtschaften das rein deutsche Wesen des flachen Landes verwischen sollen.

Die wichtigsten Stützpunkte findet die Verslawung der Reichshauptstadt und des Landes vor allem in der niederösterreichischen Zweigstelle des Prager tschechischen Volksrats. Für das tschechische Schulwesen arbeitet der Verein „Komensky", welcher außer der achtklassigen tschechischen Volksschule im zehnten und einer zu Unrecht bestehenden im dritten Wiener Bezirk zahlreiche tschechische Sprachschulen in fast allen Stadtteilen unterhält. Für die tschechische Geselligkeit sorgt die „Slovanska Beseda", die allerdings schon 1865 gegründet wurde. Das Vereinsleben hat seinen Mittelpunkt im ersten tschechischen Vereinshaus im 15. Bezirk. Das Turnwesen leitet der niederösterreichische Sokol-Turngau. Dem tschechischen Wirtschaftsleben dienen die Zweiganstalten der „Živnostenska Banka", deren Wien vier besitzt und welche ihre Kundschaft leider zumeist in deutschen Kreisen finden. Ein weitverzweigtes Netz von tschechischen Vereinen aller Art, deren es viele Hundert gibt, sucht alles festzuhalten im Widerstand gegen das Aufgehen im deutschen Volkstum und zieht immer neue Massen aus den Slawenländern heran. Für die „Tschechisierung von Amts wegen" zeugt der „Verein der tschechischen Staatsbeamten in Niederösterreich", an dessen Spitze ein Lehrer der deutschen Universität Wien steht.

Tschechenzeitungen besitzt Wien 26, darunter zwei Tageblätter: „Vidensky denik" ist radikal-tschechisch, „Delnicky listy" sozialdemokratisch.

Das letzte Hauptstück des Schubertschen Buches ist der Vertschechung der Staatsämter und öffentlichen Stellen in Wien gewidmet. Wenn man die Ziffern dieses Abschnitts überprüft, dann kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß in Wien und Niederösterreich die Verslawung von obenherab gewünscht und mit allem Hochdruck herbeigeführt wird. Die Zentralstellen des Reiches in Wien beherbergen nicht weniger als 1726

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichtdeutsche Beamte und 592 nichtdeutsche Bedienstete, zusammen also 2118 zum Großteil tschechische Volksgenossen, welche mit ihrem Anhang eine Summe von rund 9500 Nichtdeutschen bzw. Tschechen bilden. U. a. beherbergt die Kabinettskanzlei des Kaisers unter 16 Konzeptsbeamten bloß 5 Deutsche! Das Handelsministerium zählt 636 nichtdeutsche Beamte und 90 nichtdeutsche Bedienstete! In den ausschließlich für Niederösterreich bestimmten Ämtern sind nicht weniger als 2540 nichtdeutsche Beamte und 3284 nichtdeutsche Bedienstete, zusammen 5824 fast durchweg tschechische Staatsbedienstete, die einen amtlich ernannten Tschechisierungsherd von 25000 Nichtdeutschen darstellen. Zu den 34500 nach Wien befohlenen Nichtdeutschen kommen aber noch die Staatsbahnangestellten, von denen 438 Beamte und 1810 Bedienstete mit rund 11000 Angehörigen das Heer der Staatstschechen vergrößern, es wird noch bedeutsamer durch die 1051 nichtdeutschen Gemeindebediensteten der Stadt Wien usw.

Auf dem flachen Lande zählt man 582 tschechische bzw. slawische Staatsangestellte und einen nicht unwesentlichen Bruchteil bei den Privatbahnen. Ebenso volksvergessen ist der deutsche Großgrundbesitz. Er stellt nicht weniger als 737 Angestellte und ein Heer von Tausenden von Taglöhnern und Arbeitern, die fast ausschließlich Tschechen sind. Besonders taub zeigt sich gegen alle Gegenvorstellungen der reichste Mann Österreichs, der Großgrundbesitzer und Brauer Anton Dreher, der fast den ganzen Bezirk Schwechat bis über Fischamend hinaus slowakisiert hat, und der Oberst-Erblandsstallmeister Graf Harrach zu Rohrau und Tannenbruck. Aber noch überboten werden diese durch die Verwaltung der kaiserlichen Fondsgüter Orth, Eckartsau usw., welche das ganze Marchfeldgebiet aufs höchste gefährden.

Das ist das Bild des gegenwärtigen Standes des niederösterreichischen Tschechentums, den das Buch Schuberts klarlegt, das für die Arbeit unserer Schutzvereine von grundlegendem Werte ist.

Die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. **Wilhelm Groos** in Konstanz.

Ein Bericht über die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten ist erstattet an das Konsistorium der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, in welcher die durchweg evangelischen Sachsen kirchlich vereinigt sind[1]). Von diesem war Pfarrer O. Wittstock bevollmächtigt worden, „die dieser Landeskirche angehörigen, in Amerika weilenden evangelischen Sachsen im Namen und Auftrag dieser Kirche zu besuchen, ihr Leben und Arbeiten zu erkunden und ihnen in all ihren Angelegenheiten hilfreiche Hand zu bieten, um die Anhänglichkeit an die Heimat zu stärken und ihre Rückkehr zu fördern". Eine übereinstimmende Vollmacht hatte Bankdirektor Gustav Gräser von der Genossenschaftsbank in Elisabethstadt mit dem besonderen Auftrag, „die geldwirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren und klar zu legen, ob und wie sich ein Sammel- und Stützpunkt zwischen dem Mutterland und den Auswanderungsgebieten beschaffen lasse". Die Reise beider war der Genossenschaftsbank zu danken, welches blühende Geldinstitut, mitten im Auswanderungsgebiet, dem „Weinland", gelegen, „sich besonders darum bemüht, der wirtschaftlichen Bedeutung der Bewegung nachzugehen, um gegebenenfalls den Versuch zu wagen, mit tätiger Hand zuzugreifen und zerrissene Fäden wieder zu knüpfen".

Über die Einwanderungsgebiete der Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten entnehmen wir dem Bericht: „Die Anzahl der sächsischen Auswanderer, die sich in Neuyork und Umgebung niedergelassen haben, ist schwer geschätzt. Über 200 oder 300 dürften sie kaum hinausgehen. Sie verlieren sich im Gewühl der Millionenstadt, haben sich aber doch ihre Konzentrationspunkte geschaffen, so daß sie auffindbar sind ... Ganz anders für eventuelle geistige Versorgung. Weit günstiger steht nun die Sache tiefer im Lande. Hier sitzen in den Kohlen- und in den Eisenindustriebezirken um Pittsburg herum eine ganze Anzahl sächsischer Kolonien." So ergibt sich nach sehr vorsichtiger Schätzung etwa folgende Verteilung: „Pittsburg-Alleghany, Pa, 200, Homestead, Pa, 500, Martinsferry, O., 400, Ambridge-Economy, Pa, 100, Monaca (Rochester, Biber, Beaver Falls), Pa, 500, Youngstown, O., 800, Niles, O., 200, South- und Oldsharon, Pa, 500, Salem, O., 500, New Castle, Pa, 1000, Ellwood-City, Pa, 300, Alliance, O., 500, Canton, O., 400, zusammen etwa 5900 Seelen.

Weiter abgesprengt von diesem Hauptlager finden wir die große Stadt Cleveland, O., mit der zahlreichen Niederlassung, die aber zur Zeit unseres Besuchs die Zahl von 1600 Köpfen kaum überschritt. Eine Stunde entfernt liegt Lorrain, O., mit 400, nach Osten Erie, Pa, mit 500 Seelen, ganz weit im Westen als äußerster Vorposten ist Chikago, Ill., und das benachbarte Gary mit etwa 400 Sachsen besetzt, in St. Louis, Mo., steht die Hälfte, ebenso viele in Cincinnati, O., und annähernd die gleiche Zahl in Philadelphia samt Lester.

Das gäbe zusammen rund 5900 Seelen. Diese Ortsnamen bezeichnen gleichzeitig die wichtigsten unserer Reisestationen. Da unser Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach wohlerwogenem Plane in die Zeit der wirtschaftlichen Krise und der Präsidentenwahl fiel, hatten wir einen Tiefstand zu beobachten. Viele Arbeiter waren wieder heimgekehrt, andere, denen dies nicht möglich gewesen war, litten unter monatelanger Arbeitslosigkeit... Das sind die Wohnplätze unserer amerikanischen Sachsen, die vorderhand hier stabil bleiben, wie sie sich später immer mehr nach Westen verschieben werden." — Meist finden wir die Auswanderer als Handlanger und Taglöhner in den Eisenfabriken tätig. Die Beschäftigung ist nicht immer schwer, aber oft gefährlich. Namentlich ältere und behäbigere Leute suchen leichtere Posten, mit Kehren des Hofes und der Räume beginnt es, mit der Bedienung einer Maschine hört es auf.

[1]) Unsere Volksgenossen in Amerika. Bericht über eine Studienreise zu den in die Vereinigten Staaten ausgewanderten Siebenbürger Sachsen. Von Oskar Wittstock. Hermannstadt 1910, J. Drotleff. — Strandgut von einer Amerikareise. Von demselben. 8°, 148 S. Ebenda.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Anteil der deutschen Jesuiten an der wissenschaftlichen Erforschung Amerikas.

Von Prof. Dr. **Adam Klaffert** in Michelstadt (Odenwald).

Die wissenschaftliche Erforschung namentlich des spanischen Amerika und Brasiliens lag von den Tagen der Konquista bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hauptsächlich in den Händen katholischer Missionäre aus dem Dominikaner-, Franziskaner-, Kapuziner-, Karmeliter- und Jesuitenorden, unter denen neben den zahlreicheren Romanen viele Deutsche durch unermüdliche Arbeit in der Seelsorge, unter ihnen wieder viele durch reges wissenschaftliches Streben sich hervortaten und durch kartographische und linguistische Arbeiten sowie wissenschaftliche Beobachtungen aller Art sich unleugbare Verdienste erwarben. Während für die Feststellung des deutschen Anteils an der Arbeit der übrigen Orden brauchbare Vorarbeiten fehlen, besitzen wir solche für die Jesuiten seit dem Erscheinen der Bibliothèque de la Compagnie de Jésus: Bibliographie 1890—1900 von Carlos Sommervogel S. J., und der sorgfältigen Bearbeitung durch Anton Huonder S. J. (Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. u. 18. Jahrhdts, Freiburg 1899). Mitteilungen zur Länder- und Völkerkunde der von ihnen missionierten Länder hatten die deutschen Jesuiten, von denen Huonder bis zur gewaltsamen Unterdrückung der Missionen durch die Minister Aranda und Pombal über 300 nennt, die in Amerika tätig waren, besonders in Jos. Stöcklein's „Neuem Weltbotten" (Augsburg u. Grätz 1728—61) veröffentlicht, während weitere wichtige Mitteilungen von dem Protestanten Christoph Gottlieb von Murr in Nürnberg gesammelt wurden: „Nachrichten aus verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika", Halle 1809—11; „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" III, XII, XVI u. XVII, Nürnberg 1776—89; „Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu in Amerika", Nürnberg 1785 (1798). Seitdem wurde der Verdienste der deutschen Jesuiten um die Erforschung Amerikas außer von C. Platzweg („Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen", Paderborn 1882) vor Huonders Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie nur gelegentlich gedacht, so von Damian v. Schütz: „Der Amazonas", Freiburg 1883 (1895), und von Karl v. d. Steinen: „Durch Zentralbrasilien", 1886; „Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens", 1894 (1897). Die seit 1899 erschienene einschlägige Literatur hat der kürzlich verstorbene Viktor Hantzsch[1]) gewissenhaft verzeichnet, der zu seiner Arbeit als Vorstand der Landkartensammlung der Königl. Bibliothek in Dresden besonders berufen erschien.

Von deutschen Jesuiten, die wissenschaftlich interessante Aufzeichnungen hinterlassen haben, nennt Hantzsch (S. 272 bis 276; Huonder 105—17) 19, die im ehemaligen Königreich Neuspanien, Mexiko und Zentralamerika wirkten, von denen hier nur Jos. Neumann aus Böhmen, Ignaz Pfefferkorn aus Mannheim und Jos. Och aus Würzburg hervorgehoben seien, aus Kolumbien 5, aus Ekuador den Schweizer Johann Magnus (1701 bis nach 1767), neben dem Hantzsch (S. 277) auch als jesuitische Nachblüte unter Präsident Gabriel Garcia Moreno (ermordet 1875) die Arbeiten von Johann Menten aus Krefeld (geb. 1838), Joseph Kolberg aus Elbing (1832—93): „Nach Ekuador", Freiburg 1876, und Theodor Wolf aus Altshausen in Württemberg (geb. 1841, 1875 aus dem Orden ausgeschieden): »Geografia y geologia del Ecuador«; »Carta geografica del Ecuador«, Leipzig 1892, erwähnt.

Besondere Verdienste erwarben sich die deutschen Jesuiten um die Erforschung des weiten Amazonasgebiets im heutigen Peru, Bolivien und Nordbrasilien sowie um Argentinien und Paraguay. Aus Chile wird der Kölner Bernhard Havestadt (1714—81) als tüchtiger Geograph und Philolog gerühmt (S. 281), aus dem peruanischen Amazonasgebiet, der Provinz Maynas 11, aus der Morosmission zwischen den Quellflüssen des Madeira 5, vom unteren Amazonas und Brasilien 8, aus Argentinien und Paraguay 13 namhaft gemacht, darunter ein Gelehrter ersten Ranges, Samuel Fritz aus Trautenau in Böhmen (1656—1725), der 42 Jahre lang namentlich unter den Omaguas wirkte, auf selbstgezimmertem Ruderboot den Amazonas hinab- und nach zweijähriger Einkerkerung in Para wieder hinauffuhr und die beste Karte des Riesenstromes lieferte, auch den Marañon, der am frühesten die ausgeprägte Ostrichtung des Amazonas zeigt, epochemachend als Hauptquellfluß bezeichnete. Von ihm hat Hantzsch in der Allgem. Deutschen Biographie XLIX, 1904, S. 156—59, ein liebevolles Lebensbild gezeichnet. Aus dem oberen Amazonasgebiet seien noch genannt der Mähre Wenzel Richter aus Proßnitz (1655 bis 1696) und Franz Xaver Veigl aus Graz (1725—98), aus Bolivien Kaspar Rueß aus Haunstetten bei Augsburg (1585—1624) und Fr. X. Eder aus Schemnitz in Ungarn (1727—75), vom brasilischen Amazonas Lorenz Kaulen aus Köln (1716 bis nach 1775) und als Erforscher der Tupisprache Joh. Philipp Bettendorf aus Luxemburg (1625 bis nach 1697) und Anselm Eckart aus Bingen (1721—1809), von dessen Grammatik wie von der chilenischen B. Havestadts und von Proben der Sprache der Abiponer in Paraguay, behandelt von Jos. Brigniel aus Klagenfurt (1699 bis nach 1770) und Martin Dobrizhoffer aus Graz (1717—91) durch J. Platzmann Neudrucke (Leipzig 1882, 1890, 1902) veranstaltet wurden. Unter den Erforschern von Paraguay nimmt neben dem Tiroler Anton Sepp aus Kaltern (1655—1733), der 44 Jahre lang unter Guaranistämmen wirkte, und dem Schlesier Florian Pauke (Baucke) aus Witzingen (1719—75), dessen Reiseschilderung Augustin Bringmann S. J. neu bearbeitet hat (Freiburg 1908), Martin Dobrizhoffer (über ihn Friedrich Ratzel in Allgem. D. Biographie XLVII, 1903, S. 735 f.) unbestritten den ersten Rang ein.

Viktor Hantzschs Feststellung (Studium Lipsiense, S. 285), daß die Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte und Sprachwissenschaft Amerikas den deutschen Jesuiten mannigfache Förderung verdanken und daß ihre Aufzeichnungen mancherlei wertvolle Nachrichten enthalten, die man anderwärts vergeblich sucht, wird dazu beitragen, verbreitete Vorurteile zu zerstreuen, dem entsagungsvollen Wirken deutscher Männer zur gerechten Würdigung zu verhelfen und die Fachgenossen auf noch keineswegs völlig ausgeschöpfte, zum Teil nur handschriftlich erhaltene Quellen hinzuweisen.

[1]) Von Dr. Viktor Hantzsch. (SA.: Studium Lipsiense, Ehrengabe für Karl Lamprecht, Nr. 14, S. 270 bis 285.) Gr.-8°, 16 S. Berlin 1909, Weidmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den deutschen Kolonien in Mittelbrasilien

(Staat Espirito Santo)

Neues evangelisches Pfarrhaus der deutschen Kolonie Santa Leopoldina I

Blick auf das Kirchengrundstück der deutschen Kolonie Santa Leopoldina I

Deutsch-evangel. Kirche und Pfarrhaus in der Kolonie S. João de Petropolis

Aus: H. Wernicke, Deutsch-evangel. Volkstum in Espirito Santo

Potsdam: Stiftungsverlag

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Missionsatlas der Brüdergemeinde. 18 K. mit erläut. Text, herausg. von der Missionsdirektion der Evang. Brüderunität. Herrnhut 1907, Missionsbuchhandlung. 3.50 M.

Der neue Atlas der Brüdermission enthält 16 Karten über das Missionsgebiet (darunter eine Übersichtskarte), einen Plan von Jerusalem und eine Karte über die evangelische Brüderkirche in Österreich mit brüdergeschichtlich bedeutsamen Orten. Der Text bietet geographische, geschichtliche und statistische Angaben über die einzelnen Missionsbezirke. Obwohl er nur die wichtigsten Daten zusammenstellt, ermöglicht er doch einen Überblick über die an Schwierigkeiten reiche Geschichte der Brüdermission, die uns vielfach D. als Missionspioniere auf dornigem Pfade zeigt, wie z. B. Zeisberger seit 1745 unter den Indianern, Georg Schmidt seit 1737 unter den Hottentotten im Kapland. Auf den Karten sind frühere und jetzige Stationen, Nebenstationen und Predigtplätze kenntlich gemacht. Der Plan von Paramaribo zeigt acht Kirchen, drei Schulen und die anderen Anstalten der Brüdermission. In Ostafrika illustriert die Kette der Stationen vom Unjamwesi- bis zum Njassagebiet die Schwierigkeit der dortigen Aufgabe: ein Gebiet von fast 600 km Länge (etwa = Dresden—Triest) mit ungünstigen Verkehrsverhältnissen ist dort zu versorgen. Die Gesamtzahl der Missionsbrüder betrug Ende 1906 206, die der Schwestern 196, die der Missionspfleglinge 101216. Vermißt habe ich den Text zu den Karten 17 und 18. Wenngleich die Zwecke der Brüdermission natürlich lediglich religiöser Natur sind, so bietet der Atlas doch auch indirekt manchen Beitrag zur Deutschkunde.

Unna i. W. Dr. Oskar Rückert.

Mitteldeutschland. Beiträge zur Siedlungskunde des Ostharzes. Von Heinrich Wüstenhagen. 8°, 60 S. Diss. Halle a. S. 1905, Buchdr. des Waisenhauses.

Diese Dissertation bietet in annehmbarer Darstellung und klarer Gliederung einen trotz des bescheidenen Titels „Beiträge" die wichtigsten Punkte erledigenden Überblick über die Besiedlung des anziehenden Unterharzes bis auf unsere Tage. Der Ostharz ist echt germanischer Boden, denn nur im äußersten Osten, im Mansfelder Gebirgskreise, trägt ein Ort, das Dorf Gorenzen, einen slawischen Namen. Dazu kommen noch acht Namen von Wüstungen, von denen etliche unsicheren Ursprungs sind, die anderen auf Slawen hinzuweisen scheinen, die von ihren Bezwingern, den sächsischen Kaisern, zwangsweise dahin versetzt gewesen zu sein scheinen. Die Siedlungsgeschichte wird in vier Perioden eingeteilt nach den Jahresgrenzen bis 775, 1250, 1618 und vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis auf die Gegenwart. Das Jahr 775 ist gewählt, weil damit die völlige Unterwerfung Niedersachsens unter die Frankenkönige anhebt, und aus dieser ersten Periode rühren nur 15 noch bestehende Ortschaften her. Die zweite bringt die großen Rodungen und Burgenbauten der Franken- und der Stauferzeit, von denen so manche Ortsnamen zeugen, die dritte (1250 bis 1618) in ihrer ersten Hälfte die Zeit der „Wüstungen", des Eingehens der Ortschaften, und damit zugleich den bedeutsamsten Abschnitt des Heftes. Der Grund für das Aufgeben von nahezu hundert mit so vieler Mühe aus dem wilden Walde herausgeschälten Heimstätten wird vor allem in der Entwertung des Bodens und seiner Erzeugnisse während der wüsten Fehdezeit nach dem Ausgang der Staufer gesucht. Der Bauer flüchtet sich in die Städte oder wandert in das verheißendere Kolonialland ab. Dann aber hebt eine neue Besiedlung an mit dem Aufblühen des Bergbaues um die Mitte des 15. Jahrhunderts, namentlich der Eisenverhüttung an, auch die Holzschätze des Gebirges werden jetzt ein lohnender Gegenstand des Handels. Der Dreißigjährige Krieg hat zwar auch etliche Orte wüst gelegt, aber sie sind doch größtenteils wieder besiedelt worden, und nach ihm, als die werbende Kraft des Bürger- wie des Bauernstandes gelähmt lag, wurden die absolutistischen Landesfürsten die Ortschaftsgründer; sie drangen mit der Anlage von Schierke (610 m) in den hohen Harz hinauf, und die zahlreichen politischen Teilungen veranlaßten sie, neue Ortschaften als Verwaltungsmittelpunkte oder Wohnsitze anzulegen.

Linden. Prof. Dr. Ernst Gehlmann.

Schleswig. Beiträge z. Geschichte Nordalbingiens im 10. Jahrhundert. Von Dr. Wilhelm Biereye. 8°, 192 S., 2 K. Berlin 1909, Borussia. 10 M.

Für die historische Geographie erwähnenswert, weil die Frage, ob Heidiba, Hedeby dasselbe ist wie die Stadt Schleswig oder in der sog. Oldenburg am Haddebyer Moor lag, besprochen und die Herrschaft eines schwedischen Geschlechts über das südliche Schleswig minder kritisch untersucht wird. Letzteres ist nicht zu bezweifeln; ob aber die Ausgrabungen in der Oldenburg die Sache schon spruchreif gemacht haben, wage ich nicht zu behaupten. Oldenburg schwedische Ansiedlung, Hethaby jütischer Name für das d. Schleswig — auch das ist möglich. — Auf der zweiten Karte sind mehrere d. Ortsnamen in dänischer Form gegeben; wozu das?

Oldesloe. Prof. Dr. Reimer Hansen.

Holstein. Holsteinische Ortsnamen. Von Paul Dohm. (Zeitschr. der Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. XXXVIII, 1908, S. 109—259. Leipzig, Ed. Avenarius.)

Nicht alle Ortsnamen Holsteins werden hier behandelt, sondern die sich in den gedruckten Urkunden bis zum Jahre 1386 finden; sie sind alle nach den Endungen geordnet und bieten somit ein übersichtliches Bild über die bei den nachweisbar alten Namen verwendeten Grundwörter. Die mit sehr rühmlichem Fleiß gearbeitete Abhandlung gibt zugleich eine große Zahl von Verbesserungen zu den alten Urkunden und den früher aufgestellten Identifikationen alter und neuer Orte. Gesondert von den germanischen Namen bringt Dohm die ältesten urkundlichen Belege slawischer Ortsnamen, hält sich aber von Deutungsversuchen fern und zitiert nur die Quellen, die die Namen für slawisch halten; mit vollem Rechte, sind doch die Deutungen oft gar wunderlicher Art und ist es oft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwierig zu entscheiden, ob der Name slawisch oder germanisch ist. Wie weit westlich vereinzelte slawische Ansiedlungen vorkommen, ist noch keineswegs entschieden; da die Slawen ihre Herrschaft, zeitweise jedenfalls, bis weit nach Westen ausdehnten, auch über das von ihnen dichter bewohnte Gebiet — Kieler Hafen über Segeberg zum Sachsenwald — hinaus, so mögen auch in Mittel- und Westholstein wendische Ortsnamen angenommen werden dürfen.

Osdesloe. Prof. Dr. Reimer Hansen.

Preußische Ostmarken. Schlesisch-polnische Grenzfehden. Ein Beitrag zur Geschichte der Ostmark. Von Oberlehrer Dr. Hans Schmitz. (Beilage zum 56. Jahresber. des Kgl. Gymn. zu Rawitsch 1909.) 38 S., mit Abb.

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß sich die wissenschaftlichen Beilagen zu den Jahresberichten der höheren Schulen immer zahlreicher in den Dienst der Heimatkunde stellen und so die beteiligten Kreise in lebendigere Beziehungen zu ihren Wohnorten bringen. Namentlich wo geschichtliche Denkmäler, oft unverstanden, in die Gegenwart hineinragen, sind ortsgeschichtliche Darstellungen ein dringendes Bedürfnis, zumal in der Ostmark, wo ein großer Teil der d. Bevölkerung so wenig bodenständig ist. Um so bedauerlicher ist es, daß, wie der Verfasser klagt, manche Privatarchive ihr Material den Forschern vorenthalten. Die „schlesisch-polnischen Grenzfehden" verdienen, aufmerksam gelesen zu werden; denn manch bedeutsames Licht fällt auf die jetzigen d.-polnischen Kämpfe. Eine Lehre tritt auch hier besonders deutlich hervor: die beste Politik gegen slawische Übergriffe ist festes Zugreifen und entschiedene Beharrlichkeit.

Gnesen. Prof. Reinhold Heinrich.

Posen. XIII. Jahresbericht des Evangelischen Vereins für Waisenpflege in der Ostmark für das Jahr 1909. 8°, 30 S., mit Abb. (Neuzedlitz, Kreis Witkowo.)

In das Waisenhaus neu aufgenommen wurden 113 Kinder (meist aus Berlin), so daß am 31. Dez. 1909 572 Zöglinge vorhanden waren (gegen 280 in 1904, 34 in 1900). An Spargeldern für die spätere Seßhaftmachung der Kinder in der Ostmark wurden 6745 M. angelegt, insgesamt seit 1901 32494 M. €.

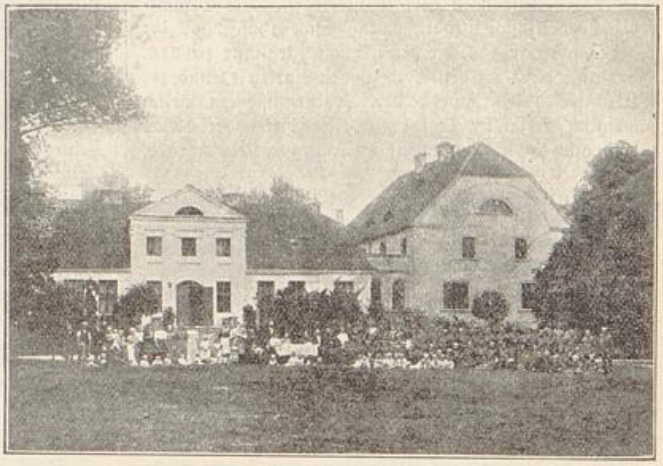


Abb. 25. **Hauptgebäude der evangelischen Waisenanstalt Neuzedlitz.**

Schlesien. Die oberschlesischen Polen 1905. Von Prof. Dr. Max Broesike. (Zeitschr. des Kgl. Preuß. Stat. Landesamts XLIX, 1909, I. Abt. S. 25—62, mit 2 Tafeln graphischer Darstellungen.)

Nachdem im Jahrgang 1908 der Preußischen Statistischen Zeitschrift eine Übersicht über das Polentum im westlichen Preußen gegeben war, folgt in der vorliegenden Arbeit eine Paralleldarstellung für die Provinz Schlesien. Sie ist um so dankenswerter, als die früher, 1895 noch durch v. Fircks, gerühmte politische Zuverlässigkeit und Staatstreue der Polen Oberschlesiens heute nicht mehr ohne weiteres zu konstatieren ist und die großpolnische Agitation auch diesen Bezirk bereits nachhaltig infiziert hat.

Broesicke bietet, ohne wesentliche textliche Verarbeitung, aber zum Teil bis in die einzelne Gemeinde dringend und durchweg unter Ausnutzung alles nur vorhandenen und erreichbaren Volkszählungsmaterials, ein Bild von örtlicher Verteilung, Ab- und Zuwanderung, d. Sprachkenntnis, Religionsbekenntnis, Staatsangehörigkeit, Beruf und sozialer Stellung der Polen in den drei Regierungsbezirken Breslau, Liegnitz und Oppeln. Die Hauptergebnisse sind folgende: In der Provinz Schlesien wurden ermittelt 1890: 973554 Polen, 1900: 1100831, 1905: 1221668, d. h. 35,21, 35,93, 36,72 v. H. der Gesamtbevölkerung. Während 1890 bis 1900 die relative Zunahme allein auf den Regierungsbezirk Liegnitz entfiel, ist 1900—05 das polnische Element in allen drei Bezirken sehr viel schneller vorgedrungen als das d.; in 13 Kreisen des Regierungsbezirks Oppeln (von 25 des Bezirks und 72 der Provinz) haben die Polen bereits das ziffernmäßige Übergewicht. Die Zunahme, aufs Tausend berechnet, hat betragen:

bei den Deutschen

	1890—1900	1900—1905	1890—1905
Reg.-Bezirk Breslau	+ 65,43	+ 44,28	+ 112,61
„ Liegnitz	+ 53,34	+ 24,03	+ 78,66
„ Oppeln	+ 208,07	+ 106,36	+ 336,55
Provinz Schlesien	+ 87,52	+ 50,48	+ 142,42

bei den Polen

	1890—1900	1900—1905	1890—1905
Reg.-Bezirk Breslau	— 74,60	+ 105,10	+ 22,66
„ Liegnitz	+ 259,82	+ 727,58	+ 1176,44
„ Oppeln	+ 140,96	+ 105,45	+ 261,27
Provinz Schlesien	+ 130,73	+ 109,41	+ 254,44

Diese kleine Tabelle redet eine deutliche Sprache.

Aus der Statistik der Ab- und der Zuwanderungen ergibt sich eine auffallend starke Seßhaftigkeit der oberschlesischen Polen; von den im Regierungsbezirk Oppeln bei der letzten Volkszählung ermittelten Polen sind über 98 v. H. auch dort geboren: „Für eine Industrie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bevölkerung eine eigenartige Erscheinung, aus der sich eine Reihe wirtschaftlicher und politischer Folgen ergibt." Abgenommen hat im Laufe der letzten 15 Jahre beträchtlich die Zahl der evangelischen Polen, von 53000 in der Provinz auf 46000, während die wenigen jüdischen Polen sich etwas — von 386 auf 463 — vermehrt haben. Die Ziffern betreffend die Staatsangehörigkeit schließlich zeigen, daß der Zuzug ausländischer Polen weit geringer ist, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, während aus den Ergebnissen einer Sondererermittlung über die berufliche und soziale Zusammensetzung der schlesischen Polen erhellt, daß deren gewerbliche Tätigkeit außerordentlich vielseitig ist; ein rechtes Urteil über die Bedeutung der nach dieser Richtung mitgeteilten Zahlen ist leider nicht möglich, da das Vergleichsmaterial für die D. oder für die gesamte Bevölkerung der Provinz nicht vorliegt.

Die graphischen Darstellungen haben die Muttersprache der Bevölkerung in den einzelnen Kreisen der Provinz Schlesien am 1. Dezember 1905 (Kartogramm) und die Zu- und Abnahme der D. und der Polen in den einzelnen Kreisen des Regierungsbezirks Oppeln 1890—1900 und 1900—1905 (Flächendiagramm) zum Gegenstand.

Düsseldorf. Dr. Otto Most.

Schlesien. Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. Von Martin Treblin. (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, hrsg. vom Verein für Geschichte Schlesiens, VI. Bd.) VIII u. 147 S., 5 K. Breslau 1908, E. Wohlfarth. 4 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die allmähliche Besiedlung des genannten Gebiets durch die einzelnen Völkerschaften darzustellen. Er behandelt deshalb nacheinander die vorgeschichtliche, die urgermanische und römische, die slawiische und die d. Zeit. Nach dem, was er in durchaus gediegener Arbeitsweise vornehmlich über die slawische Zeit gibt, ist es zu bedauern, daß er uns die d. Siedlungsgeschichte nur im Überblick vorführt; doch lassen sich die Hauptergebnisse der im einzelnen noch zu vertiefenden Untersuchung wohl erkennen. Es handelt sich um eine durch politische und wirtschaftliche Momente bedingte, von den Fürsten des Landes begünstigte, also um eine im großen und ganzen friedliche Kolonisation, die nach schwachen Anfängen erst seit dem bekannten Mongoleneinfall von 1241 erfolgreichen Fortgang nimmt. Schon um 1350 ist die Germanisierung beendet. Einen besonderen Wert schafft Treblin seiner Abhandlung durch die Beigabe von Verzeichnissen, zuerst zweier nach der Zeit geordneter solcher Ortschaften, die bis 1300 als d. bzw. deutschrechtlich nachweisbar sind, und weiter eines nach Kreisen abgegrenzten der von 1300 bis zum Ausbruch der Hussitenkriege (1419) bestimmbaren d. Orte. Der Abschnitt, der die Besiedlung nach den Hussitenkriegen bis zur Gegenwart behandelt, ist zwar durch ein ebenfalls beigegebenes Verzeichnis nützlich, im übrigen aber doch allzu skizzenhaft.

Berlin. Dr. Willy Hoppe.

Schlesien. [Deutsche] Geschichte Oberschlesiens. Für weitere Kreise dargest. v. Dr. Paul Knötel. 8°, 163 S., mit Abb., 1 K. Kattowitz 1906, Gebr. Böhm.

Der Zweck des Buches wird am besten durch die Worte des Verfassers (in der Einleitung) ausgedrückt: „Jeder ..., der vielleicht mit Vorurteil auf unser Land (d. h. Oberschlesien) sieht, mag daraus erkennen, wie heute und vor Jahrhunderten d. Arbeit und d. Fleiß auch hier segensreich gewirkt haben und noch wirken." Dieser Gesichtspunkt war für den Verfasser maßgebend für die ganze Einteilung und Behandlung des Stoffes, den er in dem vorliegenden Werkchen zwar nicht durch eigene Forschungen bereichert, aber in seiner Mannigfaltigkeit, soweit er in Spezialwerken und den überaus zahlreichen in Zeitschriften und Ortschroniken vorliegenden Einzelforschungen ermittelt ist, vollständig beherrscht und übersichtlich und künstlerisch darzustellen versteht. Der geschichtlichen Entwicklung Oberschlesiens in der Zeit vor der preußischen Besitzergreifung ist etwas weniger, der Geschichte Oberschlesiens unter preußischer Herrschaft etwas mehr als die Hälfte des Buches gewidmet. In dem ersten Teile wird die Bedeutung der Kirche und speziell der Klöster für die Kolonisierung des Landes durch D., die Wirkungen der Reformation und der Gegenreformation und insbesondere die Tätigkeit der in Oberschlesien im 15. und 16. Jahrhundert begüterten Hohenzollern anschaulich geschildert. In dem zweiten Teile wird uns ausführlich die Fürsorge Friedrichs des Großen für diesen neuen Teil seiner preußischen Monarchie und die Bedeutung des am Ende des 18. Jahrhunderts aufgenommenen und so schnell zur Blüte gelangten Bergbaues für die materielle und kulturelle Entwicklung des Landes gezeigt.

Pleß (Oberschlesien). Dr. Ezechiel Zivier.

Bayern. Die Ortsnamen des Aischtals und der Nachbartäler. Von Dr. Christoph Beck. (Gymn.-Progr. Neustadt a. Aisch 1908.) 8°, 37 S.

Der Verfasser arbeitet sichtlich mit Erfolg in diesem Zweige der Landeskunde weiter. Mit Besonnenheit werden Orts- und Flurnamen hier verwendet, um die einstmalige Bodenbedeckung in bezug auf Pflanzenwelt des Wassers und des Waldes sowie auch den Wildstand zu kennzeichnen. Die slawische Besiedlung wird mit gutem Grunde auch vom Verfasser als Kolonisation durch d. Herren aufgefaßt; dabei handelte es sich nur um sorbische Slawen. Die Bronzezeit hier bereits um 2000 beginnen zu lassen, erachten wir für nicht geboten; auf 500 Jahre später diese Änderung anzusetzen, wird wohl richtiger sein, wenn auch der verdienstvolle Montelius für ersteres eintritt.

München. Prof. Dr. Wilhelm Götz.

Bayern. Die Ortsnamen des Pegnitztals und des Gräfenberg-Erlanger Landes. Von Dr. Christoph Beck. 8°, 152 S., 1 Karte von 1594. Nürnberg 1909, U. E. Sebald.

Räumlich schließt sich das bearbeitete Gebiet dem vom Verfasser bereits 1907 behandelten der Fränkischen Schweiz an, während es entsprechenderweise eine noch weiter fortgeschrittene Untersuchung und Beurteilung erfuhr, als die gewiß gleichfalls verdienstliche frühere Leistung dieser Art. Schon die reichliche Benutzung von archivalischen Quellen und Urkundenbüchern von seiten des Verfassers sowie die sonst erworbene umfassendere Beherrschung einschlägiger Literatur setzte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn aufs beste instand, in der besonnenen und unabhängigen Weise auf diesem so schwanken Boden vorzugehen, wie er es aufs vorteilhafteste tat. Es läßt sich hierfür schwer ein einzelner Beleg aus dem stofflich so mannigfaltigen Verlauf der Ausführungen herausheben. Eine besondere Frucht der archivalischen Studien ist die Angabe des frühesten Bekanntseins der Masse von Orten, deren alphabetische Übersicht einschließlich historischer Lokalnotizen und ihrer kurzen Kritik drei Fünfteile des Buches ausmacht. Beispielsweise treffen wir hier auch auf eine ziemlich radikale Bekämpfung der Auffassung, die Namensendsilbe -itz sei slawischer Herkunft. Hierbei zeigt sich aber keineswegs die Neigung, von einer ausgedehnten Slaweneinwanderung abzusehen, vielmehr will diese sogar von Beck in eine frühere Zeit zurückverlegt werden, wenn solches geschichtlich möglich wäre.

München. Prof. Dr. Wilhelm Götz.

Lothringen. Die alten Territorien des Bezirks Lothringen (mit Einschluß der zum Oberrheinischen Kreise gehörigen Gebiete im Bezirk Unterelsaß) nach dem Stande vom 1. Januar 1648. Herausg. von dem Statist. Büro des Kaiserl. Ministeriums für Elsaß-Lothringen. (Stat. Mitt. XXVIII u. XXX. I. Teil: XIII u. 310 S.; II. Teil: VI u. 959 S., mit Ortsverzeichnis u. Karte. Straßburg i. E. 1898 u. 1909, M. Du Mont-Schauberg. 27 M.)

Äußerst ergiebig für Territorial-, Orts- und Familiengeschichte, wirft dies fleißige und tüchtige Werk für die Deutschkunde nur wenig ab in gelegentlich eingestreuten Notizen. So, daß die Städte des Herzogtums Luxemburg in ein d. und wallonisches Quartier geteilt waren (I, S. 8, Anm., u. 10). Diedenhofen gehörte zum d. Quartier.

Die in der älteren Zeit engeren Beziehungen mit dem Elsaß und dem übrigen Reiche, die z. B. in der Berufung des Hauses Elsaß auf den lothringischen Herzogsstuhl einen Ausdruck fanden, verminderten sich seit dem 11. Jahrhundert, je mehr Stadt und Bistum Metz, das Herzogtum Lothringen und die Grafschaften Bar und Luxemburg in Beziehungen zum welschen Westen gerieten. Schon seit dem 12. Jahrhundert hoben sich die d. Erblande des Herzogshauses von ihrem Gesamtbesitz als etwas Fremdartiges ab unter der besonderen Bezeichnung Allemagne, terre d'Allemagne, baillage d'Allemagne (I, S. 118 f., u. II, S. 219). Die Ausdehnung dieses d. Verwaltungsbezirks des überwiegend Französisch redenden Herzogtums läßt sich jetzt genau übersehen (II, S. 209 ff.). Sie hielt sich nicht peinlich an die Sprachgrenze, sondern griff auch etwas ins französische Sprachgebiet über.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Mähren. Geschichte des [deutschen] Gymnasiums zu Iglau von 1775—1848. Von Karl Ritter von Reichenbach. (Jahresber. 1901/02 u. 1902/03. 34 u. 37 S.)

1775 wurde das ehemalige Jesuitengymnasium verstaatlicht. Es war stets eine d. Anstalt. Juden durften bis 1848 nur mit besonderer Bewilligung aufgenommen werden. Die meisten Schüler stammten, wie heute, aus der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. 1903 wurde das Gymnasium zu Iglau von 165 d. und 33 tschechischen Schülern besucht. Die ausführliche Arbeit beschäftigt sich hauptsächlich mit der inneren Entwicklung der Schule.

Plauen i. V. Prof. Dr Johannes Zemmrich.

Mähren. Brünner Vornamen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Von Hans v. Traunfels. 8°, 37 S. Olmütz 1906, Laurenz Kullil.

Im 14. Jahrhundert finden sich in Brünn fast nur d. Vornamen. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts dringen lateinische und biblische Namen zahlreich ein. Der katholische Kalender und das Bekanntwerden mit fremden Literaturen begünstigte die fremden Namen, besonders das Eindringen romanischer und tschechischer. Im 17. Jahrhundert findet sich zum erstenmal der Brauch, daß eine Person zwei Vornamen führt. Im 14. Jahrhundert waren als männliche Vornamen die beliebtesten Ulrich und Wernusch.

Plauen i. V. Prof. Dr. Johannes Zemmrich.

Tirol. Tirol und Vorarlberg. Von Max Haushofer. Dritte Auflage, bearbeitet von A. Rothpletz. (IV. Bd. aus: Land und Leute in Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit anderen herausgegeben von A. Scobel.) 8°, 190 S., mit Abb. Bielefeld u. Leipzig 1909, Velhagen u. Klasing. 4 M.

Das schön ausgestattete und mit vielen (176) Abbildungen, mehreren Profilen und einer farbigen Karte geschmückte Buch schildert zuerst in großen Zügen die landschaftlichen und klimatischen Gegensätze von Nord- und Südtirol und die hierdurch bedingte Verschiedenartigkeit der Pflanzen- und Tierwelt und der Bodenbenutzung. Eine „Geologische Vorgeschichte" bietet einen eng zusammengefaßten diesbezüglichen Überblick über die in Betracht kommenden Teile der Alpen. Eine wertvolle Bereicherung des volkskundlichen Schrifttums über Tirol, besonders Deutschtirol, ist der mit großer Sachkenntnis trefflich geschriebene Abschnitt über die „Bevölkerung": Schilderung des Volkscharakters, der Sagenwelt, der Volkstrachten, Volksnahrung, des Hausbaues, der Beschäftigung der Bevölkerung und deren Anteil an künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen. In den nun folgenden Beschreibungen der einzelnen Landschaften können diejenigen über Nord- und Mitteltirol geradezu als Vorbilder für geographisch-landschaftliche Schilderungen bezeichnet werden. Viel weniger befriedigen die den welschtirolischen Landschaften gewidmeten Abschnitte. Bei einzelnen derselben kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie weniger auf eigener Anschauung und Erfahrung als auf mehr oder weniger zuverlässigen Angaben von Reisehandbüchern beruhen. Schwach sind auch die geschichtlich-ethnographischen Bestandteile des Buches, und zwar sowohl in der „Geschichtlichen Übersicht" als auch überall da, wo ein ethnographischer Einschlag sich bemerklich macht. Wenn z. B. die rätoladinische Bevölkerung Tirols (wie diejenige der Schweiz und Friauls) als ein besonderes, vom d. und italienischen scharf geschiedenes Volkstum anerkannt wird — und das Gegenteil ließe sich jedenfalls wissenschaftlich nicht begründen —, so sind nicht nur die Ost-(Dolomiten-)Ladiner, sondern doch auch die West-(Nonsländer)Ladiner diesem Volkstum zuzurechnen; dann beträgt aber auch deren Anzahl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht 22000 (S. 51), sondern ungefähr das Vierfache. Hiernach muß dann auch verschiedenes in dem 14. Abschnitt (S. 174 ff.) geändert werden. Daß die sprachlich verwelschten D. in den italienischen Landesteilen Tirols ausschließlich auf langobardische Volksbestandteile zurückzuführen seien (S. 42), ist ebenso unrichtig wie die Behauptung, daß diese zum Teil erst kürzlich verwelschten D. sich heute ganz als Italiener fühlen und daß wir über die Herkunft der heute noch in Welschtirol vorhandenen d. Sprachinseln keine sichere Auskunft geben können (S. 43 u. 172). Zimmers (Val di Cembra) hatte wohl nie eine so starke d. Einwanderung, daß „die Bevölkerung hierdurch d. Züge erhalten" haben könnte (S. 166), sondern die Bewohner des Zimmertals sind ladinischer Herkunft. D.-Metz (S. 160, 174) ist keine deutschsprachige Ortschaft mehr, sondern mit seiner ganzen Nachbarschaft (Grumo, Schöffbrugg, St. Michael a. d. E., Aichholz usw.) längst sprachlich verwelscht, Aichholz allerdings erst im 19. Jahrhundert. Die aus dem Paneider Tale kommende Sill mündet nicht bei Roncegno in den Fersenbach — wie allerdings auch in Amthors Alpenführer, Bd. III, 10. Auflage, zu lesen ist —, sondern unweit der Station Roncogno (Ronken); der Badeort Roncegno liegt viel weiter abwärts im Suganertal usw. Auch die beigegebene Karte ist in dieser Richtung nicht frei von Fehlern. Um indes nicht mit der Aufzählung einzelner Unrichtigkeiten zu schließen, will ich mit besonderer Befriedigung noch feststellen, daß in dem sonst trefflichen Buche für das aus der Nordwestecke des Nonslandes kommende und unterhalb D.-Metz der Etsch zufließende Gewässer durchaus die für uns D. einzig richtige Bezeichnung „Nonsbach" angewendet wurde.

München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

Abb. 24. **Josephinisches Haus in Unterbach (Galizien)** (das Dach ist teils mit Schindeln, teils mit Stroh gedeckt).

Krain. Deutsche Volkstracht in Krain. (Nach: M. Šmid, Über den Ursprung der krainischen Volkstracht. [Carniola II, S. 39—45.] Laibach 1909.)

Šmid führt den Nachweis, daß die krainische Volkstracht der bairischen sehr ähnlich ist. Die Frauen- und Männertracht des Volkes ist veraltete städtische Mode, die aus der Stadt aufs Land gewandert ist, indem sie notwendigerweise der verschiedenen Lebensart der Dörfler angepaßt (vereinfacht) wurde. Šmid ist der Ansicht, daß man nur mit Vorsicht auf einzelne nationale Besonderheiten der Tracht hinweisen könne, im übrigen ist sie nur durch lokale und nationale Eigentümlichkeiten differenziertes europäisches Gemeingut.

Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Galizien. Das deutsche Ansiedlerhaus in Galizien und sein Einfluß auf die einheimischen Bauernhäuser. Von Dr. R. F. Kaindl, Czernowitz. (Globus XCVII, Nr. 7 u. 8. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.)

Seit dem Jahre 1781 bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein wurden in Galizien zahlreiche d. Ackerbauern in der Absicht angesiedelt, um der einheimischen Bevölkerung das Muster einer besseren Landwirtschaft vor Augen zu führen. In Galizien gab es damals noch zahlreiche Wohnhäuser, die nur aus einem Wohnraum und einem kleinen Vorraum bestanden und keinen Rauchfang hatten. Es wurde auf offenem Herde gekocht, der Rauch zog durch die Tür und durch die Spalten des Daches in das Freie. Die neugebauten Häuser der d. Kolonisten hatten selbstverständlich einen Rauchfang. Nach dem Hauptnormale über das Ansiedlungswesen von 1787 sollten die Häuser für alle Kolonisten gleich gebaut sein und jedes hatte aus einer großen Stube, einer Nebenkammer, einem Vorhaus, einer Küche samt Backofen, einer kleinen Gerätekammer, dann aus einer Stallung für Melk- und Zugvieh zu bestehen. Die Erbauung dieser Häuser brauchte manchmal längere Zeit; bezeichnend ist ein Erlaß der Hofkanzlei an das galizische Gubernium vom 11. Dezember 1783, in dem angeordnet wird, daß die Erbauung der Wohnungen für die Ansiedler beschleunigt werde, da diese „in den polnischen Rauchstuben nicht bestehen können". Nach und nach entstanden zahlreiche Dörfer, die sich von den Siedlungen der polnischen und ruthenischen Bevölkerung sehr zum Vorteil unterschieden. Es ist selbstverständlich, daß die Bauart des d. Hauses auf die Bauweise der Einheimischen nicht ohne Einfluß blieb. In seinem mit gewohnter Sachkunde und Klarheit geschriebenen Aufsatz, der mit mehreren Abbildungen geschmückt ist, bringt Kaindl diesen Einfluß zu schöner Darstellung und liefert dadurch einen neuerlichen Beweis, wie groß Macht und Erfolg der d. Arbeit selbst in einem Lande sind, wo die D., wie in Galizien, nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vertreten sind.

Wildshut. Dr. Hans Pokorny.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Italien. Terminigeografici dialettali di Gressoney. Von Giotto Dainelli. (Rivista Geografica Italiana, Florenz 1910, Heft 3—5.)

Auf seinen wiederholten Ausflügen im Monte Rosa-Gebiet hat G. Dainelli die geographisch-mundartlichen Fachausdrücke von Gressoney im Lystal, einer der d. Sprachinseln Piemonts, nach und nach gesammelt. „Es ist ein bescheidener Beitrag zur Forschung der geographischen Terminologie", die in Italien nur wenige, wenn auch tüchtige Beförderer und Pfleger zählt. Bei dieser kleinen Sammlung mundartlicher Ausdrücke, hat Dainelli die von O. Marinelli verwendeten Unterscheidungsarten angenommen, mit Unterlassung jedoch der nach Karsterscheinungen benannten Reihe, welche gemäß der geologischen Natur des Talbeckens von Gressoney nicht vorhanden sind. Die Reihen sind also auf acht reduziert und nach Battisti wiederum in zwei Gruppen eingeteilt, je nachdem sie die physische oder die Anthropogeographie betreffen.

„In Gressoney ist der Dialekt d., die Schule italienisch und die Kirche französisch." Dainelli meint, der Gressoneysche (Gressoneyser) Dialekt stehe der reinen d. Sprache näher als die anderen im italienischen Alpengebiet gesprochenen germanischen Dialekte. Er schreibt dies der temporären Auswanderung zu. Allein eine zeitweilige Auswanderung ist mehr oder minder allen d. Sprachinseln, überhaupt dem ganzen italienischen Alpengebiet gemein.

Zu den unreinsten d. Mundarten gehören die im Gebiete von Trient (Lusern, Altrei, Truden, Felsental, Nonsberg), wo seit Jahren die Volksschule fast ausschließlich d. ist. Durch die starke Auswanderung und durch die d. Schule werden natürlich viele Ausdrücke des heutigen Deutschtums eingeführt, die nebst den eindringenden romanischen Sprachelementen den auf mhd. zurückgehenden Sprachbestand des 12. und 13. Jahrhunderts entstellen und zersetzen.

Ich bin der Ansicht, daß die d. Mundarten am Monte Rosa, diejenige von Gressoney nicht ausgenommen, wenigstens ebenso altertümlich sind wie die anderen in Italien gesprochenen; ja ich möchte sogar behaupten, daß am Monte Rosa eine größere Anzahl altd. Wörter als anderswo vorkommen.

Hoffentlich wird es G. Dainelli gelingen, seine interessante Sammlung geographischer Wörter fortzusetzen und sie auf andere verwandte Gebiete zu erweitern. Können derartige mundartliche Ausdrücke den toponomastischen Forschungen sehr behilflich sein, so dürften sie auch auf den Ursprung der d. Mundarten und Kolonien im italienischen Alpenlande helles Licht werfen.

Padua. Prof. Dr. Aristide Baragiola.

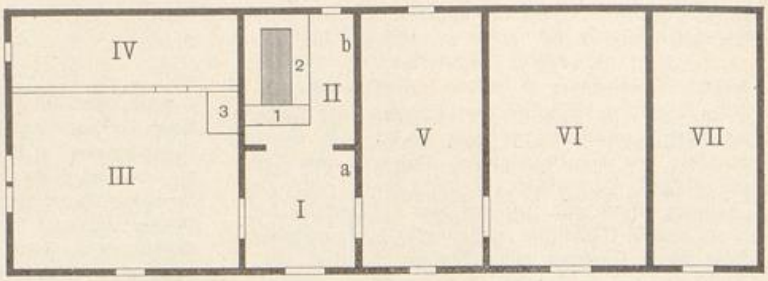


Abb. 25. **Josephinisches Haus in Unterbach (Galizien): Grundriß.**
I Vorhaus, II Küche (1 Herd, 2 Backofen), III Stube, IV und V Kammern, VI Stall, VII Holzschuppen.

Ostseeprovinzen. Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft. XXII. Bd. Dorpat 1910, C. Mattiesen (Leipzig, K. F. Köhler).

Der vorstehende Band der „Verhandlungen" umfaßt drei „Hefte", welche voneinander getrennt paginiert sind und zusammen 176 Druckseiten aufweisen. Sie enthalten im ganzen vier Abhandlungen. Drei von ihnen befassen sich mit Fragen aus der Geschichte Dorpats, und eine ist eine „Übersicht über die archäologischen Forschungen des Grafen Carl George Sievers" von Prof. Dr. R. Hausmann, der das trefflich geglückte Bildnis des Grafen und dessen faksimilierter Namenszug beigefügt sind. Gelebt hat er in den Jahren 1814—79 und ist, wie öfters schon früher, vom Jahre 1871 an fortgesetzt vor allem mit archäologischen Ausgrabungen beschäftigt gewesen, dazu mit der literarischen Bearbeitung seiner außerordentlich wertvollen Funde, die er alle in Livland gemacht hat. Auf seine Veranlassung hat u. a. auch der berühmte Anthropolog Rud. Virchow im Jahre 1877 eine archäologische Forschungsreise in die Ostseeprovinzen unternommen und damals und späterhin über einige für die Archäologie und Anthropologie wichtige Fundstätten daselbst in mehreren Abhandlungen Bezug genommen. Die vom Grafen Sievers zutage geförderten sehr zahlreichen Funde sind jetzt in vielen Museen des In- und Auslandes untergebracht. — Die sehr sorgfältig ausgearbeitete, auf umfassenden Quellenstudien beruhende „Geschichte des Siegels der Stadt Dorpat", aus dem Nachlaß des weil. Stadtarchivars H. Lichtenstein von dessen Nachfolger Arn. Feuereisen herausgegeben, hat inzwischen durch letzteren in dem 1908 in Mitau erschienenen „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" eine nicht unwichtige Berichtigung erfahren, welche aber den Wert der erwähnten Arbeit keineswegs herabsetzt. Beigefügt sind ihr 24 Darstellungen des Siegels aus dem 13. bis zum 19. Jahrhundert, und ihr Zweck ist der Nachweis eines historisch und heraldisch richtigen Wappens, um dessen Wiederherstellung inzwischen auch die Dorpater Stadtverordnetenversammlung an zuständiger Stelle petitioniert hat. Beansprucht diese Arbeit ein nicht zu leugnendes kulturgeschichtliches Interesse, so erst recht diejenige von Dr. Rich. Otto „Über die Dorpater Klöster und ihre Kirchen", die erste systematische Untersuchung über dieses Thema mit sehr dankenswerten Ergebnissen trotz des spärlichen, sehr lückenhaften und weit zerstreuten Quellenmaterials. Welche Klöster und Klosterkirchen es in Dorpat bis ins 16., zum Teil bis ins 17. Jahrhundert gegeben hat, soll hier im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen nicht dargelegt werden. Betont sei aber, daß der Verfasser mit einem Wust früherer irrtümlicher und zum Teil einander widersprechender Nachrichten aufräumt und u. a. auch durch sorgfältige topographische Untersuchungen die Lage der einzelnen Klöster und ihrer Kirchen genau hat feststellen können, bis auf ein Kloster und eine Kirche der Franziskaner, bezüglich deren er sich mit ungefähren Angaben hat begnügen müssen. Beigefügt sind der grundlegenden Abhandlung drei „Tafeln". — Ins Gebiet der politischen Geschichte gehört die scharfsinnige Abhandlung des derzeitigen Stadtarchivars T. Christiani über „Dorpats erstes Privileg in polnischer Zeit". Während der russischen Herrschaft in der Zeit des Untergangs der livländischen Selbständigkeit vom Mai 1558 bis zu Anfang des Jahres 1582 war die einst so reiche, durch ihren Handel blühende Bischofsstadt völlig verödet, und als sie dann Polen abgetreten werden mußte, fast ohne Bewohner. Letztere sammelten sich nach und nach, und auch ein Stadtregiment mußte erst von neuem eingesetzt werden. Leider sind wir aber über alles das sehr wenig gut unterrichtet. Um so bedeutungsvoller erscheint daher die vorliegende Untersuchung über das in lateinischer Sprache ausgestellte erste polnische Privileg vom 7. Dezember 1582, von dem nur fehlerhafte Abschriften erhalten sind. Den Text bietet Christiani in Beilage I, in Beilage II den in Dorpat hergestellten, in d. Sprache überlieferten „Entwurf" zu dem Privileg, der als solcher von Christiani erst erkannt worden ist; und während dieser „Entwurf" die geschichtliche Kontinuität mit dem Dorpat der bischöflichen Zeit festzuhalten sucht, wird erstere durch das Privileg vom 7. Dezember 1582 in ähnlicher Weise ignoriert wie durch die Urkunde vom 6. September 1558, mit welcher die Stadt beim Übergang in den russischen Besitz vom Zaren Joann Grosny „begnadigt" wurde. So leitete das erste polnische Privileg eine neue Drangsalierung der unglücklichen Stadt ein, von der sie erst befreit wurde, als sie durch Gustav Adolf unter die schwedische Herrschaft kam.

Petersburg. Friedrich v. Keußler.

Südafrika. Louis Harms als Missionsmann. Missionsgedanken und Missionstaten des Begründers der Hermannsburger Mission. Von Pastor W. Wendebourg. 8°, 431 S., 18 Abb. Hermannsburg 1910, Missionshandlung. 5.60 M.

Unter denen, die von der reichsd. Heimat aus für d. Kulturarbeit in Afrika gewirkt haben, ist neben anderen großen Missionsmännern Louis Harms mit Ehren zu nennen. Harms, ein Sohn der Lüneburger Heide (geboren zu Walsrode den 5. Mai 1808), hat den größten Teil seines Lebens in ihr zugebracht, seit 1844 als Geistlicher in Hermannsburg. Er war ein Charakter von scharfgeprägten Zügen, der der Hermannsburger „Bauernmission", die der Macht seiner Persönlichkeit ihre Entstehung verdankt, auch ganz den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat. In einem Bauernhause gründete er 1849 seine Missionsanstalt, die auf eigenem Missionsschiff „Kandaze" 1853 die ersten Boten nach Afrika entsandte: Missionare und Kolonisten; nicht nur Einzelne wollte man gewinnen, sondern ganze Völker christianisieren, und auf kleine Zentren einer christlichen Kultur sollte sich dieses Werk stützen. Die Behauptung d. Art wird den Missionaren besonders ans Herz gelegt (S. 68, 370). In der Heimat erweckte Harms auch durch große volkstümliche Missionsfeste in der Heide den Sinn für die Mission in den Heidebauern. Sein Hauptwerk blieb die afrikanische Mission. Er hat in elf Jahren (H. starb am 14. November 1865) 170 Personen ausgesandt: 44 Missionare, 41 Kolonisten, außerdem Frauen, Bräute, Kinder, in der großen Mehrzahl Hannoveraner (Verzeichnis S. 74—80). Jene Verbindung von Mission und Kolonisation mußte allerdings schließlich als unpraktisch aufgegeben werden. Nachdem die Versuche bei den Gallas in Ostafrika gescheitert waren, hauptsächlich an der Macht des Islams, wurden die Arbeitsgebiete in Natal, Sululand und bei den Betschuanen (im südwestlichen Transvaal und den westlich angrenzenden Gebieten) begonnen. Auch durch die Beziehungen zu dortigen d. Gemeinden lutherischen Bekenntnisses hat die Hermannsburger Mission bedeutenden Anteil an der Hebung des d. Elements in Südafrika. Für die evangelische d. Mission und damit für d. Kulturarbeit in Südafrika hat Harms ohne Zweifel Großes geleistet.

Unna i. W. Dr. Oskar Rückert.

Südafrika. Die Wurzeln der kapholländischen Volksüberlieferungen. Von F. T. Schonken in Greyton, Kapland. (Internat. Archiv f. Ethnographie, herausg. von Prof. Nieuwenhuis, Anhang zu Bd. XIX, 1910. Leiden, Buchhdl. u. Druckerei, vorm. E. J. Brill.)

Schonken versucht in dieser Arbeit, das volkskundliche Material über das Holländertum in Südafrika zu sammeln. Ein tragisches Geschick ließ ihn die Drucklegung seines Werkes nicht mehr erleben. Dies ist sehr zu bedauern, da er mit Geschick, Eifer und Sachkenntnis den Gegenstand bearbeitet hat, der dessen Bearbeitung um so mehr bedurfte, als die neuen Kultureinflüsse, die insbesondere seit der Beendigung des Burenkrieges auf das Landvolk in Südafrika in verstärktem Maße einwirken, manche alte Überlieferung bald in Vergessenheit bringen werden. Die Volksbräuche der Kapholländer weisen fast ausschließlich nach Holland als Ursprungsland; das ist insofern nicht verwunderlich, als die Frauen vorwiegend von dort kamen und die höhere soziale Schicht der Beamten natürlich für die ganze Bevölkerung maßgebend war. Verwunderlich ist indes, daß von hugenottischen Einflüssen nichts mehr nachzuweisen ist, da die Hugenotten doch auch mit ihren Frauen in das Land kamen und verhältnismäßig gebildet waren. Der d. Bestandteil, der am Aufbau des holländisch-südafrikanischen Volkstums Anteil hat, bestand im wesentlichen aus Männern, die dorthin verschlagen wurden, Soldaten und Matrosen, was auch in der Art der an sich sehr geringfügigen Beeinflussung des Kapholländischen durch die d. Sprache zum Ausdruck kommt.

Der Schatz geistiger Güter, den die Einwanderer aus ihrer Heimat mitbrachten, war nicht übermäßig groß, und der harte Kampf ums Leben, den insbesondere die Pioniere, die in das unwirtliche Land eindrangen, zu führen hatten, ließ ihn vielfach auf die Bibel und das Gesangbuch zusammenschmelzen. Schonken geht nun alle Seiten des Lebens durch und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellt die vorhandenen Bräuche und Überlieferungen fest, wobei er sich einerseits auf eine zwar ziemlich umfangreiche, aber nicht immer sehr zuverlässige Literatur stützen kann, anderseits auf das Ergebnis von Umfragen, die er in die Wege geleitet hat. Im zweiten Kapitel wird der alte Bestand, der von den Einwanderern ins Land gebracht wurde, festzustellen versucht, im dritten Kapitel die Umgestaltungen, die er durch die neue Umgebung, die Wirtschaft, den Boden und das Klima erfahren hat. Ein recht interessantes Kapitel ist den Eingeborenen gewidmet, besonders beachtenswert ist, was Schonken über die Umgestaltung der Tierfabel durch den Einfluß der Hottentotten erzählt. Die Hottentotten sind große Fabulierer und Lügner; sie besitzen selbst eine reiche Überlieferung von Tierfabeln eigener Erfindung. Nun ist zum Teil der Schatz an Tierfabeln, den die Holländer seinerzeit mitgebracht haben, von ihnen übernommen und eigenartig umgestaltet worden. Zu den Eingeborenen kommen noch die nach Südafrika als Sklaven eingeführten Malaien. Endlich werden im sechsten Kapitel die Einflüsse der nichtholländischen Europäer auf Sitten und Gebräuche untersucht. Natürlich steht hier der englische Einfluß obenan; indes zeigt Schonken an einigen recht lehrreichen Beispielen, daß man in bezug auf die Feststellung von Anglizismen in der Sprache sehr vorsichtig sein muß; vieles, was man ohne weiteres für einen Anglizismus halten möchte, ist altes niederd. Sprachgut. Die Zentren englischer Gebräuche sind natürlich die Städte; die soziale Stellung der Engländer wie auch die von Schonken beklagte nationale Schwäche der Kapholländer leistet der Ausdehnung englischer Bräuche Vorschub. Dazu kommt noch der Einfluß der Schule, wo vielfach, z. B. in der Kapkolonie, der Unterricht gleich in englischer Sprache beginnt und neben der Zweisprachigkeit eine gewisse geistige Verkrüppelung zur Folge hat; d. h. keine der beiden Sprachen wird vollständig beherrscht, in manchen Gebieten hat der englische, in manchen der holländische Wortschatz das Übergewicht. Es versteht sich, daß Schonkens Arbeit von warmer nationaler Begeisterung getragen ist und der Hinweis auf alten Brauch und Überlieferung von dem Wunsche begleitet wird, sie zu erhalten; vielfach bemüht sich Schonken auch, abfällige Urteile und Vorurteile gegen die Kapholländer, die aus verschiedenen Gründen weite Verbreitung gefunden haben, zu widerlegen oder auf das richtige Maß zurückzuführen.

Berlin. Prof. Dr. Paul Samassa.

Kanada. Die Geschichte und die Tüchtigkeit des Deutschtums in Kanada, speziell in der Provinz Ontario, hat das Parlamentsmitglied H. H. Miller in einer Sitzung des Unterhauses in Ottawa zum Gegenstand einer bemerkenswerten Rede gemacht. (Abdr. in den D.-Amerik. Gesch.-Blättern, 1908, Juli.)

Die ersten Ansiedlungen der D. wurden auf der Niagarahalbinsel der Provinz Ontario angelegt, und am günstigsten haben sich diejenigen entwickelt, welche ursprünglich im County Waterloo begründet wurden und sich von da aus in die benachbarten Counties ausdehnten. Die ersten d. Einwanderer, welche zugleich die ersten weißen Ansiedler in dieser Gegend waren, kamen in den Jahren 1800 und 1801 aus dem Staate Pennsilvanien; weitere Nachschübe erfolgten namentlich in den Jahren 1810, nach dem County Woolwich, und 1832 nach dem County Wellesley. Von da aus erstreckten sich die d. Ansiedlungen über die Counties Perth, Wellington, Huron, Oxford, Bruce und Grey. Diese d. Ansiedler rechnet Miller, der selbst in Südgrey ansässig ist, zu den besten Bevölkerungsbestandteilen Kanadas. Sie sind von Natur religiös und wahrscheinlich die fleißigsten Kirchengänger. Sie gehören zu den tüchtigsten Farmern und zu den fähigsten Fabrikanten. Unter den d. Fabrikplätzen steht die geschäftige Stadt Berlin im County Waterloo obenan. 1846 zählte sie 400 Seelen, jetzt hat sie 12000 Einwohner, hauptsächlich D., und zeichnet sich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Fabrikate aus. „Man fabriziert hier jedes Ding von einem Knopf bis zu einem Piano, einer Zugdampfmaschine oder Dreschmaschine." Weitere d. Fabrikorte im County Waterloo sind Waterloo mit 6000 Einwohnern, Preston, Hespeler und Elmira. Im County Grey liegen Hanover, Neustadt und Ayton, im County Bruce: Chesley, Walkerton und Southampton. Die Erfolge der d. Fabrikanten stützen sich auf eine Reihe guter Eigenschaften als mechanische Geschicklichkeit, Unternehmungsgeist, Sparsamkeit, Fleiß und allgemeine Geschäftstüchtigkeit. Wichtig ist auch der feste Charakter der d. Arbeiter, die sich an den üblichen Unions, Strikes und Lockouts in der Regel nicht beteiligen, weil sie danach streben, sich früher oder später selbständig zu machen. Ihre Sprache halten die D. so viel wie möglich aufrecht, ihre Geistlichen predigen d. Weitere günstige Merkmale sind die Freude an der Musik und an wissenschaftlichen Betätigungen sowie auch ihre Beteiligung am politischen Leben.

Bremen. Prof. Dr. Alwin Oppel.

Kanada. Deutschland und Kanada. Eine handelspolitische Studie. Von Dr. E. J. Neisser. 8°, 108 S., 1 K. u. Diagr. Berlin 1909, Leonh. Simion Nachf. 3 M.

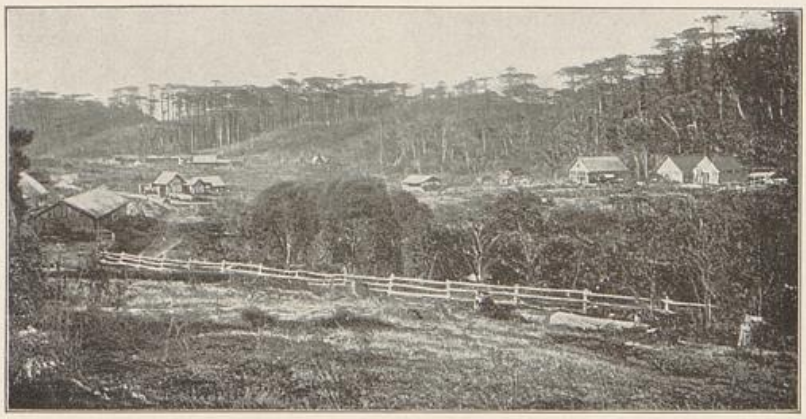
Das handelspolitische Verhältnis zwischen dem D. Reiche und der Dominion of Canada ließ bekanntlich seit einigen Jahren zu unserem Schaden viel zu wünschen übrig. Die vorgekommenen und kürzlich noch vorhandenen Unstimmigkeiten rühren im Grunde daher, daß in Kanada von jeher eine ausgesprochene Abneigung gegen die Beteiligung an Handelsverträgen Englands bestand, welche die Klausel von der meistbegünstigten Nation enthielten. Daher kam eine große Abneigung gegen die Verträge mit Belgien und Deutschland, weil Kanada stets seine Selbständigkeit und die Zustimmung zu solchen Verträgen betonte und bei solchen Plänen mit Großbritannien in engere Verbindung durch Vorzugszölle zu treten, durch die Meistbegünstigungsverträge Englands mit Belgien und Deutschland sich gehindert sah. Die Unstimmigkeit begann 1898 und führte schließlich dazu, daß nach dem kanadischen Zolltarif vom 30. November 1906 Waren d. Ursprungs einem Zuschlagszoll von 33⅓ v. H. der in den Generaltarifen aufgeführten Zölle neben den sonst festgesetzten Abgaben unterworfen bleiben.

Die Folge dieser Maßregel war, daß der Anteil Deutschlands an der Gesamteinfuhr in Kanada erheblich sank, und zwar von 5,46 v. H. (1905) der Gesamteinfuhr auf 2,46 v. H. (1906) und 2,27 v. H. (1908).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

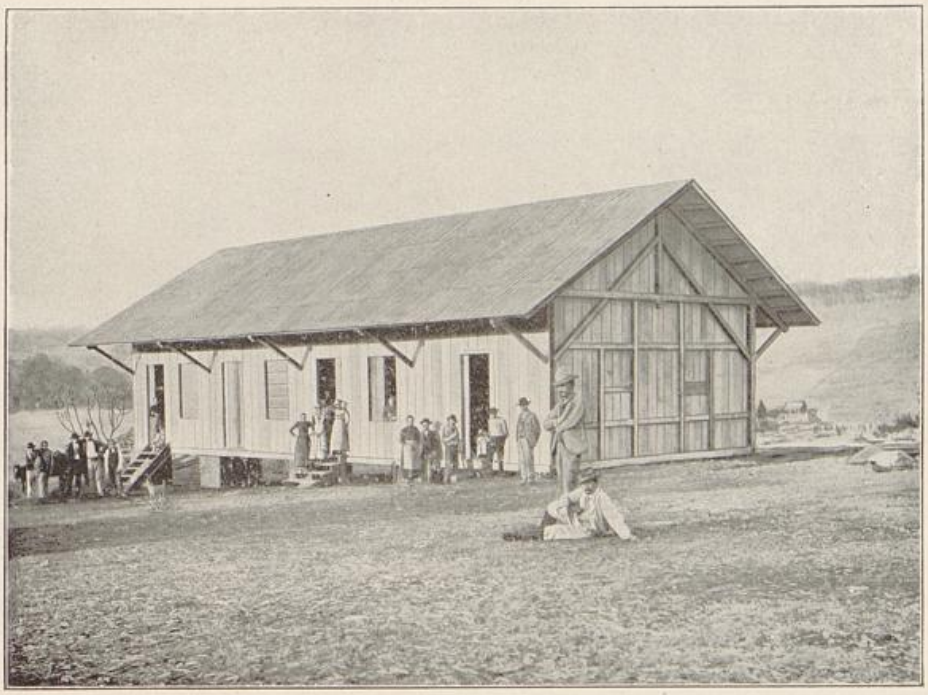
Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien

(Staat Rio Grande do Sul)



Aus: Funke, Aus Deutsch-Brasilien Leipzig: B. G. Teubner

1. Junge deutsche Urwaldsiedlung



Dr. Herrmann Meyer

2. Einwandererhaus in Elsenau,
dem Stadtplatz der deutschen Siedelung Neu-Württemberg

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während der Geldwert der d. Ausfuhr nach Kanada 1905 rund 51,5 Mill. M. ausmachte, betrug er 1906 nur rund 50 Mill. M. Bei gleichem prozentualen Anteil an der unterdes gestiegenen Gesamtwertsumme der Einfuhr hätte er aber mindestens das Doppelte davon sein müssen. Für 1908 ist der Verlust Deutschlands noch größer (etwa 40 Mill. M.). Zugute gekommen ist er namentlich den Vereinigten Staaten, in zweiter Linie England, Frankreich, Österreich und der Schweiz. Die einzelnen d. Industriezweige sind durch den Zollkrieg in verschiedener Weise betroffen worden, am schwersten die Zuckerindustrie. Denn die Zuckerausfuhr von Deutschland nach Kanada, die 1902 noch reichlich 9 Mill. M. betragen hatte, hat seit 1905 gänzlich aufgehört. Stark in Mitleidenschaft gezogen wurden Wollwaren, Kleider und Leibwäsche, Eisen und Stahl (seit 1902 um die Hälfte zurückgegangen), musikalische Instrumente u. a., während Baumwollwaren, Seidenwaren, Ton- und Porzellanwaren, Papier- und Lederwaren, Spielzeug u. a. sich entweder auf früherer Höhe behauptet oder diese sogar etwas überstiegen haben.

Bremen. Prof. Dr. Alwin Oppel.

Vereinigte Staaten. Pennsylvanien im 17. Jahrhundert und die ausgewanderten Pfälzer in England. Von E. Heuser. 8°, 82 S., 3 Faksimiles. Neustadt a. H. 1910, Ludwig Witter. 1.80 M.

Julius Friedrich Sachse erwähnt in der 1905 veranstalteten Ausgabe von „Falckners Curieuse Nachricht von Pensylvania" (Philadelphia) S. 16 einen wichtigen Brief von William Penn, den dieser im August 1685 an die Freie Handelsgesellschaft zu London gerichtet habe, und fügt hinzu, daß dieser Brief in drei Ausgaben, nämlich holländisch, d. und französisch, verbreitet worden sei. Dieses Flugblatt enthielt eine Beschreibung von Pennsilvanien aus der Feder von W. Penn selbst und war dazu bestimmt, durch die günstige Schilderung von Land und Leuten weitere Kolonisten ins Land zu ziehen.

Wie nun der Verfasser überzeugend nachweist, handelt es sich bei dieser Beschreibung nicht um den vollständigen Brief Penns, sondern um einen auf weniger als ein Drittel des ursprünglichen Textes zusammengedrängten Auszug. Es ist ihm nämlich gelungen, eine aus dem Pfalz-Sulzbacher Archiv stammende, jetzt im Geheimen Staatsarchiv zu München verwahrte Handschrift zu entdecken, welche in ungekürzter Form den deutschen Wortlaut jener ersten Beschreibung enthält, zu welcher der vollständige, bis jetzt nur im Auszug bekannte englische Urtext noch nicht ermittelt ist; auf S. 5—27 wird diese interessante Handschrift im Wortlaut wiedergegeben. Daran schließt sich auf S. 28—58 eine kurze Übersicht über die verschiedenen Ausgaben und den Inhalt der Beschreibung Pennsilvaniens durch F. D. Pastorius nebst den dazu erschienenen Ergänzungen von Gabriel Thomas und Daniel Falckner, wobei namentlich der 1792 in Memmingen erschienene Nachdruck besondere Berücksichtigung findet. Der dritte Teil endlich schildert nach zeitgenössischen und von mir bereits früher (Auswanderung und Koloniegründungen der Pfälzer im 18. Jahrhundert, Kaiserslautern 1909, Kayser) im Wortlaut wiedergegebenen Berichten die Massenauswanderung der Pfälzer nach London (1709) und deren dortige traurige Erlebnisse. — Ergänzend sei hierzu bemerkt, daß nach James Good, History of the Reformed Church in the United States, Reading 1899 (S. 40), in den englischen Archiven noch namentliche Listen der ersten Emigrantenscharen erhalten geblieben sind. Am 6. Mai 1709 kamen 852, am 27. Mai 1193 und am 2. Juni 2756 Auswanderer in London an; die später eingetroffenen wurden nicht mehr aufgezeichnet. Im ganzen sollen es 15 313 Köpfe gewesen sein, darunter 8589 allein aus der alten Kurpfalz. Laut obigen vier Listen waren nach Goods Zählung von den Familienvorständen bzw. den selbständigen Personen 715 Reformierte, 673 Lutheraner, 516 Katholiken, 12 Baptisten und 13 Mennoniten. Der für die Landeskunde Pennsilvaniens wichtige Inhalt dieses vom Verlag gut ausgestatteten Büchleins wird nicht verfehlen, diesseits und jenseits des Ozeans die entsprechende Beachtung und Bewertung zu finden.

Heidelberg. Dr. Daniel Häberle.

Vereinigte Staaten. Früchte deutscher Arbeit in Idaho. (Nach: Karl Cesar Eiffe, Früchte d. Arbeit. Dreizehn Jahre Farmleben im fernen Westen Nordamerikas. 8°, X u. 225 S., mit Abb. u. 2 K. Leipzig 1910, Dieterich. 6 M.)

Karl Cesar Eiffe, ein gebürtiger Hamburger, welcher 1895 nach dem Westen Amerikas auswanderte und dort am Snake River eine Farm (Feodorfarm) in der Urwildnis ins Leben rief und selbst bewirtschaftete, machte sich um die Hebung des Payettedistrikts — besonders auf dem Gebiet des Obst- und Feldbaues — hochverdient. An sein Wirken — er hat mittlerweile Amerika den Rücken gekehrt und lebt in seinem alten Vaterland — erinnert der Name der „Eiffe-Station" der Payette—Valley-Eisenbahn.

Sommerein (Nied.-Österreich). Leopold Ricek.

Vereinigte Staaten. 1609—1909. The Dutch in New Netherland and the United States. Presented by The Netherland Chamber of Commerce in America. 8°, 73 S. Neuyork 1909.

Im Jahre 1903 wurde in Neuyork die »Netherland Chamber of Commerce in America« begründet zu dem Zwecke, „die Interessen des Handels, der Industrie, Landwirtschaft, Schiffahrt, der Künste und Wissenschaften der Niederlande und ihrer Kolonien in den Vereinigten Staaten zu vertreten und zu pflegen und den Handel der Vereinigten Staaten mit den Niederlanden und ihren Kolonien zu fördern." Bei Gelegenheit der Hudson-Fulton-Feier, die in Neuyork in der Zeit vom 25. September bis 9. Oktober vorigen Jahres stattfand, erschien das vorliegende sehr lesenswerte kleine Werk, das den Sekretär der Kammer, T. Greidanus, zum Verfasser hat. Im Anfang des Buches werden die Namen der derzeitigen Vorstandsmitglieder und die Satzungen der Kammer mitgeteilt. Dann gibt der Verfasser eine gedrängte Übersicht der Geschichte der holländischen Einwanderung in Amerika von den Anfängen bis zur Gegenwart und legt den Anteil dar, den die Holländer an der Entwicklung des politischen und sozialen Lebens des großen amerikanischen Gemeinwesens gehabt haben. Der erste Teil schildert die Gründung von Neu-Niederland, mit dem Jahre 1609 beginnend, in dem Henry Hudson im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dienste der Ostindischen Gesellschaft von Amsterdam in die nach ihm benannte Bai einfuhr. Der Kontrakt, den Hudson vor der Reise mit der Gesellschaft schloß, ist hier in holländischer und englischer Sprache wörtlich abgedruckt. Es folgt die Darstellung der Verhältnisse der Kolonie unter den Statthaltern, deren erster, Pieter Minuit, ein D. von französischer Abstammung aus Wesel am Niederrhein war. Die anderen waren Wouter van Twiller, Kieft und Pieter Stuyvesant. Unter dem letzteren fand 1664 die Besitzergreifung von Neu-Amsterdam durch die Engländer statt, nachdem schon die Navigationsakte dem Handel und der Macht Hollands große Wunden geschlagen hatte. Allerdings kam die Kolonie noch einmal an Holland zurück, doch nur auf kurze Zeit, dann wurde sie endgültig gegen Surinam ausgetauscht. Zu ihrer großen Enttäuschung erfuhren die holländischen Kolonisten bald, daß ihre Hoffnungen auf eine freiere und repräsentative Verfassung eitel waren und daß die von Karl II. gegebenen Versprechungen von Jakob II. nicht erfüllt wurden. Am Freiheitskrieg der Amerikaner nahmen die Bewohner holländischer Abstammung regen Anteil, besonders taten sich General Schuyler und Simeon de Witt hervor. Der Gebrauch der Muttersprache wurde allmählich immer mehr vernachlässigt, und um 1800 war Englisch die allein herrschende Sprache geworden. Der einzige Überrest holländischer Einrichtungen, der noch heute besteht, ist die holländische reformierte Kirche von Amerika. — Einen erneuten und zwar recht bedeutenden Aufschwung erfuhr die holländische Einwanderung im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der „Holland Land Company". Diese Einwanderer wandten sich im wesentlichen nach den Staaten Neuyork und Pennsilvanien. Davon zeugen die Namen von neugegründeten Ortschaften wie Barneveld, Amsterdam, Rotterdam, Batavia, Tromp, Linklaen. Auch unter der napoleonischen Herrschaft wanderten viele Holländer nach den Vereinigten Staaten aus, unter ihnen Adam G. Mappa und Adriaan van der Kemp. Die nächste Einwanderung aus Holland erfolgte 1848 und wurde durch religiöse Bedrückung unter Wilhelm I. veranlaßt. Damals wanderten mehrere Geistliche mit ihren Gemeinden aus, wie Domine Scholte nach Iowa, Domine van Raelte nach Michigan. Auch nach Kalifornien ging der Strom der Auswanderer und besonders auch nach Neujersey. In der Stadt Paterson in dem letzteren Staate, deren Bevölkerung ungefähr 15000 Seelen zählt, die zum größten Teile aus Friesland und Seeland kamen, sind die Namen in den Schaufenstern ganz holländisch, und die Heimatsprache und die heimatlichen Sitten haben sich dort siegreich behauptet, ebenso in Sayville, Long Island, wo fast ausschließlich Holländer, und zwar Austernzüchter aus Seeland, wohnen. 1872 wurde die Holland—Amerika-Linie eröffnet. Auch sonst regt sich das holländische Element in den Vereinigten Staaten kräftig, es erscheinen jetzt nicht weniger als 16 Zeitungen in holländischer Sprache, seltsamerweise keine einzige in Neuyork, wahrscheinlich weil dort die verschiedenen Tausende von Holländern sehr zerstreut wohnen. Doch wurde schon 1864 die Gesellschaft „Eendracht Maakt Macht" in Neuyork zur Pflege des gesellschaftlichen Lebens unter den Holländern begründet und gleichzeitig eine Kranken- und Sterbekasse für die Mitglieder. 1903 folgte die Gründung der obengenannten „Netherland Chamber of Commerce in America", ein paar Monate später die des „Netherland Club of New York", der für die Holländer in dieser Stadt das wirkliche „Heim" wurde. 1908 wurde noch „The Netherland Benevolent Society of New York" begründet, die schon eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Am Schlusse seiner auch uns D. als Stammesverwandte der Holländer lebhaft interessierenden Mitteilungen gibt der Verfasser seinen jungen und unerfahrenen Landsleuten, die nach Amerika kommen, sehr beherzigenswerte Ratschläge. Er ermahnt sie mit warmen Worten, stets der Würde ihres eigenen Volkes und ihrer Vorfahren eingedenk zu bleiben.

Bremen. Prof. Dr. Rudolf Blume.

Vereinigte Staaten. Nationale Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Max Griebsch, Seminardir. in Milwaukee. (S.-A.: „Deutsche Schulerziehung" von W. Rein.) 8°, 20 S. München 1907, J. F. Lehmann.

In den Schulen der Vereinigten Staaten ist man sehr bemüht, das Nationalbewußtsein zu fördern. Dafür stehen gut ausgestattete Bücher zur Verfügung, deren Verfasser sich im allgemeinen der Objektivität befleißigen, soweit ihr Nationalstolz das zuläßt. Alle jedoch verschweigen den Anteil, den die Deutschamerikaner an dem Aufbau der Nation, sei es im Kampfe als Organisatoren, Führer und Soldaten, oder in der Gesetzgebung und Staatsverwaltung als Volksvertreter und Beamte, namentlich aber als Kolonisatoren sowie als Träger einer idealeren Lebensauffassung gehabt haben. Überhaupt lernt der Schüler von anderen Nationen nichts weiter kennen, als was er in der vaterländischen Geschichte von ihnen erfährt, und da treten sie mit wenig Glanz auf. So kommt der junge amerikanische Bürger zu einer Geringschätzung der anderen Nationen und zu einer Überhebung seiner selbst, die ihn blind gegen die Errungenschaften fremder Länder machen und seine eigene kulturelle Entwicklung beeinträchtigen.

Bremen. Prof. Dr. Alwin Oppel.

Vereinigte Staaten. Die Deutschen im Bürgerkrieg. Von Wilhelm Kaufmann. (Wird im Frühjahr 1911 erscheinen; Auszug in den Deutschamerikan. Gesch.-Blättern 1908, Juli.)

Nach den amtlichen Berichten haben während des Krieges 2320272 Mann in der Unionsarmee gedient. Bei 2018200 hat man, anderthalb Jahre nach Beginn des Krieges, die Nationalität der Soldaten festgestellt; davon waren 187858 oder 9,3 v. H. in Deutschland Geborene. Überträgt man dieses Verhältnis auf die restlichen 300000, so kommen weitere 24000 hinzu. Da endlich unter »foreigners not otherwise designated« nach Kaufmann noch 13142 D. waren, so ergibt sich die Gesamtzahl der d. Kämpfer zu 225000 (fast 10 v. H. des gesamten Unionsheeres). Im Verhältnis zur Zahl der damaligen Deutschamerikaner hätten es aber nur 128102 Mann sein müssen. Demnach haben die D. in Amerika fast 80 v. H. mehr Soldaten aufgebracht als der Durchschnitt bei allen Nationalitäten, einschließlich der geborenen Amerikaner, beträgt. Da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gesamtzahl der in Deutschland geborenen Deutschamerikaner zur Zeit des Krieges 1584000 Seelen ausmachte, so ist fast jeder siebente geborene D. der Unionsflagge gefolgt. Das ist eine in der Geschichte fast beispiellose Leistung und kommt derjenigen Ostpreußens im Befreiungskrieg 1813 durchaus gleich. Hervorragend war auch die kriegerische Tüchtigkeit der Deutschamerikaner. Nach Emil Mannhardt entfielen von 1085 Ehrenmedaillen für besonders tapfere Taten 156 oder 14,4 v. H. auf D. Und der bekannte südstaatliche General Lee soll gesagt haben: »Take the Dutch out of the Union Army and we could whip the Yankees easily«. In besonderem Maße haben sich, wie allgemein anerkannt wird, die d. Artilleristen ausgezeichnet.

Bremen. Prof. Dr. Alwin Oppel.

Südamerika. Das Deutschtum in Südamerika. Von Dr. W. Vallentin. 8°, 112 S. Berlin 1908, Hermann Paetel. 1.25 M.

Unter den 40—45 Millionen Einwohnern Südamerikas befinden sich etwa 500000 D. Die erste d. Kolonie wurde in Brasilien 1818 gegründet. Der Verfasser sieht in der Auswanderung von D. nach Südamerika, besonders nach Argentinien und Südbrasilien, einen wichtigen Faktor für die Entwicklung Deutschlands und schildert das Leben der D. drüben. Die Verhältnisse der D. in Südamerika dürften im allgemeinen ernster und weniger rosig sein, als Vallentin sie hinstellt. €.

Brasilien. Landeskunde der Vereinigten Staaten von Brasilien für deutsche Schulen in Brasilien. Von A. W. Sellin. 8°, 60 S. Hamburg 1909, Verein für das Deutschtum im Ausland (Allgem. D. Schulverein), Ortsgruppe Hamburg E. V.

Die Ortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Ausland, die für das d. Schulwesen in Südamerika bereits manche Opfer gebracht und u. a. auch an der Herausgabe des 1907 erschienenen „Universal-Atlas für d. Schulen in Südamerika" mitgewirkt hat, bietet in dem obengenannten Büchlein den d.-brasilischen Schulen einen geographischen Leitfaden dar. Für die Brauchbarkeit desselben bürgt von vornherein der rühmlichst bekannte Name des Verfassers, der als Kolonialdirektor durch seinen langjährigen Aufenthalt in Brasilien sich eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten erworben und dieselbe auch schon durch mehrere Schriften bewiesen hat. Das Bändchen bietet einen so reichen Lehrstoff dar, daß er auch den höheren Lehranstalten genügen wird und selbst Geographen von Fach noch manches daraus lernen könnten. Sehr förderlich für die Aneignung der Landessprache Brasiliens ist es, daß vielen d. Namen die portugiesischen nebst der Aussprache beigefügt sind. Die Aufzählung der zahlreichen Erzeugnisse wird belebt durch interessante Mitteilungen, z. B. über die Gewinnung des Kautschuks, des Kakaos und des Kaffees, über den Betrieb der Viehzucht und die Einrichtung der großen Schlächtereien. Besonders wohltuend berührt der den D. in Brasilien gewidmete Abschnitt. Treffend und ohne Schönfärberei wird auf die hohe Bedeutung des d. Elements, für die Entwicklung Brasiliens und auf die Verdienste hingewiesen, die sich dasselbe um die Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht, des Handwerks, der Industrie und des Handels erworben hat. Wird dadurch in der d. Jugend Brasiliens das Nationalbewußtsein gestärkt, so klingt es wie eine ernste Mahnung an sie, wenn der Verfasser betont, daß unsere dortigen Volksgenossen, wofern sie ihre hohe Kulturaufgabe auch fernerhin erfüllen wollen, trotz aller etwaigen Hemmnisse nicht aufhören dürfen, für die Aufrechterhaltung d. Sprache und Sitte Sorge zu tragen, und, um auch auf die öffentliche Verwaltung größeren Einfluß als bisher zu gewinnen, bestrebt sein müssen, den alten Erbfehler der D., die Uneinigkeit, abzulegen.

Koburg. Prof. Dr. Wilhelm Werle.

Brasilien. Deutsches Exporthandbuch für Brasilien nebst Adreßbuch deutscher Geschäftsleute, Handwerker usw. in den wichtigsten Küstenstaaten. 8°, VI, 184 u. LXXXII S. Berlin 1906, Hermann Paetel. 6 M.

Bei den drei Südstaaten Paraná, Santa Katharina und Rio Grande do Sul, auch bei dem Staate São Paulo sind es besonders die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Lage des d. Elements, die eingehend in ihrer Bedeutung gewürdigt werden. Heute ist ein Teil der Wünsche, die dort für die gedeihliche Weiterentwicklung

Abb. 26. **Deutsches Geschäftshaus mit Kaffeestampfe in Espirito Santo.**

des Deutschtums mit vollem Rechte geltend gemacht sind, bereits in die Wirklichkeit umgesetzt; es sei nur genannt die Blumenauer Eisenbahn westwärts nach dem Hansagebiet.

Wenn der Staat Paraná nicht in gleicher Weise wie die beiden anderen Südstaaten als Ziel der d. Auswanderung anerkannt wird, so mag das früher seine Berechtigung gehabt haben. Heute ist dort auch eine Wandlung zum Besseren eingetreten. Ich kenne viele d. Familien in Paraná, die dort recht gut vorwärts gekommen sind und sich sehr wohl fühlen. Freilich gibt es dort so große geschlossene d. Kolonien wie in Santa Katharina und Rio Grande do Sul nicht. Aber es sind nicht bloß die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der dort schon angesiedelten D., welche direkt zur weiteren Einwanderung einladen, sondern der Zufluß d. Materials und d. Kapitals ist zur Stärkung der schon dort Wohnenden und zur allgemeinen Aufbesserung der Verhältnisse notwendig und sehr willkommen.

Sehr wichtig für den d. Handel mit Brasilien sind die im vierten Teile gegebenen Ausführungen über Konsulatsfakturen, brasilischen Zolltarif und Tarifgesetz, Handelsverträge und die Verkehrsverhältnisse in Post

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Telegraph einerseits und Schiffahrtslinien und Eisenbahnen anderseits. Eine Zusammenstellung der d. Ausfuhr nach Brasilien nach Hauptwarengruppen und eine Liste d. Firmen, Banken usw. in Rio de Janeiro sowie eine Aufzählung der Dampferlinien, welche den Verkehr nach dem Auslande und an der Küste vermitteln, bildet den Schluß dieses Teiles. Ihm folgt im fünften Teile eine Besprechung des ehemaligen „D.-Brasilischen Vereins", der seit Anfang vorigen Jahres seinen Wirkungskreis erweitert und als „D.-Südamerikanische Gesellschaft" nun auch die anderen Staaten Südamerikas in den Bereich seiner Tätigkeit einbezieht, und eine Besprechung der deutschsprachlichen Presse Brasiliens, in welcher alle d. Publikationsorgane zusammengestellt sind.

In dem 84 Seiten umfassenden Anhang wird, nach Staaten und Munizipien geordnet, eine größere Reihe von Adressen d. Geschäftsleute, Handwerker usw. gegeben. Wer brasilische Verhältnisse kennt, weiß, welche Schwierigkeiten gerade hier zu überwinden waren, und wir glauben es dem Verleger gern, wenn er im Vorwort von „der ungemein schwierigen und zeitraubenden Beschaffung des sehr bedeutenden Adressenmaterials aus Brasilien" redet. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn trotzdem etwas mehr als 10000 Adressen geboten werden. Freilich verliert eine solche Zusammenstellung im Laufe der Zeit immer mehr an Zuverlässigkeit.

Trebbin. P. Hermann Faulhaber.

Brasilien. Deutsch-evangelisches Volkstum in Espirito Santo. Eine Reise zu deutschen Kaffeebauern in einem tropischen Staate Brasiliens. Von Hugo Wernicke, Pfarrer zu Klein-Ammensleben. 8°, 136 S. Potsdam 1910, Stiftungsverlag. 2 M.

Eine treffliche Schrift, die insofern eine oft empfundene Lücke in der Brasilienliteratur ausfüllt, als sie das Leben der D. und die allgemeinen Verhältnisse in einem Landesteil Brasiliens schildert, der weniger das Ziel der d. Auswanderung gewesen ist als die

Abb. 27. **Deutsches Kolonistenhaus in Bairo Pimeboly** (Espirito Santo).

brasilischen Südstaaten, über die wir ja durch viele gediegene ältere und neuere Schriften eingehend unterrichtet sind.

Der Verfasser hat als Pfarrer unter seinen d. Landsleuten, deren etwa 15000 — selbstverständlich unter Hinzurechnung der in Brasilien geborenen Nachkommenschaft — im Staate Espirito Santo vorhanden sein mögen, gewirkt und schildert uns nun deren Art und Sitten, wie sich dieselben unter dem Einfluß einer fremden Kultur und des tropischen Klimas, in das sie hineinverpflanzt wurden, entwickelt haben. Daß dabei die d. Eigenart in ihren wichtigsten Zügen erhalten geblieben, wird den reichsd. Leser mit besonderer Genugtuung erfüllen.

Der Verfasser verfügt über eine feine Beobachtungsgabe, einen flotten Stil und eine warme Empfindung für den Gegenstand seiner Schilderung, so daß letzterer überall der Stempel des Selbsterlebten und dann geistig Verarbeiteten aufgedrückt ist, was ihre Lektüre zu einem wahren Genuß macht. Die D. in Espirito Santo hätten sich wahrlich keinen besseren Darsteller ihrer Lage, keinen besseren Vertreter ihrer Interessen vor der großen d. Leserwelt wünschen können als den Verfasser. Dieser hat sich übrigens nicht nur mit dem Leben der D. in Espirito Santo vom kirchlichen Standpunkt aus beschäftigt, wie der Titel es anzudeuten scheint, sondern sein Büchlein zu einer Monographie des von ihm geschilderten Landesteils ausgestaltet, in welcher auch die politischen, wirtschaftlichen und ethnographischen Verhältnisse desselben zur Darstellung gelangt sind.

Die Ausstattung des Werkes, das mit nicht weniger als 77 charakteristischen Abbildungen geschmückt ist, läßt nichts zu wünschen übrig, und der niedrige Preis von 2 M. wird, wie wir hoffen, ebenfalls zu einer weiten Verbreitung desselben beitragen.

München. A. W. Sellin.

Brasilien. Deutsche Wirtschaft in Rio Grande do Sul. (Nach: O Rio Grande industrial. 8°, 72 u. LXXVII S. Porto Alegre 1907, Echenique Irmãos y Cia.)

Auch in dieser Schrift sind leider die statistischen Angaben sehr lückenhaft und ungleichmäßig durchgeführt; sie sollen nur das Beste oder wenigstens Gute, besonders das, was dieser Staat etwa vor anderen Bundesstaaten voraus hat, mitteilen. Darunter leidet der Wert solcher Veröffentlichungen und beschränkt wesentlich ihre Verwendung für volkswirtschaftliche Nutznießung.

Der Jugendzustand der Industrie dieses Staates tritt trotzdem deutlich in Erscheinung, die animalische Produktion ist die vorherrschende, und erst hinter der Ackerbauproduktion kommt die gewerbliche Verarbeitung in Betracht. Insgesamt führt die Schrift in diesem Staate von 223948 qkm Flächeninhalt — der also rund 30000 qkm größer ist als sämtliche d. Staaten, Preußen ausgenommen — mit 1,3 Mill. Einwohnern nur rund 6000 Arbeiter auf. So viele Arbeiter weisen manche d. Fabriken einzeln für sich und allein auf! Interessieren mag uns, daß neben 35 nichtd. Namen nicht weniger als 27 d. Namen unter den Firmen aufgezählt werden, während die d. Bevölkerung nur ein Sechstel der Gesamtbevölkerung beträgt. Tatsächlich hat das wirtschaftliche Denken und der große Tätigkeitsdrang der eingewanderten D. sich zusehends mehr eine wirtschaftlich nicht unwichtige Stellung errungen, und Deutschland war an dem Auslandshandel von Rio Grande im Jahre 1905 mit 25758000 Milreis (29,9 v. H.) beteiligt, hat damit den englischen Handel (32,5 v. H.) nahezu erreicht und den nordamerikanischen Handel mit 5,37 v. H. zurückgelassen.

Heidelberg. Dr. K. A. Wettstein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Oberschlesien. Der Mutter Blut. Roman von Robert Kurpiun. 8°, 481 S. Breslau-Kattowitz-Leipzig 1909, Phönix-Verlag. 6 M.

Wer das Kampfesleben der D. und Polen im oberschlesischen Industriegebiet, im besonderen in und um Beuthen, gründlich und auf anregende Weise kennen lernen oder, wenn er es kennt, wieder durchleben will, der greife zu diesem trefflichen Buche. Der mit dem Bergmannsleben und Bergmannslos wohlvertraute Verfasser erregt allseits unsere aufmerksame Teilnahme. Er erzählt uns ebenso packend von einem polnischen Ausflug nach Krakau wie von dem letzten oberschlesischen Geheimbundsprozeß und schildert treffend das geschichtliche Werden des Gegensatzes zwischen D. und Polen und die dadurch hervorgerufenen Kämpfe der Presse und der Fäuste.

In diese unruhevollen Verhältnisse und Zustände stellt er einen jungen D. mitten hinein, der, der Stimme des Blutes seiner polnischen Mutter folgend, in dem Kampfe zwischen beiden Völkern auf die Seite der Polen treten zu müssen glaubt und darob sein Volk und sein Weib, seine Gesundheit und sein Leben verliert. Meisterhaft wird geschildert, wie Werner allmählich von dem Redaktör des Beuthener Polenblattes immer enger umgarnt und immer tiefer in das polnische Parteileben hineingezogen wird, bis ihn seine blinde Schwäche auf die Anklagebank bringt. Auf dem Sterbelager sieht er seine Schuld und seinen Irrtum ein und erhält von den Seinigen Verzeihung; sein Kind wird deutsch!

Wenn die neuere Physiologie recht hat, „daß die Blutkörperchen erbliche Eigenschaften sowohl vom Vater wie auch von der Mutter enthalten," so erhält die politische Entwicklung Werners zugleich mit einer tieferen Begründung auch eine besondere Entschuldigung.

Wiesbaden. Prof. Reinhold Macke.

Tirol. Deutsche Frauen in Welschland. Von Edith Gräfin von Salburg. 8°, 246 S. Berlin 1909, Verlag des Vereins d. Bücherfreunde. 5 M.

Marianne, „das urd. Kind alter d. Verhältnisse" in einer mäßiggroßen deutschösterreichischen Provinzstadt, wird gegen ihren Willen in ein welschtirolisches Städtchen verheiratet. Hier ist alles anders als zu Hause: nicht nur die Landschaft, welche die Verfasserin in glühenden Farben schildert, nicht nur die Häuser mit ihren dumpfen, dunkeln Gelassen, die engen schmutzigen Straßen und die elend verschundenen Tiere, sondern auch die Wirtschaft, die ganze Lebensführung, die Ehr- und Anstandsbegriffe, das Familienleben, selbst die Frömmigkeit. Diese nationalen Gegensätze sind scharf und packend herausgearbeitet. Auch die Charaktere der verschiedenen Volksschichten wenigstens im großen und ganzen: die (aus Welschland eingewanderten) „Signori", die das Land, „die Vignen und Campagnen erwuchert haben," und die dem Landvolk, „das hungernd am Felsen klebt, das Fell über den Kopf ziehen" — in entlegenen Gegenden die älteste und bodenständige Schicht ladinischer Herkunft und teilweise noch ladinischer Sprache — und auf den Höhen Zweige des d. Volkes, „fleißige, anständige Leute und pünktliche Steuerzahler", denen anscheinend „von ihrem Germanentum nichts mehr geblieben ist als die d. Familiennamen".

Die von der Verfasserin selbst aufgeworfene Frage: „Wie kommt es, daß jene Brandnaturen der welschen Mittelkreise, in denen unversöhnlicher Deutschenhaß fiebert, sich immer wieder mischen mit d. Blute?" gelangt nicht zur Beantwortung, ebenso wenig die Gegenfrage, warum d. Frauen, trotz aller schlimmen Erfahrungen anderer, so willig Land und Leute verlassen und dem fremden Manne ins Fremdland folgen. Wie die psychologischen, so bilden auch die geschichtlichen und ethnographischen Grundlagen die schwache Seite des Buches. Die Fabel selbst ist auf der falschen geschichtlichen Vorstellung aufgebaut, daß der Italiener in Südtirol auf seinem Heimatboden unter der Herrschaft des d. Eroberers lebe. Von diesem Irrtum sowie von der jedenfalls nicht einwandfreien Tendenz des Buches, zu zeigen, wie die d. Frau der Idee nationaler Versöhnung zuliebe sich den fremden Verhältnissen unterordnen müsse, zeigt sich die Darstellung der Geschehnisse zu stark beeinflußt.

München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

Bukowina. Deutsche Volkslieder aus der Bukowina. Gesammelt und mitgeteilt von Raimund Friedr. Kaindl. Czernowitz, H. Pardini. 1 M.

Die von mir unter den „schwäbischen" Kolonisten in der Bukowina gesammelten Lieder wurden zunächst in der Berliner und Wiener Zeitschrift für Volkskunde veröffentlicht. Um diese etwa 80 Nummern umfassende Sammlung leichter zugänglich zu machen, ist eine Sonderausgabe veranstaltet worden. Erwähnt sei, daß den Liederabdrücken ein Variantenverzeichnis beigegeben ist. Unter den mitgeteilten Liedern finden sich interessante alte d. Stücke, welche die Ansiedler aus ihrer Heimat mitgebracht haben. R. F. K.

Ungarn. Die Glocken der Heimat. Roman. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Westermanns Monatshefte LIV, Braunschweig 1910, Heft 5—10, Februar bis Juli.) — 6.—8. Tausend. Leipzig 1910, L. Staackmann. 4 M., geb. 5 M.

Dieser neue unpolitische Heimatroman Müller-Guttenbrunns gräbt tiefer als die „Götzendämmerung". Er schildert mit Liebe das Volksleben, die Sitten und Gebräuche der Banater Schwaben; und ihre Bedrohung und Schädigung durch Madjarisierungspolitik und durch Überschwemmungen mit einer sich zur Ruhe zähmenden Entrüstung. Es sind fast nur Einzelbilder und Streiflichter, die uns geboten werden. Eine rechte Handlung fehlt. Aber der Roman ist zur rechten Zeit erschienen und kann den mitteleuropäischen D. eine dankenswerte Aufklärung über die südungarländischen Schwaben bieten. Besonders der d. Familie hat Müller mit diesem Roman ein Geschenk gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Oberlehrer Heckmüller, die prächtigste Gestalt des „Glocken"-Romans, trägt den Namen deutschmutiger Bewohner von Müllers Heimatdorf wohl nicht umsonst. Dem Heckmüller weist der Dichter sein Banater Schwabenlied zu. So gab der Dichter sein Bestes für die Sache, für die er kämpft. Müller hat als Künstler in dieser Weise wohl am meisten der Unkenntnis Abbruch getan, die bisher in Mitteleuropa herrschte. Dem Klange dieser Glocken wird kein d. Herz widerstehen.

München. Dr. Otto Seidl.

Ungarn. Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Kl.-8°, 96 S. Leipzig 1910, L. Staackmann. 1 M.

In dieser kleinen Erzählung verficht Müller seinen Lieblingsgedanken, das Banater Schwabentum durch Beziehungen zu den Sachsen Siebenbürgens zu d. Bildung zurückzuführen. Diese Entwicklung ist kampfreich, schwierig, wird durch Kleinlichkeiten wie durch schwere Hindernisse aufgehalten. Ungebeugt durch hartes Unglück und Enttäuschungen müssen ihre Vorkämpfer für ihr Volkstum stehen. Das will wohl der Dichter auch mit dieser hübschen Erzählung betonen.

München. Dr. Otto Seidl.

Rußland. Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe. Von Ferdinand v. Wahlberg. 8°, VII u. 179 S. Wien u. Leipzig 1910, Wilhelm Braumüller. 2 M.

Nur „ein Schattenriß des Lebens in der Steppe" will diese Erzählung sein. In der Tat bietet sie schlichte, anspruchslose Schilderung, die doch anzieht und fesselt. Ihren Schauplatz bildet die Steppe im eigentlichen Sinne. Denn sie spielt nicht in den älteren d. Ansiedlungen am (linken) Wolgaufer, sondern in den Neugründungen, die von dort aus im Innern der Steppe erfolgt sind: Lilienflur ist sichtlich die Kolonie Gnadenflur, die von seinem dabeiliegenden Gute aus Pastor Karl Erich Wahlberg, dessen Persönlichkeit in dem Christian Bode verwertet ist, 1862—88 geistlich bediente; natürlich waltet dabei volle dichterische Freiheit in der Erzählung. Mit warmer Liebe zur Steppe ist sie geschrieben. Sie schildert tüchtige Typen der dortigen D. So den alten Obervorsteher, der einst als erster sich mit seinem jungen Weibe an jener Stelle der Steppe angesiedelt, wo auch ihr „Spielengehen" (man sagt dort übrigens „Spillegehen") nur Arbeit war, der Kutscher, der seinem Herrn beim Schneesturm das Leben rettet und das ihm geschenkte Land seinen ursprünglichen Besitzern, den „Kergiesen", überlassen will, die Wirtin, die erklärt: „Wir sind doch keine so unchristlichen Leut', daß wir uns noch bezahlen ließen, wenn Sie einmal bei uns übernachten," die mutige junge Frau, auf deren Bitte die Kirgisen die gestohlenen Pferde ohne Bezahlung wieder herausgeben. Doch tritt auch die kulturliche Abgeschlossenheit und das Eintönige der Steppe entgegen und wird der Schrecken des Schneesturms in der Steppe vors Auge geführt. Vielleicht darf ich hierbei des noch heute mir lebendigen Eindrucks gedenken, den bei einer Fahrt vor gerade 40 Jahren die durchweg mehrere Meter hoch mit Schnee bedeckte, endlos sich ausdehnende Ebene der Steppe auf mich machte. Der lose aufeinander liegende Schnee — von Oktober bis März trat kein Tauwetter ein — war fast stets in leiser Bewegung und drohte auch ohne ernstlichen Sturm die Wegspuren zu verwischen.

Göttingen. Prof. Dr. Nathanael Bonwetsch.

Vereinigte Staaten. Festzeitung des Schwabenvereins Chikago für das 33. Cannstatter Volksfest.

Den Umschlag der jährlich erscheinenden Festschrift zieren, gekrönt durch das württembergische Wappen, die Bildnisse von „sieben Schwaben" — hier: Uhland, Hauff, Schubart, Kerner, Graf Alexander von Württemberg, Leins und Kepler —, von denen zunächst, nach dem Festspiel, ein Aufsatz handelt; unten mahnen die Verse: „Von Tausenden die Besten — Sind die, die sich ihr Herz bewahrt — Auch in den trübsten Tagen, — Die ihres Volkes Kraft und Art — Stolz in die Fremde tragen."

Echt amerikanisch werden die Kosten des hübsch mit Bildern ausgestatteten Heftes durch Geschäftsanzeigen aufgebracht, mit denen es durchschossen ist, meist in d. Sprache.

Auch andere als Schwaben wissen, was das Cannstatter Volksfest für Württemberg ist (wie das Oktoberfest für Bayern), ursprünglich ein landwirtschaftliches Fest, bei dem aber das Drum und Dran zur Hauptsache geworden und bei dem man sich aus dem ganzen Württemberger „Ländle" immer wieder findet. Das mußten die Schwaben auch nach Amerika hinüberpflanzen, und es hilft, sie beieinander zu halten, auch die, welche nicht in dem Verein sind, und führt auch andere D. zu. Die Pflege der Stammesangehörigkeit hat zugleich einen gut d. Hintergrund. Den Handschriften der Dichter Uhland, W. Hauff und Schubart aus dem Schillermuseum in Marbach folgt ein Bericht und Wettbewerbaufruf des „Goethedenkmalkomitees". Bei der Schilderung schwäbischer Städte (mit Abbildungen) gibt Mergentheim, der spätere Sitz des Hochmeisters des Deutschordens, Gelegenheit, der Ostmarken und der Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei Tannenberg zu gedenken. Fritz Reuter zum 100. Geburtstag ist eine größere Arbeit von Edna Fern gewidmet, und von „Schwaben im Ausland" erzählt eine Reisebeschreibung von Dr. Albrecht Wirth in München. Dem „Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerseminar" in Milwaukee gilt ein anderer Beitrag. Einer geschichtlichen Übersicht „Alemannien, Schwaben, Württemberg" folgt eine Novelle „Die Hochzeit auf dem Cannstatter Volksfest" (dem wirklichen); eine Reiseskizze „Meine Deutschlandsreise" und eine „Kriegserinnerung von 1870" schließen mit einigem Mundartlichen das Heft, das gewiß manchem Schwaben, wenn er in Gefahr wäre, sein Volkstum zu vergessen, nicht nur die Heimat, sondern auch sein d. Vaterland in die Erinnerung ruft.

Zusammengestellt würden auch diese alljährlichen „Festzeitungen" ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens und zugleich ein Kleinbild der geistigen Bedürfnisse und des Schrifttums unserer schwäbischen Landsleute in Amerika geben.

Konstanz. Dr. Wilhelm Groos.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Allgemeines.

Borchling, C.: Die niederdeutschen Elemente in den deutschen Lehnwörtern des Polnischen. (Verhandl. d. 50. Vers. deutscher Philol. u. Schulmänner in Graz 1909. Leipzig, B. G. Teubner.)

Lang, K.: Die Ausbreitung des Deutschtums nach Osten. (Nation. Jugendvorträge, veranstaltet v. d. Ortsgr. Karlsruhe d. Deutschen Ostmarkenvereins, Nr. 4.) 20 S.†. 40 Pf.

Lessiak, P.: Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen. (Verhandl. d. 50. Vers. deutscher Philol. u. Schulmänner in Graz 1909. Leipzig, B. G. Teubner.)

Lohmeyer, K.: Das Deutschtum im Ausland auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. (Deutsche Schule im Ausland IX, Nr. 9.)

Poeck, W.: Die Zukunft der plattdeutschen Sprache. (Kunstwart 1910, 1. Nov.-Heft.)

Rieger, G.: Die neuzeitliche Ausbreitung des Deutschtums überseeische. (Mit Anhang: Statistische Übersichten, zusammengestellt von Major a. D. Kreßmann.) 18 u. 15 S. (Nation. Jugendvorträge, veranstaltet v. d. Ortsgr. Karlsruhe d. Deutschen Ostmarkenvereins, Nr. 3.) 40 Pf.

W., K.: Fenster und Volkstum. (Frankfurter Ztg. 1910, Nr. 180, Abendblatt.)

Schleswig-Holstein, Lübeck.

Mohr, W.: Flensburgs Ursprung. 8°, 37 S. Flensburg, Huwald. 1 M.

Nordschleswig, Stimmen aus ~. Lose Blätter zur Vertretung deutscher Friedensarbeit in der Nordmark. Herausg. v. Joh. Schmidt. Heft 1. Hanau 1910, Claß u. Feddersen.

Ohneforge, W.: Deutung des Namens Lübeck, verbunden mit einer Übersicht über die lübischen Geschichtsquellen sowie über die verwandten Namen Mitteleuropas. Ein Beitrag zur deutschen und slawischen Ortsnamenforschung. 8°, 104 S. Progr. Lübeck 1910.

Tonnesen: Die kirchlichen Verhältnisse in Nordschleswig. (Die christliche Welt XXIV, Nr. 17.)

Norddeutschland.

Bösken, W.: Die französische Gemeinde zu Cleve. (Monatshefte f. rhein. Kirchengesch. IV, Heft 6.)

Bredt, J.: Die Polenfrage im Ruhrgebiet. Eine wirtschaftspolitische Studie. 8°, 739 S. Leipzig 1909, Duncker u. Humblot. 5 M.

Mückeley, O.: Die Masuren im rheinisch-westfälischen Industriebezirk im Hinblick auf die ihnen gegenwärtig drohenden Gefahren und die Bekämpfung derselben. Gelsenkirchen, Stück u. Lohde. 50 Pf.

Pessler, W.: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geschichtlichen Bedeutung. (Ztschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 1910, Heft 2/3.)

Schönhoff, H.: Französische Lehnwörter in den niedersächsischen Mundarten. (German.-Roman. Monatsschr. I, Heft 6.)

Simonis, A.: Die Gründung der deutschen Stadt Treptow a. R. (Progr. Gymn. Treptow a. R.) 4°, 27 S.

Strunk, D. H.: Wie die Sachsen nach Hadeln kamen. Eine quellenkritische Untersuchung. (Jahresber. d. Männer v. Morgenstern.) 8°, 17 S. Hannover, E. Geibel. 80 Pf.

Mitteldeutschland.

Jung, R.: Die englische Flüchtlingsgemeinde in Frankfurt a. M. 1554—59. (Frankfurter histor. Forschungen, Heft 3.) 8°, V u. 66 S. 2.50 M.

Lorme, E. de: Auszüge aus den Kirchenbüchern der französisch-reformierten Gemeinde von Carlshafen a. W. (1699—1825). (Gesch.-Bl. d. Deutschen Hugenottenvereins XIII.) 8°, 38 S. 80 Pf.

Muchau, H.: Das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduringer (Thüringer). Prähistorische und sprachwissenschaftliche Forschungen über die Urzeit Thüringens. 8°, XVI u. 241 S. Jena, Costenoble. 6 M.

Neumann, W.: Eine französische Sprachinsel (Friedrichsdorf bei Homburg). (Zeitschr. f. d. Realschulwesen XXXIV, 1909, Heft 3.)

Preußische Ostmarken.

Aubin, G.: Zur Geschichte des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Ostpreußen von der Gründung des Ordensstaates bis zur Steinschen Reform. Gr.-8°, VII u. 192 S. Leipzig 1910, Duncker u. Humblot.

Curschmann, F.: Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet. (Forsch. z. deutschen Landes- u. Volkskunde XIX, Heft 2.) 8°, S. 91—183. Stuttgart, J. Engelhorn. 5 M.

Dalchow, O.: Die Städte des Warthelandes. I. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Landeskunde der Provinz Posen. 132 S.*†. Diss. Leipzig.

Hoffmann, H.: Fremd- und Lehnwörter polnischen Ursprungs in der schlesischen Mundart. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1910, Heft 3.) Berlin, Allgem. Deutscher Sprachverein.

Österreich.

Raindl, R. F.: Preußische Ansiedler in Österreich im 18. Jahrhundert. (Grenzboten LXIX, 1910, Nr. 30.)

Much, R.: Die germanischen Stämme auf dem Boden Niederösterreichs vor der karolingischen Besiedlung. (Vortrag im Ver. f. Landeskde v. Niederösterreich am 22. Jan. 1910.)

Schubert, A.: Ziffern zur Frage des niederösterreichischen Tschecheneinschlags. 8°, 100 S. Wien 1909, Schalk. 1.50 M.

Rive, G. J.: De nationale Organisaties der Slaven en Duitschers in Bohemen. (Vlaamsche Gids VI, Nr. 6, Antwerpen.)

Twerdy, K.: Die Tätigkeit des Deutschen Schulvereins in Mähren 1880—1908*. (Getreuer Eckardt 1910, Okt.)

Walser. Die Niederlassung von Walsern im Paznauntal. (Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs VII, Heft 2.)

—. Zu den Walsern im Paznaun. (Ebenda, Heft 3.)

Wotawa, A. v.: Die nationale Notlage der Deutschen in Mähren und Schlesien im Lichte der Statistik. (Getreuer Eckart 1910, Febr.)

Zierler, P.: Die Herren von Tarasp und ihre Gründungen (1042—1220). (Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs VII, H. 2 u. 3.)

Galizien.

Raindl, R. F.: Die Lage des Deutschtums in Galizien. (Grenzboten LXIX, Nr. 37/38.)

—: Reich und Rhein in Sage und Sang der Schwaben in Galizien. (Köln. Volksztg. 1910, Nr. 551 und Nachtrag Nr. 580.)

—: Schweizer in Polen und Galizien. (St. Galler Blätter, Beil. z. St. Galler Tagblatt, 1910, Nr. 25.)

Ungarn.

Capesius, B.: Am Plattensee. (Karpathen III, Nr. 17.)

Groos, W.: Mitteilungen über und aus Ungarn für die deutsche Industrie. (Süddeutsche Industrie, Mannheim 1910, Nr. 19.)

Raindl, R. F.: Die Hauensteiner Verbannten in Ungarn. (Neue badische Landesztg. 1910, Nr. 100; Nachdruck im Säckinger Tagblatt Nr. 65.)

Röwi, E.: Sprachproben aus der Zips. (Karpathen IV, Nr. 2.)

Lug, W.: Hinweg mit den madjarisierten Ortsnamen in deutschen Schriften und Zeitungen! (Zeitschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins 1910, Febr.)

Reimesch, F.: Hinweg mit den madjarisierten Ortsnamen! (Ebenda 1910, Sept.)

Siebenbürgen.

Csallner, R.: Deutsche Texte aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation (Forts.). (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskde XXXIII, Nr. 8/9.)

Höhr, A.: Sächsisches aus Schäßburg, einst und jetzt. (In: Festschrift z. Vers. d. sächs. Vereine in Schäßburg 1910.) 146 S. W. Krafft.

Risch, G.: Zur Wortforschung (altgriechische Ortsnamen in Siebenbürgen, altgermanische Elemente im Rumänischen, Grendel, Petersdorf, Ripa). (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskunde XXXIII, Nr. 8/9.)

Müller, H.: Zur Geschichte des Repser Stuhles. (Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde XXXVII, Heft 1.)

—: Zur Rassenhygiene der Siebenbürger Sachsen. (Karpathen III, Nr. 23/24.)

Schullerus, A.: Kleine Studien zur siebenbürgisch-deutschen Literatur und Geistesgeschichte. VI. Franz Kazinczy und die Siebenbürger Sachsen. (Korr.-Bl. d. Ver. f. siebenb. Landeskunde 1910, Nr. 3.)

Soos, J.: Das Sachsentum in Elisabethstadt. (Sächs. Hausfreund 1910. Kronstadt, Joh. Götts Sohn.)

Schweiz.

C., C.: Zur Sprachenfrage in der Schweiz. (Sonntagsbl. d. Basler Nachrichten 1910, Nr. 18.)

Jeanjaquet, J.: L'extension du français et la question de langues en Suisse. Bibliographie analytique. 8°, 70 S. Neuenburg 1910, [Attinger].

Löw, G.: Die erste Erwähnung der schwedischen Einwanderung in die Schweiz. (Anzeiger f. schweiz. Gesch. XL, 1909, Nr. 5.)

O., R.: Sprachenkämpfe. (Glarner Nachr. 1910, Nr. 181 u. 182.)

Niederland, Belgien und Luxemburg.

Fockert, J.: Romanische Lehnwörter in der Luxemburger Mundart. 20 S. Luxemburg, J. Beffert.

Gent, De vervlaamsching van de Hoogeschool te ~. (Neerlandia XIV, Nr. 9.)

Kreuzkam: Deutsch-belgische Handelsbeziehungen. (Welt des Kaufmanns VI, Heft 10.)

Le flamand dans l'armée. (La Belgique militaire 1910, 20. Febr.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

England.

England, Die deutschen Katholiken in ~. (Jahrb. d. Caritasverbandes f. 1910/11, S. 31–37.)

Timpe, G.: Die deutsche St. Bonifatius-Mission in London 1809–1909. 4°, 79 S.*. London, F. Mildner u. Ko. (Köln, J. P. Bachem).

Frankreich.

Bastian, F.: Regensburgs Handelsbeziehungen zu Frankreich. (In: Festgabe zu Herm. Grauerts 60. Geburtstag.) Freiburg i. B., Herder.

Frankreich, Die katholischen Deutschen in ~. (Jahrb. d. Caritasverbandes f. 1910/11, S. 37–49.)

Italien.

Italien, Die deutschen Katholiken in ~. (Jahrb. d. Caritasverbandes f. 1910/11, S. 49–66.)

Lohninger, J.: S. Maria dell'Anima, die deutsche Nationalkirche in Rom. (Bau- u. kunstgeschichtl. Mitt. aus dem Archiv d. Anima.) 8°, XXXIV u. 167 S.*. Regensburg, F. Pustet. 4 M.

Messina, [Die deutsch-evangelische Gemeinde in] ~-Palermo. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 7.) 16 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.

Neapel, Die Feldprediger bei den Schweizerregimentern in ~. (Ztschr. f. schweizer. Kirchengesch. III, Heft 4.)

Simonsfeld, H.: Urkunden Friedrich Rotbarts in Italien. 5. Folge. (Aus: Sitzungsber. d. Kgl. bayr. Akad. d. Wiss., philos.-philol. u. histor. Kl., 1909.) 8°, 29 S. München, G. Franz. 50 Pf.

Russisches Reich.

Pfälzische Kolonien in Südrußland. (Deutscher Volkskalender f. Stadt u. Land 1910.) Odessa, Nitzsche.

Rußland, Die deutschen Katholiken in ~. (Jahrb. d. Caritasverbandes f. 1910/11, S. 66–76.)

Ostseeprovinzen.

Estland, Bericht des Vorstandes über das 5. Geschäftsjahr des Deutschen Vereins in ~ 1909/10. 8°. 72 S. Reval 1910.

Hedenström, A. v.: Die Lage des baltischen Deutschtums. (Süddeutsche Monatshefte VII, Heft 7.)

Mettig, C.: Führer durch das Haus der Kompanie der Schwarzen Häupter zu Riga. 8°, 41 S.*. Riga 1910, [W. F. Häcker].

—: Erinnerungen an Peter den Großen in Riga und an die Zeit der Belagerung, zum Jubiläum der 200jährigen Vereinigung Rigas mit Rußland. 8°, 54 S., 2 Taf. Riga 1910, W. Mellin u. Ko. 1.25 M.

Osten-Sacken, P. Baron: Zur Kapitulation der Estländischen Ritter- und Landschaft am 29. Sept. 1710. Festschrift zum 200jähr. Gedenktag der Zugehörigkeit Estlands zum Russischen Reiche. 4°, 39 S.*. Reval 1910.

Wilpert, R. v.: Baltisches Deutsch. (Rigaische Ztg. 1910, 30. Sept.)

Rumänien.

Erasmus: Geschichte der [evangel.] Gemeinde Câmpina. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 2.)

Hänig, A.: Die Entwicklung der rumänischen Petroleumindustrie und ihre wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland. (Jahrbuch f. Nationalökonomie u. Statistik, Dritte Folge, XXXVII, Heft 3.)

Honigberger, R.: Zur Geschichte des Deutschtums in Rumänien. (Karpathen II, Nr. 8, 9, 12.)

Jorga, N.: Einiges Allgemeines über den siebenbürgisch-deutschen Einfluß auf das rumän. Volk in älterer Zeit. (Karpathen II, Nr. 9.)

Lagedatu, A.: Die Antiquitäten von Baia [sächs. Kolonie Stadt Molde]. (Karpathen IV, Nr. 1 u. 2.)

Balkanhalbinsel.

Lange, H.: Deutsche Oper im Orient. (Deutsche Theater-Zeitschr. III, Heft 25.)

Urings, Fr.: Die deutsche Kolonie von Endje (Bulgarien). (Die kathol. Mission 1910, Juni. Freiburg i. B., Herder.)

Wirth, A.: Deutschtum und Türkei. 8°, IV u. 39 S. Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt. 70 Pf.

Asien.

Brandstäter: Heimat und Züge der Indogermanen und der Germanen (Südsibirien). (In: Jahrb. d. Ver. f. Orts- u. Heimatkde in der Grafschaft Mark XX, Witten a. R.)

Brugger, H.: Die deutschen Siedlungen in Palästina. Ihre Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung. (Neujahrsbl. d. Lit. Ges. Bern auf 1909). 8°, 104 S. Bern, K. J. Wyß. 2.80 M.

Kösters: Die deutschen Missionare und ihre wissenschaftliche Tätigkeit in China während des 17. u. 18. Jahrhunderts. 8°, 21 S. Tsingtau (Leipzig, R. Streller). 50 Pf.

Lorch, F.: Die deutschen Tempelkolonien in Palästina. Ein Blick auf ihre Vergangenheit. (Mitt. u. Nachr. d. Deutschen Palästina-Vereins 1909, Nr. 4 u. 5.)

Rohrbach, P.: Deutsche Kulturaufgaben in China. 8°, 125 S. Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe.

—: Deutsche Kultur in China. (Christl. Welt XXIII, 1909, Nr. 16 u. 17.)

Vereinigte Staaten.

Ellmaker, J. W., u. **Pettit,** H.: The Ellmaker Family [Oelmacher aus Gaulhof bei Nürnberg]. (Pennsylv.-Germ. X, 1909, Nr. 7.)

Haertel, M.: German literature in American magazines, 1846 to 1880. 8°, 188 S. Madison, Univ. of Wisc. 0.50 Doll.

Heinrici, M.: Das Buch der Deutschen in Amerika. Herausg. unter den Auspizien des Deutschamerikanischen Nationalbundes. VII u. 974 S.*. Philadelphia 1909 [1910]. 5 Doll.

Heller, W. J.: The rise and decline of the first lutheran congregation at the forks of the Delaware. (Pennsylv.-Germ. XI, 1910, S. 138–47.)

Hocker, E.: A defiant dialect. Pennsylvania German in fiction. (Ebenda Nr. 10, S. 598–602.)

Kraushaar, O.: Die Sprachenfrage in der lutherischen Kirche Amerikas. (Der alte Glaube X, Nr. 53/54.)

Musser [Moser]: Family Record. (Pennsylv.-German X, 1909, Nr. 8.)

Pooley, W.: The settlement of Illinois from 1830 to 1850. 8°, 290 u. 595 S. Madison, Univ. of Wisc. 0.75 Doll.

Skal, G. v.: History of German immigration in the United States and successful German-Americans and their descendants. 8°, 356 S. Neuyork 1910, Frank T. Smiley. 10 Doll.

Walz, J.: Der Wert des Professorenaustauschs für das deutschamerikanische Geistesleben. (Internat. Wochenschr. f. Wissensch., Kunst u. Technik III, Nr. 34.)

Welfley, W. H.: Early Printing in Somerset, Pa [1812]. (Penns.-Germ. XI, 1910, S. 148–52*.)

Westen, W.: Geschichte der Deutschen in Amerika. (Deutsche Vorkämpfer 1910, Nr. 1 ff., Neuyork.)

Wittstock, C.: Strandgut von einer Amerikareise. 8°, 148 S. Hermannstadt, [Jos. Drotleff]. 1.40 Kr.

Brasilien.

Boettner, Th.: Deutsche Weihnachten im Urwald [S. Bento in S. Katharina]. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 3.) 15 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.

Hoppe, L.: Eine versunkene und wiedererwachende Welt in den Urwäldern von Südbrasilien. (Ebenda, Heft 9.) 15 S.*. 10 Pf.

Riograndenser Synode, 22. ordentliche Generalversammlung. (Deutsche Ansiedler 1910, Okt.)

Schurich, S.: Eine Amtsreise in Brasilien (Mucury). (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 5.) 15 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.

Urban: Santa Izabel, die erste deutsch-evangelische Gemeinde im Staate Espirito Santo. (Ebenda, Heft 1.). 16 S.*. 10 Pf.

Wellmann: Aller Anfang ist schwer. Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Urwaldlebens. (Ebenda, Heft 11.) 16 S.*. 10 Pf.

—: Deutsche Hausfrauen im Urwald (Espirito Santo). (Ebenda, Heft 6.) 16 S.*. 10 Pf.

Wernicke, H.: Deutsch-evangelisches Volkstum in Espirito Santo. Eine Reise zu deutschen Kaffeebauern in einem tropischen Staate Brasiliens. 8°, 136 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 2 M.

Wettstein, A.: Mit deutschen Kolonistenjungens durch den brasilianischen Urwald. Gr.-8°, XIII u. 195 S.*†. Leipzig 1909, F. Engelmann. 3 M.

Argentinien.

Argentiniens Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland. (Internat. Wochenschr. f. Wiss., Kunst u. Technik IV, Nr. 27.)

Fritsch, S.: Deutsche Siedlungen in den Alpen Argentiniens. (Deutsche Kolonialztg. 1910, Nr. 8 u. 9, Berlin.)

Heyne, B.: Ein Sonntag in der Gemeinde Alvear. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 8.) 16 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.

—: Wie es in Argentinien zur Gründung der Deutschrussengemeinden kam. (Ebenda Heft 4.) 16 S.*. 10 Pf.

Jathos, A.: Die Germaniaschule zu Buenos Aires, ihr Werden und Sein. (Deutsche Schule im Ausland IX, Heft 9.)

Koch, E.: Esperanza. Geschichte einer südamerikanischen Gemeinde. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 2.) 15 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.

Übriges Südamerika.

Benignus, S.: Von deutscher Arbeit im Süden Chiles. (Süd- und Mittelamerika 1910, Heft 13–15. Berlin, H. Paetel.)

Gaede, P.: Auf Reisen durch Chile. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 12/13.) 32 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 20 Pf.

Geiser, A.: Die Deutschen in Chile. (Daheim XLVI, Nr. 35.)

Paraguay, Das Deutschtum in ~. (Süd- u. Mittelamerika, H. 14/15. Berlin, H. Paetel.)

Schäffer, C.: Das Deutschtum in Venezuela. (Ebenda 1910.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien

(Staat Rio Grande do Sul)

3. Straße in dem deutschen Koloniestädtchen Santa Cruz

4. Evangelisches Pfarrhaus in der deutschen Kolonie Hamburgerberg

Aus: Funke, Aus Deutsch-Brasilien

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Leipzig: B. G. Teubner

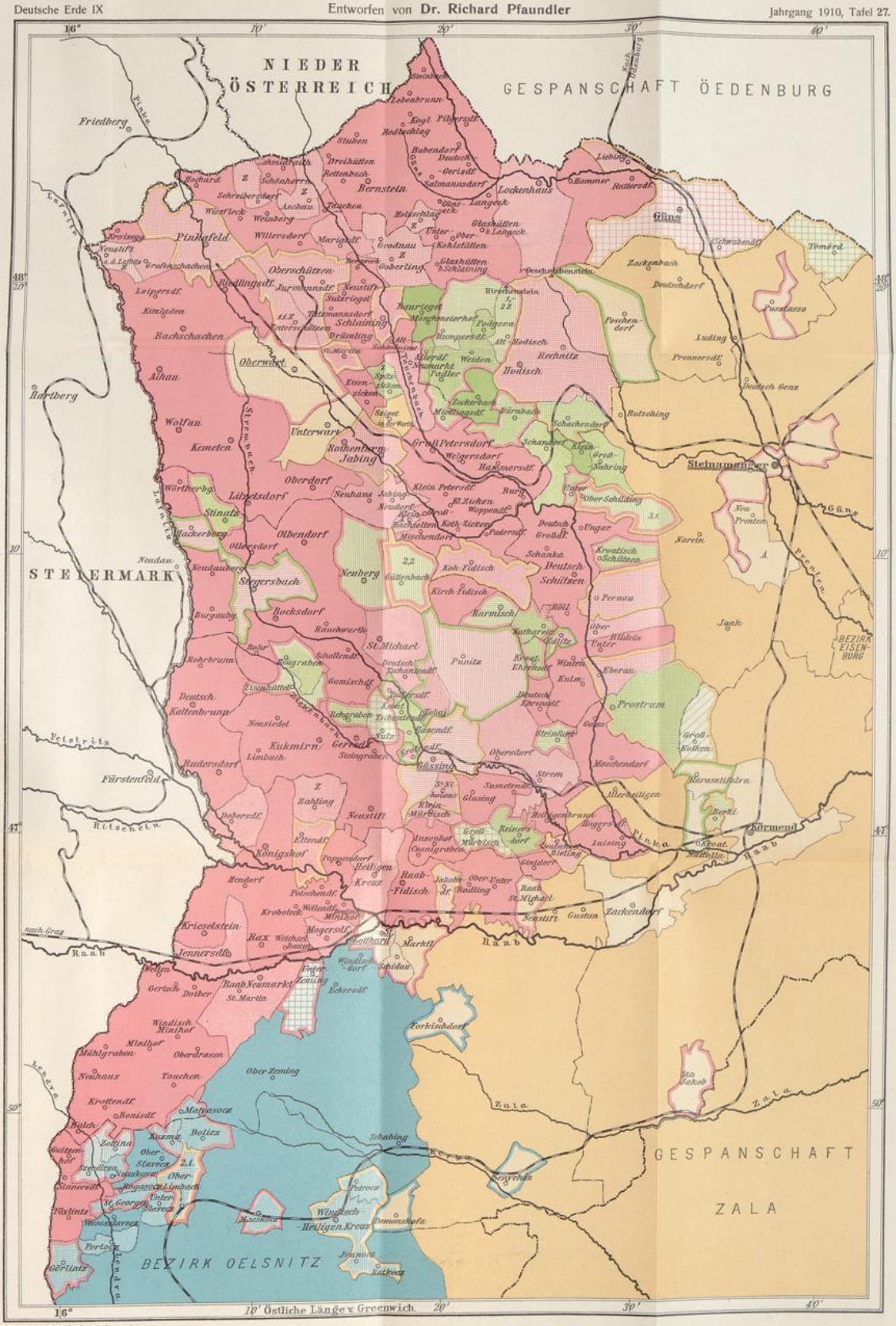
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn

Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900

Blatt III: Gespanschaft Eisenburg

Deutsche Erde IX — Entworfen von **Dr. Richard Pfaundler** — Jahrgang 1910, Tafel 27.



Leitung: Prof. Paul Langhans

ZEICHEN-ERKLÄRUNG:

Landes-, Gespanschafts- und Bezirks-Grenze

Gemeinde-Grenze (nur zwischen national verschiedenen Gemeinden)

Eisenbahn

Gemeinden mit weniger als 1000 / 1000—5000 / 5000—10000 / über 10000 Einw.

Die Amtssitze der Gespanschaftsbehörden sind doppelt, jene der Bezirksbehörden einfach, die Städte mit Munizipalrecht stark punktiert, die Städte mit geordnetem Magistrat leicht punktiert unterstrichen.

Gemeinden mit deutscher / madjarischer / kroatischer / slowakischer / slowenischer absoluter oder relativer Mehrheit: rot / gelb / grün / blau — in der Gespanschaft Preßburg / Eisenburg

Die Minderheiten über 5 v. H. sind durch Umrahmung der Gemeinde in der betreffenden Farbe dargestellt, wobei die Rahmen von außen an die größte, zweite und kleinste Minderheit bedeuten. Die Stärke der Minderheiten in drei- und mehrsprachigen Gemeinden ist durch beigesetzte Ziffern in der Reihenfolge der Rahmen angedeutet (1:5—9,99 v. H., 2:10—19,99 v. H., 3:20—29,99 v. H., 4:30—39,99 v. H.).

»Z« bzw. »A« bedeutet, daß eine Minderheit von Zigeunern bzw. Anderen gebildet wird.

Mischungsstufen: 100—95 / 94,99—90 / 89,99—80 / 79,99—70 / 69,99—60 / 59,99—50 / 49,99—40 / 39,99—30 v. H.

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Univ.-Prof. Dr. Gustav Gross,
Obmann des Deutschen Schulvereins
seit 1905,
Reichsratsabgeordneter des 6. deutschen Wahlbezirks Mährens (Iglau)

Zur 30jährigen Jubelfeier des Deutschen Schulvereins in Wien, 1880—1910

▽▽▽▽

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wilhelm Groos.

Unter den Vorkämpfern für deutsches Volkstum nimmt Dr. Wilhelm Groos in Konstanz durch seine langjährige eifrige und fruchtbare Tätigkeit einen hervorragenden Platz ein. Gewiß wird es deshalb angemessen und willkommen sein, wenn in der „Deutschen Erde" ein Gesamtbild des Lebens und der Arbeit dieses echt deutschen Mannes, wenigstens in flüchtigen Umrissen, dargeboten wird. Leben und Arbeit! für ihn waren es gleichbedeutende Begriffe; sein Leben ist Arbeit und Arbeit ist ihm das Leben.

Abb. 28.

Dr. Groos

Wilhelm Groos ist am 25. Mai 1849 als Sprößling eines altbadischen Geschlechts geboren. Von Jugend auf lebte der deutsche Gedanke in ihm; auf der Hochschule waren ihm Treitschke und Wattenbach begeisterte und begeisternde Führer und Wegweiser. Der Verkehr mit Siebenbürger Sachsen übte einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Seine Studien wurden unterbrochen durch den Krieg von 1870/71; als Freiwilliger des 6. badischen Regiments lag er vor Straßburg und Schlettstadt, bis ihn eine schwere Fußverletzung zeitweilig dienstunfähig machte.

Als Berufsfach hatte er die Rechtswissenschaft gewählt. In seiner Natur lag neben der Neigung zu wissenschaftlicher Vertiefung ein starker Drang zu praktischer gemeinnütziger Betätigung. Der Dienst der Staatsverwaltung gewährte ihm erwünschte Aussicht, diesen Drang zu befriedigen. Nachdem er die beiden Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden und die Doktorwürde erworben hatte, folgte er der Beamtenlaufbahn, die ihn in verschiedene Bezirke des Landes, zuletzt — im Jahre 1902 — nach Konstanz führte, wo er als Geh. Regierungsrat und Vorstand des Bezirksamts Konstanz bis heute tätig ist.

Im Jahre 1875 begann für ihn zugleich jene andere ehrenvolle Laufbahn im Dienste des deutschen Volkstums, auf die ihn Neigung und innerer Beruf hinwiesen und der er seither unverbrüchlich treu geblieben ist. Auch hier wieder zeigte er sich als Mann der Tat. Er wollte nicht bloß aus Büchern lernen, sondern mit eigenen Augen sehen. Zu diesem Zwecke unternahm er zunächst 1875 eine sechsmonatige Erkundungsreise großen Stils nach dem Osten Europas und bis Kleinasien; er besuchte Ungarn mit den deutschen Ansiedlungen, vor allem zog es ihn zu den geliebten tapferen Siebenbürger Sachsen. Weiter bereiste er die Donauländer bis nach Konstantinopel, ging hinüber nach Ephesus und Smyrna, zurück über Griechenland und die Jonischen Inseln nach Italien. Mit offenem Auge und offenem Sinne sah er all das Wissenswerte und Schöne, insbesondere achtete er auch auf die Handelsbeziehungen, für die sein Blick im väterlichen Hause geschärft und geweitet war. Mit einer Fülle von Anschauungen, Eindrücken und Erfahrungen kehrte er heim, er hatte einen guten Grund gelegt für seine weiteren Arbeiten. Seitdem hat er alle seine Urlaubsreisen, die sich in der Regel auf die übliche Zeit von vier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wochen beschränken mußten, dem Deutschtum an den Sprachgrenzen und auf den Sprachinseln gewidmet. Was er auf diesen Wanderungen gesehen und geleistet hat, ist erstaunlich und beweist, daß auch in Süddeutschland zähe Beharrlichkeit für die deutsche Sache zu Hause ist. Er ist beinahe rings um das Deutsche Reich herumgekommen, vom Ärmelmeer bei Dünkirchen an der flämisch-wallonischen Sprachgrenze ostwärts, dann südlich längs der deutsch-französischen an Luxemburg, Elsaß-Lothringen herauf durch die Schweiz bis zu den Monte Rosa-Deutschen, an der Scheide zwischen Deutschen und Italienern ostwärts zu den Südslawen, dann durch Österreich-Ungarn und unsere eigenen Ostmarken zu den Balten bis Reval und Narwa, an der dänisch-deutschen Sprachgrenze quer durch Nordschleswig. Immer hat er bei diesen Wanderungen sein Ziel im Auge; er fragt Pfarrer und Lehrer, plaudert mit Bauern und Bäuerinnen und läßt sich die gute Laune nicht trüben, wenn einmal ein stolzer Madjar sich nicht zu einer deutschen Antwort bequemt; dabei scheut er keine Anstrengungen und Entbehrungen. So hat er gleichsam eine „Inventarisierung" unseres Besitzstandes im Ausland vorgenommen. In zahlreichen größeren und kleineren Aufsätzen und Einzelschriften hat er die Ergebnisse seiner Forschungsreisen niedergelegt und in Tageszeitungen, Vereinsblättern und Zeitschriften veröffentlicht. Überall hat er darauf hingewiesen, wo Hilfe not tut und wo völkische Werte für uns auf dem Spiele stehen. Seine Schreibweise kennzeichnet den Mann; sie ist kurz und klar, verschmäht jede Phrase, wirkt aber gerade durch ihre Einfachheit und Frische wohltuend. Er versteht es, Land und Leute und dabei auch die topographische Gestaltung der durchstreiften Gegenden anschaulich zu schildern; die echt deutsche Naturfreude und Wanderlust bricht dabei unverkennbar durch. Ich möchte noch besonders auf seine Wanderfahrten „nationale Reiseführer" hinweisen.

Zu dieser schriftstellerischen Tätigkeit gesellte sich eine ebenso rege und ersprießliche organisatorische und Werbearbeit in Wort und Schrift. Als der österreichische Schulverein gegründet wurde, trat Dr. Groos ihm als erstes Mitglied im Deutschen Reiche bei und war mit Eifer und Erfolg für die Ausbreitung des Vereins im badischen Lande bemüht, so daß schon im ersten Jahre — 1880 — eine Mitgliederzahl von nahezu 1000 erreicht wurde. Er wirkte nachdrücklich auf die Vereinigung der Einzelvereine zu Landesverbänden und zu einem Reichsverband mit der Reichshauptstadt als Vorort hin. Seither ist seine emsige Tätigkeit nie erlahmt; wiederholt wurde er an die Spitze des badischen Landesverbandes berufen, dessen Obmann er auch gegenwärtig (seit 1906) wieder ist.

Alle völkischen Bestrebungen hat er in sein Herz geschlossen; so hat er der Deutschen Kolonialgesellschaft durch Vorträge, die er schon im Winter 1883/84 in verschiedenen bayrischen Städten hielt (über die Frage „Bedarf Deutschland der Kolonien?"), und durch sonstige Anregungen vorgearbeitet. Auch dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein und dem Alldeutschen Verband gehört er als tätiges Mitglied an.

Es ist erfreulich, daß das wahre Verdienst auch in unseren Tagen erkannt wird, ohne daß es des lauten Schalles der Reklame bedarf. So hat sich die letzte große erhebende Tagung des Vereins für das Deutschtum im Ausland an den Ufern des Schwäbischen Meeres geradezu zu einer Huldigung für den Obmann des badischen Landesverbandes gestaltet, so daß dem bescheidenen selbstlosen Manne, der stets nur das Wohl der Sache, nie seinen persönlichen Erfolg im Auge hat, der Ehre beinahe zu viel wurde. Die Arbeit hat ihn bis jetzt mutig und frisch erhalten, und wir sehen ihn heute freudig bereit, dem Vaterland wie bisher seine Kraft zu weihen. Wenn ich an ihn und sein Wirken denke, fallen mir unwillkürlich Jean Pauls Worte ein: „Selig der, dem Gott eine große Idee beschert, für die allein er lebt und handelt, die er höher achtet als seine Freuden, die, immer jung und wachsend, ihm die abmattende Eintönigkeit des Lebens verbirgt!"

Geh. Ober-Regierungsrat Wilhelm Haape in Baden-Baden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Iglauer Sprachinsel.

Von

Dr. **Anton Altrichter** in Iglau.

Die deutschen Ansiedler der Iglauer Sprachinsel stammen aus der Zeit der großen deutschen Kolonisation des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. Damals sind die Deutschen auch in den Markwald eingezogen, der Böhmen von den mährischen Fürstentümern schied. An den Handelssteigen, die, von Wächtern beschützt, den Urwald durchquerten, entstanden die ersten Ansiedlungen. An der Stelle, wo der Igelfluß überschritten wurde, erblühte die „Stadt ze der Igla", Iglau, an der Sazawafurt Deutschbrod (brod = Furt). Flandrische Kaufleute sollen den Grund zur Igelstadt gelegt und die Tuchindustrie, die heute noch hier gepflegt wird, begründet haben[1]). Das Silbererz des Bodens lockte zahlreiche Ansiedler aus verschiedenen Gegenden Deutschlands heran. Mehrere Klöster haben mit dem Geschlecht der Lichtenburger in der Kolonisationstätigkeit wetteifert, so Selau, wo 1148 Prämonstratenser aus Steinfelden (Diözese Köln) einzogen, Sedletz (1143), eine Gründung der Zisterzienser von Waldsassen, das Benediktinerkloster Wilhelmszelle (Wilemov) 1120, das Nonnenkloster Frauental 1265. Der Deutsche Ritterorden hat ebenfalls hier gewirkt, bis er 1233 den größten Teil seines Besitzes an das Kloster Selau verkaufte, um sich ganz seiner großen Aufgabe im Kulmerland zuzuwenden.

Ein Teil der Kolonisten stammt aus späterer Zeit. Im 18. Jahrhundert wurden mehrere Dörfer gegründet, so 1731 auf den Waldgründen des Grafen Sinzendorf Neu-Pfauendorf und Philippsdorf, 1789 das mitten in slawischer Umgebung liegende Libinsdorf. Hierher sind die Deutschen aus der Gegend von Tetschen (Nordböhmen) gekommen. Aus Nordböhmen waren auch bei den Versuchen, den Bergbau wieder zu beleben, Ansiedler herbeigeeilt, so nach Friedenau aus der Umgebung von Böhmisch-Leipa. In der josephinischen Zeit wurde eine große Anzahl von Meierhöfen in Dörfer umgewandelt.

Das Land, das die deutschen Einwanderer dem unwirtlichen Waldboden abgerungen und durch Gewerbfleiß, reiche bergmännische und agrikole Kenntnisse zu einer Kulturstätte gemacht haben, ist leider in weitem Umkreis dem Deutschtum vielfach wieder verloren gegangen. Heute umfaßt die Sprachinsel noch 390 qkm. Die Landesgrenzen weisen davon 157 qkm nach Mähren, den größeren Teil, 233 qkm, nach Böhmen. Die 48162 Bewohner dieses Gebiets siedeln in einer Stadt (Iglau), zwei Marktorten (Stannern und Stecken) und 74 Dörfern. Von den Insassen dieses geschlossenen Sprachgebiets bekannten sich bei der Volkszählung 1900 als Deutsche 39095 (81,18 v. H.) und als Tschechen 8606 (17,86 v. H.). Die Hälfte der gesamten Bevölkerung entfällt auf die Stadt Iglau. Von den 24387 Stadtbewohnern sind 19765 Deutsche, 4228 haben Tschechisch als Umgangssprache angegeben. Die Juden, 1450 an der Zahl, haben zum größeren Teile, wie noch in Mähren überhaupt, Deutsch als Umgangssprache bezeichnet[2]).

Im böhmischen Teile der Sprachinsel wohnen 12501 Deutsche (neben 2960 Tschechen), im mährischen (außer Iglau) 6829 (neben 1418 Tschechen).

Die Bevölkerung ist jedoch nicht gleichartig, sondern scheidet sich nach Sprache, Körperbeschaffenheit und Tracht in zwei Gruppen, die allerdings allmählich zu verschmelzen beginnen. In der einen scheint süd-, in der anderen mitteldeutsches Blut vorzuherrschen. Im nördlichen Zipfel der Sprachinsel (Langendorf, Pattersdorf, Frauental und Umgebung) sieht man vorwiegend einen hellen germanischen Körperschlag; die Gestalt ist groß, die Augen sind blau oder lichtgrau, der Kopf dolichozephal, die Haare blond. Im übrigen und größeren Teile des Gebiets treten

1) Über die Kolonisation siehe meine „Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel" (Zeitschr. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens 1908).

2) Vgl. Herz: Untersuchungen über die Statistik des Bevölkerungsstandes der Nationalitäten in Mähren und Schlesien (Zeitschr. d. Deutschen Vereins f. Gesch. Mährens u. Schlesiens 1910). In Böhmen hat aber bereits die letzte Volkszählung die Erscheinung gebracht, daß sich die Mehrzahl der Juden zur tschechischen Sprache bekannten (vgl. Rauchberg: Der nationale Besitzstand in Böhmen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr die Eigenschaften des bairisch-österreichischen Stammes hervor: kräftig untersetzte Gestalt, rundliche Kopfform, dunkle Augen und Haare.

Die Sprache im nördlichen Gebiet hat zum großen Teil mitteldeutschen Charakter, im übrigen Teile herrscht die bairisch-österreichische Mundart vor.

Auch in der Tracht unterscheidet sich der nördliche Zipfel von der übrigen Sprachinsel. In Langendorf und Umgebung trägt der Bauer gelblichweiße Lederhosen; die Weste ist mit einer dichten Reihe glänzender Knöpfe geschmückt. Der kurze blaue Leibchenrock hat kleine Schößchen, welche rot umfaßt sind. Die Füße stecken in langen kalbledernen bis über die Knie reichenden Aufzugstiefeln. Jetzt beginnen die Langendörfer, sich in der Kleidung der übrigen Bevölkerung der Sprachinsel anzupassen. Bei dieser macht sich leider immer mehr der Einfluß der städtischen Kleidung, namentlich bei dem männlichen Geschlecht, geltend. Es sind bereits zahlreiche alte Kleidungsstücke außer Gebrauch gekommen. Es ist dies zu bedauern, denn die Volkstracht ist hier sehr schmuck. Die Männer tragen schwarze Lederhosen und glänzendgewichste Röhrenstiefel. Über die Samtweste zieht der Bauer eine kurze Tuchjoppe. Auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer Filzhut (in der Form eines gestutzten Kegels) oder besonders am Sonntagnachmittag ein sehr kleines blaues Samtkäppchen, im Winter eine warme Mütze (Batzen). Bei Hochzeiten, Begräbnissen und feierlichen Anlässen wird der „Bunda", ein langer, dunkler, schwerer Winterrock oder ein breitkragiger Mantel (ähnlich einem Havelrock) getragen. Im Winter hüllt sich das alte Bäuerlein in einen weißen, bunt ausgenähten Schafpelz. Die Frauen tragen über mehreren (manchmal sogar sehr vielen) Unterröcken einen je nach Anlaß und Sitte schwarzen, blauen oder grüngrauen (blenten) „Scharkarock", der nicht ganz bis zur Mitte der Waden reicht und die gelbroten Strümpfe und Halbschuhe freiläßt. Um die Hüfte sind die „Fürtabändla" (Fürstück oder Fürsteck = Schürze) geschlungen. Die „Schirtingschürze" muß recht glänzen. Um den Hals krausen sich Spitzen. Die Ärmel des „Leibels" (einer Art die Brust bedeckendes Oberhemd) sind gebauscht. Ein Leibchen aus Seide oder Brokatstoff wird an der Brust mit Bändern (rot, blau oder schwarz), „Hinawieda" genannt, zusammengehalten. Das bunte Tuch fällt in langem Zipfel vom Kopfe über den Rücken. Bei Festlichkeiten, namentlich Hochzeiten, ist die Ausstattung noch bunter und reicher.

Leider schrumpft, wie bereits erwähnt, die deutsche Sprachinsel immer mehr zusammen. Wohin man über die heutigen Grenzen blicken mag, überall findet man Leichensteine deutschen Besitzes. Das tschechische Humpoletz war einst ein deutsches Gumpolds, Heraletz ein deutsches Erhards. Im alten broda Theutonicalis (Deutschbrod) kann man auf dem Friedhof noch alte deutsche Grabinschriften lesen, während vor einigen Jahren alle sonstigen deutschen Aufschriften getilgt werden mußten. Im vorigen Jahre ist der Marktort Frauental gefallen, vor einigen Jahren das Dorf Lukau, vor 15 Jahren Saibendorf. Seit 1855 sind folgende Orte verloren gegangen: Eisenborek, Matzerau, Frauentaler Höfern, Schenkelhof, Termeshof, Klein-Beranau, Scheibeldorf. Man kann überhaupt an 60 verlorene Ortschaften zählen. In zahlreichen Orten mehren sich in bedenklicher Weise die tschechischen Minoritäten, in mehreren wurden bereits von der Matice školska tschechische Volksschulen eröffnet. Die Industrie zieht sowohl nach Iglau als auch nach anderen Orten (namentlich Deutsch-Schützendorf, Antoniental) tschechische Arbeiter herein, ebenso der Großgrundbesitz. Während Tschechisierungsvereine eine rege Tätigkeit entfaltet haben und entfalten, waren die Deutschen bisher meist sorglos und gleichgültig. Eine gewisse Schwerfälligkeit mag sich aus der Inzucht in der Sprachinsel erklären lassen, wenn sie nicht überhaupt ein bajuwarisches Erbübel ist. Seit einem Jahrzehnt bemüht sich der „Bund der Deutschen Nordmährens"[1]), den Tschechisierungsbestrebungen entgegenzuarbeiten, ebenso der „Deutsche Schulverein". Diesen hat sich seit dem Jahre 1905 noch der „Bund der Deutschen der Iglauer Sprachinsel" zugesellt.

1) Der Bezirksverband Iglau des „Bundes der Deutschen Nordmährens" ist jetzt am Werke, einen größeren Siedlungsfonds für die Sprachinsel zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von

Dr. **Richard Pfaundler** in Wien.

(Mit 4 Karten.)

(Fortsetzung.[1])

V. Die Gespanschaft Preßburg.

(Mit Karte, s. Tafel 26.)

Der Umstand, daß, ganz abgesehen von der alten deutschen Krönungsstadt Preßburg, das deutsche Sprachgebiet mit einigen Ausläufern und Inseln über die March und Donau nach Osten und Norden hinüberreicht, rechtfertigt eine kurze Besprechung der Preßburger Gespanschaft im Anschluß an die früheren Abschnitte.

Die Gespanschaft, welche geographisch wohl schon zu Oberungarn gerechnet werden kann, zerfällt in zwei ungleich große Ebenen zwischen March und Waag, die durch die waldreichen Kleinen Karpathen getrennt werden.

In politischer Beziehung zerfällt die Gespanschaft in sieben Bezirke, zu denen noch vier Städte mit geordnetem Magistrat kommen und auch die mit Munizipalrecht ausgestattete Stadt Preßburg gehört ihrer Lage nach mit ihrem großen Gebiet zur Gespanschaft.

Vier Bezirke, und zwar Malatzka, Tyrnau, Preßburg und Wartberg, liegen ganz überwiegend auf slowakischem, drei Bezirke, nämlich Obere Schütt, Untere Schütt und Galantha, auf madjarischem Sprachboden. Auch die vier Städte mit geordnetem Magistrat (Tyrnau, Modern, Bösing und St. Georgen) haben slowakische Bevölkerungsmehrheiten.

Zum deutschen Sprachgebiet gehören das Donautal von der »porta hungarica« am Zusammenfluß der March und Donau bis unterhalb Preßburg, zwei Sprachinseln am Nordende der Großen Schütt (Mischendorfer Insel und Bruck) und die zwei Gemeinden Limbach und Deutsch-Dioszeg (Deutsch-Nußwinkel?).

Vom gesamten Flächeninhalt der Gespanschaft (4295 qkm) entfallen nur 119 qkm auf die elf kleineren deutschen Gemeinden, wozu noch das Gebiet der Stadt Preßburg mit 75 qkm kommt.

Diese Gemeinden sind zumeist ziemlich stark mit Madjaren, in Preßburg und Theben auch mit Slowaken gemischt. Nur in einer Gemeinde bilden die Deutschen mehr als neun Zehntel der Bevölkerung, in vier Gemeinden die überwiegende Mehrheit (mehr als vier Fünftel), in sechs Gemeinden und in der Stadt Preßburg kleinere Mehrheiten, die in Preßburg und Deutsch-Dioszeg bis nahe auf die Hälfte sinken.

Anderseits erstreckt sich aber ein großes slowakisch-deutsch-madjarisches Mischgebiet von Preßburg, am Ostabhang der Kleinen Karpathen, über Ratzersdorf, St. Georgen, Grünau, Bösing, Zail, Modern, Schattmannsdorf, Ottental, Losonz und Schmolenitz bis an die Grenze der Gespanschaft, und auch in der kleinen Ebene zwischen March und Karpathen sind die größeren Orte, vor allem Stampfen und Malatzka, im Osten aber Tyrnau dreisprachig. In Grünau erreichen die Deutschen neben den Slowaken fast die Hälfte.

Die gesamte Zivil- und Militärbevölkerung der Gespanschaft einschließlich der Stadt Preßburg betrug im Jahre 1900 367 502 Personen und bietet in nationaler Beziehung ein Bild des Königreichs Ungarn im kleinen. Nahezu vier Zehntel (139 835 oder 38,0 v. H.) der Bevölkerung entfallen auf die Madjaren, die Slowaken bilden mit 44,8 v. H. (164 585) die relative Mehrheit. An dritter Stelle stehen die Deutschen mit 56 358 Köpfen (15,3 v. H.). Daneben haben sich aber in zwei Gemeinden (Kroatisch-Eisgrub und Theben-Neudorf) Überreste der im 16. Jahrhundert eingewanderten Kroaten, also Südslawen, erhalten, über die österreichische

1) Den Anfang s. Heft 1, S. 14—18; Heft 2, S. 35—46; Heft 3, S. 67—72; Heft 5, S. 134—41; Heft 6/7, S. 174—83, sowie Tafeln 6, 21 u. 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grenze hat sich die tschechische Sprache[1]), insbesondere in einigen Orten an der March, verbreitet und ganz im Norden (in Losonz) bilden sogar die Ruthenen eine kleine Minderheit. Zu diesem bunten Gemisch kommen noch in einigen, meist auf der Großen Schütt gelegenen Gemeinden die Zigeuner[2]).

Die Verteilung der Nationalitäten auf die einzelnen Bezirke und Städte ist aus der folgenden Aufstellung ersichtlich:

Bezirke / Städte mit geord. Magistrat oder mit Munizipalrecht		Deutsche absolut	Deutsche Gemeinden	Deutsche in Verhältniszahlen (v. H.)	Madjaren in Verhältniszahlen (v. H.)	Slowaken in Verhältniszahlen (v. H.)	Kroaten in Verhältniszahlen (v. H.)
Bezirke	Preßburg	5421	3	14,4	18,0	60,7	5,6 [3])
	Malatzka	2780	—	5,5	1,8	91,0	0,0
	Wartberg	2128	1	9,4	26,1	63,7	0,0
	Tyrnau	2460	—	4,6	4,0	91,1	0,0
	Galantha	995	1	2,1	87,9	9,8	0,0
	Obere Schütt	2954	6	10,1	86,4	2,0	0,0 [4])
	Untere Schütt	421	—	1,3	98,0	0,4	0,0
Städte mit geordnetem Magistrat	St. Georgen	1065	—	30,8	13,3	55,4	0,0
	Bösing	1752	—	35,7	8,5	54,4	—
	Modern	616	—	11,7	5,5	82,4	—
	Tyrnau	2564	—	19,4	23,7	54,9	0,0 [3])
Stadt Preßburg mit Garnison		33202	1	50,4	30,8	16,3	0,4
Stadt Preßburg ohne Garnison		32104	1	52,2	30,5	14,6	0,4

Bedeutendere Minderheiten bilden die Deutschen sonach nur in den drei Bezirken Preßburg (deutsche Gemeinden Theben, Ober-Ufer, Engerau), Obere Schütt (Mischendorfer Insel und Bruck) sowie Wartberg (deutsche Gemeinde Limbach). Zahlreicher sind sie in den Städten mit geordnetem Magistrat vertreten, vor allem in Bösing und St. Georgen, wo sie ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, während sie in Tyrnau nur mehr ein Fünftel, in Modern gar nur ein Zehntel erreichen. Preßburg selbst, das an der Grenze dreier Sprachgebiete liegt, wie im Süden St. Gotthard, ist noch zur knappen Mehrheit deutsch, während die Madjaren drei Zehntel der Bevölkerung ausmachen und die Slowaken nur halb so stark sind wie diese.

Unter der deutschsprechenden Bevölkerung der Gespanschaft (ohne die Stadt Preßburg) machen die Katholiken mit rund 10900 nicht ganz die Hälfte aus. Die Evangelischen beider Bekenntnisse sind halb so zahlreich (etwa 5300), drei Zehntel (rund 6900) entfallen aber auf die deutschsprechenden Juden. Evangelisch-deutsch sind vor allem Limbach sowie die deutsche Bevölkerungshälfte im benachbarten Grünau, Mischendorf ganz überwiegend, Tartschendorf und Ober-Ufer etwa zur Hälfte, Engerau, die Deutschen von Ratzersdorf, Zail, Bösing, St. Georgen usw. zum Teil. Genau läßt sich das Verhältnis nach Gemeinden nicht feststellen, da die Angaben über Muttersprache und Glaubensbekenntnis in den Quellen nach Gemeinden nicht in Verbindung gebracht, sondern bloß nebeneinander gestellt sind. Es ist darum natürlich auch nicht möglich, genau auseinanderzuhalten, ob es sich bei den Deutschsprechenden um deutschariische Bauern oder um deutschsprechende Juden handelt. Es gilt in Ungarn im allgemeinen als Regel, daß die Juden sich der jeweils angeseheneren oder einflußreicheren Nationalität anschließen. Darum bekennen sie sich, wenn sie vor die Wahl, Deutsch oder Madjarisch als Muttersprache anzugeben, gestellt sind, in der Regel als Madjaren. Auf den allmählichen Übertritt der Juden zum Madjarentum ist an manchen Orten der scheinbare Rückgang des Deutschtums zurückzuführen. Wo die Juden aber unter Slowaken leben, da bekennen sie sich ganz überwiegend als Deutsche, bis eine etwa entstehende madjarische Minderheit sie in sich aufnimmt.

Die genannte Regel trifft auch in der Gespanschaft Preßburg zu, wo die „Deutschen" der

1) Die Tschechen werden, insoweit sie überhaupt in den Quellen unter den „anderen Nationalitäten" besonders hervorgehoben werden, was nur vereinzelt der Fall ist, in der Sprachenkarte zu den ihnen nahe verwandten Slowaken gerechnet.

2) Das gleiche Bild zeigt in noch kleineren Verhältnissen die Gemeinde Theben-Neudorf bei Marchegg, wo die großen Steinbrüche und Kalkbrennereien zur Ansiedlung von Deutschen, Madjaren, Tschechen, Rumänen und Zigeunern führten, die nun neben der ursprünglichen kroatisch-slowakisch gemischten Bevölkerung mehr oder minder ansehnliche Minderheiten bilden.

3) Rest überwiegend Tschechen.

4) Und 1,1 v. H. Zigeuner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

slowakischen Bezirke Malatzka, Preßburg, Tyrnau und Wartberg, insbesondere wo sie kleinere Minderheiten bilden, in Wirklichkeit deutschsprechende Juden sind. In den größeren Orten gibt es daneben freilich auch Deutscharier, ebenso auch in manchen Dörfern, wo besondere Umstände (Ansiedlung in früherer Zeit, herrschaftlicher Besitz, industrielle Unternehmungen u. dgl.) Deutsche ins Land brachten.

Von der deutschsprechenden Bevölkerung der Stadt Preßburg sind sieben Zehntel (etwa 23600) römisch-katholisch, etwa 16 v. H. (5150) evangelisch, ungefähr 13 v. H. (4300) Juden. Die Juden, welche in Preßburg eine ansehnliche und wohlhabende Gemeinde bilden, haben sich im Jahre 1900 noch zu etwas mehr als der Hälfte zur deutschen Muttersprache, im übrigen aber fast ganz als Madjaren bekannt.

Die Verteilung der Nationalitäten unter der Bevölkerung der einzelnen Gemeinden ist aus der Sprachenkarte ersichtlich, die den größten Teil der Gespanschaft umfaßt. In den auf der Karte nicht mehr sichtbaren Gemeinden an der Nord- und Ostgrenze gibt es keinerlei bedeutendere deutsche Minderheiten, wenn man von den deutschsprechenden Juden absieht.

Auch in der Gespanschaft Preßburg steht die ganz überwiegende Mehrheit von sieben Zehnteln der Bevölkerung in landwirtschaftlichen Berufen. Industrie und Gewerbe sind mit etwa 15 v. H., also ebenso stark vertreten wie in Wieselburg. In der Stadt Preßburg selbst tritt die Landwirtschaft selbstverständlich ganz zugunsten von Industrie, Gewerbe, Handel und öffentlichen Diensten zurück. Die Stadt ist in weitem Bogen von industriellen Unternehmungen der verschiedensten Art umgeben, die zum Teil auch der Bevölkerung der Nachbargemeinden Beschäftigung bieten.

Das Verhältnis der landwirtschaftlichen zur Gesamtbevölkerung ist in allen Bezirken und in den Städten mit geordnetem Magistrat (mit Ausnahme von Tyrnau) so ziemlich das gleiche. Die deutschen Gemeinden haben, jene um Preßburg ausgenommen, ganz vorwiegend agrarischen Charakter.

Die Zivilbevölkerung der Gespanschaft (einschließlich der Stadt Preßburg) belief sich im Jahre 1857 auf etwa 285000 Köpfe. Im Jahre 1880 betrug sie 309600 und stieg bis 1900 auf rund 361700 Köpfe. Die Vermehrung im Zeitraum von 1880 bis 1900 betrug somit etwa 17 v. H. und näherte sich dem Landesdurchschnitt von 21 v. H. sehr stark, während sie jene der drei Gespanschaften Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg weit übertraf. Am flachen Lande war die Zunahme in den slowakischen Bezirken Preßburg und Tyrnau mit 25 und 23 v. H. am stärksten, schwächer im madjarischen Galanther und im gemischten Wartberger Bezirk sowie in den Städten mit geordnetem Magistrat (10—17 v. H.). Die schwächste Zunahme zeigen der slowakische Bezirk Malatzka und die madjarische Große Schütt-Insel, auf welcher der Bezirk Obere Schütt nur eine Zunahme von 6 v. H. aufweist. Die Gegensätze sind also nicht nur bedeutend größer als etwa in der benachbarten Gespanschaft Wieselburg, sondern auch an sich sehr auffallend und dürften kaum von der verschiedenen Vermehrungsfähigkeit der Slowaken und Madjaren unbeeinflußt geblieben sein. In der Stadt Preßburg, die eine der volkreichsten Städte Ungarns und das größte überwiegend deutsche Gemeinwesen des Landes ist, beträgt die Zunahme 28 v. H. Einen Bevölkerungsrückgang in größerem Umfang weisen nur eine bedeutende Anzahl von Gemeinden auf der Großen Schütt, darunter auch der größte Teil der deutschen Mischendorfer Insel, auf. Von den übrigen deutschen Gemeinden zeigen das industrielle Engerau eine ganz außerordentlich rasche, Limbach, Ober-Ufer, Bruck, Theben und Deutsch-Dioszeg eine ansehnliche Zunahme.

Über die Entwicklung der Nationalitäten in den letzten Jahrzehnten gibt die folgende, aus bereits bekannten Quellen zusammengestellte Übersicht Aufschluß. Die in den gleichen Tafeln für die drei bereits besprochenen Gespanschaften enthaltenen Angaben über die Volkszählung von 1850 fehlen jedoch, da sie sich auf ein offenbar bedeutend kleineres Gebiet beziehen und die genaue Feststellung des Umfangs der damaligen Gespanschaft Preßburg nicht möglich war. Bei den Angaben für das Jahr 1880 ist auf die 1884 erfolgte Abtretung von sieben Gemeinden mit 4000 fast ausschließlich madjarischen Bewohnern an die Gespanschaft Wieselburg Rücksicht genommen[1]).

Aus dieser Zusammenstellung ist ohne weiteres ersichtlich, daß die Deutschen seit 1880 verhältnismäßig und auch absolut in einem nicht unbedeutenden Rückgang begriffen sind. Ihre Verluste kommen nur den Madjaren zugute, da sich der Hundertsatz der

1) Vgl. Anmerkung 2 im dritten Abschnitt dieses Aufsatzes Heft 5, S. 136.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Nationalitäten der Gespanschaft Preßburg[1]).

Quelle und Berichtsjahr	Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen					In Verhältniszahlen (v. H.)				
		Deutsche	Juden	Madjaren	Slowaken	Kroaten	Dtsche	Juden	Madj.	Slow.	Kroat.
Acsády, 1720/21	8445 (steuerpflichtige Haushaltungen)	2087	—	2196	4162	—	24,7	—	26,0	49,3	—
Fényes, 1839—41 . . .	269153	44962	13784	92450	117918	—	16,7	5,1	34,3	43,8	—
Ficker-Czörnig, 1857 . .	285454 (Einheimische)	48242	—	98196	138731	—	16,9	—	34,4	48,6	—
Keleti, 1869	297577	54539	—	118027	124809	—	18,3	—	39,7	42,0	—
Volkszählungen 1880 (Zivil)	309582	56525	—	108789	138971	2163	18,3	—	35,1	44,9	0,7
Volkszählungen 1890 (Zivil)	331370	55903	—	119899	149741	1524	16,9	—	36,2	45,2	0,5
Volkszählungen 1900 (Zivil)	361665	54950	—	137800	162470	2379	15,2	—	38,1	44,9	0,7
Zivil und Militär, 1900	**367502**	**56358**	—	**139835**	**164585**	**2448**	**15,3**	—	**38,0**	**44,8**	**0,7**

Slowaken, die ebenso wie die Madjaren an Zahl stark gewachsen sind, seit 1880 nicht geändert hat. Der genaue Vergleich der Volkszählungsangaben nach Gemeinden ergibt übrigens, daß die Zahl der Deutschen im Jahre 1890 und noch mehr im Jahre 1880 etwas größer gewesen ist, als in der Zusammenstellung angegeben wird. Denn die von altersher deutschen Gemeinden Ober- und Unter-Waltersdorf auf der Schütt, die im Jahre 1900 beide große deutsche Mehrheiten aufwiesen, erscheinen im Ausweis für 1880 — wohl infolge eines Irrtums — rein madjarisch, Ober-Waltersdorf ebenso auch noch im Jahre 1890. Daß diese Gemeinden ihre Nationalität in kurzen Zeiträumen zweimal und so gründlich gewechselt hätten, erscheint wohl ausgeschlossen. Ein zweiter Fehler ist bei der Zählung der Kroaten im Jahre 1890 unterlaufen, indem sie in der Gemeinde Kroatisch-Eisgrub zu den Slowaken gerechnet wurden, wodurch ihre Zahl in der Gesamtsumme viel zu klein erscheint.

Der relative Rückgang der Deutschen seit 1880 erstreckt sich auf alle Bezirke und Städte mit geordnetem Magistrat und ist besonders dort ein starker, wo sich ihm eine absolute Verminderung der deutschen Kopfzahl zugesellt. Zugenommen haben die Deutschen nur im Bezirk Preßburg (um 8 v. H.) und ganz wenig im Bezirk Wartberg. Trotzdem sind sie auch in diesen beiden Bezirken von 16,6 auf 14,4 v. H. und von 10,8 auf 9,4 v. H. gesunken. In der Stadt Bösing haben sie nur wenig Boden verloren. Dafür betrug ihr absoluter Rückgang in den Bezirken Obere Schütt und Malatzka, in den Städten Tyrnau und St. Georgen 10—15 v. H., im Bezirk Tyrnau und in der Stadt Modern ein Fünftel, im Bezirk Galantha ein Drittel und die kleine deutsche Minderheit auf der Unteren Schütt ist gar fast um die Hälfte gesunken. Natürlich ist auch der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung dieser Gebiete, die alle eine mehr oder weniger starke Zunahme der Gesamtbevölkerung aufweisen, stark zurückgegangen. In den Bezirken Untere Schütt von 2,4 auf 1,3 v. H., Galantha von 3,6 auf 2,1 v. H., Malatzka von 6,6 auf 5,5 v. H., Tyrnau von 7,0 auf 4,6 v. H., Obere Schütt von etwa 12 auf 10,1 v. H. Die Städte mit geordnetem Magistrat werden weiter unten im Zusammenhang mit den übrigen Gemeinden besprochen. Diese deutschen Verluste sind in erster Linie den Madjaren zugute gekommen, und zwar auch dort, wo diese gleichfalls eine Minderheit unter Slowaken bilden. Dies dürfte zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß unter den Deutschsprechenden, welche bei den Volkszählungen in immer größerer Zahl ihrer Muttersprache den Rücken kehren, besonders viele Juden sind, die sich lieber dem herrschenden Volke als den armen und ungebildeten Slowaken anschließen.

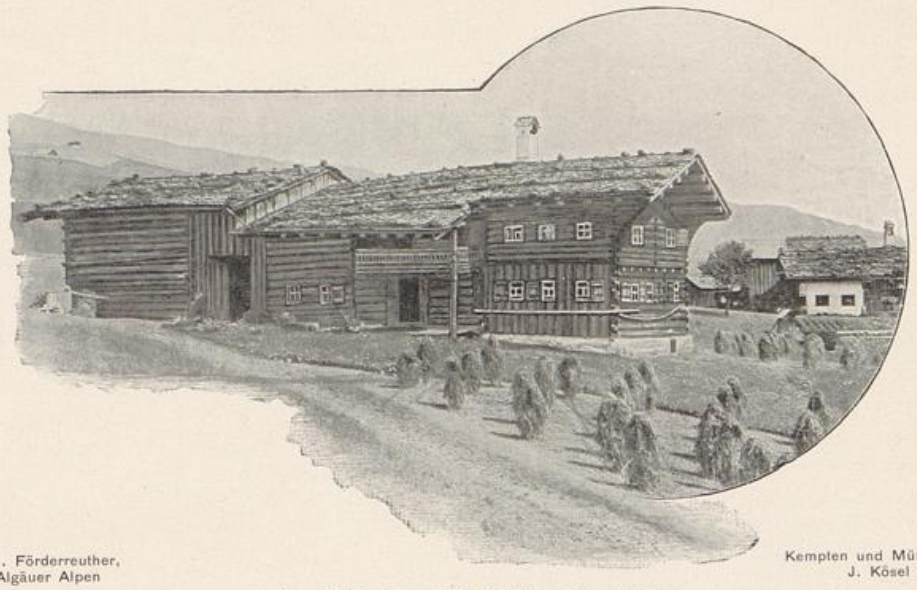
In der ganzen Gespanschaft (einschließlich der Stadt Preßburg) beträgt die Abnahme der Deutschen im Zeitraum von 1880 bis 1900 etwa 3 v. H., während die Slowaken um 17 v. H. und die Madjaren gar um 27 v. H. zugenommen haben.

Was das Verhältnis der Slowaken und Madjaren betrifft, so sei nur kurz hervorgehoben, daß die ersteren in den überwiegend madjarischen Bezirken gleich den Deutschen in absolutem und relativem Rückgang begriffen sind, im geschlossenen Sprachgebiet aber eine sehr starke Zunahme aufweisen (meist ein Fünftel bis ein Viertel), so daß die Madjaren im Wartberger Bezirk mit ihnen nicht Schritt halten konnten, und noch weiter nördlich und westlich ihre relative Zunahme wohl nur dem Zuströmen von deutschen Überläufern verdanken.

1) Einschließlich der Stadt Preßburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Walser im Algäu



Aus: M. Förderreuther, Die Algäuer Alpen

Kempten und München: J. Kösel

1. Altes Walserhaus bei Mittelberg im Algäu

Vor dem Eingang die »Brüge« (Brücke; von den Hauswänden abgegrenzter Vorraum), überdeckt von der »Tänn« (Altan)

Aus: C. Täuber, Aus den Tessiner Bergen

Zürich; Orell Füssli

2. Wohnhaus im deutschen Tessiner Dorf Bosco

(zum Vergleich)

3. Walserin, von der Alpe kommend

(Algäu)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das starke Vordrängen des Madjarentums, wie es in der Übersicht auf S. 224 zum Ausdruck kommt, ist vor allem auf die rasch fortschreitende Madjarisierung der Stadt Preßburg zurückzuführen. In der eigentlichen Gespanschaft Preßburg allein sind die Verschiebungen — vom Rückgang der Deutschen abgesehen — ganz unbedeutend. Diese, nach dem eben Besprochenen unerwartete Erscheinung erklärt sich damit, daß es sich bei der verhältnismäßig großen Zunahme der Madjaren in den einzelnen nicht überwiegend madjarischen Bezirken um sehr kleine absolute Zahlen handelt, während die relativ minder starke Zunahme der slowakischen Mehrheiten einen weit größeren absoluten Zuwachs bedeutet. Aus der folgenden kleinen Zusammenstellung ist der Anteil der drei Nationalitäten an der Gespanschaftsbevölkerung[1]) (ohne die Stadt Preßburg) ersichtlich.

	1880	1890	1900
Deutsche	9,6 v. H.	8,8 v. H.	7,7 v. H.
Madjaren	38,7 „	39,2 „	39,7 „
Slowaken	50,2 „	50,6 „	51,0 „

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die nationalen Wandlungen in der Stadt Preßburg nicht nur wegen der großen geschichtlichen Bedeutung, welche der alten Hauptstadt des Landes, dem Sitz der Reichstage, zukommt, sondern auch weil Preßburg die volkreichste Stadt Westungarns und zugleich ein Eckpfeiler des großen deutschen Sprachgebiets ist. In der folgenden Übersicht sind die Angaben über die in der Stadt vertretenen Nationalitäten aus den letzten Jahrzehnten zusammengestellt.

Jahr	Bevölkerung[2])	Darunter							
		Deutsche		Juden		Madjaren		Slowaken	
		absolut	v. H.	absolut	v. H.	absolut	v. H.	absolut	v. H.
1850	36742	25942	71	4740	13	2266	6	3713	10
1880	48006	31492	66	—	—	7537	16	7537	16
1890	52411	31404	60	—	—	10433	20	8709	17
1900	61537	32104	52	—	—	18744	31	9004	15

Die im Jahre 1850 besonders angeführten Juden kann man zum Vergleich mit den späteren Jahren getrost zu den Deutschen rechnen. Aus der Übersicht ergibt sich, daß die noch vor 60 Jahren zu drei Vierteln deutsche Stadt seit 1880 nahezu keine Zunahme ihrer deutschen Bevölkerungsmehrheit, wohl aber ein ganz außerordentliches Wachstum der Madjaren (um 150 v. H.) und ein weniger starkes der slowakischen Minderheit (um 20 v. H.) aufweist. Der Anteil der Deutschen an der Stadtbevölkerung ist darum von Zählung zu Zählung auf Kosten der Madjaren gesunken und näherte sich 1900 schon der Hälfte, während die im Jahre 1850 noch so schwach vertretenen Madjaren auf drei Zehntel gestiegen sind. Heute bietet Preßburg äußerlich das Bild einer zweisprachigen Stadt, in der das madjarische in Aufschriften, Geschäfts- und Straßentafeln neben dem Deutschen zum mindesten gleichberechtigt erscheint, stellenweise aber sogar allein auftritt. In den höher gelegenen, vorwiegend von ärmerer Bevölkerung bewohnten Stadtteilen tauchen auch noch das Slowakische und Hebräische neben den beiden vorherrschenden Sprachen auf und geben dem Straßenbild in seiner sprachlichen Buntheit ein fremdartiges Gepräge. Doch überwiegt auch heute noch in dem wohlhabenderen Bürgertum trotz der gänzlichen Madjarisierung des Schulunterrichts deutsches Wesen und im öffentlichen Verkehr hat die deutsche Sprache ihr Übergewicht bis jetzt behauptet. Dies kommt auch in den statistischen Angaben über die Sprachkenntnisse der Bewohner Preßburgs zum Ausdruck: Neben 5822 Einwohnern[3]), die nur Madjarisch können, beherbergt die Stadt 21296 Einwohner, die nur Deutsch können, während 24499, und zwar 12593 Madjaren und 11906 Deutsche beide Sprachen beherrschen. Die Kenntnis des Deutschen ist also unter den Madjaren mit mehr als sechs Zehnteln viel stärker verbreitet als jene der madjarischen Sprache unter den Deutschen mit etwas über einem Drittel. Unter den doppelsprachigen Madjaren dürften die meisten Juden zu suchen sein, die sich zur madjarischen Muttersprache bekannt haben, außerdem aber eine nicht unbedeutende Anzahl madjarisierter Deutscher.

(Schluß folgt.)

1) Nur Zivilbevölkerung. — 2) 1850 Gesamtbevölkerung, 1880—1900 Zivilbevölkerung. — 3) Garnison inbegr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Geschichte der deutschen Siedlungen und des deutschen Rechts in Polen und Galizien.

Von

Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl** in Czernowitz.

Der deutsche Einfluß hat sich in Polen und insbesondere in Galizien durch Jahrhunderte in so vielfachen Beziehungen bemerkbar gemacht, daß seine Erforschung und Darstellung ein überaus schwieriges Werk ist. Der Schreiber dieser Zeilen war sich daher von allem Anfang an bewußt, daß seine „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" wohl die Grundlage zu einer zusammenfassenden Geschichte des Deutschtums sein werde, daß aber an ihrem Ausbau noch viele Forscher manches Jahrzehnt zu arbeiten hätten. Daher bestrebt er sich auch seit einigen Jahren, aus der historischen Literatur alles herauszuheben, was zu einer Berichtigung und Ergänzung seines Buches beitragen könnte. In der „Deutschen Erde" sind außer zahlreichen Anzeigen auch mehrere zusammenfassende Artikel dieser Art erschienen[1]). Auch der vorliegende verfolgt gleiche Zwecke.

Im Anschluß an des Referenten Beiträge zur „Geschichte des deutschen Rechts in Galizien"[2]) aber ohne Kenntnis seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" handelt Sokołowski[3]) über die Einführung des deutschen Rechts in Polen, vornehmlich in Krakau, über die Vogtei und das Gerichtswesen daselbst, ferner über den Stadtrat, seine Entstehung und seine vielverzweigte Tätigkeit (gesetzgeberische Tätigkeit, Beaufsichtigung des Handels, polizeiliche Tätigkeit und Finanztätigkeit). Sokołowski macht manche treffende Bemerkung. So wenn er in Übereinstimmung mit den schon vom Referenten nachgewiesenen größeren und niederen Ortsgerichten darauf verweist, daß der eine von den Krakauer Vögten »iudicium de domini nostri regio mandato« innehatte, also im Auftrag des Königs seine Gerichtsbarkeit ausübte, während der andere »ex parte civitatis«, also im Auftrag der Bürger, im Amte war. Irrig ist dagegen eine Bemerkung des Verfassers über das dritte bestehende Gericht, nämlich das herzogliche, das der Referent als Hof- oder Lehensgericht bezeichnet hat. Wenn Sokołowski gegen die Bezeichnung „Lehensgericht" Stellung nimmt, „da das feudale System in Polen niemals durchgedrungen ist," so ist darüber das nachzulesen, was über das Feudalrecht in Polen in der „Geschichte der Deutschen" I, S. 17 ff., gesagt ist. Es genüge hier, zu bemerken, daß für die Gerichte der Grundherren über ihre Vögte und Schulzen, die zu ihnen in einer Art von Lehensverhältnis standen, die Bezeichnung »feudale iudicium« vorkommt. Wenn Sokołowski betont, daß das Aufblühen Krakaus nicht allein dem Magdeburger Recht und der Selbstverwaltung zuzuschreiben ist, sondern auch durch das Wachstum des polnischen Reiches, die Eroberung Rutheniens und andere günstige Umstände veranlaßt wurde, so ist dies richtig. Nur muß man scharf dazu halten, daß alle diese günstigen Umstände nicht den Verfall aufhielten, sobald der polnische Adel die auf der unbeschränkten Ausübung des deutschen Rechts begründete Selbstverwaltung aus selbstsüchtigen Absichten einschränkte. In der Frage der Bedeutung der deutschen Siedlungen für die Landwirtschaft möchte Sokołowski eine vermittelnde Stellung zwischen der Anschauung von Piekosiński und Bujak einnehmen.

Zum Verständnis dieser Bemerkung müssen wir weiter ausholen und insbesondere auch eine neuere Arbeit von Kutrzeba herbeiziehen.

Schon der polnische Rechtshistoriker Bobrzyński[4]) hat über die Wirkungen der deutschen

1) Deutsche Kulturinseln und Siedlungsformen in Westgalizien (Bd. VII, S. 186 ff.); Zur Geschichte des deutschen Rechts in Polen (Bd. VIII, S. 91 f.); Neue Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Galizien (Bd. VIII, S. 170 ff.).

2) Archiv f. österr. Gesch. XCV, XCVI u. C. Diese Abhandlungen dienen zur Ergänzung des ersten Bandes meiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern". Ebenso erscheinen im Archiv als Ergänzung des zweiten Bandes „Studien zur Geschichte des deutschen Rechts in Ungarn und in seinen Nebenländern".

3) E. v. Sokołowski: Krakau im 14. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Magdeburger Rechts in Polen. Diss. Marburg 1910.

4) Vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. I, S. 23 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonisation sehr günstig geurteilt. Hierauf zeigte der treffliche polnische Gelehrte Piekosiński[1]) in klarer und überzeugender Weise, wie sehr die gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Bevölkerung, die nach polnischem Recht lebte, den Zuständen nachstand, welche durch das deutsche Recht, verbunden mit der deutschen Kolonisation, geschaffen wurden. Er schildert die drückenden Bestimmungen des polnischen Rechts und der polnischen Gerichtsbarkeit, die auf das Wohlergehen des Einzelnen keine Rücksicht nahm; er zeigt, wie primitiv und unergiebig die Bewirtschaftung der Güter war, und charakterisiert den gewaltigen Umschwung, welcher durch die Einführung des deutschen Rechts und unter dem Einfluß der Ansiedlung kundiger Leute eintrat. Er führt uns vor Augen die Zustände auf einem adligen Gute vor der Errichtung einer Siedlung nach deutschem Recht und nach derselben und zeigt, wie sehr sich die Verhältnisse infolge der Vorzüge des deutschen Rechts, der Tätigkeit des erfahrenen Schulzen, der fleißigen Ansiedler und des baukundigen Müllers, „der ein Mechaniker im vollen Sinne des Wortes ist", verändert haben. „Die auf deutschem Recht beruhende Dorfeinrichtung befriedigte trotz ihrer Einfachheit und Schlichtheit fast alle Bedürfnisse sowohl der Bauern wie des Gutshofes und brachte jedem Vorteile, der mit einer Ansiedlung auf deutschem Recht in Beziehung trat, also in erster Linie dem Gutsherrn und den Bauern, ferner dem Klerus, dem Fürsten und schließlich der ganzen Gesellschaft."

Und in einer anderen Arbeit zeigt Piekosiński[2]), daß die günstigste Zeit des Bauernstandes in Polen jene war, da infolge der Verwüstung durch die Mongolen die deutsche Kolonisation und Bestiftung mit deutschem Recht stattfand. Als sich die bedeutenden Vorteile dieser Anlegung von Dörfern mit deutschem Recht zeigten, begann man massenhaft bereits bestehende vom polnischen Recht aufs deutsche zu setzen; auf diese Weise sind die an die Scholle gefesselten polnischen Dorfbewohner, die durch eine Unmasse von Abgaben und Diensten erdrückt wurden, zu freien und wohlhabenden Bauern geworden. Mit der späteren Einengung des deutschen Rechts zugunsten der Grundherren hörte auch diese erfreuliche Entwicklung auf.

Gegen diese Anschauungen, die bisher ziemlich allgemein als richtig galten, versucht seit einigen Jahren Bujak anzukämpfen. In seinen Studien über die Besiedlung Kleinpolens[3]) nimmt er gegen die bisherigen Anschauungen Stellung, „als ob erst die deutschen Kolonisten seit dem 13. Jahrhundert die Wüsteneien Polens rodeten, den Pflug und das Dreifeldersystem einführten, kurzum Polen zu einem Landwirtschaft betreibenden Lande machten. Kutrzeba bemüht sich sodann, zu zeigen, daß der polnische Pflug dem deutschen nicht nachstand, daß insbesondere schon vor der deutschen Kolonisation Pflüge mit eiserner Schar bekannt waren. Im allgemeinen behauptet er, daß die Siedlungen und landwirtschaftlichen Verhältnisse in Polen vor der deutschen Kolonisation nicht so primitiv waren, wie man allgemein annimmt, und daß die Kolonisation, wiewohl sie „riesige Veränderungen" herbeiführte, nicht die „erlösende Sonne" war, die „das barbarische Dunkel" über Polen zerteilte.

In einer neueren Arbeit[4]) geht Bujak noch weiter. Hat er vor allem früher zu zeigen gesucht, daß die landwirtschaftlichen Kenntnisse der polnischen Bauern nicht gar so gering gewesen seien, so möchte er nun auch die sozialen Folgen der deutschen Kolonisation und des deutschen Rechts leugnen. In seinen wirtschaftsgeschichtlichen Ausführungen über die Verhältnisse in Auschwitz-Zator (Westgalizien) während des 16. Jahrhunderts bemerkt er, daß die Bauern zugunsten ihrer Grundherren sehr belastet waren; es herrschten Zustände wie vor der deutschen Kolonisation. Daraus schließt der Autor, daß das deutsche Recht die bäuerlichen Verhältnisse nicht habe ändern können, daß die ursprüngliche Verfassung der polnischen Dörfer ohne große Änderung das 14. und 15. Jahrhundert (das ist die Kolonisationszeit) überdauert habe und daß die Verhältnisse des 16. Jahrhunderts eine zum Teil verschlechterte Fortsetzung der früheren Zeit waren.

1) Fr. Piekosiński: O sądach wyższych prawa niemieckiego w Polsce wieków średnich. (Rozprawy d. Krak. Akad., hist.-philos. Kl., XVIII, 1885, S. 1 ff.)

2) Derselbe: Dzieje ludności wieśniaczej w dawnej Polsce. (Sprawozdania d. Krak. Akad. 1903, Nr. 5.)

3) F. Bujak: Studya nad osadnictwem Małopolski I. (Rozprawy d. Krak. Akad., hist.-philos. Kl., XLVII, 1905.)|| Mit Karte u. Abb.

4) Derselbe: Kilka szczegółów z przeszłości gospodarczej ziemi oświencimsko-zatorskiej. (Sprawozdania d. Krak. Akad. XIII, 1909, Nr. 7.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Ausführungen Bujaks können nicht überzeugen. Wie die bürgerlichen so sind auch die bäuerlichen Verhältnisse im Osten im 13. Jahrhundert viel primitiver gewesen als in Deutschland. Dazu sind noch die Verwüstungen des Mongolensturmes gekommen. Wie auf das städtische Leben so hat die deutsche Kolonisation und das deutsche Recht auch auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse belebend eingewirkt. Wenn die Bauern Polens im 13. Jahrhundert schon nichts zu lernen hatten, wie kommt es, daß die galizischen Landleute noch im 18. Jahrhundert, ja noch jetzt auf einer so geringen Stufe stehen?[1]) Ihre Ackergeräte, Baulichkeiten, ihre Viehzucht und ihr Ackerbau standen vor 150 Jahren auf einer denkbar niedrigen Stufe; vom Düngen wußten sie nichts, Gemüse wurde kaum gebaut! Eins ist aber richtig: die bäuerliche deutsche Kolonisation im Mittelalter war viel zu gering, als daß sie von durchdringender Bedeutung gewesen wäre (derselbe Übelstand haftet in geringerem Maße auch der neueren Ansiedlung an!); dazu kam der vernichtende Druck der seit dem 15. Jahrhundert erstarkenden selbstsüchtigen und kurzsichtigen Adelsherrschaft. Diese hat auch die unter dem Einfluß des deutschen Rechts bereits eingetretene günstige Wandlung der sozialen Verhältnisse in den Dörfern Polens überhaupt (auch in den nicht von Deutschen bewohnten) gar bald so gründlich ruiniert, daß sich später wenig Spuren davon zeigten. Auch das unter dem Einfluß der Deutschen und ihres Rechts aufgeblühte städtische Leben ist durch die adlige Gewaltherrschaft völlig zerstört worden; die Bauern konnten ihren Grundherren noch weniger Widerstand leisten und sind so in jene sklavische Lage und in jene beklagenswerte Unkultur zurückgesunken, in der wir sie im 18. Jahrhundert finden. Der Kulturabstand zwischen deutschen Ansiedlern und einheimischen Bauern im 13. Jahrhundert wird nicht geringer gewesen sein als jener im 18. Jahrhundert. Und diesen können wir sehr klar nachweisen!

Bujaks Ausführungen haben übrigens auch andere polnische Forscher nicht zu überzeugen vermocht. So hebt Kutrzeba auch in der zweiten Auflage seiner Verfassungsgeschichte Polens[2]) in überaus anerkennender Weise sowohl den materiellen als den sozialen Fortschritt in Polen infolge der deutschen Kolonisation und des deutschen Rechts hervor. Kutrzeba weist besonders auch auf den günstigen Einfluß hin, den die Übertragung der neuen Grundsätze auf die polnischen Dörfer ausübte, denen deutsches Recht gewährt wurde. In vielen Dörfern sind freilich nicht alle deutschen Einrichtungen durchgedrungen; in Dörfern, wo wohl die deutsche Wirtschaftsweise, nicht aber das deutsche Recht zur Geltung kam, blieb der Grundherr auch Gerichtsherr und benutzte seine Gewalt zur Unterdrückung der Bauern. Auch die Ausführungen Kutrzebas über das Städtewesen und dessen deutsche Grundlage sind ganz ansprechend.

Zur älteren Kolonisationsgeschichte Polens und Ungarns bietet auch St. Zachorowski einen Beitrag[3]). Er schildert die polnischen und ungarischen Ansiedlungsbestrebungen im Gebiet der Zips, das in ältester Zeit als herrenloser Waldgürtel zwischen beiden Reichen anzusehen ist. Erst später prallten die beiderseitigen Interessen aufeinander und es kam dazu, daß das polnische Kolonisationsgebiet von den Ungarn erobert wurde (um 1320). Darauf hat übrigens der Referent schon vor einigen Jahren in seiner Studie über die Schulzei Podoliniec = Pudlein verwiesen (Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Galizien Nr. VIII [Archiv f. österr. Gesch. XCVI, 1907, S. 367]).

Sehr wertvoll ist die Arbeit von St. Kutrzeba und J. Ptaśnik zur Geschichte des Handels und des Kaufmannstandes in Krakau[4]). Beide Verfasser haben verwandte Studien schon früher veröffentlicht und bieten in den vorliegenden umfangreichen Abhandlungen eine treffliche Vervollständigung und Ergänzung der entsprechenden Mitteilungen des Berichterstatters in seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" I. Kutrzeba gibt zunächst eine allgemeine Übersicht der Entwicklung des Krakauer Handels in den verschiedenen Zeiträumen bis zur Gegenwart. Er bespricht die ein- und ausgeführten Waren, die Handelswege, das Stapelrecht, die Kämpfe der Kaufleute, ihre Organisation u. dgl. Im Mittelalter hatten die deutschen Bürger Krakaus den

1) Vgl. unten die Arbeit von Brawer.

2) St. Kutrzeba: Historya ustroju Polski w zaresie. Wydanie drugie. Lemberg 1908.

3) St. Zachorowski: Węgierski i polskie osadnictwo Spiżu do połowy XIV. w. (Sprawozdania d. Krak. Akad. XIII, 1909, Nr. 8.)

4) St. Kutrzeba u. J. Ptaśnik: Dzieje handlu i kupiectwa Krakowskiego. (Rocznik Krakow. XIV, 1910.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorragendsten Anteil am Handel, aber auch in späterer Zeit gehören sie zu den bedeutendsten Kaufleuten, trotzdem neben ihnen Ungarn, Italiener, Franzosen, Belgier, Flamländer und Schotten hervortreten. Die einzelnen Kaufleute und ihre Tätigkeit bespricht Ptaśnik. Er handelt über die Wirsing und Mornstein, die zahlreichen Einwanderer vom Rhein, aus der Schweiz, aus Bayern, Österreich und den Sudetenländern; es sind lange Reihen deutscher Namen. Auch unter den Kaufleuten aus Ungarn sind viele Deutsche. Ebenso werden die Kaufleute aus anderen Ländern aufgeführt und ihre Tätigkeit charakterisiert. Daneben bespricht Ptaśnik auch die Aufnahme der Zugewanderten in den Krakauer Bürgerstand. Ebenso dankenswert sind die Ausführungen von Kutrzeba über die Gilde der Kaufleute, deren erste Spur sich in Krakau 1410 findet. Sie scheint sich nicht besonders entwickelt zu haben; die Nachrichten fließen spärlich und hören seit 1459 ganz auf. Die Kaufleute benötigten keines besonderen Zusammenschlusses, da sie ohnehin dem patrizischen Stande angehörten und dieser den maßgebenden Einfluß in der Stadtverwaltung hatte. Erst 1722 ist eine Kongregation der Kaufleute wieder ins Leben gerufen worden. Unter den Beilagen sind die Artikel und Privilegien dieser Kongregation und andere auf ihre Geschichte bezüglichen Stücke abgedruckt. In einem Verzeichnis der Kaufleute von 1809 erscheint noch eine große Zahl deutscher Namen; über ein Drittel der Genannten sind deutsch. Der Obmann der Kongregation war damals Anton Morbitzer. Der Arbeit sind auch Abbildungen und Faksimile beigegeben.

Muczkowskis schöne Arbeit[1]) befaßt sich eingehend mit der Stadtbefestigung Krakaus. Er bietet zunächst eine allgemein orientierende Darstellung mittelalterlicher Stadtbefestigung und Wehrmacht; sodann beschreibt er eingehend die Befestigung von Krakau und gibt eine historische Darstellung ihrer Entwicklung. Die Ausführungen werden durch zahlreiche treffliche Pläne und Ansichten (auch in Farbendruck) unterstützt. „Das System der Krakauer mittelalterlichen Befestigung entspricht vollständig den Vorschriften der deutschen Kriegsliteratur." Die älteste Befestigung Krakaus war hölzern, erst seit der Regierung des Königs Wenzel II. von Böhmen (Ende des 13. Jahrhunderts) wurden Mauern aufgeführt. Selbstverständlich haben die deutschen Bürger nur allmählich die Befestigungen ausgebaut. Oft begegnet man Aufzeichnungen wie der folgenden: „aus gemeynem Rate und Dirkenntniß vor der Stat Bestis durch notdurftiger Bawunge und besserunge wille der stat festunge in desin unfredlichen lewffen und mit namen czu dem newen parchen (Zwinger) vor dem newenthore bis zu dem Burgthore." Allmählich entwickelte sich die Krakauer Stadtmauer zu einer ansehnlichen Befestigung mit zahlreichen Türmen und Basteien; sie führten ihre Namen wie in anderen Städten nach den Zünften, denen ihre Verteidigung anvertraut war; die Schuster hatten zwei benachbarte Türme zu schützen. Sehr interessant ist vor allem das Vorwerk vor dem Florianertor, es ist vielleicht von dem berühmten Nürnberger Baumeister Hans Beheim errichtet.

Auch über die nach deutschem Muster von den galizischen Städten geführten Siegel ist eine interessante Arbeit erschienen. A. Chmiel, der schon im neunten Bande des Rocznik Krakowski über den Krakauer Vogteisiegel aus dem 13. Jahrhundert gehandelt hat, schildert[2]) in Wort und Bild die verschiedenen städtischen Siegel von Krakau, Kasimierz und Kleparz, wobei manche Bemerkungen zur Verwaltungsgeschichte der Stadt und des deutschen Rechts gemacht werden. Krakau hatte schon 1283 ein Stadtsiegel, Kasimierz und Kleparz im 14. Jahrhundert bald nach ihren Gründungen 1335 bzw. 1366. Wir lernen aus der Abhandlung die verschiedenen Arten der städtischen Siegel kennen, erhalten auch gelegentlich Mitteilung über die persönlichen Siegel der Krakauer Bürger Gutteter und Schembek u. dgl. m. Ferner wird mitgeteilt, daß die Zünfte von Kasimierz das städtische Siegel zur Bezeichnung der Herkunft ihrer Erzeugnisse benutzten (über den Gebrauch von Warenzeichen s. Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 347).

Zur Geschichte des Deutschtums in Krakau ist auch noch die Chronik von Krakau zu nennen, die Bąkowski aus Zeitungsnachrichten von 1796 bis 1848 zusammengestellt hat[3]). Die zwei ersten Bände sind schon in der „Deutschen Erde" früher genannt worden. In beiden fanden sich

1) J. Muczkowski: Dawne warownie krakowskie. (Rocznik Krakowski XIII, 1910.)

2) A. Chmiel: Pieczęcie miasta Krakowa, Kazimierza, Kleparza i jurydyk krakowskich do końca XVIII wieku. (Ebenda XI, 1909, S. 77 ff.)

3) A. Bąkowski: Kronika Krakowska 1796—1848, III. (Biblioteka Krakowska, Nr. 42.) Krakau 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahlreiche Nachrichten über Deutsche in Krakau. Vergleicht man damit die Nachrichten im kürzlich erschienenen dritten Bande, der die Zeit von 1832 bis 1848 umfaßt, so kommt man zum Schlusse, daß das Deutschtum an Bedeutung abnahm. Immerhin finden wir auch in dieser Zeit unter den Bürgern deutsche Namen. So gehört eine der vier Druckereien dem D. E. Friedlein, der auch eine Buchhandlung besaß und ein sehr rühriger Mann war. Ein F. Friedlein ist ein hervorragender Gerichtsbeamter. Karl Forkmann stellt in Krakau das erste Mikroskop zur öffentlichen Besichtigung auf. Zahlreich erscheinen noch deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen in Krakau; noch ist es möglich, daß der Schauspieler Jerrmann seine Rollen französisch oder deutsch deklamiert und sein Wiederauftreten trotzdem allgemein gewünscht wird (1833). Der berühmte Krakauer Maler Sonntag stammte aus Sachsen. Im Jahre 1841 halten sich in Krakau deutsche Opernsänger auf; sie zeichnen sich bei einer Feuersbrunst aus und widmen einen Teil ihrer kargen Einkünfte zur Unterstützung armer Studenten. Als diese Gesellschaft selbst in arge Geldverlegenheit kommt, wird mit Hilfe eines Sängers Hamser zu ihren Gunsten ein Konzert veranstaltet, bei dem auch Polen mitwirkten. Ein Peter Steinkeller unterhält eine Schnellpostverbindung zwischen Krakau und Warschau. In seinem Saale und in jenem des Knotz finden Redouten, Konzerte u. dgl. statt.

Es wird nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß dieses Deutschtum in Krakau sich ohne Beeinflussung der österreichischen Regierung erhielt. Krakau hatte nämlich nur von 1795 bis 1809 zu Österreich gehört und kam erst wieder 1846 dauernd an diesen Staat. Inzwischen hatte in den übrigen 1772 von Österreich gewonnenen Teilen Galiziens unter dem Einfluß Maria Theresias und Kaiser Josephs die Wiedererstarkung des Deutschtums begonnen. Für die Beurteilung der Erfolge der deutschen Regierung, der Arbeit der deutschen Beamten und vor allem der deutschen Bürger und Bauern ist die Kenntnis der damals in Galizien herrschenden Zustände sehr wichtig. Die Schilderung dieser Zustände haben Brawer[1]) und Tokarz[2]) in zwei fast gleichzeitig erschienenen Arbeiten geboten. Ersterer schildert unter Benutzung des Materials der Wiener Archive und der vorhandenen Literatur die Zustände bei der Erwerbung um 1772; letzterer hat als Grundlage seiner Darstellung den ausführlichen Bericht benutzt, den der im Auftrag Kaiser Josephs II. 1783 nach Galizien geschickte Hofrat Margelik erstattet hat. Aus beiden Arbeiten geht hervor, daß die Zustände die denkbar traurigsten waren. In der Landwirtschaft herrschte die größte Rückständigkeit. „Der Dünger lag haufenweis vor der Tür; es fiel dem Bauern gar nicht ein, ihn aufs Feld zu führen; er kannte auch gar nicht seinen Nutzen. Erst das Beispiel der Deutschen gab, wie einst vor Jahrhunderten, die Anregung zu einer besseren Art der Bewirtschaftung." Die Ackergeräte waren noch sehr plump, der Pflug klein und nicht tiefgreifend, dazu schlecht beschlagen; die Egge oft nur ein mit Nägeln beschlagenes Brett. Die Lage der Bauern war eine sehr harte. Die Städte waren infolge der Willkürherrschaft des Adels und der polnischen Beamten völlig herabgekommen. In den größeren Städten hatten sich noch die durch ihre einstigen deutschen Bürger geschaffenen Kulturzustände einigermaßen erhalten; in den kleineren gab es keine gemauerten Häuser, es waren zumeist Rauchhütten mit Stroh gedeckt. Damals gab es in Wieliczka nur zwei gemauerte Gebäude und in Bochnia keins! Auch die Rathäuser waren hölzern. Von einer Bau-, Feuer- und Sanitätspolizei war keine Spur. Selbst in Wieliczka und Bochnia waren die Straßen so grundlos, daß im Herbst und Frühling sechs Pferde einen leichten Wagen nicht fortbringen konnten. Es fehlte an den nötigen Brunnen; die Bewohner von Halicz und Zydaczow tranken Flußwasser! Wie wichtig unter diesen Umständen das Eingreifen der österreichischen Behörden war, ist augenscheinlich. Mit Vorschriften allein waren aber nachhaltige Erfolge nicht zu erreichen. Um so wichtiger war das gute Beispiel und somit die Kolonisation der Deutschen. Manche Bemerkungen von Tokarz über die deutsche Ansiedlung sind unrichtig. So ist die Behauptung, daß der vorwiegende Grund der Ansiedlung die Germanisation war, irrig; die Hauptabsicht war vielmehr die Vermehrung der Bevölkerung und die Kultivierung des Landes. Tokarz macht selbst darauf aufmerksam, daß man auch Nichtdeutsche unter günstigen Bedingungen ansiedelte. Ferner konnte die zerstreute Ansiedlung von Deutschen in einheimischen Dörfern nicht

1) E. J. Brawer: Galizien wie es an Österreich kam. Eine historisch-statistische Studie über die inneren Verhältnisse des Landes im Jahre 1772. Wien 1910, Tempsky.

2) W. Tokarz: Galicya w początkach ery Józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z. r. 1783, Krakau 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Germanisation, sondern bloß Verbreitung von Kultur zum Zwecke haben; niemand konnte daran denken, daß einige wenige Deutsche ein ganzes Dorf entnationalisieren würden. Vielmehr befürchtete man mit Recht schon damals deren Entdeutschung, trotzdem brachte man dieses Opfer, um die wirtschaftlichen Absichten zu erreichen. Vor allem entspricht unserer Anschauung das Verhalten der Hofkanzlei und des Kaisers selbst. So bemerkt z. B. die Hofkanzlei 1784, daß der Aufwand für die deutschen Ansiedler sehr groß sei; man müßte daher die Aufnahme einschränken, „sobald nur einmal in den meisten Kreisen einige solche Ansiedlungsdörfer zum Muster in der Aufklärung und ländlichen Industrie für das träge Landvolk aufgestellt sein werden". Und der Kaiser resolviert darauf: „Da jedoch die Ansiedlung eines Ackermannes aus dem Reiche sehr kostbar zu stehen kommt, so wird auch vornehmlich der Bedacht darauf zu nehmen sein, daß mehr Familien Ackerbauer aus dem Republikanischen (Polen) herbeigezogen werden, da diese dem Klima mehr angemessen und die Ansiedlung minder kostbar." Da findet sich keine Spur von germanisatorischen Absichten! Die deutsche Sprache wurde allerdings auch in Galizien als Staats- und Verkehrssprache gepflegt und auf ihre Verbreitung Einfluß genommen, von Entnationalisierungsbestrebungen kann aber keine Rede sein. Beide Arbeiten erbringen indirekt den Beweis, daß für die Kultivierung und Organisierung des Landes die deutschen Beamten und Ansiedler sehr viel geleistet haben. Mag auch manche Maßregel der Regierung mißglückt sein, mancher Beamte und Ansiedler ein Tunichtgut gewesen sein, im allgemeinen hat deutsches Wissen und deutsche Arbeit auch in Galizien überaus reiche Früchte getragen.

Einige interessante Nachrichten teilt J. Franko in den Zapyski der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg XCV, 1910, S. 210ff., mit. In Nahujowice (Bezirk Drohobycz) leben ruthenisierte deutsche Familien (Heigel und Frieder). Von einem Bauern dieses Dorfes erfuhr Franko, daß die Ruthenen von den Deutschen den Gebrauch der Haue beim Erdäpfelpflanzen kennen lernten; früher machten sie mit einem Pfluge Löcher in den Boden, steckten in diese die Kartoffeln und verscharrten sie mit dem Fuße. Ferner verweist Franko auf das „Pränumeranten"-Verzeichnis der 1785 in Wien erschienenen Gedichte von J. F. Ratschky. In diesem erscheinen zahlreiche Deutsche, zumeist Beamte, aus Galizien; es ist nun auch sonst bekannt, daß die Beamtenschaft Galiziens damals zum großen Teile deutsch war; willkommen ist aber dieses Verzeichnis als Beweis dafür, daß diese Beamten auch geistiges Interesse hatten. Wie es scheint, veranlaßte das Interesse an den Freimaurerliedern Ratschkys die zahlreichen Bestellungen.

Zu erwähnen sind ferner die Arbeiten von G. Smólski[1]). Vor wenigen Jahren konnte man diesen polnischen Schriftsteller noch ernst nehmen; jede weitere Arbeit zeigt aber, daß sein chauvinistischer Standpunkt ihn weiter treibt und aller Urteilskraft beraubt. Ohne umfassendere Studien handelt er über die älteren und jüngeren Ansiedlungen der Deutschen in Galizien, über ihr Verhältnis zu den Polen, ihre Schutzarbeit, endlich ihre Mundart und ihre Sitten. Zur Charakteristik seiner Arbeit seien nur einige Sätze zitiert: „Die Deutschen Galiziens erheben ohne allen Grund ein Geschrei über die nationale Unterdrückung in Galizien"; „Was deutsches Recht bedeutet, wissen wir: Raub und Diebstahl fremden Eigentums". Dem um das deutsche Ansiedlungswesen verdienten Grafen und Starosten Mier (um 1880) wird vorgeworfen, daß er dies „aus schwarzgelbem Servilismus" getan habe! Warum zitiert Smólski nicht aus derselben Arbeit (aus dem Jahre 1809), der er die Nachrichten über Graf Mier entnahm, auch folgenden Satz: „Wenn die polnischen Edelleute trotz Apathie gegen alles, was deutsch ist, Deutsche auf ihren Gütern aufnehmen, so muß der Vorteil einer solchen Maßregel schon vielen einleuchten." Herr Smólski weiß natürlich auch nicht, daß den polnischen Grundherren für diese Kolonisation bedeutende Geldsummen von der Regierung gezahlt wurden. Selbstverständlich sind nach Smólskis Anschauungen die Deutschen „rücksichtslos und brutal". Den deutschen Forschern werden „historische Lügen" vorgeworfen u. dgl. „Den Deutschen ist in Galizien alles gestattet." An dieser Auslese erkennt man diese Arbeiten zur Genüge. Dazu wird z. B. Hackel statt Hacquet zitiert und überdies Band und Seite falsch angegeben. Am meisten scheint Herrn Smólski der Umstand zu reizen, daß endlich

1) Niemcy w Galicyi. (Biblioteka Warszawska I, 1908, S. 17ff. u. 34ff.) — Kolonie i stosanki niemieckie w Galicyi. 72 S. Krakau 1910, Straża Polska.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Interesse am galizischen Deutschtum im deutschen Volke erwacht ist und dieses für seine Vorposten eintritt.

Völker[1]) ergänzt die älteren Arbeiten von Bredetzki, Wiekenhauser, Kaindl und Polak über die im 18. Jahrhundert erfolgte Ansiedlung deutscher Tuchmacher in Zoleszczyki (Ostgalizien) aus Akten des Lemberger Superintendentialarchivs. Da diese Ansiedlung zugleich die erste evangelische Kirchengemeinde in diesen Gegenden war, ist sie ein wichtiger Abschnitt der protestantischen Kirchengeschichte. Dazu hätte der Verfasser aus dem Artikel des Referenten in Deutsche Erde II, S. 106ff., einige wichtige Nachrichten über den Pastor Scheidemantel entnehmen können; dazu auch desselben „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" II, S. 421, und N. Jorga »Acte i fragmente«, Bukarest 1895ff.

Ferner sei auf die kleine Schrift von Stark verwiesen[2]). Der Verfasser war ein verdienter Wanderlehrer des Christlich-deutschen Vereins in der Bukowina und hat auch die galizischen Ansiedlungen kennen gelernt. Seine Schilderungen der im 19. Jahrhundert entstandenen deutschböhmischen Ansiedlungen in Galizien und in der Bukowina bieten manche interessante Bemerkung, doch ist die ältere Literatur kaum berücksichtigt. Wertvoll ist die Feststellung, daß die Böhmerwälder Kolonisten ihre heimische Art treu bewahrt haben; das hat schon vor 25 Jahren auch der bekannte Historiker Loserth, der selbst ein Deutscher aus den Sudetenländern ist, festgestellt. Sehr dankenswert ist die Karte der deutschböhmischen Siedlungen in der Bukowina. Ebenso ist der mitgeteilte Ansiedlungsvertrag von Kornelówka (gedruckt ist irrig: Szoruetowka) vom 3. November 1825 interessant.

Einige Arbeiten des Referenten zur Geschichte des Deutschtums werden bloß in der Anmerkung genannt[3]).

Die deutsche katholische Heidenmission in Britisch-Indien.

Von

Dr. **Eduard Wagner** in Leipzig.

In einem letzthin erschienenen und der katholischen Heidenmission in Britisch-Indien gewidmeten Buche[4]) von F. Schwager findet sich eine kurzgefaßte Geschichte der gesamten dortigen katholischen Mission von den Tagen Vasco da Gamas 1498 an, in dessen Gefolge die ersten portugiesischen Missionare den Boden Indiens betraten. Im weiteren Verlauf der Schilderungen hat das Schriftchen auch wiederholt Gelegenheit, auf den deutschen Anteil an der katholischen Missionstätigkeit, und zwar zumeist in rühmendster Weise, einzugehen, so daß es sich schon verlohnt, hiervon das Wichtigste mitzuteilen, um einen Begriff zu geben, wie sich deutscher Fleiß und deutsche Tatkraft an der mit oft geradezu heldenhafter Selbstverleugnung durchgeführten Arbeit der Glaubensboten katholischer Anschauung beteiligt.

In dem ersten Jahrhundert missionierender Tätigkeit von seiten der portugiesischen Jesuiten (1498—1600) war das Ansehen der Missionare bei den einflußreichen Kasten ein sehr geringes.

---

1) K. Völker: Die Anfänge der evangelischen [deutschen] Gemeinde zu Zaleszczyki in Galizien. (Jahrb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich XXX, [1909], S. 157ff.)

2) J. Stark: Deutschböhmische Ansiedlungen in Ostösterreich. Beiträge zur Geschichte der Deutschböhmen in der Bukowina und Galizien. Leipzig, Teutoniaverlag.

3) Erzherzog Karl als Förderer des Ansiedlungswesens in Österreich (auch in Galizien). (Wiener Zeitung 1910, Nr. 115 u. 118.) — Schweizer in Polen und in Galizien. (St. Gallener Blätter, Beil. zu St. Gallener Tagblatt 1910, Nr. 25.) — Preußische Ansiedler in Österreich im 18. Jahrhundert (auch in Galizien). (Die Grenzboten LXIX, 1910, Nr. 30.) — Reich und Rhein in Sage und Sang der Schwaben in Galizien. (Köln. Volksztg. 1910, Nr. 551 u. 580.) — Das deutsche Ansiedlerhaus in Galizien und sein Einfluß auf die einheimischen Bauernhäuser. (Globus XCVII, Nr. 7 u. 8.) — Zur Lage des Deutschtums in Galizien. (Die Grenzboten LXIX, 1910, Nr. 37 u. 38.)

4) Friedrich Schwager, Die katholische Heidenmission der Gegenwart. Heft 4: Vorderindien und Britisch-Hinterindien. 8°, 129 S. Steyl (Rheinl.) 1909, Missionsdruckerei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus Deutsch-Galizien

1. Kolonie Landestreu bei Kalusz
(1787 von Josef II. gegründet)
Ursprünglich 66 deutsche Höfe, davon infolge von Auswanderung jetzt nur noch 30 deutsch

2. Schule und Kirche in Engelsberg bei Wygoda
(27 deutsche Gehöfte)

Aus: Kalender des Bundes der christl. Deutschen in Galizien für 1911

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Lemberg, Zielonagasse 7

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja man begegnete ihnen als Freunden der niedersten Kasten und als „Rindfleischessern" mit Abscheu und offener Feindschaft. Diese Stimmung war natürlich der Ausbreitung christlichen Geistes sehr hinderlich. Erst Robert de Nobili (1605—56) erkannte diesen Umstand und verstand es, indem er in Tracht, Sitte und Gebaren zu einem indischen Asketen wurde, der Missionstätigkeit neue Wege zu weisen. Mit der nun anhebenden größeren Verbreitung des Glaubens wurde aber zugleich das Bedürfnis nach tieferer Kenntnis der eingeborenen Schriften und heiligen Bücher unter den Dienern der katholischen Kirche erweckt, was Anlaß zu den später die schönsten Früchte tragenden Sanskritforschungen der Missionare wurde. Hierin taten sich namentlich die französischen Jesuiten hervor, aber auch zwei Deutsche verdienen mit Ehren genannt zu werden. Der eine ist P. Haurleden († 1732) zu Madura, der eine Sanskritgrammatik verfaßte, die einer größeren Kenntnis des Altindischen in Europa vorarbeitete und das Material für die erste 1790 in Europa gedruckte Sanskritgrammatik lieferte. Der andere deutsche Forscher ist P. Roth († 1668) in Agra, der seinerzeit als einer der ausgezeichnetsten Kenner des Sanskrit galt.

Die mancherlei Kämpfe und Schwierigkeiten, die der katholischen Mission durch die 1759 erfolgte Auflösung der Gesellschaft Jesu und die Austreibung derselben aus den portugiesischen und französischen Besitzungen erwuchsen, die Schäden, die ihr die blutigen Christenschlächtereien Tippu Sahibs (1782—99) zufügten, und die Wirren, in die sie die Kolonialkämpfe zwischen Engländern, Franzosen und Einheimischen stürzten, müssen hier übergangen werden, und nur die Bemerkung sei noch im Anschluß daran gemacht, daß der dadurch verursachte Tiefstand und die Schwächung katholischer Missionstätigkeit der protestantischen Mission, die 1708 mit dem deutschen Missionar Ziegenbalg zuerst den Boden Indiens betreten hatte, Gelegenheit zu Ausbreitung bot, die sie in der Folge, unterstützt durch zahlreiche Hilfskräfte an Glaubensboten und reiche Geldmittel zur Unterhaltung von Schulen, Hospitälern und Zeitungen, zu einer Überlegenheit über die katholische Mission bringen sollte, die ihr von Schwager unumwunden zugestanden wird.

Nach der oben angedeuteten schweren und trüben Zeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelingt es der katholischen Mission erst wieder, mit der durch die britische Herrschaft dem Lande zurückgegebenen Ruhe und Sicherheit sich aufzurichten und emporzukommen, was sich seit 1820 besonders in dem Erscheinen neuer katholischer Missionsgesellschaften ausspricht. Unter ihnen befinden sich seit 1854 deutsche Jesuiten, die bald die Diözesen von Bombay und Poona besetzten, und in neuester Zeit (1892) die Nordtiroler Kapuziner, die zu Bettiah an der nepalischen Grenze ihre Tätigkeit entfalteten.

Da die Erzdiözese von Bombay mit der ihr ursprünglich angegliederten Diözese von Poona das geschlossenste Gebiet deutscher katholischer Missionstätigkeit darstellt, mag an dieser Stelle näher auf sie eingegangen werden.

Als der Heilige Stuhl 1854 das alte Karmelitervikariat Bombay in einen nördlichen Teil (Bombay) und einen südlichen (Poona) mit gemeinsamer Verwaltung von Bombay aus geteilt hatte, übernahm die — wie schon gesagt — 1854 im Lande angelangte deutsche Provinz der Gesellschaft Jesu 1856 dieses Missionsgebiet. Es war die erste planmäßig in Tätigkeit tretende deutsche katholische Missionsgesellschaft. Als sie in ihr Gebiet eintrat, hatte dieses schwere Zeiten durchgemacht. Während der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Karmelitern mit unzureichenden Mitteln und Kräften erfolgten Bearbeitung hatte es durch die erbitterten Religionsstreitigkeiten unter den Missionaren sehr zu leiden gehabt, bis 1849 der Deutschschweizer Bischof Anastasius Hartmann, der in Allahabad mit schönstem Erfolg tätig war, zum Administrator ernannt wurde und durch seine Klugheit und feste Hand hier inneren Frieden zu schaffen verstand. Er rief als einigendes Band der katholischen Gemeinde die noch heute bestehende Zeitung Catholic Examiner ins Leben und gab einen Katechismus in Hindustani, Parsi, Sanskrit und Lateinisch heraus, der sich als großes Hilfsmittel bei der Ausbreitung des Glaubens erwies. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß Rom 1856 das Vikariat Poona und 1858 auch Bombay den deutschen Jesuiten übertrug, wodurch „eine Periode erfreulichen Aufschwungs" entstand. Sein Nachfolger war der Deutsche P. Steins, dessen Name mit der heute noch blühenden, von ihm aus bescheidenen Anfängen geschaffenen St. Mary High School verknüpft ist. Die glänzendste Schöpfung deutschen Geistes ist aber das 1870 gegründete St. Xavier College zu Bombay, das, mit sechs Patres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und einigen weltlichen Lehrern eröffnet, heute 24 Professoren und 25 weltliche Lehrer zählt, die über 1600 Schüler zu unterrichten haben, so daß diese Anstalt „die imposanteste Schöpfung deutscher katholischer Ordensleute, ja des Deutschtums im Ausland überhaupt, darstellt und neben dem St. Josephs College in Trichinopoli die bedeutendste katholische Lehranstalt in ganz Asien bildet."

Die angestrengte seelsorgerische und Schultätigkeit im Innern ließ die deutschen Missionare erst spät daran denken, ihre Schritte über die ihnen zugewiesenen Gebiete hinaus zu lenken. So versuchte einer der ihren, P. Kreuzer, 1895 eine Mission unter den Sikhs, allerdings ohne größeren Erfolg, während die Ausbreitung der Mission nach Gujarat und Sind seit 1893 etwas bessere Resultate erzielte, wenn man auch hier einen beachtenswerten Konkurrenten in der protestantischen — irisch-methodistischen und deutsch-amerikanischen — Mission hatte, die infolge ihrer reicheren Mittel die Überlegenheit besaß, „ihre Christen wirtschaftlich besser fördern zu können."

Die deutsche katholische Missionsarbeit hat sich jedoch nicht nur auf die Gebiete von Bombay und Poona beschränkt. Daß die Nordtiroler Kapuziner an der nepalischen Grenze in der Umgegend von Bettiah tätig waren, wurde bereits erwähnt. Auch im östlichen Teile des Gangesdeltas, im Gebiet von Dacca, sind seit 1878 deutsche Glaubensboten an der Arbeit, und zwar haben sich hier der Bischof Jordan Ballsieper aus Elberfeld und sein Nachfolger, Bischof Hurth, in dem durch Seuchen, Zyklonen und Erdbeben schwer heimgesuchten, klimatisch äußerst ungesunden Gebiet in harter Missionsarbeit glänzend bewährt. Weiter ist in der Provinz Oudh die Mission von Allahabad zu nennen, die der als Administrator von Bombay schon genannte Deutschschweizer P. Anastasius Hartmann 1846 neu begründete und der hierher die Englischen Fräulein von Nymphenburg bei München 1849 berief, auf die die heute noch bestehenden Schulen und Waisenhäuser zu Patna und Allahabad zurückzuführen sind. Auch im äußersten Osten Indiens, in Assam, begegnen wir deutschen Glaubensboten. Seit 1889 ist dieses Gebiet von dem Orden der Salvatorianer besetzt, die zunächst unter P. Hopfenmüller ihre Tätigkeit begannen. Sie versuchten die Ausbreitung christlicher Lehren unter den Khasistämmen von Shillong aus, wobei sie jedoch mit der älteren Methodistenmission in Konkurrenz traten. Dem schon nach kurzer Zeit dem Klima erlegenen P. Hopfenmüller folgten die Patres Münzloher und Bohnheim, die mehrere neue Missionsstationen anlegen konnten, vor allen Dingen aber Schulen, Waisenhäuser und Apotheken gründeten. Da die Methodisten zu Shillong eine High School besitzen, wäre die Gründung einer deutsch-katholischen Mittelschule erwünscht, wozu allerdings der 1897 durch Erdbeben schwer geschädigten Mission noch die Mittel fehlen. In neuester Zeit, 1907, konnte sie eine Handwerkerschule errichten, die einer Druckerei angegliedert ist, durch die ein kleines, in Khasisprache erscheinendes Familienblatt herausgegeben wird.

Schließlich sei noch ein Blick auf Südindien geworfen, wo in Bangalore (Mysore) und Travancore deutsche Arbeit wieder von erfreulichem Erfolg gekrönt ist. In ersterem Gebiet besitzen seit 1854 die zum Teil deutschen Schwestern vom guten Hirten zu Angres eine Schule und ein Seminar für europäische Mädchen mit einer Waisenanstalt, die sich seit 1862 durch die Fürsorge der deutschen Oberin Maria Leusch († 1892) trefflich entwickelt hat. Diese Frau flößte der ganzen Kongregation neues Leben ein und gründete neben den genannten Anstalten noch ein Asyl für weiße und indische Büßerinnen, ein Findelheim und ein Spital. Ihre Nachfolgerin, Paula Nagel, fügte noch ein einheimisches Lehrerinnenseminar hinzu, das sie mit der Universität von Madras in Verbindung zu setzen verstand.

Ein anderes deutsches Seminar besteht in Putampalli bei Verapoli, das, von P. Bonifatius Kurz gegründet, dank seiner trefflichen Leitung 1890 zum Generalseminar für die ganze Karmelitermission in Indien erhoben wurde. Eine weitere wichtige Anstalt findet sich schließlich in Mangalore an der Südwestküste, geleitet von dem Deutschschweizer P. Joseph Willy, während das Aussätzigenspital in der Nähe der Stadt seinen weiten Ruf dem deutschen P. August Müller verdankt, der auch 1892 mit bereitwilliger Beihilfe von Katholiken, Protestanten und Heiden ein Pestspital eröffnete, das im Kampfe gegen die weitere Ausbreitung dieser furchtbaren Seuche so erfolgreich tätig war, daß seinem Leiter die hohe Auszeichnung der Kaiser-i-Hind-Medaille zuteil wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Fausts preisgekrönte Arbeit „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten"[1]).

Von

Prof. Dr. **Albert J. W. Kern** in Jamaica bei Neuyork.

(Mit Karte, s. Tafel 39.)

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts das Deutschtum der Vereinigten Staaten anfing, sich auf sich selbst zu besinnen, da glaubte man, dem spontanen Erwachen durch den Hinweis auf seine Geschichte einen dauernden Rückhalt geben zu sollen. Wohl fehlte es bis dahin nicht an Geschichtswerken, die den Verdiensten der Deutschen um die Entwicklung des Landes gerecht werden wollten. Aber sie waren teils veraltet, wie die Pionierarbeit Franz Löhers, „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika", Cincinnati 1847, oder sie bezogen sich nur auf einzelne Perioden, wie Körners „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von 1818 bis 1848", oder auf einzelne Staaten, Episoden oder Persönlichkeiten, wie die Werke von Rupp, Kapp, Seidensticker, Rattermann, Oskar Kuhns u. a.

Was also notwendig erschien, um das eben erwachte Gefühl zu vertiefen und zu stärken, war die Beschaffung eines zusammenfassenden, populär gehaltenen Werkes[2]), das, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehend, an der Hand der Quellen die Einzeluntersuchungen zusammenfaßte und den Faden der Erzählung bis zur Gegenwart weiterspann. Um zu solcher Arbeit anzuregen, veranlaßte Generalkonsul Dr. Wever, damals in Chikago, jetzt in Neapel, ein Mann, der sich auch sonst um das Deutschtum Amerikas verdient gemacht hat, die hochherzige Witwe des Chikagoer Brauherrn Konrad Seipp, eine Summe von 6000 Dollar auszusetzen als Preise für die drei besten Gesamtdarstellungen des deutschen Elements und seines Einflusses auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten. Die beste Arbeit sollte mit 3000 Dollar, die zweitbeste mit 2000, die dritte mit 1000 Dollar bedacht werden. Als Schlußtermin der Einreichung wurde der 22. März 1907 festgesetzt. Die Herren Karl Schurz und Andrew White, die ihrerseits einen dritten Herrn als Preisrichter erwählen sollten, wurden ersucht, die Begutachtung der Arbeiten zu übernehmen. Sie lehnten ab. Das gleiche tat eine zweite Schichte. Schließlich ließen sich die Herren Professoren Hanno Deiler (damals schon schwer krank), Frederick J. Turner und Karl Detlev Jessen bereitfinden, das Preisrichterkollegium zu bilden.

Wie mir einer der Herren Preisrichter mitteilte, liefen neun Arbeiten ein. Laut Testamentsbestimmung der inzwischen verstorbenen Frau Seipp mußten die drei besten Bearbeitungen mit Preisen versehen werden, auch wenn sie den Anforderungen des Preisausschreibens nicht genügen sollten. Bei der Eröffnung der versiegelten Kuverte der Einsender ging Prof. Albert Faust von der deutschen Abteilung der Cornell-Universität in Ithaca, Neuyork, als Verfasser der besten Arbeit hervor. Rudolf Cronau-Neuyork wurde mit dem zweiten, Pastor v. Bosse-Philadelphia mit dem dritten Preise bedacht.

Ein Buch kann unter den verschiedensten Gesichtspunkten besprochen werden. Man kann dem Verfasser oder dem Verleger zuliebe einige liebenswürdige Worte darüber schreiben; man kann sein Erscheinen als eine Neuheit auf dem Büchermarkt in der herkömmlichen Phraseologie ankündigen; man kann die Andeutungen, die der Verfasser über Zweck und Ziel seines Werkes in der Vorrede gemacht, und wie herrlich es ihm gelungen, das Gewünschte zu verwirklichen, auf Treu und Glauben hinnehmen. In allen drei Fällen braucht man das Buch selbst nicht gelesen zu haben, auch nicht das Geringste vom Gegenstand zu verstehen.

Oder aber man geht an das Werk mit dem Auge des Kenners heran im Interesse der Wissenschaft, der Wahrheit und im Interesse des Lesers. Da handelt es sich um Beantwortung

1) The German Element in the United States. Von Albert Bernhardt Faust, Professor der deutschen Sprache an der Cornell-Universität. Zwei Bände. Boston u. Neuyork 1909, Houghton Mifflin Company. 7.50 Doll.

2) Prof. Göbels wertvolle Schrift „Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten" war damals noch nicht erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Fragen wie: Ist der Verfasser seines Stoffes mächtig? Arbeitet er aus erster Hand nach den Quellen? Kennt er die einschlägige Literatur? Hat er sich auf dem laufenden erhalten über die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiet? Hat er die Quellenforschungen anderer nachgeprüft oder nur längst Bekanntes neu aufgeputzt? Ist er zu neuen Resultaten gelangt? Hat er die Wissenschaft bereichert? Und wenn ja, hat er die Beweise zu seinen Behauptungen erbracht? Folgt er in seiner Darstellung der traditionellen Auffassung oder bahnt er sich seine eigenen Wege?

Diese kurze Einleitung war nötig, um die Tätigkeit von Prof. Faust ins richtige Licht zu rücken, um so mehr, als den beiden anderen Schriften, und ganz besonders dem Buche von Pastor v. Bosse, unverhältnismäßiges Lob gezollt wurde[1]). Freilich ist es schwer, dem wirklich Verdienstvollen gerecht zu werden, wenn sich die Kritik bei minderwertigen Arbeiten in den höchsten Superlativen gefällt. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus konnte bei der Preisverteilung eigentlich nur das Faustsche Buch in Betracht kommen. Denn nur dieses bedeutet eine wissenschaftliche Bereicherung. Von den dreien hat nur Faust mit wissenschaftlichen Methoden gearbeitet. Und wenn auch der größte Teil der Arbeit nicht das Resultat von Originaluntersuchungen ist — man kann dies ja bei der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Stoffes und der Kürze der zugemessenen Zeit kaum erwarten —, so finden wir doch vieles Neue, manches Alte neu begründet und entweder aus der Dunkelheit hervorgehoben oder, wenn der Fabel entstammend, ins Reich der Dunkelheit zurückversetzt. Manche seiner kritischen Nachprüfungen sind höchst interessant, wie z. B. die Behandlung der Grenzwacht. Gerne wird von irländisch-schottischer und englischer Seite hervorgehoben, daß die Irländer und Schottländer zahlreicher an der Grenze vorhanden waren als die Deutschen. Eine von Faust angefertigte Karte der Grenzlinie (S. 264) zeigt mit überraschender Klarheit, wo zu Beginn des Unabhängigkeitskrieges die von Deutschen angelegten Siedlungen waren und (entgegen den Behauptungen Hannas »The Scotch-Irish in North Britain, North Ireland and North America«) daß nicht die Schotten und Irländer es waren, sondern die Deutschen, die sich am weitesten in die Wildnis hinauswagten und die Vorpostenlinie gegen die Indianer verteidigten. In gleicher Weise weist er nach, daß die Deutschen im Bürgerkrieg (1861—65) die Irländer nicht nur an Zahl, sondern auch im Hundertsatz der Freiwilligen überflügelten.

So ziemlich neu ist seine Bearbeitung des Weinbaues der Deutschen in Missouri und Kalifornien, der Försterei, der Lithographie, der Herstellung von landwirtschaftlichen Geräten. Neu ist auch die Hervorhebung der philanthropischen Tätigkeit der Deutschen (Bd. II, S. 429—48) und das Kapitel über deutschamerikanische Frauen (ebenda, S. 448—64). Was aber in dem Faustschen Buche besonders als neu hervorgehoben werden muß, ist die Tatsache, daß es in englischer Sprache abgefaßt ist (eine Herausgabe in Deutsch steht bevor). Die Amerikaner erfahren durch dieses Geschichtswerk, sozusagen zum erstenmal, wieviel das Land dem deutschen Element schuldet. Sie vernehmen endlich in ihrer Sprache und sehen es schwarz auf weiß, daß die Entwicklung des riesenhaften Operationsfeldes der Vereinigten Staaten ohne die überall einsetzende Tätigkeit der Deutschen unmöglich gewesen wäre und die Deutschen nicht einfach nur die Einwohnerzahl vergrößerten, wie man oft sarkastisch bemerkte. Faust zeigt ihnen, mit Dokumenten und Zahlen in der Hand, daß, wenn die Deutschen auch auf einigen Gebieten, wie im Felde der Politik, eine Schülerstellung einnahmen, sie in allen anderen als Meister vorangingen und die übrigen Bevölkerungselemente unaufhaltsam mit sich rissen. Das Faustsche Werk erscheint ihnen darum wie eine Offenbarung. Und wenn auch einzelne englisch-amerikanische Kritiker minder wichtige Punkte in Frage stellen, Fausts „Baedeker ähnlichen" Stil bekritteln oder behaupten, daß er zu viel bewiesen und die Geschichte der Deutschen auf Bestellung schrieb, so spricht doch aus jeder Zeile Überraschung, ja Staunen und Verwunderung heraus über „diese bedeutendste Zusammenstellung ethnischer Einflüsse in der amerikanischen Geschichte". Daß man über unseren Volksstamm, für den ihre sog. Geschichtsbücher nur wenige Worte und Namen übrig hatten, 1200 Seiten hochinteressanten Stoff zusammenzutragen imstande wäre, hatten sie nie vermutet.

1) Nur wenige Blätter haben bis jetzt erkannt und nachgewiesen, daß Pastor v. Bosse einen großen Teil seines Buches wortwörtlich abgeschrieben. Vergleiche die Köln. Zeitung vom 10. Dezember 1908 und die Neuyorker Staatszeitung vom 1. Januar 1909 mit Pastor v. Bosses lendenlahmer Abwehr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um das ihm gestellte Thema „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, ethischen, sozialen und erzieherischen Einflusses" übersichtlich zu gestalten, teilt Faust das reiche Material in zwei Teile ein. Im ersten Teile, einem Bande von 591 Seiten, macht er seine Leser mit der Geschichte der Deutschen in Amerika bekannt, im zweiten Teile, nachdem er die grundlegende Verankerung gegeben, zeigt er in einem Bande von 475 (mit Bibliographie und Register von 605) Seiten die Deutschen als Faktoren der amerikanischen Zivilisation und Kultur.

Die Geschichte selbst behandelt er in 17 Kapiteln: 1. Die frühesten Deutschen in der nordamerikanischen Kolonie; 2. Die erste deutsche Siedlung in Germantown; 3. und 4. Die Pfälzer in Neuyork und Pennsilvanien; 5. Die sog. deutschen Sektenniederlassungen; 6. Die ersten Deutschen in Neujersey und Maryland; 7. Die Deutschen in Virginien, 8. in Nord- und Südkarolina, 9. in Georgia und in Neuengland; 10. Die Deutschen als Grenzverteidiger, 11. als Patrioten und Soldaten (während des Freiheitskrieges 1775—83), 12. ihr Anteil an der Erschließung und Besiedlung der westlichen Gebiete, in Kentucky, Tennessee, 13. im Ohiotal, 14. entlang der Stromgebiete des Mississippi und Missouri, 15. im Nordwesten (Wiskonsin, Minnesota), im Südwesten (Texas) und am Stillen Ozean (Kalifornien und Oregon); 16. Das deutsche Element in den Kriegen der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert (im Kriege von 1812, im Bürgerkrieg 1861—65 und im Kriege gegen Spanien 1898); 17. Abrundende Gesamtübersicht über die Zahl der Deutschen und ihre Verteilung über die Vereinigten Staaten.

Im zweiten Bande gibt er zunächst 1. eine Schätzung des deutschen Blutes im amerikanischen Volkskörper (S. 1—27) und behandelt dann in weiteren sieben Kapiteln mit zahlreichen Unterabteilungen 2. den deutschen Einfluß auf die amerikanische Landwirtschaft, den Obst- und Weinbau und die Forstwissenschaft, 3. auf die Industrie, 4. auf die Politik, 5. auf das Erziehungswesen, 6. auf Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur und graphische Kunst, 7. auf das Theater, die Literatur und den Journalismus, 8. auf das soziale und religiöse Leben: die deutsche Freude am harmlosen Genuß, das deutsche Turnwesen hierzulande, die deutsche Kirche, deutsche Philanthropen, deutschamerikanische Frauen und allgemeine deutsche Charakterzüge.

Im allgemeinen kann man sagen, daß, während Faust in seinem ersten Teile seinen obengenannten Vorgängern in allem wesentlichen gefolgt ist — für die Geschichte der Deutschen in Pennsilvanien hauptsächlich der Darstellung Oskar Kuhns, für die Neuyorks der Friedrich Kapps, für die in Maine den Untersuchungen Rattermanns —, er dagegen im zweiten Teile mehr als Forscher auftritt. Hier stand ihm wenig vorbereitetes Material zur Verfügung. Er mußte daher zu anderen Mitteln greifen. Er erlangte es durch Umfragen und Aussendung von Fragebogen an Fachleute. An wen er sich um Auskünfte wandte und aus welchen anderen Quellen er schöpfte, gibt er in zahlreichen Fußnoten an.

Gerne möchte ich die einzelnen Kapitel nach ihrem Inhalt und Wert besprechen; doch vermute ich, die „Deutsche Erde" würde mir kaum den nötigen Raum zur Verfügung stellen. Ich muß mich daher darauf beschränken, zu sagen, daß der erste Teil einen ziemlich genauen und wohlabgerundeten Überblick der einzelnen Perioden deutscher Einwanderung und Siedlungen gibt, daß aber der zweite aus Mangel an fertigem, übersichtlichem Material und infolge des Neubeschaffens des Inhalts an Unebenheit in Auswahl, Anordnung und Darstellung leidet. Trotzdem wird man aber gerade diesen als den wertvolleren bezeichnen müssen, weil er Material enthält, das man sonst nicht in Büchern findet, wenn man auch bedauert, daß es Faust nicht gelungen, den Gegenstand zu erschöpfen.

Die großen Vorzüge des Werkes dürfen uns aber nicht hindern, auch auf seine Schwächen und Fehler hinzuweisen. Liegt seine Stärke in allererster Linie in dem bienenfleißigen Zusammentragen eines erstaunlich vielseitigen Materials, so fehlt es der Arbeit an gedanklicher Schärfe, an Tiefe und Weite des Blickes. Es beurteilt die Deutschen nicht von dem allgemeinen Standpunkt, wie sie sich zu den neuen Verhältnissen in dem großen Laboratorium der Neuen Welt stellten, wie sie das Land erschlossen, Industrien eingeführt, wie sie durch all dies zum Fortschritt der Menschheit beigetragen und Ewigkeitswerte geschaffen, sondern immer nur mit dem Hinblick darauf, was sie sozusagen für die angelsächsischen Vereinigten Staaten getan. Nur was sie unter diesem Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichtspunkt vollbracht, scheint ihm dankenswert. So sagt er gleich im ersten Satze des zweiten Bandes: „Der Wert der fremden Einwanderung hängt von zwei Faktoren ab, von der Bereitwilligkeit der Anpassung (Assimilation) an die vorhandenen Zustände und von der mehr positiven Eigenschaft eines günstigen Einflusses auf das Adoptivvaterland. Zu dem historischen Überblick des ersten Teiles wird der Wert des deutschen Elements deutlich nur in dem Maße, in dem es sich assimiliert." In anderen Worten, das Aufgehen der Deutschen im Angelsachsentum scheint ihm wünschenswert und natürlich. Dabei sieht er nicht einmal die Widersprüche, in die er sich mit dieser Auffassung verwickelt. In dem Kapitel der industriellen Entwicklung findet er, daß der deutsche Einfluß überwältigend und bahnbrechend war, wo es sich um Schulung und technische Fertigkeiten handelte. In dem Kapitel über Musik gelangt er zur Überzeugung, daß der musikalische Aufschwung Amerikas vom „Yankee Doodle zu Parzifal" einzig und allein den Deutschen zuzuschreiben sei. Was würde also in diesen Fällen Anpassen oder Aufgehen bedeuten? Ein Zurücksinken auf eine niedrigere Stufe der Zivilisation und ein Wunsch, aus Nachtigallen Spatzen zu machen. Nein, unsere Mission hierzulande ist höherer, edlerer Art. Was gut ist im deutschen Wesen, wollen wir nicht opfern, sondern aufpfropfen wie ein edles Reis auf den angelsächsischen Baum. In der Tat hat dieser Veredlungsprozeß früh schon eingesetzt und ist heute in steigendem Wachsen. Wer den Amerikaner mit dem Engländer vergleicht, wird dies ohne Mühe entdecken können.

Aus dieser Auffassung, der Auffassung der amerikanischen Schule, die der Verfasser noch nicht überwunden — Prof. Faust ist ein hiergeborener Sohn deutscher Eltern —, ergeben sich ihm eine Reihe schiefer Urteile und Folgerungen. So bezeichnet er z. B. die Aufgabe der deutschen Presse, meiner Ansicht nach, viel zu eng. So beurteilt er oft Deutsche nach der Art und Weise, wie sie mit der englischen Sprache zurechtkamen. Baron Stiegel, jenen großen Industriellen Pennsilvaniens aus Mannheim am Neckar gebürtig, tadelt er, weil er das Englische in der Weise eines Fremden schrieb (Bd. I, S. 143). Von Pastor Wack (ebenda S. 159) sagt er, daß er wohl über ein gutes Englisch verfüge, aber in Aussprache und Akzent Fehler machte.

Über Ungerechtigkeiten, die man den Deutschen zufügte, z. B. in Maine (Bd. I, S. 260), wo sie ihr erstmals gekauftes Land zwei- und dreimal zurückkaufen mußten, weil immer wieder ein anderer kam, der viel ältere Ansprüche auf ihren Grund und Boden vorgab, hat er kein Wort des Tadels (siehe dagegen Löher, S. 72). Auch erscheint es ihm durchaus in der Ordnung, daß die eingeborene Bevölkerung das köstliche Geschenk eines hohen Amtes nur auf Männer aus ihrem Stamme überträgt, die Deutschen also berechtigterweise ausschließt (Bd. II, S. 180). Doch liegt die Sache wohl so, daß auf dem politischen Felde nur Mehrheiten zum Ausdruck kommen, die Deutschen aber mit wenigen Ausnahmen immer in der Minderheit waren.

Daß die Deutschen „gute Esser" seien (Bd. II, S. 65) und sich darum mit Vorliebe solchen Beschäftigungen zuwenden, die Brotstoffe und Eßwaren beschaffen (Bäcker, Fleischer, Wurster, Gurkeneinmacher, Spezereihändler usw.), desgleichen, daß sie aus demselben Grunde ins Hotelwesen übergehen, Brauereien gründeten und noch gründen, erzählt er mit schmunzelndem Behagen und nicht ohne einen Stich ins Ironische. Liegt aber auch hier der ursächliche Zusammenhang nicht irgendwo anders? Nicht weil sie „gute Esser" sind, sondern weil sie ihren gewohnten Speisen und Getränken nicht entsagen wollten, mußten sie Geschäfte gründen, die sie mit dem versorgten, was ihrem Gaumen entsprach. Über mehrere andere Punkte, z. B. über die „Prohibitionsbewegung", in der er gleichfalls die Auffassung des Durchschnittsamerikaners vertritt, wollen wir nicht mit ihm zu Gericht sitzen. Vielleicht hat er darin recht.

Noch einige historische Ungenauigkeiten. Gleich der erste Satz des ersten Bandes gibt Veranlassung, berichtigend einzutreten. Der oft zitierte Ausspruch: „In den für die Eroberung des neuen Weltteils geführten Kämpfen stellen die Romanen die Offiziere ohne Heer, von den Germanen die Deutschen ein Heer ohne Offiziere, die Engländer dagegen ein Heer mit Offizieren", ist nicht von Kapp, sondern von Francis Parkman. Ferner ist nach den neuesten historischen Ergebnissen nicht Waldseemüller (Bd. I, S. 5), sondern der Dichter Mattias Ringmann, der Freund Sebastian Brants, der Schöpfer des poetischen Namens „Amerika". Auf derselben Seite sollte es statt „Wollegg Castle" Schloß Wolfegg heißen. Betreffs der ersten Deutschen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jamestown, um 1609, machen wir darauf aufmerksam, daß neben Kapitän John Smiths »The true Travels« verschiedene Dokumente aus Alexander Browns „Genesis" hätten herbeigezogen werden sollen. Dann wäre der Begriff „Deutsch" nicht mit „Dutch" (Holländer) in einen Topf geworfen worden. Beispielsweise in „Genesis" (Bd. I, S. 203) wünscht Smith ausdrücklich, daß man nach Deutschland (Germany) und Polen schicke, um Glasbläser und andere Handwerksleute zu gewinnen, statt der vielen nichtstaugenden englischen Abenteurer, die er um sich habe. Faust ist auch hier wieder nicht besonders glücklich in der Wahl seines Zitats. Er schöpft aus dem von Fehlern strotzenden Richmonder Nachdruck von 1819 statt aus dem Londoner Original von 1629.

Da er sich oft statt auf Quellen aus erster Hand auf bereits vorhandene Verarbeitungen aus zweiter und dritter Hand stützt, unterlaufen ihm manchmal recht niedliche Übersetzungssünden. In der Darstellung der Geschichte der Pfälzer des Staates Neuyork folgt er z. B. Friedrich Kapp. Kapp aber baute seine Arbeit auf O'Callaghans »Documentary History of New York« auf. Faust übersetzt dann Kapp wieder zurück ins Englische, statt direkt auf die englischen Quellen zurückzugehen. Die Geschichte der hessischen Söldnertruppen, die, von ihren Fürsten an England verschachert, im Unabhängigkeitskrieg gegen die amerikanischen Kolonien fochten, behandelt er, wenn auch etwas ausführlicher, in der herkömmlichen Weise, verallgemeinert den Begriff „Hessen" (Hessians) und gebraucht ihn, wie bisher, schlechthin für „Deutsche", statt auszuführen und mit historischen Beweisen zu belegen, daß nicht deutsche Fürsten im allgemeinen ihre Landeskinder verkauften, sondern daß es England nur gelang, solche in ihren Bannkreis zu ziehen, die zur hannoverisch-englischen Verwandtschaft, sei es durch Abstammung, sei es durch Verheiratung, gehörten. Friedrich II. von Hessen-Kassel, der England 12000 Mann überließ, war mit Georgs III. Tante vermählt, Ferdinand von Braunschweig, der 4000 Söldner stellte, mit Georgs III. Schwester. So trat Hessen-Hanau und Ansbach-Bayreuth durch Zwischenheiraten in den englischen Interessenkreis. Als dann unter Georg III. die amerikanische Revolution ausbrach, war es natürlich, daß er sich um Hilfe an seine Verwandten in Deutschland wandte. Nicht daß durch eine solche Darstellung der Schandfleck vom deutschen Namen weggewischt werden sollte, aber die Tat jener Fürsten würde menschlich begreiflicher erscheinen. Faust fühlt, daß betreffs der Hessen etwas geschehen müsse, er bringt mildernde Umstände bei, macht aber die Sache fast noch schlimmer, wenn er beifügt, daß das Landsknechtssystem in Deutschland seit den ältesten Zeiten in Blüte stand, daß die Söldner heute für das Reich, morgen für Frankreich oder Schweden fochten, je nachdem die eine oder andere Macht den prinzipien- und nationallosen Deutschen höhere Bezahlung bewilligte.

Den deutschen General Johann Kalb läßt er mit Lafayette ankommen, während es historisch feststeht, daß Lafayette nur durch die Verwendung Kalbs in die amerikanische Armee einzutreten vermochte (siehe auch Brief Kalbs in der amerikanischen historischen Review XV, H. 3, S. 563). Hinsichtlich Johann Jakob Astors hätte er manches aus meiner Arbeit über „Astor und die Astorbibliothek" lernen können. Das Kapitel „Die Deutschen in der Politik" ist bei weitem noch nicht erschöpfend behandelt, obgleich Faust viel Neues beigebracht. Desgleichen hat die am Schlusse gegebene Bibliographie von 83 Seiten, wenn auch die reichste, die bis jetzt über den Gegenstand erschienen, noch manche Lücken aufzuweisen; auch ist sie nicht frei von Personenkultus.

Noch hätten wir da und dort Ausstellungen zu machen, auch auf Druckfehler hinzuweisen. Doch würde ein weiteres Aufzählen von Ungenauigkeiten und Kleinigkeiten, die wohl eine zweite Auflage ausmerzen wird, dem Leser ein schiefes Bild von dem im großen und ganzen vortrefflich gelungenen Werke geben und seinen Gesamtwert beeinträchtigen. Wir wiederholen: Prof. Fausts Arbeit ist, trotz der gemachten Ausstellungen, das bedeutendste, verdienstvollste, umfassendste und zuverlässigste Werk, das bis jetzt über das Deutschtum Amerikas geschrieben wurde. Wir begrüßen es mit Stolz und Freude und wünschen ihm die weiteste Verbreitung in amerikanischen und deutschen Kreisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Deutschkunde auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und auf dem deutschen Archivtag in Posen am 6. bis 10. September 1910.

Von Archivrat Dr. **Hans Witte** in Schwerin i. M.

Für viele, namentlich aus dem Westen Herbeigekommene, tat sich in Posen eine ganz neue Welt auf, auf den ersten Blick etwas fremd anmutend und bei näherem Zuschauen doch durch so viele vertraute Züge fesselnd, ja die tiefinnerliche Anteilnahme heischend, wie es nicht alle Landschaften unseres Vaterlandes vermocht hätten.

Manches Auge blickte erstaunt auf, als es unter der trefflichen Führung des Posener Archivrats Prof. Warschauer schauen durfte, wie sich in dieser noch heute so heftig von Deutschtum und Polentum umstrittenen Stadt schon vor vielen Jahrhunderten, im ausgehenden Mittelalter, deutsches Bürgertum eine Stätte bereitet hatte. Das Nebeneinander der Überbleibsel dieser entlegenen deutschen Vergangenheit in der alten deutschen Ansiedlung neben altpolnischen Stadtteilen, das neu hereingeflutete deutsche Leben neben einem kräftigen und kampfesmutigen Polentum, das alte deutsche Rathaus und der in typischer Regelmäßigkeit angelegte Marktplatz der mittelalterlichen Kolonistenbevölkerung, der prächtige Dom des polnischen Primats und dann wieder im neuesten Stadtteil die massigen Trutzburgen neudeutscher Herrlichkeit, alles auf engem Raume zusammengedrängt — und weiter draußen auf dem Lande das neue Leben, das unter der Hand der Ansiedlungskommission erblüht ist, eine neu erstehende Welt, vor unseren Augen die Anfänge neuzeitlicher Siedlungstätigkeit hinzaubernd mit ihren Komplexen teils schon besiedelter, teils noch in der Besiedlung begriffener, teils erst dafür vorbereiteter Bauern- und Arbeiterniederlassungen, in ihrer lebendigen Anschaulichkeit ein Bild voller Freundlichkeit und Kraft, das die Hoffnungen für unser Volkstum neu belebt, wenn nur nicht die Stockung wäre, die dem gewöhnlichen Sterblichen so unbegreifliche Nichtanwendung des mit so schwerer Mühe durchgesetzten Enteignungsgesetzes!

Das alles bildete den äußeren Rahmen dieser Tagung, wirkte mehr oder weniger bewußt auch auf ihren inneren Gehalt ein.

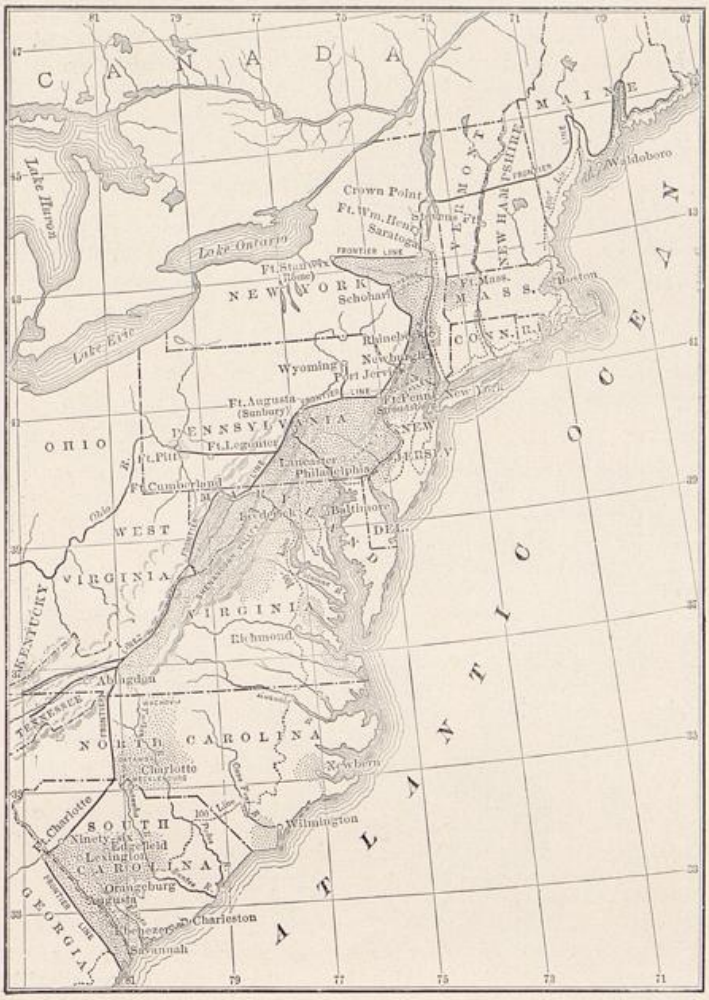
Es war ein verheißungsvoller Auftakt, als nach dem ersten, ausschließlich fachmännisch-archivalischen Verhandlungen gewidmeten Tage der Breslauer Universitätsprofessor Georg Kaufmann, anknüpfend an die Lebensschicksale der Brüder Raumer, in seiner packenden Weise die Gedanken in die gärenden geistigen und politischen Kämpfe des Zeitalters der Befreiungskriege lenkte. Eine solche Höhe hat die Tagung nur noch annähernd wieder erreicht, als der Posener Akademieprofessor Otto Hötzsch seine geistvolle Parallele zog zwischen den Staatenbildungen des slawischen Ostens und denen des mittleren und westlichen Europa, als ferner der Bromberger Stadtbibliothekar Georg Minde-Ponet seine zahlreiche, auch aus den weitesten Kreisen der einheimischen Bevölkerung zusammengeströmte Zuhörerschaft erfreute mit seinen formvollendeten und lichtvollen Ausführungen über die Provinz Posen in der modernen deutschen Dichtung. Was er gab, war viel mehr, als man nach diesem Thema erwarten durfte. Es war eher eine Gesamtdarstellung des Verhältnisses zwischen Deutschtum und Polentum, wie es in unserer schönen Literatur zum Ausdruck gekommen ist, beginnend mit der für die Schwäche unseres nationalen Empfindens so kennzeichnenden, das Feld beherrschenden Polenschwärmerei der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Erst seit 1848 begann eine Gegenströmung sich geltend zu machen, die wohl eine starke Abnahme dieser Polenliebe herbeiführte, aber doch nicht verhindern konnte, daß sie noch bis 1863 anhielt. Allmählich versiegte diese Poesie, auf die wir heute nur noch mit gemischten Empfindungen zurückzublicken vermögen. Erst seit 1880 wandte sich unsere Dichtkunst wieder Gegenständen des deutsch-polnischen Ostens zu, aber der Polenkultus ist nicht wieder auferstanden. Die deutsche Dichtung hat seitdem fest auf dem Boden gestanden, den unser inzwischen gekräftigtes und geklärtes nationales Empfinden endlich gegenüber dem Polentum gewonnen hat.

Führte dieser Vortrag mitten hinein in die Sorgen und Kämpfe, die uns heute mit dem Bilde der Ostmark unzertrennlich sind, so ging der Schweriner Geh. Archivrat Hermann Grotefend in seiner Darstellung des alten Handwerksbrauchs der Namengebung mehr vom Westen, namentlich von seinem früheren Frankfurter Wirkungskreis, aus, brachte aber für diese auch vom Standpunkt der Deutschkunde höchst belangreichen, vielfach für die Entstehung der Familiennamen maßgebenden Vorgänge eine reiche Fülle von Beispielen und Parallelerscheinungen aus den verschiedensten Teilen des deutschen Sprachgebiets bei.

Im allgemeinen überwog aber naturgemäß doch das, was an das Land Posen oder an den Osten überhaupt anknüpfte. Der Berliner Baurat J. Kohte ging neben der Betätigung italienischer Bauleute und Bildhauer in Polen auch auf das ein, was sie in Mecklenburg (Schweriner Schloßkapelle und Güstrower Schloß) und sonst im deutschen Nordosten geschaffen haben. Sehr deutlich sind daneben im polnischen Lande die Spuren deutscher Kunstbetätigung. Der Posener Museumsdirektor Prof. L. Kaemmerer brachte sie zur Geltung in seinem Vortrag über den Danziger Goldschmied Peter von der Rennen, den Schöpfer der berühmten Prachtsarkophage in Gnesen und Krakau. Nicht zum wenigsten auch bei den Besichtigungen, wo er stets bei der Hand war, auf Kunstwerke Peter Vischers und anderer älterer deutscher Meister aufmerksam zu machen.

Und gleich solchen Schöpfungen höherer Kunstfertigkeit ist auch viel Unscheinbares von außen ins Land hineingetragen, z. B. das übelberüchtigte Posener Bauernhaus, dem der Posener Museumsassistent Haupt einen lehrreichen Lichtbildervortrag widmete. Selbst seine seit einem Menschenalter aus der Provinz verschwundene altpolnische Form ist hier nicht eigentlich beheimatet. Sie gehört dem ganz Osteuropa beherrschenden Typus an, den man als altgriechisches oder auch als nordisches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Aus: A. B. Faust, The German Element in the United States

Boston: Houghton Mifflin Co.

Deutsche Siedlungen (punktiert)
längs der Grenzlinie 1775 (volle schwarze Linie) zu Beginn
des nordamerikanischen Freiheitskrieges

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haus bezeichnet. Heute herrscht in der ganzen Provinz wie in der Niederlausitz, Pommern und Westpreußen der älteste Typ des fränkischen Bauernhauses aus dem 13. und 14. Jahrhundert nebst einigen nach dem altpolnischen hinüberführenden Mischformen mit den bei den Slawen so beliebten Laubenhallen.

Welch ein Gegensatz hierzu in der Vielgestaltigkeit der Sprachverhältnisse! Ich meine nicht den Unterschied zwischen Deutsch und Polnisch, auch nicht die Fülle deutscher Mundarten, die durch die Ansiedlungskommission in die Provinz verpflanzt sind. Selbst wenn man sich auf das ältere, im Lande heimische Deutschtum beschränkt, so sieht man dieses, wie der Fraustadter Oberlehrer Wiegandt, das spröde lautliche Material geschickt meisternd, darlegte, durch die niederdeutsch-hochdeutsche Sprachgrenze in zwei Hälften geteilt. Der Süden spricht eine nordschlesische Mundart, vom Westen ragt ein brandenburgischer Keil in die Provinz, und im niederdeutschen, nach Pommern neigenden Norden scheiden sich noch zwei Mundarten, die eine um Bromberg, die andere im mittleren und unteren Netzegebiet. Und dazu kommen noch manche aus älteren Siedlungszeiten (d. h. vor der Ansiedlungskommission) stammende Verschiedenheiten, namentlich in den ziemlich rein erhaltenen schwäbischen Sprachinseln.

Den Einfluß des Polnischen auf die deutschen Mundarten schlug der Vortragende sehr gering an. Dem stimmte auch der Posener Akademieprofessor C. Borchling im allgemeinen bei, nur daß er einen sehr starken polnischen Einfluß auf die sog. Artikulationsbasis hervorhob, d. h. auf die Mundstellung und die Hervorbringung der Laute. Welch starken Einfluß dagegen das Deutsche auf die polnische Sprache ausgeübt hat, zeigte Borchling in der Einleitung seines Vortrags über die volkstümliche Eindeutschung der slawischen Ortsnamen Ostdeutschlands. Danach sind im gesamten Wortschatz der polnischen Sprache 3 v. H. deutsche Lehnwörter. Und von den etwa 3000 Wörtern, die heute das Sprachgut eines gebildeten Polen darstellen, sind mehr als 500, also 16 v. H., deutsch!

Die Gesetzmäßigkeit des Eindeutschungsvorgangs zeigte der Vortragende an den Beispielen Wratislavia = Breslau und Poznan = Posenan = Posen. Zuerst lautliche Angleichung, dann begriffliche Umdeutung. Die sprachlichen Erscheinungen können eine Handhabe für die Zeitbestimmung des Eindeutschungsvorgangs bieten.

Eine besondere Schwierigkeit für die Eindeutschung besteht darin, daß die slawischen Ortsnamen mit bedeutungslosen Suffixen, die deutschen aber überwiegend mit Grundwörtern gebildet sind. Die Ansiedlungskommission hat in ihren zahlreichen Verdeutschungen diese Suffixe vielfach durch deutsche Grundwörter -au, -rode, -heim oder -dorf ersetzt, wenn möglich hat sie auch die polnischen Namen vielfach übersetzt oder an ihrer Stelle mehr oder weniger glückliche Neubildungen eingeführt.

Bei so vielseitiger Behandlung der völkischen Zustände und Vorgänge des Ostens war es doch ein fühlbarer Mangel, daß die größte sich hier bietende Frage so gut wie leer ausging. Gewiß wurde gelegentlich wieder und wieder auf die spätmittelalterliche Germanisation des Ostens und was damit zusammenhängt hingewiesen. Und mein kurzer Vortrag über die Methode der historischen Nationalitätenforschung konnte den fehlenden besonderen Vortrag nicht ersetzen.

Im Westen, wo diese Methode ausgebildet wurde, besonders in meinem früheren reichsländischen Wirkungskreis, boten sich mir die Beispiele, die die Möglichkeiten ihrer Anwendung und ihr Vorgehen deutlich hervortreten ließen. Hier ließ sich auch schon von Erfolgen reden, die es in der Erforschung der geschichtlichen deutsch-französischen Sprachgrenze schon zu einem gewissen Abschluß gebracht haben.

Im Osten sind wir von solchen Dingen noch weit entfernt. Zu einer ausgebildeten Sprachgrenze, wie sie im Westen schon länger als tausend Jahre besteht, ist es dort ja bis heute noch gar nicht gekommen. Das Ringen der Völker hat dort trotz seiner vielhundertjährigen Dauer noch keinen klaren Abschluß gefunden.

Gleichwohl kann und muß die Aufgabe der Erforschung unseres Vordringens nach Osten in Angriff genommen werden. Mein in Mecklenburg mit der besonders auf die Flur- und Familiennamen aufgebauten Methode des Westens unternommener Versuch hat gezeigt, daß sie sich auch im Osten mit Aussicht auf Erfolg anwenden läßt. Allerdings nicht in mechanischer Übertragung, sondern nur bei steter Berücksichtigung der landschaftlichen und örtlichen Verschiedenheiten.

Bei der großen Ausdehnung des Forschungsgebiets kann die Arbeit in absehbarer Zeit aber nur geleistet werden durch eine weitgehende Arbeitsteilung. Ein harmonisches Zusammenwirken der verschiedenen Landschaften wird und muß es ermöglichen, die Hauptetappen des deutschen Vordringens nach Osten nach Ort und Zeit zu bestimmen und sie in Kartenbildern darzustellen.

Benachteiligung der Deutschen Niederösterreichs auf dem Gebiet des staatlichen Mittelschul- und Lehrerbildungswesens gegenüber Polnisch-Galizien und Tschechisch-Böhmen[1]).

Von **Leopold Ricek**, Lehrer in Sommerein (Niederösterreich).

Die deutsche Bevölkerung Niederösterreichs ist an Kopfzahl gegenwärtig der polnischen Bevölkerung Galiziens und der tschechischen Böhmens nahezu gleich (4 100 000). Es ist daher besonders lehrreich, ziffernmäßig festzustellen, was der österreichische Staat für diese einzelnen Volksstämme in den bezeichneten Gebieten aufwendet und wie er seiner Verpflichtung auf diesem so wichtigen Felde nachkommt.

In Niederösterreich erhält der Staat von 35 Gymnasien 19, in Tschechisch-Böhmen von 33 sämtliche 33,

[1]) Nach einer Studie des Dr. Anton Schubert in den Mitteilungen des Bundes der Deutschen in Niederösterreich 1909, Nr. 9 u. 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Polnisch-Galizien von 49 46. Da indes der Begriff Gymnasium besser durch die Zahl der Klassen ausgedrückt erscheint, wollen wir diese zum Maßstab der Staatsleistung machen. Der Staat erhält nun in Poln.-Galizien 658 Gymnasialklassen, in Tschechisch-Böhmen 508 und in Deutsch-Niederösterreich 197. Von anderer Seite (durch das Land, Ordensgeistliche usw.) werden unterhalten in Niederösterreich 99 Gymnasialklassen, in Tschechisch-Böhmen keine und in Galizien 19. Die Unterrichtskosten bezahlt der Staat für 24805 Polnisch-Galizier, für 9184 Tschechisch-Böhmen (d. h. sämtliche Gymnasiasten), aber nur für 8786 Niederösterreicher. 4008 Gymnasiasten Niederösterreichs müssen aus Landesmitteln usw. betreut werden. In Polnisch-Galizien kommt eine Gymnasialklasse schon auf 6200 Polen, in Tschechisch-Böhmen auf 13000 Tschechen, im reichen Niederösterreich aber erst auf 20300 Deutsche.

Betrachten wir nun die Verhältnisse, wie sie sich in den Hauptstädten dieser Gebiete zeigen! Im Jahre 1908/9 zählte Prag mit 210000 Teschechen 1263 tschechische Gymnasialschüler der Staatsschulen, Krakau mit 100000 Polen 3583, Lemberg mit 160000 Polen 6659 und Wien mit 2100000 Einwohnern 8266. Demnach entfiel ein Gymnasialschüler in Krakau auf 24, in Lemberg auf 27, in Prag auf 130, in Wien aber erst auf 255 Einwohner; eine Gymnasialklasse entfiel in Krakau auf 1500, in Lemberg auf 1800, in Tschechisch-Prag auf 5000, in Wien auf 12000 Einwohner.

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen sich auf dem Gebiet der Realschulen. Da kommt in Tschechisch-Prag eine Realschulklasse auf 3700, in Krakau auf 3500, in Lemberg auf 5000, in Wien erst auf 11500 Einwohner; ein Realschüler kommt aber in Prag auf 105, in Krakau auf 110, in Lemberg auf 130, in Wien erst auf 250 Einwohner.

Sehr zum Nachdenken stimmen folgende Ziffern: 1881 zählte Tschechisch-Böhmen 92 k. k. Gymnasialklassen für 11129, 1908/9 hatte es 508 Klassen für 9184 Schüler, also für 1945 weniger; 1881 hatten die Polen 124 k. k. Gymnasialklassen für 9928, 1908/9 hatten sie 646 für 25471 Schüler; 1881 hatte Niederösterreich 100 k. k. Gymnasialklassen für 5280, 1908/9 aber 197 für 12794 Schüler. Noch deutlicher ausgedrückt: der Staat errichtet und übernimmt seit 1881 im Durchschnitt jährlich 8 tschechische, 19 polnische, aber nur 3½ niederösterreichisch-deutsche Gymnasialklassen. Hinsichtlich der Realschulen ergeben sich folgende Ziffern: 1881 zählte Tschechisch-Böhmen 4695, 1908/9 9924 Realschüler, d. i. ein Mehr von 5229 oder 115 v. H., gleichzeitig vermehrten sich die Realschulklassen um 400; Polnisch-Galizien zählte 1881 1034, 1908/9 3744 Realschüler, d. i. ein Mehr von 2710 oder um 250 v. H.; Niederösterreich zählte 1881 3906, 1908/9 9185 Realschüler, d. i. ein Mehr von 5219 oder 130 v. H. Die Realschulklassen wurden aber bloß um 100 v. H. vermehrt. Mit anderen Worten ausgedrückt: in Böhmen entfielen auf eine durchschnittliche jährliche Vermehrung um 190 Realschüler die Errichtung von 9 neuen Realklassen, d. i. auf 21 neue Realschüler eine neue Klasse; in Polnisch-Galizien auf einen Jahreszuwachs von 103 Schülern jährlich eine Vermehrung um 3½ Klassen, also für je 29 neue Realschüler eine neue Realklasse. In Niederösterreich erfolgte bei einer jährlichen Vermehrung der Realschüler um 189 die durchschnittliche Errichtung von 3½ Klassen, d. i. für 54 neue Realschüler eine Klasse.

Niederösterreich, das an direkten Staatssteuern 42 v. H. der ganzen Reichshälfte trägt und eine Goldquelle ohne Gleichnis ist, hat außerhalb Wiens nicht eine k. k. Realschule und nur drei k. k. Gymnasien, für welche aber von Privaten nicht weniger als 32648 Kr. jährlich an Unterhaltungsbeiträgen bezahlt werden müssen! Während selbst in der deutschen Reichshauptstadt eine Reihe von Bezirken mit Hunderttausenden von intelligenten Bewohnern ohne jede Staatsmittelschule sind, häufen sich diese in den gottverlassenen Dörfern Galiziens und in den halbasiatischen Städten Lemberg und Krakau. Und während man in Wien und Niederösterreich sich vor der Errichtung von Parallelklassen scheut und lieber Hunderte und Tausende Begabter zurückweist, zählt ein einziges Lemberger Gymnasium, das vierte k. k. Staatsgymnasium, nicht weniger als 26 Klassen (8 systemisierte und 18 Parallelklassen), ja das zu Stryi besitzt sogar 36 Klassen (8 systemisierte und 28 Parallelklassen).

So kommt es nun, daß in Niederösterreich im Jahre 1906 schon jeder 10., in Böhmen erst jeder 17., in Mähren jeder 18. Aufnahmsbewerber für das Gymnasium zurückgewiesen werden mußte, ja in den Realschulen Niederösterreichs erfuhr jeder fünfte Bewerber das gleiche Schicksal, während dies in Böhmen erst bei jedem 14., in Mähren bei jedem 20. der Fall war. Sehr verwunderlich ist es für den, welcher die elende galizische Volksschule kennt, daß sie für eine so ungeheuer große Zahl polnischer Knaben eine vorzügliche Vorbereitung für das Gymnasium bietet, während die niederösterreichische Musterschule vom Standpunkt der Aufnahmsbewerber so weit zurückstehen muß. Auch auf dem Wege durch die Mittelschule bleiben viel mehr Deutsche auf der Strecke als Tschechen und Polen und nicht anders steht es mit der Reifeprüfung.

Auf dem Gebiet der Schulgeldbefreiung mißt der Staat Deutsche und Slawen auch mit ungleichem Maße. Es waren z. B. befreit bei den Deutschen an Gymnasien 48, an Realschulen 46 v. H., bei den Tschechen 64 und 61 v. H., bei den Polen 71 und 71 v. H., bei den Ruthenen sogar 78 v. H. der Gymnasiasten.

Zu alldem kommt nun noch, daß zu den vom Staate sogenannt erhaltenen Mittelschulen in Niederösterreich das Land, die Stadtgemeinden, Private usw. sehr ansehnliche Unterstützungen zu den Deckungskosten leisten müssen.

Wenn möglich noch trauriger sieht es auf dem Boden des Lehrerbildungswesens aus. Es genügt hier, die Ziffer der staatlichen Bildungsanstalten für Niederösterreich neben die von Galizien zu stellen. Dort erhält der Staat 3 und 1, hier 12 und 3 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsschulen. Die Anstalt des k. k. Zivil-Mädchenpensionats in Wien wurde hierbei nicht in Rechnung gezogen, da sie sich durch das Erträgnis des „Internats" selbst bezahlt macht. Die mangelnde staatliche Fürsorge benutzten hier besonders geistliche Vereinigungen, um Lehrer, wie sie sie wünschen, heranzubilden.

So stellt das Land Niederösterreich mit seiner glänzenden Hauptstadt ein geradezu vergessenes Gebiet der Staatsverpflichtung dar, das gering berechtet, aber vom Staate mit den drückendsten Steuerlasten bedacht ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Anteil der Deutschen an der geographischen und geologischen Erforschung der Republik Chile[1]).

Von Dr. Hellmuth Polakowsky in Tegel.

Es ist unseren Lesern sicher bekannt, daß die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften sowie die der Lehrer für Elementar- und Mittelschulen in Chile seit etwa 25 Jahren nach deutschem Muster erfolgt und seit etwa 10 Jahren die ganze Organisation des Heerwesens und des öffentlichen Unterrichts nach deutschem Vorbild und Grundsätzen eingerichtet ist. Weniger bekannt dürfte sein, daß diese nach deutschen Prinzipien ausgebildeten Offiziere von anderen Republiken des spanischen Amerika als Instrukteure erbeten worden sind und so zur Verbreitung deutscher Ideen und zur Hebung des deutschen Ansehens beitrugen. So haben chilenische Instruktionsoffiziere mit gutem Erfolg gearbeitet in Ekuador, Kolumbien, San Salvador, Guatemala und Bolivien. Auch verschiedene der im Instituto pedagójico, an dem nur deutsche Lehrkräfte wirkten, ausgebildeten Lehrer wurden an Unterrichtsstellen benachbarter Republiken berufen.

Aber auch auf zahlreichen anderen Gebieten haben sich die Deutschen in Chile um den Fortschritt und die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschließung dieser Republik verdient gemacht. Der „Deutsche wissenschaftliche Verein" in Santiago hat nun alle diese Leistungen der Deutschen in Chile seit dem Bestehen der Republik zusammengefaßt in einem Werke, welches den Titel führt „Deutsche Arbeit in Chile" und an dem zahlreiche kompetente Autoren mitgearbeitet haben. Wir halten diese in deutscher und spanischer Sprache erschienene Festschrift für viel wertvoller und nützlicher als den Brunnen, den die deutsche Kolonie der Republik zur Zentenarfeier (18. September 1910) geschenkt hat und der auf einem der vornehmsten Plätze in Santiago aufgestellt werden soll.

Weiter haben die Deutschen, wie allgemein bekannt, auf dem Gebiet der praktischen Kolonisation in Chile fast so viel wie in Südbrasilien geleistet. Wir behalten uns vor, über die betreffenden Abschnitte aus „Deutsche Arbeit in Chile" in dieser Zeitschrift später zu berichten. Heute wollen wir unseren Lesern einen Auszug aus dem von Prof. Dr. Hans Steffen bearbeiteten Kapitel „Der Anteil der Deutschen an der geographischen und geologischen Erforschung der Republik Chile während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens" geben. Keiner war zu dieser Arbeit befähigter und berufener als Hans Steffen, der seit etwa 23 Jahren in Chile als Lehrer der Geographie gewirkt hat und der zur geographischen Erforschung des Landes mehr als irgend ein anderer Deutscher beigetragen hat[2]).

1827 landete in Valparaiso der erste deutsche Forscher Ed. Pöppig. Er war in erster Linie Botaniker, doch verdanken wir ihm einige topographische Aufnahmen und landschaftliche Schilderungen. Er bestieg den Vulkan Antuco und konstatierte bereits die Hebung der chilenischen Küste. Er förderte auch später die deutsche Auswanderung nach Chile. 1831 besuchte der Schiffsarzt und Naturforscher F. Mayer verschiedene Teile Chiles und begleitete Claudio Gay, den berühmten Autor der ersten Gesamtschilderung des Landes, auf verschiedenen Exkursionen. Er ging über Arica—Tacna nach dem peruanisch-bolivischen Hochland. 1838 besuchte der Deutschschweizer H. v. Tschudi verschiedene Teile des Landes, besonders Chiloë. Er urteilt wenig günstig über Land und Leute.

Wichtiger ist die Reise des Bremers Ernst v. Bibra, der 1849 in Valparaiso mit F. Gerstäcker zusammentraf. Letzterer war von Mendoza über den Cumbrepaß nach Chile gekommen. Gerstäcker berichtete eingehend über seine Reise über die Anden. Dem v. Bibra lieferte wertvolle Daten ein deutscher Arzt Dr. Riet, der selbst viel im Lande umhergekommen war. Von größter Wichtigkeit ist die Tätigkeit der Gebrüder Philippi. Bernhard Philippi machte bereits 1842 Entdeckungsreisen nach dem Llanquihuesee und Rio Maulin. Er leitete dann bis zu einem gewissen Grade die chilenische Expedition, welche für Chile Besitz von der Magellanstraße nahm. 1845 zum Provinzialingenieur ernannt, nahm er den Rio Bueno auf und begann die Vermessung der Provinz Valdivia. Er ging 1848—50 im Auftrag der chilenischen Regierung nach Deutschland, um daselbst für die Auswanderung nach Chile zu agitieren. Gleich danach schrieb er die „Nachrichten über die Provinz Valdivia", welche den gleichen Zweck erfüllten. 1852 zum Gobernador des Magellanterritoriums ernannt, wurde er auf einer Exkursion in das Innere von Eingeborenen erschlagen. Ihm folgte bald sein älterer Bruder Dr. Rud. Amandus Philippi, früherer Leiter der Gewerbeschule in Kassel. R. A. Philippi hat auf zahlreichen Reisen die Kenntnis der Geographie, Geologie und der Flora und Fauna Chiles wesentlich gefördert und bis in sein sehr hohes Alter als Lehrer und Direktor des Naturhistorischen Museums gewirkt. Es kamen vor und nach Philippi einige seiner früheren Schüler nach Chile. So 1846 Fdr. Wilh. Döll, der einen Teil des Gebiets am Llanquihuesee und den See Todos los Santos, von ihm Lago Esmeraldas genannt, untersuchte. Er publizierte später die erste bessere Karte der Wüste Atacama. Wilh. Frick wurde 1848 Staatsingenieur in Valdivia. Er machte den Anfang zur Vermessung der Staatsländereien. Frick wirkte so bis 1876 und publizierte die Ergebnisse seiner Vermessungen und Reisen meist in chilenischen Zeitungen. Dr. Franz Fonck, ein Arzt, kam 1854 nach Chile und wurde bald Kolonistenarzt in Puerto Montt. Er unternahm einige interessante Reisen nach dem Nahuel-Huapi und publizierte 1866 in Petermanns Geographischen Mitteilungen „Naturwissenschaftliche Notizen über das südliche Chile". Endlich ist aus dieser Zeit noch der Bergingenieur C. Ochsenius zu nennen, der

[1]) Unter diesem Titel publizierte Prof. Dr. Hans Steffen eine Abhandlung in der Festschrift „Deutsche Arbeit in Chile". Lex.-8°, 60 S. Santiago 1910.

[2]) Siehe das Ende 1910 in Santiago erschienene, in jeder Beziehung mustergültige Werk »Viajes de esploracion i estudio en la Patagonia occidental, 1892—1902« von Prof. Dr. Hans Steffen. Zwei starke Bände mit Abbildungen und Karten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschiedene Bergwerke leitete und einen großen Teil des Landes kennen lernte. Nach Deutschland zurückgekehrt, schrieb er 1883 ein populär gehaltenes Buch über Chile. Als Konsul in Marburg leitete er die deutsche Auswanderung der Jahre 1883—86. Die wertvollen mineralogischen Sammlungen, die in jener Zeit Theod. Hohmann anlegte, beschrieb später Dr. Pöhlmann. Dr. C. W. Moesta, ein anderer Schüler von R. A. Philippi, kam 1859 nach Chile und wirkte längere Zeit als Direktor des Observatorio Nacional. Von 1860 bis 1864 stellte er genaue meteorologische Beobachtungen an. 1858 kam der Agronom Ferd. Schmidt nach Chile, wo er bald in den Staatsdienst trat und mit der Vermessung der Staatsländereien im alten Araukanerland begann. In etwa 20 Jahren hat er etwa 600000 Hektar vermessen, gestützt auf eine Triangulationsbasis zwischen Angol und Huequena. Dr. Reck und Prof. Dr. Burmeister besuchten und beschrieben von Bolivien und Argentinien aus kleinere Teile des chilenischen Gebiets. Der Bergmann P. Treutler war von 1852 bis 1859 in verschiedenen Teilen Chiles tätig und schrieb „Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Ozeans". Steffen bezeichnet das Buch als wertvoll, wenn auch reich an Übertreibungen.

Von den in Chile ansässigen Deutschen beteiligen sich in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Spezialforschung eine Reihe von Herren, deren Tätigkeit spezieller gewürdigt wird. Wir müssen uns hier darauf beschränken ihre Namen anzuführen. Diese sind: Apotheker F. Leybold, Dr. med. Münnich und besonders Ferd. Philippi. Weiter sind hervorgehoben die Reisen, Studien und Publikationen von Dr. Luis Darapsky. Er schrieb „Das Departement Taltal, seine Bodenbildung und Bodenschätze".

1869 kam Dr. C. Martin nach Chile. 1876—84 war er wieder in Deutschland. Es zog ihn aber wieder nach Chile zurück, wo er bis zu seinem Tode (1908) geblieben ist, zuletzt viele Jahre als Distriktsarzt in Puerto Montt. Wir verdanken Martin ausgezeichnete Abhandlungen medizinischen, geographischen und wirtschaftlichen Inhalts, besonders über das südliche Chile, und einige wertvolle Karten. Um die erste Erforschung des Rio Palena und des Gebiets von Ultima Esperanza machten sich einige deutsche Kolonisten verdient.

Von deutschen Gelehrten, die auf ihren Reisen in dieser Zeit flüchtig einen Teil Chiles besuchten oder eine ganz bestimmte Aufgabe lösen wollten, werden genannt und kurz kritisch besprochen: Ad. Bastian, A. Stelzner, A. Stübel, G. Steinmann und P. Güßfeldt, auf dessen Buch „Reisen in die Anden von Chile und Argentinien" hier seiner meisterhaften Naturschilderungen wegen ganz besonders hingewiesen sei. Die Reisen des Prof. Dr. L. Brackebusch aus Córdoba berührten einen Teil Chiles. Von seinen zahlreichen Publikationen seien hier zitiert seine große Karte Argentiniens (1 : 1 Mill.), in der die Wasserscheide als Grenze angenommen ist, und seine schöne Abhandlung „Die Kordillerenpässe zwischen Chile und Argentinien von 22 bis 33° s. Br.". Die deutsche Korvette „Albatroß" machte wichtige Aufnahmen in den Kanälen und Fjorden des westlichen Patagoniens zwischen dem 48. und 50.° s. Br.

Von wissenschaftlichen Reisenden, die in neuester Zeit Chile flüchtig besuchten, werden angeführt: Alfr. Hettner, L. Plate (Zoologe, der aber auch hydrographische Beobachtungen anstellte) und Wilh. Möricke, der, nach Deutschland zurückgekehrt, seine mineralogischen Sammlungen mit Steinmann zusammen beschrieb. Sehr wertvoll sind die Schilderungen der landwirtschaftlichen Verhältnisse durch Dr. R. Kaerger (1895—1902). Von Deutschen, die, ohne in Chile gewesen zu sein, durch ihre Schriften und Karten ganz wesentlich zur Kenntnis des Landes in Europa und speziell in Deutschland beigetragen haben, werden angeführt: A. Petermann, Dr. Behm, O. Koffmahn und Dr. Polakowsky. Die von Polakowsky 1888 mit dem Kartograph C. Opitz edierte Karte (1 : 2½ Mill.) beurteilt Steffen in der gleichen nachsichtigen und günstigen Weise wie R. A. Philippi in Peterm. Geogr. Mitt. Wertvolle wirtschaftliche, kommerzielle und statistische Angaben enthalten: Hugo Kunz, „Chile und die deutschen Kolonien", und Jos. Ivens, „Jahr- und Adreßbuch der deutschen Kolonie in Chile". Von letzterem Buche ist der dritte Jahrgang erschienen.

Hervorragende Verdienste um die Fortschritte der geographischen Kenntnisse Chiles erwarb sich der Oberst T. Deinert, Mitglied des chilenischen Generalstabs und seit etwa zehn Jahren Leiter der Oficina topografica des Generalstabs. Er leitete die Aufnahmen und Publikationen des Generalstabs, dem wir eine Generalkarte im Maßstab von 1 : 10000 der Provinzen Santiago, Valparaiso und Aconcagua verdanken. Von Reisen in Chile ansässiger Deutscher seien noch angeführt: Pastor Steinmann (Chaposee) und Dr. P. Stange (1893 nach dem Puyehuepasse bis zur Nordwestspitze des Nahuel-Huapi) und H. Wieghardt (Magellan-Territorium und Feuerland). 1896 besuchte Stange das Temotal und den Vulkan von Peteroa und Johow und Bemthel die Juan-Fernandez-Inseln.

Weiter werden die respektablen Leistungen der deutschen Turnvereine in Santiago und Valparaiso angeführt. Die Mitglieder dieser bestiegen den Cerro del Plomo (5430 m) und den Vulkan Maipó (5400 m). Zwei Versuche zur Besteigung des Aconcagua wurden gemacht und kam man einmal bis zur Höhe von 6000 m. Bei den Chilenen herrscht kein Interesse und Verständnis für den Hochtouristensport.

Verfasser, Dr. Steffen, kam 1889 als Professor der Geographie und Geschichte am Institut Pedagójico nach Santiago, machte 1892 eine Reise in das untere Gebiet von Llanquihue und dann später im Auftrage der Regierung eine Reihe von Forschungsreisen in das Grenzgebiet. An diesen Reisen nahmen verschiedene deutsche Gymnasiallehrer und Instruktionsoffiziere teil. Diese Reisen fanden statt im Sommer 1893, 1893/94 nach dem Palenatal, Sommer 1895 nach dem Rio Puelo. Sommer 1896, Expedition nach dem Rio Manso; 1896/97, Expedition nach dem Rio Aisen; 1897/98, Erforschung des vorher fast unbekannten Rio Cisnes; 1898/99, Erforschung der Fjordregion im Süden des 46.°.

Andere deutsche Expeditionen zur Untersuchung des Grenzgebiets waren: 1896/97, Renihue-Expedition von P. Stange, P. Krüger und A. Selle; 1898, Corcovado-Expedition von Dr. P. Krüger und Dr. E. Redwisch; 1898/99, Erforschung des Rio Yelcho durch Dr. Krüger. Die Resultate all dieser neuen, die Förderung unserer Kenntnisse des westlichen Patagoniens hochwichtigen Reisen werden kurz angegeben. Regierungsgeologe Dr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pöhlmann bestimmte die mineralogischen Sammlungen von Steffen. Dr. Pöhlmann unternahm auch eine Forschungsreise nach den Quebradas Camarones und Vitor. Von anderen Reisen seien hier nur die wichtigsten angeführt. So bereisten Dr. Semper und Dr. Wichelt im Jahre 1901 die Salpeterregion. Steffen bespricht dann die Literatur, welche der Grenzstreit gezeitigt hat, und den Anteil der Deutschen an der Lösung dieses Streites. Auf seine hervorragende Tätigkeit im Dienste des Schiedsgerichts, welches in London den Grenzstreit entschied, geht Verfasser nur kurz ein.

Von den Forschungsreisen der letzten Jahre nach Erledigung des Grenzstreites verdienen hervorgehoben zu werden die von Guill. Seg. Münnich. Den Schluß bildet eine kurze Besprechung der neuesten Bücher über Chile von Dr. Reiche, Dr. C. Martin und Dr. Bürger.

Steffen hat mit deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit alle Daten zusammengestellt, alle Namen genannt, die sich kleine oder große Verdienste um die Erforschung der Geographie (im weitesten Umfang dieser Wissenschaft) Chiles erworben haben. Eine kritische Sichtung und Beurteilung der verschiedenen Leistungen nimmt er nur an wenigen Stellen vor. Man kann getrost behaupten, daß die Leistungen der Deutschen auch auf diesem Gebiet bedeutender waren, als die aller anderen Nationen zusammengenommen.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther. Streifzüge durch die deutsche Siedlungs-, Rechts- und Sprachgeschichte auf Grund der Urkunden deutscher Sprache. Von Prof. Dr. Emil A. Gutjahr. 8°, VII u. 240 S. Halle a. S. 1910, Buchhandlung des Waisenhauses. 7.50 M.

Die Bedeutung der Siedlungsgeschichte für die Sprachgeschichte ist es, worum sich hier alles dreht. Der sprachliche Ausgleich, den die Stammes- und Mundartenmischung im ostd. Kolonisationsgebiet mit sich brachte, schuf die Grundlage für die Entstehung der neuhochd. Schriftsprache. Am ausgeprägtesten naturgemäß im ostmitteld. Siedlungsgebiet, das von Ostthüringen über Sachsen, die Lausitzen, Schlesien, Böhmen und Mähren seine Ausläufer über die Zips bis nach Siebenbürgen erstreckte. Hier flossen mit dem fränkischen, aus Flandern, dem Kölnischen und Hessisch-Thüringischen herbei gekommenen Grundstock der Einwanderer nieder- und oberd. Volksteile zu einer neuen Einheit zusammen, deren Sprache mehr noch als das Mittelfränkische der alten Heimat die Mitte innehielt zwischen den Mundartsprägungen des Nordens und Südens. Aber auch dem Ostniederd. wie dem Ostoberd. waren solche vermittelnde Stammes- und Mundartsbestandteile in merklicher Weise beigemischt, so daß im Kolonisationsgebiet der Boden weit mehr für die Ausbildung der neuen allgemeinen Schriftsprache bereitet war als in den altd. Stammesgebieten.

Aus diesen Tatsachen erklärt es sich wohl, daß Gutjahr bei der Schilderung unserer mittelalterlichen Kolonisationsbewegung sich fast nur auf dem ostmitteld. Gebiet bewegt, so daß die anderen, nicht minder kräftigen Ausstrahlungen des Deutschtums in Nord und Süd etwas kurz wegkommen. Hier wo die Schöppenstühle von Halle und Magdeburg weithin für das d. Neuland Recht sprachen, wo Eyke von Repgow zu Anfang des 13. Jahrhunderts in seinem Sachsenspiegel der großen Kolonisationsbewegung mit ihrem Zusammenfließen mutterländischen und neuländischen Rechts, mit ihrem Ringen nach neuem sprachlichen Ausgleich ein unvergängliches Denkmal setzte, verweilt er mit besonderer Vorliebe.

Diese Rechtskodifikation war zugleich der erste große Schritt zur werdenden d. Gemeinsprache.

Dankenswerte Zusammenstellungen über Verbreitung und Art der verschiedenen d. Mundarten, Ausführungen über das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache, über soziale und koloniale Einflüsse bei ihrer Entstehung, über Kanzleisprachen lassen tiefer eindringen in dies große Problem des Sprachwerdens.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Mecklenburg. Rundlinge in Mecklenburg. (Nach: Die Siedlungen des Warnowgebiets in Mecklenburg. Eine geographische Studie von Dr. Alfred Schulz. [Geogr. Arbeiten IV, herausg. von Prof. Dr. Willi Ule.] 8°, X u. 44 S. Stuttgart 1909, Strecker u. Schröder. 2 M.)

Über die Rundlingsfrage, die seit langen Jahren zugunsten der slawischen Herleitung entschieden schien, können die Akten nicht geschlossen werden, solange wir nicht genau über die geographische Verbreitung dieser Siedlungsform unterrichtet sind. Mußte schon früher ihre Beschränkung auf einen nicht breiten Streifen im äußersten Westen der ehemaligen slawischen Ausdehnung Bedenken erregen, in ihr eine spezifisch slawische Siedlungsform zu sehen, so haben die neuerdings überraschend weit nach Westen aufgefundenen und von manchen Forschern unbedenklich für das Slawentum in Anspruch genommenen Rundlinge eine Gegenbewegung gegen diese so lange alleinherrschende Lehrmeinung hervorgerufen.

Auf Grund einer Untersuchung der 136 Dörfer des Warnowgebiets stellt Schulz nun fest, daß die große Masse der slawisch benannten Siedlungen auf leichtem Boden liegt. Nur die von ihnen, die die Rundlingsform zeigen, liegen durchweg auf schwerem Boden. Rundlinge gibt es aber nicht nur unter den Siedlungen slawischen, sondern auch unter denen d. Namens. Auch dort liegen sie durchweg, wie auch fast alle d. benannten Siedlungen, auf schwerem Boden.

Schulz ist daher geneigt, sich denen anzuschließen, die den slawischen Ursprung der Rundlingsform ablehnen, und mit Schlüter anzunehmen, daß die Slawen die runde Dorfanlage von den D. übernommen und sie dann zu den sog. echten Rundlingen weitergebildet haben. Er vermutet in dieser Form eine auf das Grenzgebiet beider Völker beschränkte Art Schutzsiedlung.

Sehr interessant ist auch die Beobachtung, daß bei den Doppelsiedlungen auf Groß- und Klein- (in älterer Zeit bekanntlich Teutonicum- und Slavicum-) die Großdörfer, unter denen allein sich noch einige Rundlinge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feststellen ließen, stets auf schwerem, die Kleindörfer auf leichtem Boden liegen. Aber man darf nicht vergessen, daß bei dieser Bodenverteilung der Einfluß des d. Erobervolkes bestimmend war. In allen diesen Fällen befand sich die altslawische Siedlung auf dem schweren Boden und wurde erst durch die eingedrungenen D. auf den leichteren Boden hinübergedrängt. Wenn Schulz daraus das Ergebnis zieht, den slawischen Ursprung von Orten mit slawischen Namen zu bezweifeln, sofern sie sich auf schwerem Boden befinden und als Rundlinge angelegt sind, und anderseits als zweifellos slawische Siedlungen nur die anzusehen, „die slawische Namen führen, auf leichtem Boden liegen und ‚Nichtrundlinge' sind" — so mag diese Scheidung für methodische Zwecke einen mit Vorsicht zu benutzenden Fingerzeig bieten. Daß sie aber in solcher Reinlichkeit jemals wirklich bestanden hätte, will mir doch nicht scheinen. Das Beobachtungsmaterial, namentlich die Formen der Dorfanlagen, haben im Laufe der Jahrhunderte doch zu häufige und große Störungen erfahren. Vielleicht hätte die Heranziehung älterer Karten, namentlich der Schmettauschen, dem Bilde schon veränderte Züge geliehen. Ein flüchtiger Blick, den ich auf deren hier in Frage kommende Blätter tat, ließ schon die bei Schulz als „Nichtrundlinge" bestimmten, sämtlich auf leichtem Boden gelegenen Zehlendorf, Pinnow, **Klein**-Raden, vielleicht auch **Lütten**-Klein und das auf schwerem Boden gelegene Thulendorf als Rundlinge erkennen. Wie, wenn man den im allgemeinen viel sandigeren Süden des Landes heranzöge, wo es doch keineswegs an Rundlingen fehlt? Dort ist, um nur ein Beispiel zu nennen, **Wendisch**-Priborn ein ausgesprochener Rundling. Und daß wie die rückwandernden D. mit ihren vervollkommneten Ackergeräten, so auch schon die vorslawischen Germanen den schweren Boden bevorzugt oder sich gar auf ihn beschränkt hätten, ist doch zum mindesten zweifelhaft. Damit schwindet aber die Sicherheit, mit der Schulz die slawisch benannten „Nichtrundlinge" auf leichtem Boden als ursprünglich slawische Anlagen ansieht.

Und wie steht es mit den d. benannten Orten? Sie in Bausch und Bogen als ursprünglich d. Anlagen aufzufassen, wird doch so leicht niemand wagen. Ist doch urkundlich die Verdrängung mancher slawischer Ortsnamen durch d. bezeugt. Das werden aber nicht die einzigen Fälle sein, wo deutschnamige Orte an schon vorhandene slawische, deren Name verloren ging, anknüpfen.

Das Problem ist viel zu verwickelt, um es auf so einfache Formeln zu bringen.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Provinz Sachsen. Beiträge zur Siedlungskunde des Havelwinkels. Von Dr. Max Bolle-Milow a. H. I. Teil. (Mitt. des Sächs.-Thüring. Vereins f. Erdkunde XXXIII, 1909, S. 1—71, mit K.)

Unter besonderer Berücksichtigung der Oberflächengestaltung wird der allgemeine Gang der Besiedlung geschildert. Bolle unterscheidet vier Ortsgründungsperioden: 1. etwa 600—900 die slawische, 2. etwa 900 bis 983 die erste d. Eroberung (nur drei Gründungen), 3. etwa 1140—1250 mittelalterliche Kolonisation des Ostens, 4. etwa 1550—1850 neuere Kolonisation. Die Lücken werden von Wüstungsperioden ausgefüllt.

Weitaus überwiegen auch heute noch die Gründungen der ersten Periode mit 85 Orten außer 53 Wüstungen. Von der dritten, der Germanisationsperiode, bestehen heute nur noch 10 Orte, 54 sind schon wieder wüst geworden.

Eine Anknüpfung der slawischen „Gründungen" an etwa vorgefundene urgermanische wird unter Hinweis auf die Entvölkerung des Landes abgelehnt mit der Annahme, „daß die wilde Natur über alles, was vorher an Wohnplätzen, Feldern oder anderen menschlichen Tätigkeitsspuren bestanden haben mag, mit der allmählichen Entvölkerung wieder hinwegschreiten mußte, wodurch frühere Einflüsse völlig oder wenigstens bis zu praktischer Bedeutungslosigkeit getilgt wurden. Das Landschaftsbild besaß also überall ein natürliches, von Eingriffen des Menschen unberührtes Gepräge" usw. (S. 30).

Das ist wohl etwas zu dick aufgetragen. An der Möglichkeit des Anknüpfens an urgermanische Siedlungen, wie sie in anderen Landschaften erkennbar ist, wird auch hier kaum zu zweifeln sein. Aber diese Siedlungen waren menschenleer geworden, die Kontinuität der Besiedlung war durchbrochen, und der Anbau der Slawen hatte die Bedeutung einer Neubesiedlung, wenn auch nicht überall einer Neugründung von Ortschaften.

Die sehr klare Karte, die die Siedlungsperioden durch Farben unterscheidet und außerdem die Formen der Ortsanlagen erkennen läßt, wird gewiß dankbar aufgenommen.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Schleswig. Deutsche oder Dänen als Gründer von Flensburg. (Nach: Flensburgs Ursprung. Von Geh. Justizrat W. Mohr. 8°, 37 S. Flensburg 1909, Hollesen. 1 M.)

Nach dem Verfasser ist Flensburg in Anlehnung an eine ältere Burg Flensborghus, die an Stelle der später errichteten königlichen Feste Duburg gestanden habe, von König Knud VI. und seinem Bruder, dem späteren König Waldemar Seier (1202—41) im Jahre 1200 mit deutschen Bürgern gegründet worden.

Aber die Gründe, mit denen die Gründung bewiesen werden soll, erweisen sich bei genauerer Betrachtung als wenig zuverlässig. Und nicht besser steht es mit der Behauptung, Flensburg sei eine Gründung d. Bürger. Allerdings ist das d. Bürgertum in jenen Zeiten auch in diesen Ländern stark vorwärts gedrungen und hat von den Fürsten und Machthabern entschiedene Förderung erfahren; aber gegen Mohrs Ansicht sprechen doch sehr entschieden vor allem zwei Umstände: 1. die Sprache des Flensburger Stadtrechts bei der ältesten Bestätigung von 1284 ist dänisch, 2. in der Stadt übt die Knutsgilde, eine vornehmlich in dänischen Städten ausgebildete Genossenschaft, einen wichtigen Einfluß aus (vgl. Pappenheim, Altdänische Gilden).

Freilich führen in dem Stadtbuch von 1436 (Seydelin, Diplomatarium Flensborgense. Kopenhagen 1865, Nr. 108, I, S. 418) die Tore der Stadt sämtlich d. Namen (Rudeporten, Vresendore, S. 441), aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie diese Bezeichnungen gleich von Anfang an geführt hätten. Vielmehr legt die Entwicklungsreihe der Bezeichnung Angelboo porte — Angelbur porte — Angelburger Straße nahe, anzunehmen, daß etwa um 1370—1400 die älteren jütischen Bezeichnungen durch niederd. ersetzt worden sind, ohne daß der ursprüngliche Sinn später immer verstanden wurde.

Eine Verdrängung älterer jütischer Namen durch niederd. läßt sich an der Hand desselben Stadtbuchs auch für die Personennamen feststellen. So wird bei dem

Besitz eines Jesse Lutkesson später der Zusatz hinzugefügt: Nu tortit (Nun zur Zeit) Peter Werkmester. Und nun treten in diesen Zusätzen aus späterer Zeit in immer steigender Zahl an Stelle früherer jütischer d. Namen auf, die auf Handwerke (wie Becker [427], Smyd [426], Smede [430], Goldsmed [420], Kleinsmit, Ketelsmit [443], Scroder [429], Schomaker [426], Tymmermann [426], Kuwenmaker [422], Repsleger [425], Murmester [429], Kremer [421]) oder auf d. Landschaften und Städte hinweisen (Vresen [424], Holsten [427], Peter Saxe [430], Hans Doringk [442], Beyer [599], oder Tydeken von Stendal [427], Peter Meydenborch, Magdeburg [499], Johann Bremer [452]), während daneben Namen wie Hene Pagesson, Page Jeppesson (451) u. a. noch den starken Anteil des jütischen Elements erkennen lassen.

Wenn also nicht als bewiesen gelten darf, daß Flensburg um 1200 mit d. Bürgern von Herzog Waldemar gegründet worden ist, so ist doch wahrscheinlich, daß Flensburg schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts als Stadt bestand.

Den Grundstock der Bevölkerung scheint das jütische Element gebildet zu haben. Erst in späterer Zeit kommt das niederd. Bürgertum zur Geltung.

Flensburg. Prof. Dr. Fritz Graef.

Schlesien. Die Sprache der Tiroler in Schlesien. Von Prof. Dr. Theod. Siebs. (S.-A.: Mitt. der Schles. Ges. f. Volkskunde, Heft 16, S. 105—28.)

Siebs behandelt hier einen Gegenstand, von dem die D. im Süden wie im Norden gern hören werden. Wir im Süden, namentlich in Tirol, fragen zunächst, wie sich unsere Landsleute auf dem neuen Boden des schlesischen Riesengebirges und in ihrer neuen Umgebung ausnehmen. In einer kleinen Einleitung wird uns etwas Weniges davon mitgeteilt: „In den Kirchspielen Erdmannsdorf und Seidorf liegen jene zahlreichen Tiroler Häuser, deren eigene Bauweise uns so freundlich grüßt, und unter deren Bewohnern wir gar stattliche Erscheinungen von reinerer Art sehen, Leute von hohem Wuchs, mit feinen Gesichtszügen und klugem Blick." Wir erfahren noch, daß die Zillertaler in Schlesien wie einst daheim ihre Arbeit der Milchwirtschaft, Viehzucht und Gärtnerei widmen und darin Besseres leisten als die nächsten schlesischen Nachbarn. Ihre alte Tracht ist zurückgegangen und wird nur mehr als Festtagsschmuck gebraucht. In ihrer Lebensweise haben sie „manches treu bewahrt". Dieses „manches" wird nun leider nicht erörtert; wenigstens über die wichtigsten Belange der Volkskunde hätten wir gern Aufschluß erhalten. Allein Siebs beschränkt sich, wie schon der Titel besagt, auf die Darstellung der Sprache und behandelt auch hier nur den Lautstand, dem er einige phonetische Erklärungen vorausschickt. Er gelangt zum Ergebnis, daß die Zillertaler untereinander ihre alte Mundart treu bewahrt haben bis auf den heutigen Tag (S. 107).

Im allgemeinen mag das richtig sein; aber im einzelnen steigen schwere Zweifel auf, wenn man Siebs' Darstellung mit der Mundart der Tiroler Zillertaler vergleicht, was bei der Entscheidung dieser Frage nicht umgangen werden darf.

Beim knappen Raum, der hier zur Verfügung steht, kann ich nur einige Punkte berühren. So ist gleich Siebs' erster Ansatz: „neuhochd. kurzes a erscheint als kurzes o" unrichtig; denn wie er schon aus Schatz' Tiroler Mundart hätte ersehen können, sprechen die hiesigen Zillertaler in den meisten Fällen den bekannten Mittellaut zwischen a und o (ą, ǫ): ălte, ăffe, gewănt (Gewand), wălk (wälz), lăssn, kräpfn usw. Dagegen erscheint neuhochd. langes a (gleichgültig, ob es auf alte Länge oder Kürze zurückgeht) wirklich als langes geschlossenes ō.

Unrichtig ist ferner der Ansatz: „Nhd. kurzes e oder ä (einerlei ob es mhd. altes ë oder Umlaut e ist) erscheint als kurzes e". Vielmehr erscheint es als ē: also nicht seks, sondern sēks (sechs); nicht swestr, sondern swēstr (Schwester). Ebenso verhält es sich bei nhd. langem e (ä): also nicht redn, sondern rēdn usw. Daß man im tirolischen Zillertal nicht slēkst, slēkt (S. 118), sondern slēkst, slēkt sagt, wäre gleichfalls schon bei Schatz, Tiroler Mundarten, S. 40, zu finden gewesen; noch besser würde allerdings die Schreibung slēigst den gesprochenen Laut treffen. Fallen hat in der II. und III. Pers. Präs. Ind. Sing. keinen Umlaut; also nicht feist, sondern fălst.

Siebs merkt zutreffend an, daß der Sekundärumlaut als a erscheint; um so mehr fällt bei ihm die Form kslecht (Geschlecht) auf, desgleichen helsə (Hälfe), während das Altzillertalerische, welches für die Auswanderer allein in Betracht kommt, kslachtə und halsr gebraucht. Entweder hat Siebs nicht genau genug abgehört oder die schlesischen Zillertaler haben bereits starken Einfluß der Schriftsprache erfahren, wie es auch bei den tirolischen heute bereits mehrfach der Fall ist an Orten, die dem Verkehr mehr ausgesetzt sind.

Nach Siebs sollen seine Zillertaler ich, mich usw. sprechen; er schreibt daher ich woik u. dgl. Das ist gewiß falsch. Zunächst muß doch unterschieden werden, ob diese Pronomina in starktoniger oder außer starktoniger Stellung erscheinen. Im letzteren Falle tritt vokalische wie konsonantische Reduktion ein: also nur i wălk, i făll usw. Im Starkton dagegen sind ich, mich usw. wirklich zu hören: doch unterdrücken jüngere Zillertaler auch hier teilweise oder ganz den Schlußkonsonanten.

Noch manche Stelle in der Abhandlung und in der kleinen Sprachprobe, welche Siebs dieser beigegeben hat, erregt starke Bedenken, so daß mit seiner Arbeit wenig anzufangen ist. In einem Anhang stehen die Personen- und Hausnamen der schlesischen Zillertaler verzeichnet.

Innsbruck. Prof. Dr. Josef Wackernell.

Baden. Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden. Ein Beitrag zur Heimatkunde von Prof. O. Heilig. 8°, X u. 157 S. Karlsruhe o. J., Friedrich Gutsch. 3 M.

Diese fleißige, zunächst nach den Grundwörtern geordnete, danach aber auch die Bestimmungswörter gebührend berücksichtigende Zusammenstellung bietet auf engem Raume eine dankenswerte Übersicht über den badischen Ortsnamenbestand. Keltische, romanische Bildungen oder auf Siedlung dieser Völker sowie auch der Wenden deutende Namen sind für sich zusammengestellt. Im übrigen verzichtet der Verfasser auf eine selbständige Stellungnahme in den an die Ortsnamen anknüpfenden Siedlungsfragen. Die allgemeinen Bemerkungen zu den hierfür besonders wichtigen Formen auf -heim, -ingen, -weiler beruhen ausgesprochenermaßen auf Busch. Sie haben sich von Arnold schon frei gemacht, halten aber noch an Schiber und Heeger fest.

Schwerin i. M. Dr. Hans Witte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Algäu. Die Walser im Algäu. (Nach: Die Algäuer Alpen, Land und Leute. Von Max Förderreuther. Gr.-8°, 525 S. mit 423 Abb., 2 K. u. 26 Kunstbeil. Kempten u. München 1907, J. Kösel. 12 M.)

Der geographischen und geologischen Beschreibung und einer zusammenfassenden Übersicht über die Pflanzen- und Tierwelt des Gebiets läßt der Verfasser einen Überblick über die Besiedlungsgeschichte folgen, in welchem die „Burgenkarte" einen wertvollen Teil besonders auch deshalb ausmacht, daß sie mit einem Blicke gewisse Abschnitte in der Besiedlung erkennen läßt. Während Ober- und Unteralgäu (an der Iller), Ost- und Westalgäu in früher Zeit so dicht mit Burgen und Edelsitzen besetzt wurden, daß sie in dieser Beziehung kaum von den rheinischen Landschaften und vom „sonnigen Etschland" zwischen Algund und Deutsch-Metz übertroffen werden können, fehlen dieselben vollständig in dem erst später von „freien Leuten" besiedelten Thannheimer Tale und oberen Lechtal (im 14. Jahrhundert von Hindelang und Füssen aus), im Tannberg (Ursprungsgebiet des Lechs) und im (kleinen) Walsertal (beide im 13. Jahrhundert von Wallis aus) und im Bregenzer Wald (aus der Bodenseegegend vom 11. Jahrhundert an). Dafür trifft man in diesen Gegenden historische Stätten, die auf die Sonderstellung und auf das eigenartige (republikanische) Verfassungs- und Rechtswesen der „Walser" und der „Wälder" (Bewohner des Bregenzer Waldes) hinweisen. Die Natur des Landes, die hierdurch bedingte Beschäftigung und Lebensweise der Bewohner zeigen ihren bestimmenden Einfluß in der körperlichen Tüchtigkeit, im Charakter, in den alten Volkstrachten und in den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung. Doch fehlt es in all diesen Beziehungen nicht an leicht erkennbaren, auch durch die verschiedene geschichtliche Entwicklung mitbedingten Unterschieden zwischen dem West- und dem Ost-, dem Unter- und Oberalgäu und zwischen all diesen zusammen gegenüber dem „Wälder". In bezug auf die Mundarten bildet die Linie Hinterstein—Oberjoch—Grünten—Hauchenberg—Leutkirch ungefähr die Grenze zwischen dem Nordosten und Südwesten: jener ist schwäbisch, dieser alemannisch. In all diesen Beziehungen — Charakter, Sitten und Gebräuche, Tracht, Wohnstätten, Mundart — nehmen die „Walser" (im Tale der Breitach und im Tanngau) durch ihre Abstammung eine Sonderstellung ein. Der Verfasser bezweifelt die von anderer Seite behauptete (und durch urkundliche und volkskundliche Belege bewiesene[1]) burgundische Herkunft der Walser, ohne indes diese Zweifel zu begründen oder anderes an deren Stelle zu setzen.

München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

Böhmen. Die Besiedlung des Böhmerwaldes. Von Dr. Lorenz Puffer. 8°, 2 Hefte, 24 u. 26 S. Wien 1909 u. 1910, SV.

Nachdem im ersten Hefte die Siedlungsbedingungen behandelt worden waren, folgt im zweiten hauptsächlich die Siedlungsgeschichte; es wird zunächst die keltisch-römische Zeit kurz gestreift. Im 6. Jahrhundert kommen die Slawen nach Böhmen und bald danach auch durch die Furth-Chamer Senke bis ins Naabgebiet. Zu gleicher Zeit wird der Südwestrand des Bayrischen Waldes von Bajuwaren besiedelt. Bei den eigentlichen Rodungssiedlungen unterscheidet der Verfasser zwei Perioden, von welchen die zweite die Hauptbesiedlung darstellt (im 13. und 14. Jahrhundert). Den Hauptanteil haben Klöster und Adlige. Vom 9. bis 11. Jahrhundert wird zunächst im Regengebiet gerodet, danach erst auch mehr im Ilzgebiet, im Mühlviertel und in Böhmen. Der Anteil der Tschechen an der Rodungsarbeit ist ganz gering, sie haben vor dem geschlossenen Waldgebiet haltgemacht. In der ersten Periode sind Namen auf ach, bach, wiesen, felden, dorf, stetten, kirchen, zell vorherrschend, in der zweiten solche auf ried, reut und schlag. Doch sind nach des Referenten Forschungen die Namen auf ried fast durchweg älter als die auf reut. Große Verkehrswege und Erzfunde gaben auch vielfach zu Siedlungen Anlaß. Im 14. Jahrhundert soll in Bayern, im 15. in Böhmen die Rodung im wesentlichen beendigt gewesen sein.

München. Dr. Max Mayr.

Galizien. Kalender des Bundes der Deutschen in Galizien auf das Jahr 1911. Zusammengestellt von Josef Schmidt. 8°, 223 S. mit Abb. u. K. Lemberg, Verlag der Bundesleitung.

Als Peter Rosegger vor einiger Zeit den Aufruf zu der nach ihm benannten Sammlung des D. Schulvereins erließ, dachte wohl niemand daran, daß die erste aus diesen Geldern gegründete Schule in — Galizien erstehen würde. Sie wurde im September dieses Jahres (1910) in Mariahilf bei Kolomea eröffnet und 150 d. Kinder, die früher den Unterricht in polnischer Sprache erhielten, hierdurch dem Deutschtum gerettet. Und wieder wurde die Aufmerksamkeit auf die Nachkommen der Schwaben, Böhmerwäldler und Egerländer gelenkt, die einst von Kaiser Josef II. und auch später noch von den österreichischen Regierungen in Galizien angesiedelt wurden und deren Nachkommen, weit über 100000 an der Zahl, trotz aller Versuche, sie zu polonisieren, ihrem Volke treu geblieben sind. Das Deutschbewußtsein ergreift immer weitere Kreise unter ihnen. Vor vier Jahren wurde der Bund der D. in Galizien gegründet, in Przemysl wird das „D. Volksblatt für Galizien" herausgegeben, in den d. Gemeinden Galiziens wurden Raiffeisenkassen gegründet, die kürzlich zu einem Verband deutschlandwirtschaftlicher Genossenschaften in Galizien vereinigt wurden, und nun erscheint für das Jahr 1911 — zum drittenmal — der Kalender des Bundes der D. in Galizien. Der erste Jahrgang dieses Kalenders brachte eine Zusammenstellung aller d. Siedlungen in Galizien, der zweite Volkstrachtenbilder und die verschiedenen deutschgalizischen Mundarten, der dritte bringt Bilder aus dem Leben und Treiben der D. in Galizien. Einige Volkslieder liefern den Beweis dafür, mit welcher Zähigkeit die Deutschgalizier an der Sprache und den Sitten ihrer Vorfahren festhalten. Unter den Kunstdichtungen möchten wir die des Deutschgaliziers Karl Dankwart Zwerger hervorheben. Ein besonderer Aufsatz ist dem Universitätsprofessor Dr. Kaindl und seinem grundlegenden Werke „Geschichte der D. in den Karpathenländern" gewidmet. Das Jahrbuch enthält, ebenso wie die früheren, einen Teil d. Kulturgeschichte und ist deshalb von bleibendem wissenschaftlichen Werte.

Wildshut bei Salzburg. Dr. Hans Pokorny.

[1]) So in: J. Fink u. Dr. H. v. Klenze, Der Mittelberg. 1891.

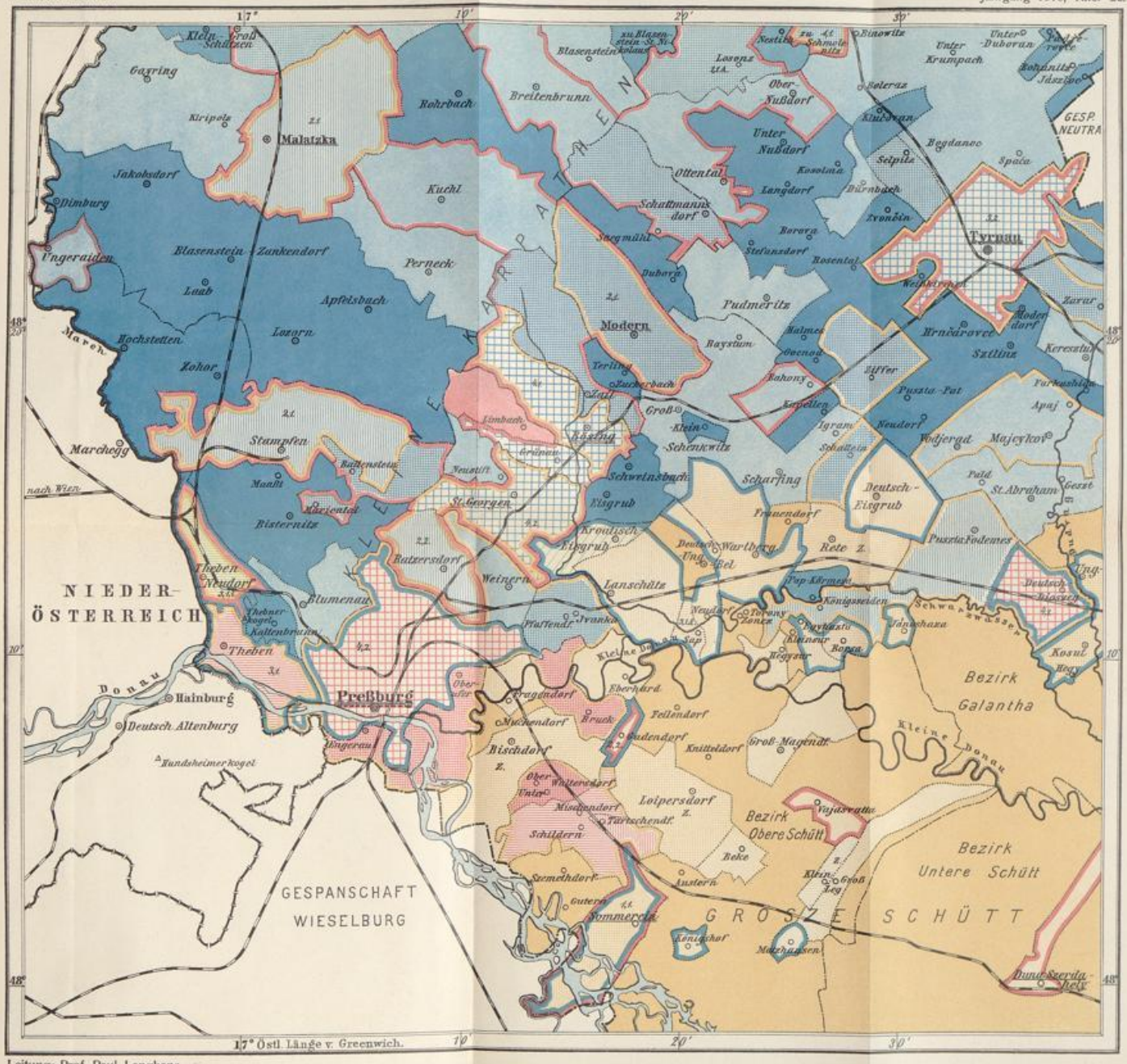
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn

Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900

Blatt IV: Gespanschaft Preßburg

Deutsche Erde IX — Entworfen von Dr. Richard Pfaundler — Jahrgang 1910, Tafel 26.



Leitung: Prof. Paul Langhans

ZEICHEN-ERKLÄRUNG:

Landes-, Gespanschafts- und Bezirks-, Gemeinde- Grenze (nur zwischen national verschiedenen Gemeinden)

Eisenbahn

Gemeinden mit weniger als 1000 / 1000—5000 / 5000—10000 / über 10000 Einw.

Die Amtssitze der Gespanschaftsbehörden sind doppelt, jene der Bezirksbehörden einfach, die Städte mit Munizipalrecht stark punktiert, die Städte mit geordnetem Magistrat leicht punktiert unterstrichen.

Gemeinden mit deutscher / madjarischer / kroatischer / slowakischer / slowenischer absoluter oder relativer Mehrheit: rot / gelb / grün / blau (in der Gespanschaft Preßburg / Eisenburg)

Die Minderheiten über 5 v. H. sind durch Umrahmung der Gemeinde in der betreffenden Farbe dargestellt, wobei die Rahmen von außen an die größte, zweite und kleinste Minderheit bedeuten. Die Stärke der Minderheiten in drei- und mehrsprachigen Gemeinden ist durch beigesetzte Ziffern in der Reihenfolge der Rahmen angedeutet (1 : 5—9,99 v. H., 2 : 10—19,99 v. H., 3 : 20—29,99 v. H., 4 : 30—39,99 v. H.).

»Z« bzw. »A« bedeutet, daß eine Minderheit von Zigeunern bzw. Anderen gebildet wird.

Mischungsstufen: 100—95 / 94,99—90 / 89,99—80 / 79,99—70 / 69,99—60 / 59,99—50 / 49,99—40 / 39,99—30 v. H.

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Druck von Justus Perthes in Gotha

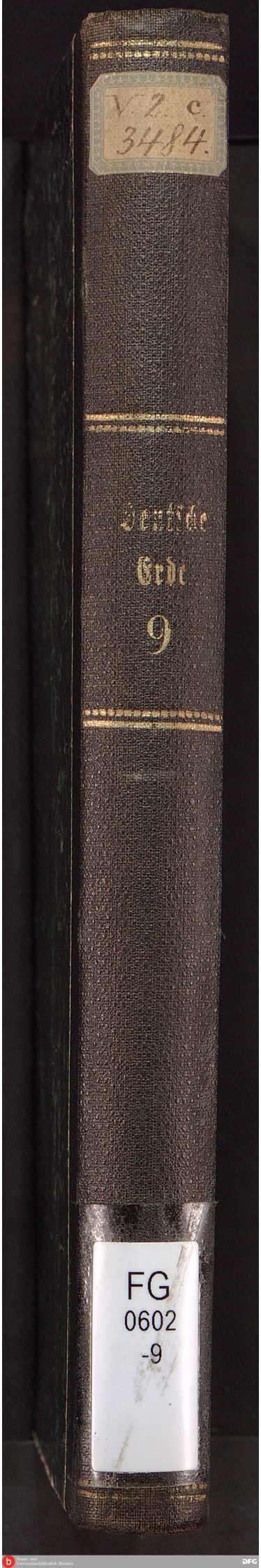
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

G. HURRELMEYER
BUCHBINDEREI
PAPIERHANDLUNG
SCHILLERSTR. 21

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG


V. 2. c.
3484.
Deutsche
Ode
9
FG
0602
-9